4° H.un.
201x

B. St. B.
MÜNCHEN

Hiſtoriſche
MEMORABILIEN

des

In- und Auslandes

für

anziehende Weltbegebenheiten, berühmte Bau- und Kunſtdenkmale, ausgezeichnete Großthaten, Würdigung der Verdienſte erlauchter Fürſten und berühmter Männer &c.

aus mehreren Jahrhunderten geſammelt

und mit kunſtvoll ausgeführten

Original-Federzeichnungen von F. J. N. Geiger

ausgeſtattet.

Verfaßt und herausgegeben

von

Anton Ziegler.

Wien, 1846.

Lechner's Univerſitäts-Buchhandlung.

= Bav. 3935

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gedruckt bei Anton Benko.

In meinen beiden National-Werken, herausgegeben unter dem Titel: „Gallerie aus der öſterreichiſchen Geſchichte“ und „vaterländiſche Immortellen aus dem Gebiete der öſterreichiſchen Geſchichte“*), hatte ich es mir zur Aufgabe gemacht, die Geſchichte des Hauſes Habsburg und Habsburg-Lothringen, ſo wie mehrere hiſtoriſch merkwürdige Perſonen, die mit dieſem allerdurchlauchtigſten Kaiſerhauſe in näherer Verbindung ſtanden, nebſt vielen intereſſanten Begebenheiten aus der Epoche der Babenberger der Wahrheit getreu zu liefern.

Der ungewöhnlich zahlreiche und ſchnelle Abſatz dieſer beiden Werke, gaben den erfreulichen Beweis, daß mein Beſtreben für Vaterlandsgeſchichte auch eine allgemeine Würdigung fand, und daß man ſich für hiſtoriſche Mittheilungen mehr, als für eine andere — gewöhnlich zeitraubende Lectüre — geneigt ſindet.

Um nun dieſer beſonderen Vorliebe für Geſchichte, welche ſich ſeit Kurzem ſelbſt in mehreren Zeitſchriften auffallend äußert, nach Wunſch zu begegnen, habe ich bei der bereits erfolgten Vollendung meiner beiden vaterländiſchen Geſchichts-Werke nebſt mehreren intereſſanten Begebenheiten des Inlandes, auch die wichtigſten Momente aus den geſchichtlichen Jahrbüchern fremder Staaten geſammelt, womit ich dem wißbegierigen Geſchichtsfreunde, eine weltgeſchichtliche Ueberſicht ſo wenig koſtſpielig als möglich in die Hand zu legen beabſichtige.

Dieſe Leiſtungen werden demnach bloß jene geſchichtlichen Ereigniße der fremden Staaten, ſo wie des Inlandes zum Gegenſtande haben, die mit einem wichtigen Erfolge begleitet, und deren Wirkungen oder Denkmale ſich theilweiſe noch bis auf die heutige Zeit erſtrecken, und von wiſſenswerther Wichtigkeit ſind.

---

*) Gallerie aus der öſterreichiſchen Geſchichte. 3 Quartbände mit 146 hiſtoriſchen Bildern. Preis 14 fl. C. M. Vaterländiſche Immortellen aus dem Gebiete der öſterreichiſchen Geſchichte. 4 Quartbände mit 196 hiſtoriſchen Bildern. Preis 18 fl. 40 kr. C. M. Von dieſen beiden Geſchichtswerken wurden im Verlaufe von drei Jahren über 7000 complette Exemplare abgeſetzt.

Der Geſchichtsfreund wird dabei eine angenehme und lehrreiche Beſchäftigung finden, und zugleich bei dem vielſeitigen Vorurtheile — als wäre nur das Ausland allein berufen, die wichtigſten Begebenheiten, beſonders der neueſten Zeit durch Bild und Text gehaltvoll zu liefern — ſich die vollkommene Ueberzeugung verſchaffen, daß zweckmäßige Leiſtungen auch im Inlande die möglichſte Beförderung erlangen.

Der Verfaſſer.

I.Bd.I.

Bayeriſche Staatsbibliothek MÜNCHEN

Deutſchland.

Papſt Gregor der VII. im Kampfe mit Kaiſer Heinrich dem IV.

Kaiſer Heinrich IV. ſteht flehend zu Kanoſſa im Bußgewande, um die Löſung des gegen ihm ausgeſprochenen Bannes von dem Papſte zu erlangen.

Jahr 1077.

Die Regierung des deutſchen Kaiſers Heinrich des IV. aus dem Hauſe der ſaliſchen Franken (vom Jahre 1066 bis 1106) war eine Kette von Mühſeligkeiten, Unglück, Erniedrigungen und Verrath.

Als ſein Vater Kaiſer Heinrich III. im Jahre 1056 ſtarb, war Heinrich IV. erſt ſechs Jahre alt. Seine Mutter, die Kaiſerin Agnes, eine ſehr einſichtsvolle und edle Frau, übernahm zuerſt ſeine Erziehung, und zugleich auch die Regierung des Reichs. Hier fand ſie aber einen ſchweren Stand, nachdem ſie mit vielen trotzigen Großen des deutſchen Reichs zu kämpfen hatte, welche ſelbſt der energiſche Heinrich III., der doch drei Päpſte nach einander abſetzte, und auch die herzogliche Gewalt mit der Krone zu verbinden ſtrebte, dennoch nicht bändigen konnte. Für Heinrich den IV. war es alſo ein unglücklicher Umſtand, daß er bei dem Tode ſeines Vaters noch ſehr jung war, und dieß zu einer Zeit, wo geiſtliche und weltliche Herren der ſtrengen Regierung ſeines Vaters ſchon müde, nun die ſchönſte Gelegenheit erſahen, während ſeiner Unmündigkeit die verhaßten Feſſeln abzuwerfen und wieder ſelbſtſtändig aufzutreten.

Ein noch größeres Unglück für den jungen Heinrich entſtand aber daraus, daß er zur Zeit ſeiner erſten Erziehung in die Hände zweier Männer kam, welche in ihren Anſichten und Leidenſchaften einen ſtrengen Gegenſatz bildeten, und damit das Gemüth des neuen Herrſchers ſeinen Völkern entfremdeten. Einer davon war der Erzbiſchof Hanno von Köln, ein frommer, ernſter und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, jedoch von einer unerſättlichen Herrſchſucht erfüllt, die ihn bewog, an die Spitze einer Partei zu treten, welche der Kaiſerin abgeneigt war, und ihr den zwölfjährigen Prinzen mit Gewalt raubte. Hanno machte ſich nun zum Reichsverweſer, bereicherte ſeinen Anhang mit den Gütern des verſtorbenen Kaiſers, und nöthigte zuletzt die Kaiſerin, das Reich zu verlaſſen.

Zu jener Zeit befand ſich auch in Bremen ein Biſchof, Namens Adalbert, der in einem großen Anſehen ſtand, und dieſen ſuchte nun Hanno gleichfalls in ſein Intereſſe zu ziehen. Adalbert war ein Mann von ausgezeichneten Gaben, großer Thätigkeit und einem unbeſcholtenen Lebenswandel, liebte aber zu ſehr Pracht und Verſchwendung, und benöthigte daher fortwährend Geld.

Adalbert gewann durch ſeine einſchmeichelnde Manier bald das Herz des jungen Heinrichs, den Hanno mit Strenge bewachte; allein dieſer Umſtand wäre ohne beſondere Folgen geblieben, wenn nicht die Grundſätze dieſer beiden geiſtlichen Fürſten ſich gerade entgegen geweſen wären.

Hannos Abſicht ging nämlich dahin, die Macht und Unabhängigkeit der Großen ſo viel wie möglich zu erweitern, während Adalbert ihre Beſchränkung wünſchte und in Heinrich eine Zuchtruthe für dieſelben zu erziehen gedachte. Da Adalbert dem künftigen Beherrſcher alle ſeine Launen und Begierden befriedigen half, ſo war es kein Wunder, daß dieſer dem mönchiſchen Hanno abgeneigt, und ſonſt noch leichtſinnig und hochfahrend wurde. Nun waren aber dem Erzbiſchofe beſonders die Sachſen verhaßt geweſen, weil dieſe ihm in ſeinen beabſichtigten Zwecken oft Hinderniſſe in den Weg legten und dieſe Abneigung übertrug er jetzt auch auf ſeinen Zögling, die dann in der Folge vor Allem die Kette jenes Unglücks war, welche Heinrichs lange Regierung auszeichnet.

Nachdem Heinrich ſein ſechzehntes Jahr erreicht hatte, erklärten ihn die meiſten Reichsfürſten, welche auf Adalberts Allgewalt bereits eiferſüchtig waren, auf einer Verſammlung zu Tribur für volljährig, und Adalbert mußte jetzt auf ihr dringendes Begehren den kaiſerlichen Hof verlaſſen, worauf Hanno wieder in ſein voriges Recht eintrat.

Aber Adalberts Erziehungsgrundſätze hatten bereits in dem Herzen des jungen Königs zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß ſie der ernſte Hanno mehr hätte ausrotten können, und Heinrich ließ daher ſeine Gewalt den Sachſen deutlich fühlen. Im ganzen Lande legte er Burgen an, und beſetzte ſie mit ſeinen Dienſtleuten, die ſich nach dem Beiſpiele ihres Herrn allen ſinnlichen Lüſten ungeſtört überließen.

Bis zum Jahre 1072 dauerte Hannos Einfluß, wenn auch nur im geringen Grade, doch bei Heinrich fort, aber nun entließ ihn der bereits volljährige Heinrich gänzlich, und Adalbert, der ſchon längſt wieder an ſeinem Hofe ſich befand, beherrſchte ihn jetzt mehr, wie früher. Mit einer beiſpielloſen Leichtſinnigkeit und Strenge behandelte Heinrich fortwährend die Sachſen; ſeine Mannen durchſtreiften von ſeinen Burgen das ganze Land, trieben die Heerden der Landleute hinweg, erpreßten drückende Steuern, ſchändeten die Töchter und Weiber der Unterthanen, und zwangen die Männer zur Frohne bei dem Schlöſſerbaue. Als nun Heinrich an die Sachſen ein Aufgebot zu einem Zuge nach Polen ergehen ließ, verweigerten ſie ihm den Gehorſam und traten ſogar in einen förmlichen Bund wider ihn zuſammen.

Da erſchien endlich vor Goslar, wo Heinrich gewöhnlich reſidirte, ein Heer von 60,000 Sachſen, denen er nur mit Noth nach einem ſeiner feſteſten Bergſchlöſſer, nämlich der Harzburg entkommen konnte. Da ihm aber auch bis hieher die Sachſen nachfolgten, und er in dieſer Veſte gegen ihre Ueberzahl ſich nicht zu vertheidigen vermochte, ſo entwich er heimlich in einer Nacht durch Wälder, Um- und Abwege, und gelangte endlich nach Eſchwege in Heſſen. So weit verfolgten ihn die Sachſen zwar nicht, denn ſie hatten eine andere Abſicht, und zerſtörten faſt alle von Heinrich in ihrem Lande erbauten Burgen, die Harzburg ſelbſt nicht ausgenommen, wobei die wirklich ſchöne Kirche ebenfalls in Aſche fiel.

Dieſer Umſtand verdarb den Sachſen viel, denn Heinrich verklagte ſie deßhalb bei dem Papſte Gregor den VII. (vor Beſteigung des päpſtlichen Stuhls Hildebrand genannt), und dieſer fand nun eine gute Veranlaſſung ſich in die deutſchen Händel einzumiſchen Indeſſen gewann Heinrich in Deutſchland wieder großen Anhang, obſchon die Reichsfürſten heimlich die Abſicht hatten, den Herzog Rudolph von Schwaben an ſeiner Statt zum Kaiſer von Deutſchland zu erwählen. Heinrich zog nun im Jahre 1075 wider ſeine alten Feinde die Sachſen, und traf ſie am 8. Juni bei Hohenberg an der Unſtrutt, wo er, obſchon ſich dieſe hartnäckig vertheidigten, dennoch einen glänzenden Sieg über ſie erfocht, den er aber mit dem Verluſte vieler ſeiner Edlen erkaufen mußte, worunter ſich auch der Markgraf von Oeſterreich, Ernſt der Tapfere, befand.

Heinrich benützte aber ſeinen Sieg nicht mit Mäßigung, ſondern behandelte die gefangenen ſächſiſchen Fürſten mit außerordentlicher Strenge, und auch das Volk ſeufzte wieder unter ſeinem Drucke.

Da wendeten ſich die Sachſen in ihrer Noth ſelbſt an den Papſt Gregor den VII., welcher jetzt ihre Klage mit Begierde ergriff, um den übermüthigen deutſchen Kaiſer zu demüthigen, und ſomit den Einfluß, den ſein Vater an dem römiſchen Hofe mit durchgreifender Macht ausgeübt hatte, an ſeinem Sohne zu ſchwächen. Gregor forderte auf die Anklage der Sachſen, daß nämlich Heinrich in ihrem Lande auf eine unverantwortliche Weiſe verfahre, denſelben vor ſeinen Richterſtuhl, um ſich daſelbſt in Rom zu verantworten, und drohte ihm mit dem Banne, wenn er nicht erſcheinen würde.

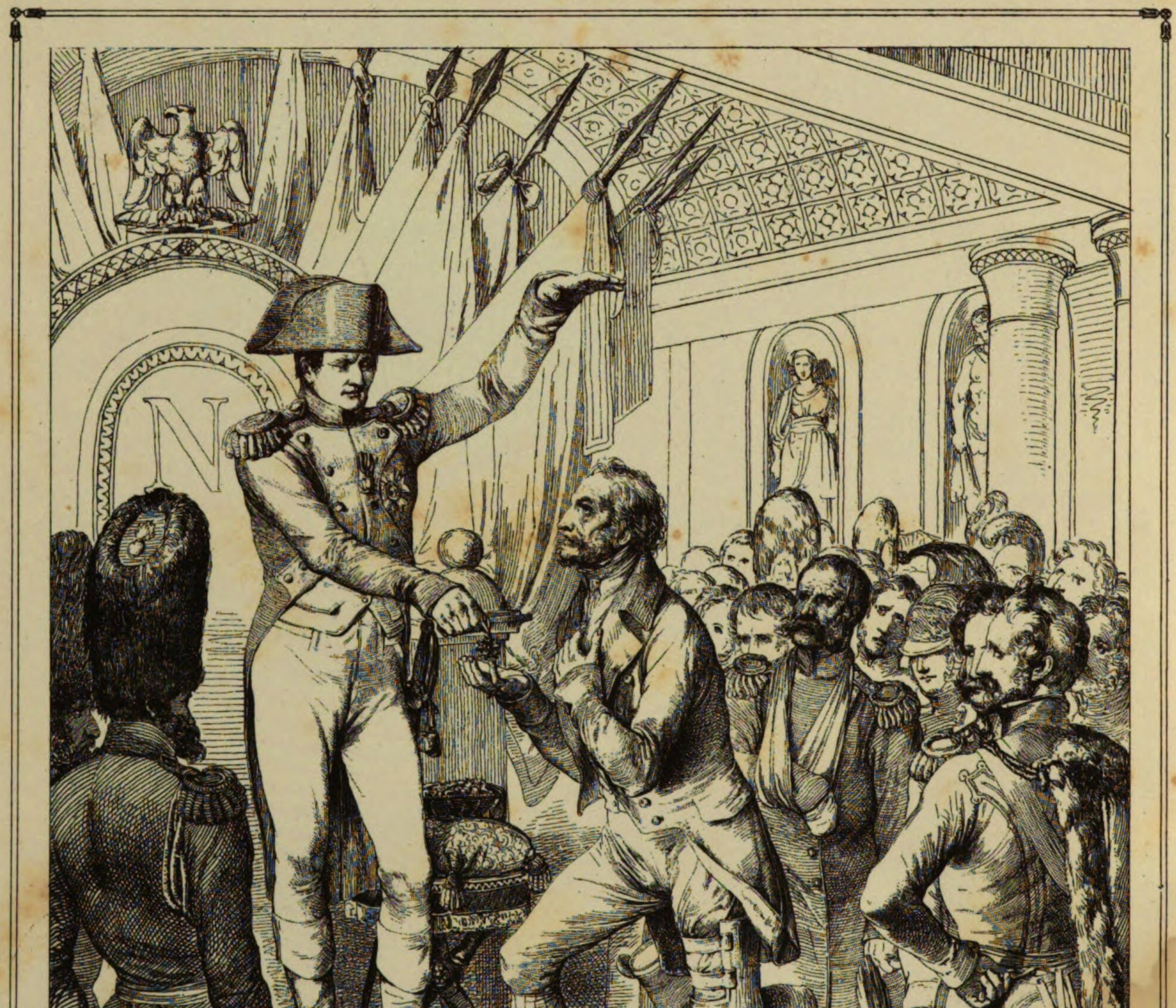
Heinrich, über dieſe Zumuthung des Papſtes erzürnt, verſammelte in Worms die deutſchen Biſchöfe, und ließ ihm durch ſie den Gehorſam aufkünden. Gregor, welcher von den innern Verhältniſſen Deutſchlands, die eben nicht zu Gunſten Heinrichs waren, genaue Kenntniſſe hatte, ließ ſich aber durch den Ausſpruch der deutſchen Biſchöfe nicht im Geringſten beunruhigen, und ſprach noch in demſelben Jahre den Bann wider ihn aus, worauf ſich Heinrich zu ſeinem größten Leidweſen bald nach der Bekanntmachung der Bannbulle in Deutſchland von den meiſten ſeiner Anhänger verlaſſen ſah. Sogleich erhoben ſich auch die Sachſen aufs Neue gegen ihn, und ſelbſt die meiſten Fürſten des Reichs erkannten auf einer Verſammlung zu Tribur, den Bann des Papſtes für rechtmäßig.

Heinrich, das Gefahrvolle ſeiner Lage jetzt klar einſehend, ließ den Fürſten die größten Verſprechungen machen; allein dieſe, auf ſeinen bisherigen Leichtſinn ungehalten, wollten ihn erſt dann als ihren rechtmäßigen Herrſcher wieder erkennen, wenn ihn der Papſt vom Banne würde losgeſprochen haben. Auf dieſe Weiſe blieb nun dem gedemüthigten Heinrich kein anderer Ausweg mehr übrig, als die Löſung des gegen ihn verhängten Bannes bei dem Papſte Gregor den VII. ſelbſt anzuſuchen.

Mitten im harten Winter des Jahres 1077 reiſete alſo der unglückliche Heinrich über die Eisfelder der Alpen nach Italien, auf welchem beſchwerlichen Wege ihn auch ſeine Familie begleitete. Gregor war bereits auf dem Wege nach Deutſchland, als er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen die Ankunft Heinrichs in der Lombardie erfuhr; weßhalb er ſogleich von ſeinem Wege abging, und ſich nach Kanoſſa wandte.

Hier wohnte Mathilde, die Markgräfin von Toskana, eine ſchöne und edle Dame, welche einen prächtigen Hofſtaat führte, und mit Gregor ſchon längſt in einem eifrigen Briefwechſel ſtand. Zu ihr zog nun auch Heinrich, und bat ſie um ihre Verwendung bei dem Papſte. Dieſer aber blieb bei der Fürbitte mehrerer anſehnlichen Fürſten, und ſelbſt der Anverwandten Gräfin Mathilde in ſeinem Beſchluſſe unbeweglich, und wollte ſich nur nach vorhergegangener Buße wieder mit ihm ausſöhnen. Heinrich mußte alſo, um dieſen Begehren nachzukommen, durch drei Tage (vom 28. bis 30. Jänner) in der ſtrengen Kälte, mit entblößtem Haupte, barfuß, von allem königlichen Schmucke beraubt, bloß mit einem ſchlechten leinernen Trauerhemde bekleidet, in einem Hofraume des Schloſſes von früh Morgens bis auf den Abend ohne Speiſe und Trank ſtehen, und mit dem Beten der ſieben Bußpſalmen den Papſt um Vergebung und Erbarmen anflehen. Erſt am vierten Tage ließ ihn der Papſt vor ſich, und ſprach den unglücklichen und entſtellten Kaiſer in Gegenwart ſeiner Begleitung mit ernſten Worten und ſtolzer Miene von dem Banne los.

Dieſer Akt einer ungewöhnlichen und unerhörten Strenge, ſo wie die Bedingung — daß er auf der nächſten Reichsverſammlung zu Augsburg zu erſcheinen, und daſelbſt zu erwarten habe, ob er Kaiſer bleiben könne, ferner, daß er ſich aller Reichshandlungen und Regierungsgeſchäfte bis dahin gänzlich zu enthalten habe, und künftig gebunden ſeyn ſoll, dem römiſchen Stuhl in Allem zu gehorchen — erregte aber bei den Italienern, die längſt ſchon mit Gregor unzufrieden waren, großes Mißfallen, und dieſe eiferten daher den Kaiſer, der bei ſeiner Losſprechung für ſeine Perſon und ſeine Macht ſo große Erniedrigungen eingehen mußte, durch ihren zugeſicherten Beiſtand dahin, daß er nicht das Geringſte von demjenigen zuhielt, was er dem Papſte verſprochen hatte. Der Papſt ließ aber nicht nach, die deutſchen Fürſten dahin zu bewegen, daß ſie einen Gegenkaiſer nach dem andern wählten, und mit dem Kaiſer Heinrich bis an ſeinen Tod in der größten Uneinigkeit lebten.



I.Bd. 2.

Frankreich.

Die Stiftung der Ehrenlegion.

Buonaparte ſteht auf einer Tribune von mehreren Officieren umgeben, und vertheilt das Ordenszeichen der Ehrenlegion an die Verdienſtvollen.

Jahr 1802.

Als die franzöſiſche Revolution bereits im Jahre 1791 nach einer kaum zweijährigen Dauer eine ſo furchtbare Höhe erreichte, daß der größte Theil des Adels das Land flüchtig verließ, um unferne von dem Vaterlande das nackte Leben zu retten, beſchloß die National-Verſammlung die Güter jener Emigranten, ſo wie auch alle Kirchengüter für den Staat einzuziehen, und aus dem Erlöſe derſelben die Verdienſte der Armee zu belohnen, welche Belohnung in tauſend Millionen Franken beſtehen ſollte.

Der Verkauf dieſer Güter ging aber nicht in jenem Verhältniſſe vorwärts, als die Lenker des Staats es wohl gewünſcht hatten, und da bald darauf dieſe neue Republik von halb Europa feindlich angegriffen wurde, ſo konnte ſie bei dem geleerten Staatsſchatze und dem gänzlichen Mangel an Kredit, die jetzt mehr als ſonſt in Anſpruch genommene Armee nicht nach Verdienſt belohnen.

Erſt das Jahr 1802 bezahlte dieſe Schuld der Nation; jedoch nicht der Armee allein, die allerdings bis zu dieſer Zeit außerordentlich tapfere Thaten verrichtet und Frankreich zur erſten politiſchen Macht des Kontinents erhoben hatte, ſondern auch der Civilſtand ſollte an einer Belohnung Theil nehmen, wenn irgend ein Mitglied desſelben ſich um den Staat vorzüglich verdient gemacht haben würde, welche Anſicht alſo die Stiftung des Ordens der Ehrenlegion durch Buonaparte herbei führte.

Um aber die Motive dieſer neuen Ordensſtiftung heller zu beleuchten, iſt es nothwendig um einige Jahre rückwärts zu ſchreiten.

Das Directorium, die letzte revolutionäre Staatsbehörde in Frankreich empfing bald nach der Zurückkunft Buonapartes aus Aegypten durch ihn ſelbſt den Todesſtreich (November 1799), nachdem ein proviſoriſches Konſulat gebildet wurde, an deſſen Spitze Buonaparte ſelbſt ſtand. Hatte dieſer Mann bisher im Felde Außerordentliches geleiſtet, ſo erſtaunte man jetzt nicht weniger über ſeinen politiſchen Scharfblick, bei welcher Gelegenheit der Abbé Sieyes, dieſer Konſtitutionenmacher, der mit Roger-Ducos das Konſulat mit Buonaparte theilen ſollte, zu einigen ſeiner Freunde äußerte: daß ſie jetzt Alle einen Meiſter hätten, der Alles wiſſe, Alles thue und auch Alles vermöge.

Auf ſolche Art war alſo Buonaparte durch die Ueberlegenheit ſeines Genies erſter Konſul der Republik, oder was einerlei iſt, der wirkliche Regent von Frankreich.

Allein dieſe höchſte Würde des Staats, die Buonaparte in dieſem Augenblicke begleitete, war nur auf kurze Dauer eingeſchränkt, denn nach Verlauf von drei Jahren ſollte er, ſo wie ſeine beiden Collegen wieder von ihrer Höhe herabſteigen und in den Privatſtand zurücktreten, um einem neuen erſten Konſul Platz zu machen.

Eine ſo kurze Machtvollkommenheit vertrug ſich aber nicht mit dem Ehrgeize Buonapartes, der gleich dem Julius Cäſar lieber der Erſte in einem Dorfe, als der Zweite zu Rom ſeyn wollte. Auch war ſeine Konſular-Regierung für Frankreich höchſt ruhmvoll und heilſam; denn nicht nur wurde die Gluth der Revolution im Innern gedämpft und dem Lande Ruhe und Ordnung wieder geſchenkt, ſondern auch nach Außen hin ſtrahlte der Glanz dieſes ungewöhnlichen Mannes in ſeinen herrlichen Siegen.

Der Friede von Lüneville (Februar 1801, eine Folge der Schlacht von Marengo, gab der Republik Italien und den Rhein, ſo wie Frankreich einen überwiegenden Einfluß über Deutſchland und Europa überhaupt. Alle dieſe Vortheile hatte man aber dem erſten Konſule zu verdanken, der im Felde wie im Kabinete gleich ausgezeichnet war. Aus Dankbarkeit verlängerte nun der Senat das Konſulat Buonapartes auf weitere zehn Jahre; allein auch dieſe vergängliche Friſt gab dem Lenker des Staates nur eine temporäre Oberhoheit, deren Entäußerung dann um ſo ſchmerzlicher fallen mußte. Als daher Buonaparte der Republik auch von Seite Englands, dieſes älteſten und gefährlichſten Feindes durch den Frieden von Amiens (1802) Sicherheit und Achtung gegeben hatte, ſo beſchloß der Senat demjenigen, welchen man nach der allgemeinen Stimme Alles ſchuldete, die Dankbarkeit dadurch zu bezeigen, daß man ihm das Konſulat für die Dauer ſeines Lebens antrug, welcher Akt ihm in einer feierlichen Sitzung als der Wille des Volkes überreicht wurde.

In der Zwiſchenzeit dieſes Senatsbeſchluſſes, der Buonaparte das Konſulat auf zehn Jahre, und des Volksbeſchluſſes, der ihn ſolches für die ganze Lebensdauer übertrug, fällt nun ſeine Stiftung des Ordens der Ehrenlegion (19. Mai 1802).

Buonaparte wollte, daß dieſe Auszeichnung bloß dem Verdienſte zu Theil werden ſollte, und daß der erworbene Ruhm höher ſtehe, als ererbte Auszeichnungen des alten Adels. Er huldigte dadurch den Grundſätzen der neuern Philoſophie in Frankreich, welche Belohnungen ohne Rückſicht auf Abſtammung bloß den ihrer Würdigen ertheilt. Dennoch wurde aber

dieſe Ordenseinſetzung nicht ohne Widerſtand, und zwar von Seite einiger Männer bewerkſtelliget, welche man weder ariſtokratiſcher Eiferſucht, noch demokratiſcher Ueberſpannung beſchuldigen konnte.

Buonaparte erſtaunte darüber, wie man eine Dekoration, welche den Stempel der Gleichheit an ſich trägt, als unſtatthaft zu erklären bemüht war, und widerlegte den Einwurf, daß er ein rein militäriſcher Orden werden würde, ganz kurz mit folgenden Worten: »Hätte ich eine ſolche Idee vor Augen gehabt, ſo wäre ſie jetzt nicht an der Zeit, wo die franzöſiſche Nation frei iſt. Unſere Republik bildet eine Maſſe von 30 Millionen Menſchen, welche durch Aufklärung, Eigenthum und Handel vereinigt ſind, und einen gemeinſchaftlichen Zweck vor Augen haben; nähmlich: Wohlfahrt und Ruhm. Gegen eine ſolche Menge verſchwinden drei- bis vierhunderttauſend Soldaten, und die Nation ſelbſt bildet die Armee. Wollte man das Militär von dem Civilſtande trennen, ſo würde man ſich bald überzeugen, daß es kein anderes Geſetz, als das ſeiner Stärke kennt, und überall bevorzugt zu werden verlangt; denn das Eigenthümliche des Militärs iſt der Despotismus, während die Civiliſten Alles der freien Berathung, der Wahrheit und der Vernunft unterwerfen. Wenn es ſich daher um die Frage des Vorrangs handelt, ſo nehme ich nicht den geringſten Anſtand, dieſen dem Civilſtande zuzuſprechen, indem ich ſelbſt nicht als General über Frankreich herrſche, ſondern bloß deßhalb zu dem Poſten eines Konſuls berufen worden bin, weil die Nation in mir die zum regieren nöthigen bürgerlichen Eigenſchaften zu erblicken glaubt. Die Ehrenlegion, dieſes Wort, woran man ſich ſtoßt, iſt alſo eine Belohnung für das Verdienſt, weſſen Standes der Empfänger auch immer ſeyn möge.«

Nachdem alſo auf ſolche Weiſe der Widerſpruch, als ſollte unter dem Worte Ehrenlegion bloß eine Konſular-Garde, ähnlich der berüchtigten Prätorianiſchen der alten Römer gedacht werden, gehoben ward, hielt Buonaparte das erſte Kapitel am 19. Mai 1802 in dem Palaſte der Tuilerien. Auf einer mit Fahnen geſchmückten Tribune ſtand ein kleiner Stuhl mit einem koſtbaren Polſter, und auf dieſem befand ſich ein zierliches Gefäß, in welchem die Ordensdekorationen aufbewahrt lagen.

Buonaparte ſtand in Generals-Uniform neben dem kleinen Stuhle von einigen ſeiner ausgezeichnetſten Officiere umgeben, und rief die Namen derjenigen auf, welche mit dieſem Orden zuerſt geſchmückt werden ſollten, und ſchon früher zuſammen berufen waren.

Der Glückliche, welcher zuerſt aus ſeinen Händen dieſe Auszeichnung erhielt, war ein hochbejahrter Mann in Civilkleidung und mit einem Stelzfuße, der ſein Bein in der Schlacht bei Marengo verloren hatte, und mit einer kleinen Penſion im Lande lebte.

Als dieſer Mann das Ordenszeichen erhielt, benetzten Thränen der Freude ſeine gefurchten Wangen, und er vermochte kaum auf Buonapartes Anrede zu antworten.

Nach ihm erhielten noch viele andere, doch größtentheils dem Militärſtande angehörige Perſonen, die Auszeichnung, welche, wie leicht begreiflich, eine neue Gewalt in ſeine Hände legte, und ihm die beſondere Anhänglichkeit Vieler erwarb.

Dieſer Orden der Ehrenlegion beſtand aus einem Sterne mit fünf doppelten Strahlen, und das Bildniß Napoleons mit der Umſchrift: »Napoleon, erſter Konſul,« woraus ſpäter »Kaiſer und König« wurde. Auf der Kehrſeite befand ſich der franzöſiſche Adler mit Blitzen in den Krallen, und die Umſchrift: »Ehre und Vaterland.«

Ein Gemeiner, der dieſen Orden trug, erhielt jährlich 250, ein Officier 1000, ein Kommandeur 2000, die Großofficiere aber jeder 5000 Franken, als Ehrenſold.

Man trug den Orden an einem über die Schulter hängenden Bande zur linken Seite.

Nachdem Napoleon in Folge der Schlacht bei Leipzig nach Frankreich zurück zu fliehen, und endlich ſelbſt zur Entſagung ſeines Thrones genöthigt worden war, behielt die neue Dynaſtie dieſe Auszeichnung bei, wodurch die Ehrenlegion eine wahre National-Anſtalt wurde, nur daß nach der Reſtauration König Ludwig XVIII. die Dekoration dem neuen Königthume gemäß einrichtete, indem im Sterne das Bild Napoleons verſchwand, und jenem des Königs Heinrich des IV. Platz machte*), ſo wie auf der Kehrſeite an die Stelle des Adlers die Lilien traten.

Neben dieſem Orden ſtellte aber Ludwig auch noch die alten königlichen Orden vom heiligen Geiſte, vom heiligen Ludwig und vom heiligen Lazarus her; allein, nach der im Juli 1830 entſtandenen Revolution**), welche König Karl dem X. das Land zu verlaſſen, und Schutz und Hilfe im Auslande zu ſuchen zwang, wurden die drei letztgenannten alten königlichen Orden wieder abgeſchafft, und die Ehrenlegion als der einzige Orden Frankreichs für alle Arten des Verdienſtes angenommen.

Die Zahl der Mitglieder dieſes Ordens iſt nicht beſchränkt, jedoch wird bei der Vertheilung desſelben nur mit großer Behutſamkeit und zugleich ſparſam zu Werke gegangen.

---

*) Heinrich IV. wurde nach dem gewaltſamen Tode Königs Heinrich des III. von Frankreich im Jahre 1589, jedoch erſt nach vielen Kämpfen König dieſes Reichs, und regierte bis zum Jahre 1610, wo er von dem fanatiſchen Raveillac ermordet wurde. Es war einer der beſten Regenten Frankreichs, der ſich das Wohl ſeiner Unterthanen aufrichtig angelegen ſeyn ließ. Die Franzoſen lieben ihn noch heut zu Tage, ſo wie ihn ſeine damaligen Unterthanen den Vater des Vaterlandes nannten.

**) Die Julius-Revolution im Jahre 1830, welche dem Könige Karl den X. die Krone koſtete, war gleichſam die letzte Zuckung der alten franzöſiſchen Revolution, und ging aus dem Principe der Volksſouveränität hervor. Als nämlich Karl X. den Thron beſtieg, beſchwor er die Charte, in welcher die Rechte und Freiheiten des Volks enthalten waren. Auf den Rath einiger Miniſter wollte er aber dieſelben einſchränken, und dieſes hatte zur Folge, daß ſich die Bürger von Paris wider ihn erhoben, und ihn nach einem blutigen Kampfe vom Throne entfernten. An ſeiner Stelle erwählten ſie dann den nächſten Seitenverwandten des Herrſcherſtammes, den Herzog von Orleans Philipp Ludwig den I. als König der Franzoſen.

I.Bd.3.

Schweden.

Die Thronbeſteigung der Königin Chriſtina.

Der Marſchall führt die junge Königin mitten unter die Verſammlung der Reichsſtände, bei welcher Gelegenheit ſie beſonders ein Mann aus dem Bauernſtande recht aufmerkſam betrachtet.

Jahr 1632.

Die wegen ihres ſonderbaren Charakters ſo berühmt gewordene Königin Chriſtina von Schweden war eine Tochter Guſtav Adolphs, des merkwürdigſten und größten aller ſchwediſchen Könige, und der durch ihre Schönheit und ihren Geſchmack für Künſte, ausgezeichneten Prinzeſſin Maria Eleonora von Brandenburg.

Chriſtina ward am 8. December 1626 zu Stockholm geboren, und wurde ſchon im Frühjahre des folgenden Jahres von den ſchwediſchen Ständen zur Erbin des Reichs erklärt.

In ihrem zweiten Lebensjahre nahm ſie Guſtav Adolph auf einer Reiſe nach Kolmar mit. Da nun der Befehlshaber dieſer Stadt ohne Erlaubniß des Königs es nicht wagen wollte, die Kanonen zu löſen, um das Kind nicht zu erſchrecken, erwiederte Guſtav: »Laßt ſie immer löſen, ſie iſt ja die Tochter eines Soldaten, und muß ſich an den Kanonendonner gewöhnen.« In der That ließ auch Chriſtina darüber viele Freude merken, was dem königlichen Vater ungemein gefiel.

Er führte ſie ſeit dieſer Zeit zu den Muſterungen ſeiner Kriegsvölker, und ſie bewies in ihrer zarten Kindheit überall einen ſo frühzeitigen Muth, daß ihr der König im Scherze verſprach, ſie einſt an ſolche Orte mitzunehmen, wo ſie ihre kriegeriſche Luſt vollkommen befriedigen könne.

Bei ſeiner Abreiſe nach Deutſchland, welche im Jahre 1630 geſchah, hatte man ſie eine kleine Abſchiedsrede lernen laſſen, welche ſie an ihn halten ſollte; Guſtav war aber zu ſehr beſchäftigt, als daß er auf ſie hätte Acht nehmen können. Da dieſes die kleine Prinzeſſin merkte, zog ſie ihn am Kleide zu ſich, worüber der König ſo ſehr gerührt wurde, daß er ſie in ſeine Arme ſchloß und ſich der Thränen kaum enthalten konnte.

Nachdem die Königin ihren Gemal auf ſeiner Reiſe begleitete, trug Guſtav die Aufſicht über die Erziehung ſeiner Tochter der Prinzeſſin Katharina auf, welche ſeine Schweſter und an den Pfalzgrafen Johann Kaſimir verheirathet war.

Nun begann Guſtav den höchſt merkwürdigen Krieg in Deutſchland. Er trug deßhalb den Reichsſtänden ſeinen Entſchluß in einer kraftvollen Rede vor, und empfahl ihnen, in dem Vorgefühle, daß er ſein Vaterland nicht wieder ſehen würde, ſeine Tochter Chriſtina als Thronerbin, während er die Regierung mit Ausſchließung ſeiner, übrigens zärtlich geliebten Gemalin, einem Ausſchuſſe von Reichsräthen anvertraut hatte. Seine Landung geſchah mit 13,000 Mann an den Küſten von Pommern, wo er bereits Schwierigkeiten aller Art fand, die ihm zum Theile ſelbſt von jenen Fürſten veranlaßt wurden, für deren Sache zu fechten er gekommmen war; doch ſeine Klugheit, ſein Edelmuth und ſeine Ausdauer ſiegten über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche.

Heldenthaten, die einzig in der Geſchichte da ſtehen, verrichtete er an der Spitze ſeines Heeres, und fiel auch als ein unbeſiegter Feldherr in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 unferne des ſeitdem ſogenannten Schwedenſteins an der Landſtraße*).

Sobald der Tod des Königs in Schweden bekannt wurde, traten die Reichsſtände zuſammen, um ſogleich die junge Prinzeſſin, die damals erſt ſechs Jahre zählte, zur Königin auszurufen.

Als der Marſchall den Ständen dieſen Antrag machte, unterbrach ihn ein Mann aus dem Bauernſtande mit der Frage: »Wer iſt dieſe Tochter Guſtavs? Wir kennen ſie nicht und haben ſie niemals geſehen!« Zugleich hörte man in der Verſammlung ein Murmeln, welches dem fragenden Bauer Beifall zu geben ſchien. Darauf ſtand aber der Marſchall mit den Worten von dem Sitze auf: »Ihr ſollt ſie ſogleich ſehen;« und als er ſie aus ihrem Zimmer geholt, und in den Verſammlungsſaal gebracht hatte, ſtellte er ſie mitten vor die Stände, beſonders aber vor jenen Bauer, der die Frage gethan hatte, und der ſie auch recht aufmerkſam betrachtete. »Ja ſie iſt's,« rief er endlich aus; »das iſt die Naſe und Stirn, das ſind die Augen des Königs Guſtav; ſie ſoll unſere Königin ſeyn.«

---

*) Die näheren Umſtände ſeines Todes wurden lange Zeit auf ſehr verſchiedene und widerſprechende Art erzählt. Namentlich beſchuldigte man den Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg den König gemordet zu haben. Durch die Bekanntmachung der Briefe des Pagen Auguſt von Leubelfing, der an ſeiner Seite verwundet wurde, ſcheint es indeſſen außer Zweifel geſetzt zu ſeyn, daß Guſtav durch die Kugeln kaiſerlicher Küraſſiere getroffen wurde. Sein blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird; den Leichnam führte der edle Bernhard von Weimar nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern; ſein Herz ward aber, nachdem die Section in der Schulſtube zu München Statt gefunden hatte, in der daſigen Kirche beigeſetzt.

Chriſtina wurde nun zur Königin erklärt, und die Obervormundſchaft nach dem ausdrücklichen Wunſche des Königs von den fünf oberſten Beamten des Reichs, unter welchen der Großkanzler Oxenſtierna der vornehmſte war, übernommen.

Dieſe Vormünder ſorgten für die Erziehung und Ausbildung der jungen Königin, da nach dem mündlichen und ſchriftlichen Willen Guſtavs ſeine Tochter Chriſtina in allen Stücken wie ein Prinz erzogen und unterrichtet werden ſollte.

Dieſem Wunſche des Königs kam man auch auf das Genaueſte nach, was ſelbſt den Neigungen der jungen Prinzeſſin ganz angemeſſen war.

Die junge Chriſtina hatte einen natürlichen und unüberwindlichen Widerwillen gegen Alles, was das weibliche Geſchlecht thut, und man konnte ihr daher niemals eine von den weiblichen Handarbeiten beibringen; während ſie alle Sprachen, Wiſſenſchaften und Leibesübungen, mit einer außerordentlichen Leichtigkeit lernte und auffaßte.

Ihre Lebensart war eben ſo wenig ihrem Geſchlechte als ihrem Alter gemäß. Sie trieb die Mäßigung im Eſſen, Trinken und Schlafen bis zur Enthaltſamkeit, ertrug Hitze und Kälte ohne Beſchwerde, und konnte durch nichts ermüdet oder in Furcht und Schrecken verſetzt werden.

In ihrem fünfzehnten Jahre beſaß ſie in den Wiſſenſchaften und Sprachen eine ſeltene Kenntniß und Fertigkeit; ſie las und verſtand die claſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer vollkommen, und war auch in der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache wohl bewandert.

Ihre Geiſtesbildung war in jeder Hinſicht eine gelehrte Bildung zu nennen, mit welcher ſie Witz und Scharfſinn verband.

Sie mochte nicht in Frauenkleidern erſcheinen, ging meiſtens als Mann gekleidet, ritt ſehr gerne, und theilte ſelbſt die Gefahren der Jagd. Den Hofgebräuchen unterwarf ſie ſich mit großem Widerſtreben. Gegen jene, welche ſie umgaben, zeigte ſie abwechſelnd große Vertraulichkeit und Achtung gebietende Hoheit. Der große Staatsmann Oxenſtierna ward von ihr wie ein Vater geehrt; von ihm lernte ſie die Regierungskunſt, und zeigte bald im Staatsrathe eine Reife des Verſtandes, die ihre Vormünder in nicht geringes Erſtaunen ſetzte.

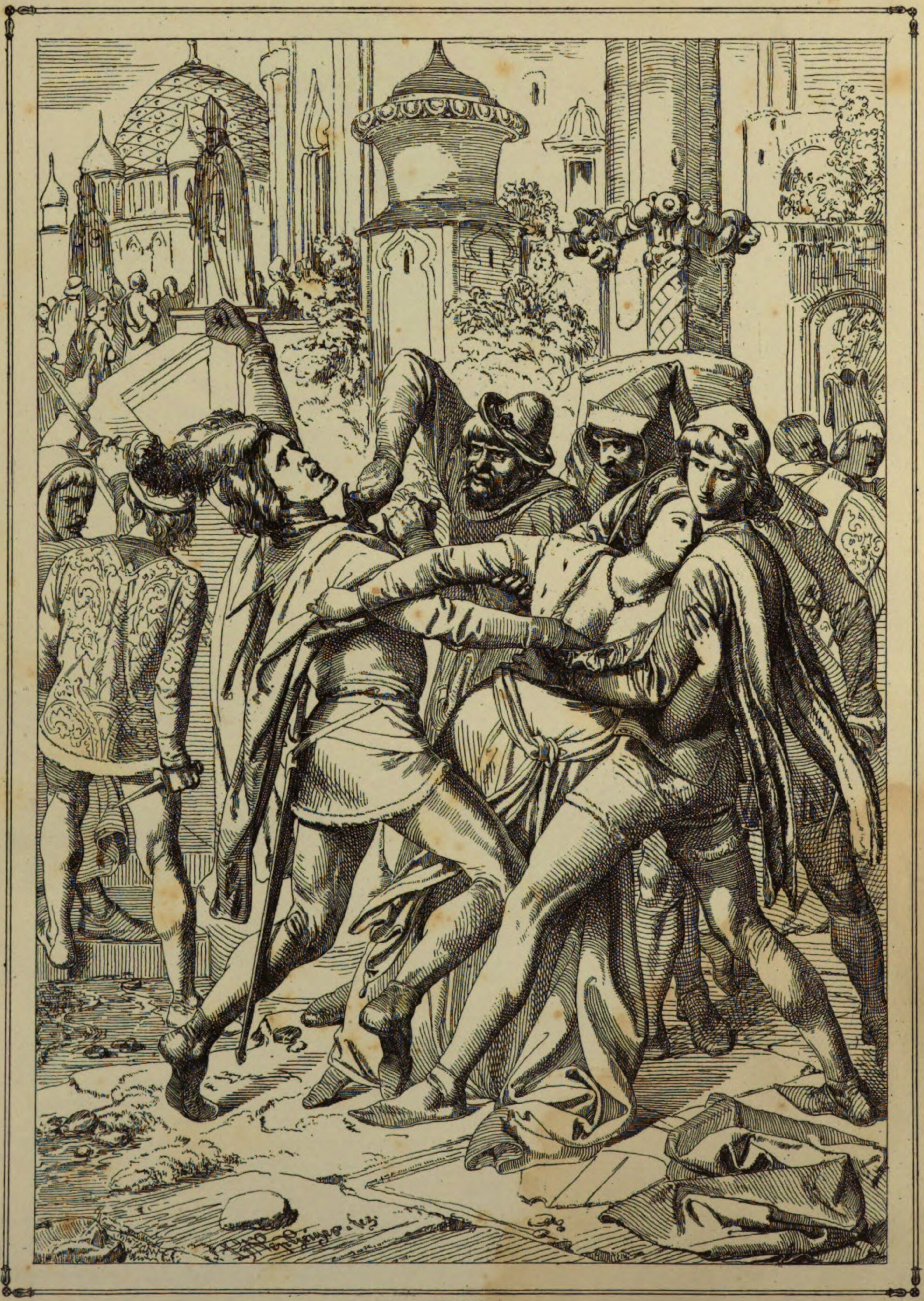
Schon im Jahre 1642 trugen ihr die Reichsſtände an, die Regierung ſelbſt zu übernehmen; allein ſie entſchuldigte ſich noch mit ihrer Jugend, und übernahm dieſelbe erſt zwei Jahre ſpäter, wobei ſie einen durchdringenden Verſtand, und eine bewundernswürdige Willensfähigkeit entfaltete. Sie endigte den im Jahre 1644 mit Dänemark begonnenen Krieg, und erhielt durch den Vertrag zu Brömſebra mehrere Provinzen. Sie beſchleunigte gegen Oxenſtiernas Meinung, der durch die Fortſetzung des Krieges noch größere Vortheile für Schweden zu erlangen hoffte, die Wiederherſtellung der Ruhe in Deutſchland, und überließ ſich während des Friedens ganz ungeſtört ihrer Neigung zu den Wiſſenſchaften und Künſten. Chriſtina war durch ihre Talente und durch die politiſchen Umſtände berufen, die erſte Rolle im Norden zu ſpielen, und ſie zeigte ſich auch einige Zeit hindurch für dieſen Ruhm empfänglich. Bei mehreren Gelegenheiten behauptete ſie die Würde ihrer Krone und die Ehre ihres Landes. Sie beförderte den Handel durch die weiſe Geſetzgebung, und vervollkommnete die gelehrten Anſtalten.

Die Nation war ihr zugethan, und freute ſich die Tochter Guſtavs, umgeben von Feldherren und Staatsmännern, die dieſer große Fürſt gebildet hatte, an der Spitze der Regierung zu ſehen. Allgemein äußerte ſich jetzt der Wunſch, daß die junge Königin einen Gemal wählen möchte; aber ein ſolches Band war dem Unabhängigkeitsſinn der Chriſtina entgegen. Unter den Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, zeichnete ſich vorzugsweiſe ihr Vetter, Karl Guſtav von Pfalzzweibrücken, durch edlen Charakter, ausgebreitete Kenntniſſe und große Klugheit aus. Chriſtina lehnte ſeinen Antrag ab, brachte es aber dahin, daß die Reichsſtände ihn zu ihrem Nachfolger beſtimmten, worauf ſie ſich im Jahre 1650 mit großer Pracht als Königin krönen ließ. Allein von dieſer Zeit an veränderte ſich ihr Benehmen auf eine auffallende Weiſe. Sie vernachläßigte ihre alten Miniſter, und hörte auf den Rath ehrgeiziger Lieblinge; die Ränke kleinlicher Leidenſchaften verdrängten die frühern edlen und nützlichen Beſtrebungen; der Schatz wurde durch Verſchwendung erſchöpft; Auszeichnungen wurden Unwürdigen verliehen, und die Eiferſucht erzeugte nicht nur Klagen und Murren, ſondern ſelbſt Parteiungen. In dieſer Verwirrung erklärte die Königin, daß ſie die Regierung niederlegen wolle; allein die alten, Guſtavs Andenken ehrenden Miniſter, machten die dringendſten Vorſtellungen dagegen, und Oxenſtierna arbeitete mit ſo viel Kraft, daß die Königin ihren Entſchluß wieder aufgab. Chriſtina ergriff die Zügel der Regierung aufs Neue, und zerſtreute auf einige Zeit die Wolken, welche ihren Thron umlagerten. Dabei beſchäftigte ſie ſich eifrig mit den Wiſſenſchaften, unterhielt mit vielen Gelehrten einen Briefwechſel, und zog mehrere derſelben an ihren Hof.

Aber bald zeigten ſich wieder neue Verwirrungen, wobei des Meſſenius Verſchwörung nicht nur ihre Lieblinge, ſondern ſie ſelbſt bedroht hatte. Chriſtina, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beſchloß nun wiederholt dem Throne zu entſagen, und legte in Gegenwart der verſammelten Reichsſtände die Zeichen der königlichen Würde ab, um ſie den Händen des Prinzen Karl Guſtav zu übergeben (1654). Sie behielt ſich ein beſtimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Perſon und die höchſte Gewalt über alle diejengen, die zu ihrem Hofſtaate gehörten.

Bald darauf verließ ſie mit einem großen Gefolge Schweden, ging nach Brüſſel, und trat am 24. December 1664 zur katholiſchen Religion über.

Den Reſt ihrer Tage verlebte ſie zu Rom in Beſchäftigung mit Künſten und Wiſſenſchaften, und ſtarb am 19. April 1689 unter mancherlei Anfechtungen, Kämpfen und Duldungen, ja beinahe in Dürftigkeit.



I.Bd.4.

Sicilien.

Die ſicilianiſche Veſper.

Ein unverſchämter Franzoſe erlaubt ſich gegen eine junge adelige Dame, die mit ihren Aeltern und ihrem Bräutigame ſo eben zur Kirche ging, unter dem Vorwande, als wolle er unterſuchen, ob ſie nicht gegen das Verbot Waffen bei ſich führe, grobe Unanſtändigkeiten.

Jahr 1282.

Der letzte Sprößling des Hauſes Hohenſtaufen, der kaum ſechzehnjährige Konradin, endete ſein hoffnungsvolles Leben zu Neapel unter der Hand des Nachrichters (1268), und die Kirche hatte in ihrem hartnäckigen Kampfe mit dieſem ihr verhaßten Fürſtengeſchlechte, welches nach einer kaum 100jährigen Blüthe einen ſo tragiſchen Ausgang erleiden mußte, vollſtändig geſiegt; jedoch dadurch äußerlich nicht viel gewonnen.

Der Schützling des Papſtes Klemens des VI., der grauſame und argliſtige Karl wurde, nachdem er durch Konradins Hinrichtung ſeinen neuen Königsthron befeſtigt hatte, ſeinem Gönner bald weit gefährlicher als es je ein Hohenſtaufe dem römiſchen Stuhle geweſen war.

Karln gelang es nämlich als Haupt der Guelfen (ſo hieß fortwährend die den deutſchen Kaiſern in Italien feindliche Partei) ſein Anſehen durch ganz Italien geltend zu machen. Er ſtreckte ſeine Hand nach der deutſchen Kaiſerkrone aus, während er zugleich Anſtalten traf, dem griechiſchen Kaiſer ſeinen Thron zu entreißen und an den öſtlichen Küſten des mittelländiſchen Meeres ſeinem Hauſe ein ſelbſtſtändiges Reich zu gründen.

Dieſe ſeine ganz unverholen an den Tag gelegte Abſicht beunruhigte ſchon ſeinen Gönner den Papſt Klemens; noch mehr aber ſeine Nachfolger, die Päpſte Gregor und Nikolaus.

Da ſich nun dieſe nach Deutſchland wendeten, um daſelbſt ein Gegengewicht wider Karl zu erhalten und ſeine anwachſende Macht zu brechen, ſo mußte ſich Karl als der nächſte und mächtigſte Nachbar von Rom, einen ſolchen Einfluß auf die Papſtwahl zu erzwingen, daß nur die von ihm Begünſtigten zu dieſer Würde erhoben wurden, und auf ſolche Art hatte ſich Rom durch die Vernichtung der Hohenſtaufen und Erhebung des despotiſchen Karls, ſelbſt entgegen gearbeitet. Allein Konradins Mannen wurden auf eine furchtbare Weiſe gerächt; denn gerade als Karl ſich auf den höchſten Gipfel ſeiner durch Ehrgeiz und Habſucht errungenen Macht zu befinden glaubte, ward er von ſeiner Höhe herab geſtürzt.

Nach Konradins Niederlage bei Tagliacozzo (1268) wurde außer Neapel auch Sicilien bald mit leichter Mühe erobert. Nur die ſaraceniſche Kolonie von Luceria, dem hohenſtaufiſchen Hauſe auch im Unglücke getreu, vertheidigte ſich faſt bis auf den letzten Mann, und bewies dadurch, daß dieſe, von den Hohenſtaufen aus Afrika nach Italien verſetzte Kolonie von ihnen billig müſſe behandelt worden ſeyn. Allein der Uebermuth, mit welchem die Franzoſen ihre neuen Unterthanen behandelten, die Verfolgungen, welche ſie über eine Menge von Leuten als angebliche Anhänger Konradins ergehen ließen, und ihre Grauſamkeiten erregten von Tag zu Tag größere Unzufriedenheit. Am ſchwerſten wurde der Druck in Sicilien empfunden, welches den Hohenſtaufen beſondern Vorzug geſchenkt hatte, jetzt aber auf beſondere Weiſe hintangeſetzt gekränkt wurde

Da faßte Johann von Procida, vormals Statthalter dieſer Inſel, aber aus nichtigen Gründen von Karl dieſer Würde entſetzt, als ein herzhafter Mann den Entſchluß, dieſer Unterdrückung ein Ende zu machen. Procida war aus einer angeſehenen Familie in Salerno entſproßen und Beſitzer der Inſel Procida, von welcher er ſein Prädikat führte; ſonſt noch wiſſenſchaftlich gebildet und in der Arzneikunde wohl erfahren.

Als Anhänger Konradins hatte er zwar ſeine Güter von den räuberiſchen Händen des Königs nicht retten können, aber ſein Leben brachte er durch die Flucht an den aragoniſchen Hof in Sicherheit, wo er die freundlichſte Aufnahme und Entſchädigung für ſeinen Verluſt fand. Voll Haß gegen die Franzoſen und voll Trauer gegen das hohenſtaufiſche Haus, beredete er den König von Aragonien, Namens, Peter den III. und deſſen Gemalin Konſtantia, eine Tochter König Manfreds, zur Rache gegen Karl und zur Befreiung der Unterdrückten. Da aber Peter III. ſich allein nicht für ſtark genug hielt, um den mächtigen Karl den Fehdehandſchuh vorzuwerfen, ſo gab er dem Johann von Procida den Auftrag, zuerſt nach Sicilien zu gehen, und ſich von der Stimmung der Bewohner dieſer Inſel zu überzeugen, und ſonſt noch irgend einen andern Bundesgenoſſen heimlich aufzuſuchen. Johann fand in Sicilien das Mißvergnügen ſeiner Landsleute mit der franzöſiſchen Druckherrſchaft größer, als er es ſich ſelbſt Anfangs gedacht hatte, und konnte daher mit Sicherheit auf ihre Hilfe rechnen.

Von hier reiſete er dann als Barfüßermönch verkleidet nach Konſtantinopel zu dem griechiſchen Kaiſer Paläologus, der ihm Hilfsgelder gab, und den ſicilianiſchen Baronen Waffen verſprach.

Nun faßte Peter von Aragonien Muth, und ließ eine Flotte ausrüſten; und da er zugleich vorgab, daß er mit dieſer wider die Ungläubigen in Afrika kreuzen wolle, ſo erhielt er ſogar von dem Könige von Frankreich, ja ſelbſt von Karl von Anjou Unterſtützung. In der That wollte er Anfangs wirklich nach Afrika ſegeln, um dort zu erwarten, was in Sicilien geſchehe, ehe er aber noch mit ſeinen Schiffen an der afrikaniſchen Küſte erſchien, war bereits die von Johann von Procida geleitete Verſchwörung durch einen Zufall zum Ausbruche gekommen. Es war nämlich am Oſtermontage des Jahres 1282, an welchem Tage die Bürger von Palermo gewohnt waren, in die Kirche von Montreal, die von der Stadt etwas entfernt liegt, zur Veſper zu gehen. Der Weg dahin war ein gewöhnlicher Spaziergang, an dem die Franzoſen ſelbſt Theil nahmen, jedoch hatten ſie an dieſem Tage den Palermitanern das Tragen der Waffen unterſagt, mit welchen ſich dieſe ſonſt zu unterhalten und zu üben pflegten.

Bereits läutete zu Montreale die Glocke zur Veſper, und viele Bürger ſtrömten der Kirche zu, während Andere ſich entweder im Geſpräche unterhielten oder Blumen ſuchten.

Da ging ein vornehmer Franzoſe, Namens Drouet auf eine junge, adelige Dame zu, die mit ihren Aeltern und ihrem Bräutigame zur Kirche wallfahrtete, und erlaubte ſich — unter dem Vorwande zu unterſuchen ob ſie gegen das Verbot Waffen mit ſich führe — grobe Unanſtändigkeiten gegen dieſelbe, ſo daß die Dame ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams fiel. Sogleich ſprangen die Angehörigen des mißhandelten Mädchens voll Entrüſtung herbei, und ſelbſt viele der Vorübergehenden nahmen Antheil an der Beleidigung. Drouet wurde erſtochen, und in einem Augenblicke ſah man tauſend verborgene Dolche entblößt, und tauſend Augen nach Racheopfern umherforſchend.

Der Schritt war jetzt gethan, und in wenigen Minuten das Morden ſo allgemein, daß Statt der Veſper ein furchtbares Blutbad erfolgte. Während die Glocken von Montreale die Gläubigen fortwährend zum Gottesdienſte einluden, fielen alle anweſenden Franzoſen unter den Dolchen der erbitterten Palermitaner. Ja die Wuth war ſo groß, daß man nicht einen Einzigen verſchonte, und ſelbſt nach Palermo zurück eilte, und ſo lange herumſpürte, bis man jede Spur der Fremdlinge darin vertilgt zu haben glaubte. Von Palermo verbreitete ſich der Aufſtand durch die ganze Inſel mit reißender Schnelligkeit. In der Stadt Catanea kamen allein 8000 Franzoſen ums Leben. Um ſie zu erkennen, ließ man jeden Unbekannten das Wort ciceri (Erbſen) ausſprechen, welches den Franzoſen in einer reinen Ausſprache unmöglich war. In Taormina, wohin ſich Viele geflüchtet hatten, ging es wie in Catanea zu. In Meſſina, welche Stadt durch eine ſtarke franzöſiſche Beſatzung im Zaume gehalten wurde, wagte man am ſpäteſten den Aufſtand, wobei 3000 Franzoſen ermordet wurden. In ganz Sicilien verſchonte man nur zwei franzöſiſche Edelleute, und es ſollen in Allem 30,000 Franzoſen binnen wenigen Monaten der Rache des Volkes gefallen ſeyn; in der That ein ſchreckliches Todtenopfer für die Mannen Konradins.

Karl von Anjou befand ſich ſo eben in Rom bei dem Papſte Martin, als er die Nachricht von dieſem entſetzlichen Vorfalle erfuhr. Voll Wuth biß er in ſeinen Stockknopf, und ſchwur den Sicilianern fürchterliche Rache; der Papſt aber belegte das ganze Lande mit dem Banne.

Sogleich rüſtete Karl, um ſeine Rache auszuüben, eine ſtarke Flotte aus, und ſegelte damit vor Meſſina, welche Stadt er lange aber vergebens belagerte, weil die Einwohner, im Falle der Eroberung ihres Schickſals gewiß, übermenſchliche Anſtrengungen machten, und jeden Angriff auf den Hafen muthig zurück wieſen. Während Karl dieſe Stadt beängſtigte, landete endlich Peter von Aragonien mit 30,000 Kriegern vor Palermo, wo er von den über ſeine Ankunft entzückten Bewohnern ſogleich feierlich zum Könige von Sicilien gekrönt, und ihm der Eid der Treue geleiſtet wurde*).

Kaum war dieſes geſchehen, ſo ſegelte Peters Admiral, der tapfere Loria nach Meſſina, während die andern Truppen zu Lande dahin marſchirten, um den bedrängten Einwohnern zu Hilfe zu kommen. Dieſer Umſtand bewog Karl von der Belagerung Meſſinas abzulaſſen, und ſich durch die Meerenge an die Küſten Kalabriens zurück zu ziehen. Hier aber ereilte ihn Loria bei Kartona und Reggio, und ſteckte ſeine ganze Flotte, 80 Schiffe in Brand. Karl ſah jetzt mit Thränen, welche ihm die Wuth erpreßten, vom Ufer dem Untergange ſeiner Flotte und einem Theil ſeines Heeres zu.

Von dieſer Zeit an war für Karl die ſchöne Inſel Sicilien ſo gut wie verloren, und Peter III. in ſeinem neuen Beſitzthume geſichert. Vergebens ſuchte Karl ſeinen Verluſt wieder durch einen neuen Kriegszug zu erſetzen; allein er ſtarb (1285) bevor er noch den Umſturz ſeiner ganzen Macht in Italien erlebte, und obſchon Peter von Aragonien auch im nämlichen Jahre ſtarb, ſo behaupteten ſich doch ſeine Nachkommen bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts in dem Beſitze von Sicilien.

Im Jahre 1302 kam endlich ein Friede zu Stande, Kraft deſſen Peters von Aragonien dritter Sohn, Namens Friedrich, König von der Inſel Sicilien blieb; Karl II. aber, der Sohn Karls des I. ſich mit dem feſten Lande von Unter-Italien, oder dem Königreiche Neapel begnügen mußte. Die Kirche beſtätigte den Vertrag, nicht allein, weil auch Friedrich ſich für ihren Lehensmann erklärte, ſondern hauptſächlich deßhalb, weil ſie die Theilung der neapolitaniſchen Macht ihrem Vortheile am angemeſſenſten fand.

---

*) Konradin von Schwaben hat König Peter den III. von Aragonien, deſſen Gemalin Konſtantia, die Tochter Manfreds, eines natürlichen Sohnes des hohenſtaufiſchen Kaiſers Friedrich des II. war, zu ſeinem Erben ernannt.

1.Bd.5.

Sicilien.

Untergang der Hohenſtaufen.

Karl von Anjou läßt die Prinzen Konradin von Schwaben und Friedrich von Baden zum Tode verurtheilen, und zu Neapel enthaupten.

Jahr 1268.

Das Haus Hohenſtaufen erreichte mit Kaiſer Friedrich dem II., welcher vom Jahre 1209 bis 1250 regierte, ſeinen höchſten Glanz, der aber mit ſeinem Tode ſchnell erbleichen ſollte.

Friedrich hatte einen ſchweren Kampf mit den Päpſten Innocenz dem III., Gregor dem IX. und Innocenz dem IV. zu beſtehen, der ſich daraus entſpann, weil Friedrich einen verſprochenen Kreuzzug immer weiter hinaus ſchob, welcher Streit ſich mit einem wiederholten Banne gegen ihn endigte.

Als Friedrich ſtarb, ging jene feindſelige Stimmung des Papſtes Innocenz des IV. auch auf ſeinen Sohn und Nachfolger, dem Kaiſer Konrad dem IV. über, dem er das Herzogthum Schwaben, dieſe Wiege der Hohenſtaufen abſprach, worauf er noch die Apulier einlud, ſich unter den Schutz des Kirchenſtaates zu begeben. In Apulien befand ſich aber Manfred, ein natürlicher Sohn Kaiſer Friedrich des II. und der Gräfin Lancia, ein liebenswürdiger, tapferer und geiſtreicher Mann, dem Friedrich zum Herzoge von Tarent ernannt hatte.

Dieſer, obwohl damals erſt achtzehn Jahre alt, fühlte aber Kraft und Muth genug, um ſich in Abweſenheit Konrads, des ganzen Königreichs anzunehmen, und ſtritt ſo glücklich gegen die päpſtlich Geſinnten, daß ihm nur noch Neapel und Capua widerſtanden.

Kaiſer Konrad IV. ſelbſt ſtand in Deutſchland nur in geringem Anſehen, und außer Baiern und der Städte in Schwaben konnte er auf keinen Beiſtand zählen; denn mit dem Tode Friedrich des II. löſete ſich der deutſche Reichsverband immer mehr auf, indem in dem großen Streite des Kaiſers mit den Päpſten die Fürſten und Herren ſich von der kaiſerlichen Oberhoheit immer mehr unabhängig zu machen ſuchten.

Konrad, der alſo in Deutſchland nichts zu gewinnen hatte, beeilte ſich um ſo mehr ſein reiches Erbe in Italien zu ſichern, welches ſein natürlicher Bruder mit ſo großem Muthe für ihn vertheidigte. Er verpfändete die meiſten ſeiner Güter in Deutſchland, warb mit den dafür erhaltenen Geldern ein anſehnliches Heer, und überſtieg damit im Jahre 1251 die Alpen; vereinigte ſich in Italien mit der kaiſerlichen oder Ghibelliniſchen Partei, und ging ſodann von Porto Navone zu Schiffe nach Apulien.

Hier fand er Alles bereits in der größten Ordnung, und bezwang mit Manfred vereinigt im Jahre 1253 die beiden aufrühreriſchen Städte Neapel und Capua. Doch genoß er ſeine neue Herrſchaft nicht lange; denn er ſtarb ſchon am 21. Mai 1254 im Lager bei Levallo am Fieber, und hinterließ von ſeiner Gemalin, der Eliſe von Wittelsbach, bloß einen zweijährigen Sohn, gleichfalls Konrad genannt; den er aber nicht einmal geſehen hatte, weil er bei ſeinem Zuge nach Italien ſeine Gemalin ſchwanger in Deutſchland zurück ließ. Nach Konrad des IV. Tode kam der Papſt Innocenz IV. ſelbſt nach Neapel, und Manfred gab — um nicht Alles für immer zu verlieren — für den Augenblick nach, worauf ihm der Papſt zum Statthalter des Landes diesſeits der Meerenge ernannte. Bald aber bemerkte Manfred, daß ihm von Seite der apuliſchen Großen manche Gefahren droheten, denen er nur durch die Flucht, gleichſam wie durch ein Wunder entkommen konnte.

Er begab ſich jetzt nach Luceria, einer ſaraceniſchen Kolonie in Apulien, bei deren Bevölkerung er auf feſte Treue rechnen konnte.

Mit ihr und einigen deutſchen Hilfsvölkern ſchlug er wirklich das päpſtliche Heer, welches Wilhelm Fiesco ein Neffe des Papſtes anführte, und fuhr ſo wacker zu kämpfen fort, daß er ſich ſchon im Jahre 1258 als König von Neapel feierlich krönen laſſen konnte.

Mittlerweile war der Papſt Innocenz IV. in Neapel geſtorben; allein auch ſeine Nachfolger: nämlich die Päpſte Alexander IV. und Urban IV. behielten jene, für das Haus Hohenſtaufen feindſelige Geſinnung bei, und wollten das ſicilianiſche Königreich durchaus in anderen Händen wiſſen.

Urban fand endlich einen Liebhaber der angetragenen Krone an Karl von Anjou, Grafen von der Provence, welcher der jüngſte Bruder des Königs Ludwig von Frankreich war. Karl beſaß zwar Muth und Tapferkeit, allein dieſe beiden guten Eigenſchaften befleckte er durch Habſucht und Grauſamkeit.

Mit dieſen ſchloß Urban wegen der Eroberung Siciliens einen Vergleich ab; aber ehe noch Karl zur Ausführung ſchreiten konnte, ſtarb Urban, und an ſeine Stelle trat Klemens IV., welcher gleichfalls der Anſicht ſeines Vorgängers treu blieb.

Sofort zog Karl mit einem Heere durch Rom, und ging auf Neapel los. Manfred erwartete ihn wohlgerüſtet; allein der Graf Richard von Caſerta öffnete dem heran rückenden Karl verrätheriſcher Weiſe die Päſſe am Garigliano, welche in das Königreich führen, und andere Verräther gingen in der Schlacht bei Benevent zu dem Feinde über, ſo, daß Manfred, als er bereits Alles verloren ſah, ſich

in die dichteſten Haufen der Feinde ſtürzte, und muthig kämpfend als ein Held fiel. Nun öffneten die Städte dem Sieger die Thore, und der Papſt beſtätigte Karl von Anjou als König von Sicilien gegen einen jährlich an ihn zu leiſtenden Tribut von 8000 Unzen Goldes.

Der Papſt hatte jetzt ſein Heil erreicht, und die Sicilianer beſaßen einen Herrſcher aus fränkiſchem Geblüte; allein bald bereueten die Letzteren ihre Kräfte zur Erhebung Karls ſo ſehr verwendet zu haben; denn er regierte ſie mit einem eiſernen Zepter, übergab die einträglichſten Stellen und Landgüter ſeinen Franzoſen, erließ thörichte und unbillige Geſetze, und verdammte die murrenden Edlen zum martervollen Tode.

Als ſeine Herrſchaft immer mehr unerträglich wurde, ſchickten die geheimen Anhänger der hohenſtaufſchen Partei eine Botſchaft an den jungen Konrad nach Deutſchland, um ihn einzuladen, daß er kommen und ſein väterliches Reich in Beſitz nehmen möchte. Konrad, von den Italienern Conradino, von den Deutſchen Konradin genannt, war bereit, dieſen Aufforderungen Folge zu leiſten, und obſchon er ſeit ſeiner Jugend arm und unbeachtet bei ſeinem Oheime, dem Herzoge Ludwig von Baiern lebte, ſo war doch der hohe Geiſt ſeiner Ahnen nicht von ihm gewichen. Vergebens mahnte ihn ſeine Mutter, die ſein Schickſal ahnen mochte, von dieſem Schritte ab; der junge und feurige Konradin wollte aber das Erbe der Kaiſer, von denen er abſtammte, entweder erringen, oder im Kampfe um dasſelbe untergehen.

Mit einem echt ritterlichen Sinne verkaufte und verpfändete er noch die letzten Trümmer der hohenſtauf'ſchen Güter in Schwaben, und warb dafür ein Heer, an deſſen Spitze er in Geſellſchaft ſeines Buſenfreundes des Prinzen Friedrich von Baden im Herbſte 1267 den Zug über die Alpen muthig antrat.

Der Anfang ſchien Glück zu verſprechen; denn wo er nur erſchien, fielen ihm die Ghibellinen zu, und ſelbſt die Römer, die mit ihrem Papſte in Zwietracht lebten, führten ihn mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Die Piſaner, welche kurz zuvor von der päpſtlichen Partei hart bedrängt worden, hatten zu Konradins Unterſtützung eine Flotte ausgerüſtet, und ihr Admiral, Namens Federico Lancia erfocht bei Meſſina einen glänzenden Sieg über Karls Galeeren. Auch die Saracenen von Luceria empörten ſich zu Gunſten Konradins, und Konrad von Capece, welchen Konradin zum Statthalter von Sicilien ernannt hatte, brachte die ganze Inſel zum Aufſtande wider die Franzoſen.

In ſo ſchwieriger Lage konnte Karl nur durch eine gewonnene Schlacht gerettet werden, und er lieferte ſie auch dem Konradin am 23. Auguſt 1268 bei Tagliacozzo. Schon hatte Konradins Reiterei jene der Franzoſen in die Flucht geſchlagen, ſchon wankte das fränkiſche Fußvolk, als ſich die Ritter Konradins in der Hitze des Treffens zu weit zerſtreueten, und plötzlich in einem von Karl vorbereiteten Hinterhalt geriethen, wo ſie größtentheils nieder gehauen wurden.

Die Folge davon war, daß die Franzoſen mit neuem Muthe vordrangen, und Konradin völlig aufs Haupt ſchlugen. Konradin und ſein Freund Friedrich entflohen, und irrten lange Zeit verkleidet im feindlichem Lande herum, bis ſie durch Johann Frangipani verrathen und an Karl ausgeliefert wurden.

Karl, welcher ſchon ſeit ſeiner Thronbeſteigung wider die Ghibellinen gewüthet hatte, wollte jetzt die beiden jungen Fürſten durch den Spruch der Rechtsgelehrten, die er nach Neapel zuſammen berief, zum Tode verurtheilt wiſſen; allein Alle, bis auf den knechtiſch geſinnten Robert von Bari, ſprachen die Gefangenen frei. Karl nahm aber auf den Ausſpruch der Mehrzahl keine Rückſicht, und begnügte ſich mit der Meinung des Robert von Bari, der auf das Todesurtheil antrug.

Konradin ſaß ſo eben mit Friedrich beim Schachbrette, als man ihm dieſen Spruch verkündigte; aber nicht im geringſten darüber zu erſchrecken, ſpielte er ruhig ſein Spiel fort, und fertigte den Sprecher mit kurzen Worten ab. Am 29. Oktober 1268 wurde er mit Friedrich zum Blutgerüſte geführt, welches auf dem Hauptplatze der Stadt Neapel errichtet war, und Karl war unmenſchlich genug, der Hinrichtung auf einem Balkone in der Nähe beizuwohnen.

Als der niederträchtige Robert von Bari der verſammelten Volksmenge das Urtheil vorlas, eilte der Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegerſohn herbei, und rief: »Wie darfſt Du frecher ungerechter Schurke einen ſo großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?« Und als er dieſes ſprach, ſchlug er ihn mit dem Schwerte, daß er halbtodt fortgetragen wurde. Konradin aber ſprach vom Gerüſte herab noch wenige Worte zu dem Volke, und warf ſeinen Handſchuh, in welchem ſein Siegelring befindlich war, dem Heinrich, Truchſeßen von Waldburg, den er zufällig unter den Umſtehenden erkannte, mit den Worten zu, daß er dieſen Ring und Handſchuh ſeinem Schwager dem Könige Peter von Aragonien überbringen möchte, dem er damit zugleich alle ſeine Rechte auf Neapel und Sicilien übertrage. Hierauf entkleidete er ſich ſelbſt, knieete nieder und empfing den Todesſtreich mit ſtandhaftem Muthe. Als Friedrich von Baden das Haupt ſeines innigſt geliebten Freundes am Boden rollen ſah, ſchrie er in einem unnennbaren Jammer laut auf, und dann fiel auch das Seinige. So endete der Enkel Friedrich des II. unter dem Beile des Henkers. Die Söhne Manfreds ließ der unbarmherzige Karl bis an ihr Ende im Kerker ſchmachten. Auch die Tochter Friedrich des II., Margaretha, die allein aus dem Stamme der Hohenſtaufen noch lebte, und an Albrecht dem Entarteten, Markgrafen von Meiſſen und Landgrafen von Thüringen vermält war, hatte ein hartes Schickſal zu erdulden, indem ſie ihr Gatte auf das Unwürdigſte behandelte, und ſie zuletzt gar ermorden laſſen wollte.

So vielfacher Jammer verfolgte die Glieder des hohenſtauf'ſchen Hauſes, das noch vor wenig Menſchenaltern in zahlreichen Zweigen blühte, und allen Fürſtengeſchlechtern ſeiner Zeit an Fülle der Kraft und jeder Gabe übertraf, welche die Natur ihren vorzüglichſten Günſtlingen zu verleihen pflegt.

1.Bd.6.

Deutſchland.

Der ſächſiſche Prinzenraub.

Kunz von Kaufungen führt in Begleitung einiger Mitverſchwornen die jungen Prinzen Ernſt und Albert gewaltſam aus dem Schloſſe Altenburg.

Jahr 1455.

Dieſe in der ſächſiſchen Geſchichte merkwürdige Begebenheit ereignete ſich unter der Regierung Friedrich des Sanftmüthigen, und iſt ein Zeugniß für die Wahrheit, daß oft die noch ſo wohl berechneten Plane der Rache mißlingen, und die Folgen davon dem Thäter den Untergang bereiten.

Kunz oder Konrad von Kaufungen, über deſſen frühere Lebensgeſchichte ein Dunkel liegt, war ein tapferer ſächſiſcher Ritter, und diente dem Kurfürſten Friedrich als Schloßhauptmann und Hofmarſchall zu Altenburg.

In dem Kriege, welchen dieſer Fürſt mit ſeinem Bruder dem Herzoge Wilhelm der Ländervertheilung wegen führte, verlor Kunz nicht nur ſeine Güter in Thüringen, ſondern gerieth auch in die Gefangenſchaft des Herzogs Wilhelm, aus welcher er ſich aber bald wieder durch ein Löſegeld von einigen tauſend Gulden zu befreien wußte. Der Kurfürſt gab ihm jetzt als Entſchädigung für ſeine verlorenen Güter einige im Meiſſen'ſchen gelegene Beſitzungen, jedoch unter der Bedingung, daß er dieſe Güter wieder zurück geben müßte, ſobald er die Seinigen erhalten ſollte.

Dieſer Fall ereignete ſich auch wirklich, und zwar bei einem Friedensſchluſſe im Jahre 1451. Nun aber weigerte ſich Kunz, die ihm einſtweilen anvertrauten Güter wieder abzutreten, und verlangte noch überdieß von dem Kurfürſten den Rückerſatz des Löſegeldes, mit welchem er ſich aus der Gefangenſchaft befreiet hatte. Da ihm der Kurfürſt dieſe unbillige Forderung aus dem Grunde verweigerte, weil Kunz ihm nur als Söldner gedient hatte, und nicht ſein Lehensmann war, und zugleich erklärte, daß er dieſe Angelegenheit durch Schiedsrichter in Altenburg entſcheiden laſſen wolle, da brach Kunz in die drohenden Worte aus, daß er eine Fackel anzünden werde, die durch das ganze Land leuchten ſolle. Der Kurfürſt erwiederte aber auf dieſe trotzige Rede: »Kunz, Kunz, wie vergeßt Ihr Euch; Ihr werdet doch nicht etwa die Fiſche in meinem Schloßteiche verbrennen wollen?« Der vom Zorn entbrannte Kunz war aber nicht mehr zu beſänftigen, und faßte einen Entſchluß, der nichts Geringeres betraf, als dem Kurfürſten ſeine beiden Prinzen Ernſt und Albert zu rauben, dieſe auf ſeine Schlöſſer nach Böhmen zu bringen, und ſo lange als Geiſeln bei ſich zu behalten, bis er den Erſatz des angeſprochenen Löſegeldes von dem Kurfürſten erhalten haben würde.

Zur Ausführung ſeines Vorhabens verband er ſich mit Wilhelm von Moſen und Schönfels, und noch mehreren andern gegen den Kurfürſten feindlich geſinnten Edelleuten, während er auch den kurfürſtlichen Küchenjungen Hans Schwalbe zu gewinnen wußte, den er als Spion zu Altenburg verwendete.

Als er nun von dem Letzteren erfuhr, daß der Kurfürſt zu einem Feſte nach Leipzig geladen ſey, und bei ſeiner Abreiſe dahin ſeine Gemalin Margaretha *) nebſt ſeinen beiden Prinzen im Schloſſe zu Altenburg zurück laſſe, wurde ſogleich beſchloſſen dieſe günſtige Gelegenheit für den lange ſchon genährten Racheplan zu benützen, und zur Ausführung des Vorhabens zu ſchreiten.

Mitten in der finſtern Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455, während auch die geringe Schloßbewachung die Abweſenheit des Kurfürſten benützte, und ſich bei einem Abendſchmauſe in der Stadt beluſtigte, erſchien Kunz mit mehreren ſeiner kühnſten Mitverſchwornen vor dem Schloſſe Altenburg, in welchem er noch von jener Zeit her, als er daſelbſt Schloßhauptmann war, hinlängliche Kenntniß hatte.

Auf ein gegebenes Zeichen erſchien jetzt der Küchenjunge Hans Schwalbe an einem Fenſter, befeſtigte daran eine Strickleiter, und wurde dadurch dem Kunz behilflich mit ſeinen Verſchwornen in das Schloß zu gelangen. Gleich bei ſeiner Ankunft verrammelte er die Zimmer der Kurfürſtin und ihrer Frauen, und eilte in das Schlafzimmer der beiden jungen Prinzen, deren alte Kammerfrau bald zur tiefſten Stille gebracht wurde. Kunz ergriff zuerſt den Prinzen Ernſt, dem er mit den Worten drohete, ihn bei dem geringſten Geſchreie nieder zu ſtoßen, und führte ihn ſodann in den Schloßhof herab. Nun befahl er ſeinem Mithelfer Wilhelm von Moſen ſich des zweiten Prinzen zu bemächtigen; allein dieſer ergriff in der Eile ſtatt dem Albert den jungen Grafen

*) Margaretha war eine Tochter des Herzogs Ernſt des Eiſernen von Oeſterreich, und ſeiner zweiten Gemalin Cimburga von Maſſovien, welche mit einer Hand geladene Wagen fortzog und Hufeiſen zerbrach. Sie überlebte ihren Gemal, der im Jahre 1424 ſtarb, und war durch ihre Söhne, die in der Folge (1485) zu Leipzig die ſächſiſchen Länder getheilt, und die zwei nach ihnen benannten Linien des ſächſiſchen Hauſes, welche noch heut zu Tage regieren (die Erneſtiniſche mit Kurſachſen und Thüringen, und die Albertiniſche mit den Meiſſen'ſchen Ländern) geſtiftet, die Stammmutter eines zahlreichen Fürſtengeſchlechts.

Bary, der ein Spielgeſellſchafter der beiden Prinzen war, und der zugleich mit dem jüngern Albert in einem Bette ſchlief.

Als Moſen den jungen Grafen in den Schloßhof gebracht hatte, entdeckte Kunz ſogleich dieſen Fehlgriff, und eilte, während er den Prinzen Ernſt ſeinen Gehilfen anvertraute, nochmals in das Schloß hinauf, um den Prinzen Albert aus ſeinem Schlafgemache herbei zu holen.

Obſchon alles dieſes mit der möglichſten Eile und tiefſten Stille geſchah, ſo erwachte dennoch die Kurfürſtin, die jetzt ans Fenſter trat und mit Erſtaunen erblicken mußte, wie ſo eben Kunz ihren jüngern Sohn Albrecht am Arme haltend, ſich auf der Strickleiter herab ließ, und bereits den ältern Prinzen Ernſt ſammt dem jungen Grafen den Händen ſeiner Mitverſchwornen zur Bewahrung anvertrauet hatte.

Dieſer Anblick erpreßte der beſtürzten Kurfürſtin, die verzweiflungsvoll die Hände rang, die wehmüthigſten Worte und Bitten, nachdem ſie Kunzen beſchwor, nicht ſo übel an ihr und ihrem Gemal zu handeln, und ihre Kinder los zu laſſen. Aber alles Flehen und Geſchrei war vergebens; der Rachesüchtige blieb taub gegen ſolch mütterlichen Jammer, und zog ſchweigend davon.

Kunz wollte jetzt ſeinen Raub auf ſein feſtes Schloß Iſenburg in Böhmen bringen, und ſchlug daher mit dem Prinzen Albert den kürzeſten Weg dahin ein, während Moſen und Schönfels mit ihrem Fang auf einem Umwege dahin zu kommen ſuchen ſollten. Indeſſen war aber von dem Schloſſe aus Lärm geworden, und bald verbreitete ſich von Altenburg aus die Nachricht von dieſer Frevelthat über die ganze Umgegend.

In den Städten und Dörfern ertönten die Sturmglocken, was dem Kunz ſo ſehr beängſtigte, daß er mit ſeinen geraubten Prinzen ohne Raſt und Malzeit vorwärts eilte. Schon befand er ſich um die Mittagszeit kaum eine halbe Meile mehr von der böhmiſchen Grenze entfernt, als der Prinz über heftigen Durſt klagte. Dieſer weite Vorſprung und die waldige Gegend, in der er ſich befand, machten ihn einigermaßen ſicher, und ſo hielt er auf das zudringliche Bitten des jungen Prinzen Raſt, wo er ihm zugleich erlaubte ſich Beeren zu pflücken, während er ſelbſt um Ruhe zu genießen, ſich auf einem alten Baumſtamme nieder ließ. Da fügte es ſich aber, daß gerade einen Köhler, Namens Schmidt, der ſchon früher durch das weit umher tönende Glockengeläute aufmerkſam gemacht ward, der Weg in dieſe Waldgegend führte, wo er jetzt noch mehr aufmerkſamer wurde, als er die Unruhe ſeines Hundes bemerkte, die auf die Nähe fremder Menſchen hindeutete. Schmidt eilte nun vorwärts und erblickte bald den gewappneten Kunz von Kaufungen, und wenige Schritte von ihm entfernt zwei andere Männer, die er als ſeine Begleiter bei ſich hatte. Dieß vermehrte bei ihm den wahrſcheinlichen Verdacht, und ſo trat er ohne alle Furcht ſeinen Schürbaum in der Hand haltend, auf Kunzen zu, den er jetzt ernſtlich fragte, wer er ſey. Dieſer wollte ſich ſogleich zur Wehre ſtellen, verwickelte ſich aber mit den Sporren im Geſtrippe und fiel auf den Boden. Da trat der junge Prinz dem Köhler näher, gab ſich ihm zu erkennen, und bat um ſeine Hilfe. Voll Ingrimm erhebt nun dieſer ſeinen Schürbaum, und ſchlug auf Kunzen wacker los, während ſein großer Hund die beiden andern Begleiter angriff und zu Boden warf. In wenig Minuten kamen über das furchtbare Geſchrei noch mehrere Köhlerleute herbei, mit deren Beihilfe der Prinzenräuber ſammt ſeinen Begleitern gefangen und feſtgebunden wurde.

Schmidt lieferte nun dieſen Frevler dem Abte in Grünhaim aus, von wo ſie dann nach Zwickau an den daſigen Vogt Veit von Schönburg abgeſendet wurden. Der Prinz blieb aber in der Hütte des Köhlers, wo er die treueſte Pflege erhielt, und erſt am nächſten Morgen brachte man ihn unter Begleitung von Köhlern und Kloſterknechten nach Altenburg. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, und nahm den innigſten Antheil an der Rettung des Prinzen. Die Kurfürſtin ſchloß ihren betrauerten Sohn mit Freudenthränen in ihre Arme, und reiſete ſogleich mit ihm und ſeinem Befreier zu ihrem Gemale.

Moſen und Schönfels waren bereits mit dem Prinzen Ernſt bis in die Gegend von Hartenſtein gekommen, wo ſie eben aus dem Geſpräche zweier Holzhauer vernahmen, daß Kunz von Kaufungen in Gefangenſchaft gerathen ſey. Ueber dieſe unerwartete Nachricht entſank ihnen jetzt aller weitere Muth, und ſie ſchrieben daher an den Oberamtshauptmann Friedrich von Schönburg nach Hartenſtein, den ſie um Begnadigung baten, und die ſie auch zugeſichert erhielten, nachdem ſie den entführten Prinzen ausgeliefert hatten.

Kunz von Kaufungen ward aber am 14. Juli zu Freiberg enthauptet, und der Küchenjunge Hans Schwalbe, welcher der eigentliche Urheber des Prinzenraubes war, nebſt einigen Knechten des Kunzen auf dem Marktplatze zu Zwickau geviertheilt.

Der wackere Köhler Schmidt erhielt als Belohnung die Erlaubniß, lebenslang in dieſem Walde wo er den Prinzen glücklich gerettet hatte, frei Kohlen brennen zu dürfen, nachdem der Beſcheidene nur um dieſe Begünſtigung bat. Ueberdieß beſchenkte ihn noch der Kurfürſt mit einem Freigute zu Eckartsbach bei Zwickau, und ließ ſeinen Kittel nebſt den Kleidern des Prinzen in der Kirche zu Ebersdorf aufbewahren. Später ward Schmidt an den kurfürſtlichen Hof gezogen, und wurde daſelbſt bis an ſein Ende mit Achtung behandelt.

Noch jetzt erhalten die Nachkommen desſelben, welche den Namen Triller*) führen, jährlich vier Scheffel Korn aus dem Amte Zwickau.

---

*) In der Erzählung, die Schmidt über den Vorgang im Walde machte, bediente er ſich der Worte: »Den böſen Kunz habe ich mit meinem Schürbaum weidlich getrillert.«

England.

Die Ankunft der Angelſachſen in Britanien.

Hengiſt und Horſa landen mit ihren Kriegern in Britanien, und werden von dem Könige der Briten mit allen Zeichen der Freude aufgenommen.

Jahr 499.

England, vielleicht die größte Inſel der Erde, war ſchon den Phöniciern, dieſem erſten ſeefahrenden Volke bekannt, da ſie aus dieſer Inſel das ſo beliebte Zinn holten, und ſie dieſerwegen die Zinneninſel nannten.

Den Römern wurde ſie aber erſt durch Julius Cäſar bekannt, der nach der Eroberung Galliens im Jahre 55 v. Chr. mit vielen Schiffen bei dem heutigen Dover eine Landung verſuchte, dieſe aber, da er die Ufer und Hügel mit bewaffneten Einwohnern beſetzt fand, in einer andern bequemer gelegenen Stelle bewirkte. Bald nach ſeiner Landung hatte er einen Kampf mit den Briten, welche dieſen Namen von ihren bemalten Leibern führten, zu beſtehen, in welchem er ihren König Caſſibelaun ſchlug, und dieſen zur Stellung von Geiſeln nöthigte.

Die Einwohner zu jener Zeit werden von den römiſchen Schriftſtellern als hochgewachſene Leute mit blauen Augen und langen blonden Haaren beſchrieben, ſo daß ihre Abſtammung von den alten Deutſchen oder Celten außer Zweifel liegt, und wirklich nannten die Römer den nördlichen Theil Englands, nämlich das heutige Schottland Caledonia oder Celtenland, während ſie den ſüdlichen mit dem Namen Britania belegten *).

Dem ehrgeizigen und tapfern Cäſar gefiel dieſes neu entdeckte Land, in welchem er jedoch nur kurze Zeit verweilte, da es anfangs nicht in ſeinem Sinne lag, darin feſten Fuß zu faſſen. Caſſibelaun hielt aber ſein Verſprechen wegen den zu ſtellenden Geiſeln nicht, und ſo ſegelte Cäſar im Jahre 54 v. Chr. mit einer zahlreichen Flotte zum zweiten Male nach dieſer Inſel hinüber, ſetzte über die Themſe, und ließ die bezwungene Hauptſtadt des Caſſibelaun, London (Londinium) genannt, in Brand ſtecken.

Bei ſeiner Heimkehr nach Gallien ſetzte er an ſeiner Statt einen gewiſſen Mandrubaz zum Oberhaupte der Briten ein, und dieſer mußte ihm einen jährlichen Tribut entrichten. Sofort war nun England den Römern bekannt geworden, und man feierte wegen dieſer glücklichen Unternehmung Cäſars zu Rom große Feſte.

Mit dieſem Einfalle Cäſars waren aber die Inſeln keineswegs der römiſchen Herrſchaft unterworfen, was man leicht daraus ſchließen kann, weil die Briten den verſprochenen Tribut nicht bezahlten, und die Römer in dieſem Lande zu jener Zeit in keinem Orte eine Beſatzung zurück gelaſſen hatten. Nach Cäſars Tode hielt es ſogar der erſte römiſche Kaiſer Auguſtus für unrathſam, das ohnehin ungeheuere römiſche Reich noch mit dieſem Beſitzthume zu belaſten, und auch ſein Nachfolger Tiberius war derſelben Anſicht. Dennoch begaben ſich aber ſchon ſeit Cäſars Zeiten viele edle Briten von Zeit zu Zeit nach Rom, und viele wurden ſogar daſelbſt erzogen. Die römiſchen Schriftſteller können die Schönheit der britiſchen Knaben und Jungfrauen, die Rom beſuchten, nicht genug ſchildern, und mancher edle Römer ſcheuete ſich nicht, mit einer goldgelockten Britin eine Ehe zu ſchließen, woher es dann kam, daß zwiſchen dieſen beiden Völkern, ein beſtändiger Wechſel von Dienſtleiſtungen Statt fand.

Der ausſchweifende und halb verrückte Kaiſer Caligula hatte zwar den Vorſatz, dieſe Inſel ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, und rüſtete deßhalb eine große Flotte aus, mit welcher er an Britaniens Küſten landete; allein ſeine ganze Unternehmung beſtand jetzt darin, daß er von ſeinen Soldaten Muſcheln ſammeln ließ, und ſodann mit dieſer koſtbaren Beute wieder nach Hauſe ſegelte.

Erſt Kaiſer Claudius hatte ernſte Abſichten, auf dieſer Inſel feſten Fuß zu faſſen, und ſein berühmter Feldherr Plautius bemächtigte ſich wirklich im Jahre 43 v. Chr. eines großen Theils des ſüdlichen Britaniens, und ſicherte ſeine Eroberung durch befeſtigte Lager, Feſtungen und Pflanzſtädte. Plautius bedrückte aber die neuen Unterthanen auf eine ſehr arge Weiſe, und daher kam es, daß ſie ſich wider ihn empörten, und ſich mit dem Könige Caractac, der noch unabhängig war, zu Vertreibung der goldhungerigen Eindringlinge verbanden. Durch neun Jahre führte dieſer tapfere Mann mit abwechſelndem Glücke den Krieg gegen die Römer, bis er endlich dem römiſchen Feldherrn Oſtorius Scapula in einer entſcheidenden Schlacht unterlag und ſelbſt gefangen genommen wurde.

Man brachte ihn ſammt ſeiner Familie nach Rom, wo er in dem Circus unter dem Zulaufe einer großen Volksmenge den auf dem Throne ſitzenden Kaiſer in Feſſeln vorgeſtellt wurde. Hier gewann er durch ſeine Unerſchrockenheit und ſeine kurze, aber eindringliche Rede, die Neigung des ſonſt eben nicht menſchenfreundlichen Kaiſers, der ihm ſogleich die Feſſeln abnehmen ließ, worauf Caractac vor Agrippina, der Gemalin des Kaiſers, als ſeiner Fürſprecherin aus Dankbarkeit einen Fußfall machte.

*) Dieſe Benennung entſtand vielleicht auch von dem alten Worte brit d. h. bunt, weil die Bewohner ſich bunt zu bemalen pflegten.

Dieſer Unfälle ungeachtet waren die Briten bis jetzt noch nicht bezwungen; allein die länderſüchtigen Römer ließen ihnen keine Ruhe mehr, und Nero befahl die Eroberung der Inſel fortzuſetzen und zu vollenden. Neros tapferer Feldherr Paulinus wurde mit dieſem Auftrage abgeordnet, und eroberte zuerſt die Inſel Angleſey, den Hauptſitz des britiſchen Aberglaubens, der, wie bei den Deutſchen durch die Druiden daſelbſt genährt wurde. Während der Abweſenheit des Paulinus ſuchte die Königin Boudicea, eine Fürſtin von außerordentlicher Schönheit, und mit einem männlichen Muthe begabt, das römiſche Joch abzuſchütteln, und ſoll eine Macht von 230,000 ſtreitbaren Männern verſammelt haben. Sie griff London, das bereits ſchon eine ſehr blühende römiſche Pflanzſtadt war, an, eroberte und verbrannte es, und ließ alle darin befindlichen Römer, ſo wie die Fremden, bei 70,000 an der Zahl ermorden. Nun rückte ihr Paulinus in Eilmärſchen entgegen, und lieferte ihr unweit von London eine äußerſt hartnäckige und blutige Schlacht, in welcher ſie geſchlagen wurde, und die Hälfte ihres Heeres einbüßte. Boudicea ſelbſt brachte ſich durch Gift um, damit ſie nicht den aufgebrachten Römern in die Hände falle.

Nach dem Tode Neros ſetzte Kaiſer Veſpaſianus die Eroberungen in Britanien mit einem großen Erfolge fort, und ſeine beiden Feldherren, Cerialis und Julius Frontinus trugen den Schrecken des römiſchen Namens bis in die caledoniſchen Gebirge. Die völlige Unterjochung der Inſel aber vollendete erſt der einſichtsvolle und tapfere Agricola, der unter den Kaiſern Veſpaſian, Titus und Domitian, Statthalter dieſer Inſel war, und der ſeine Eroberungen auch durch weiſe Einrichtungen zu befeſtigen, und die empörten Gemüther zu beſänftigen verſtand. Von dieſer Zeit an war Britanien eine Provinz des römiſchen Weltreichs, und blieb es bis zu deſſen Verfalle.

Mit der Unterjochung Britaniens war aber jene von Caledonien oder Schottland, wo die Szikten, und Skotten wohnten, nicht geſchehen; denn dieſe wilden, räuberiſchen und kriegsluſtigen Völker waren hauptſächlich durch ihre Berge und Klüfte wider den Andrang des ſieggewohnten Roms geſchützt. Da ſie fortwährend Einfälle in die von den Römern bezwungene Gegend machten, und die Einwohner theils mordeten, theils in die Gefangenſchaft ſchleppten, und ihre Ankunft ſtets mit Brand und Raub bezeichneten, ſo ließ Kaiſer Severus zum Schutze dieſer bedrohten Gegenden an ihrer Grenze quer laufend durch die ganze Inſel von einem Meere bis zum andern eine große ſteinerne Schutzmauer aufführen. Damit konnte er aber ſeinen beabſichtigten Zweck nicht völlig erreichen, denn die Skottländer fanden immer trotz derſelben dennoch Mittel in das Gebiet ihrer Nachbarn einzudringen. Je mehr die Weltherrſchaft der Römer zerfiel, und je häufiger die Kaiſer genöthigt waren, die Legionen aus dieſer Inſel zum Kampfe gegen die, ſie von allen Seiten umfluthenden barbariſchen Völker abzurufen, um ſo öfter und muthiger erneuerten dieſe rohen Gebirgsvölker ihre räuberiſchen Einfälle.

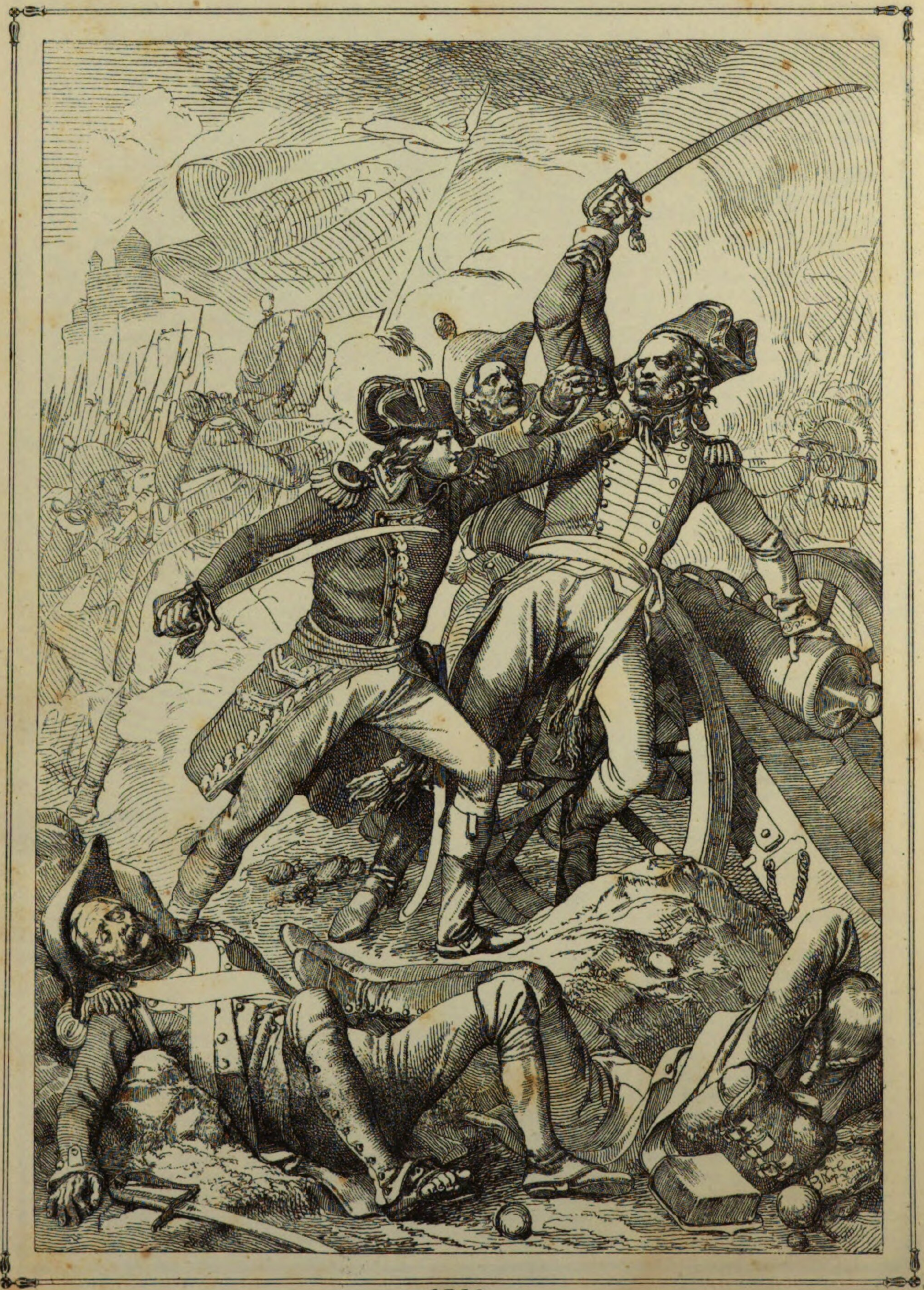
Als endlich der Kaiſer Honorius die letzten römiſchen Truppen nach Italien abrief, waren die Briten völlig ihrem Schickſale preis gegeben. Der Kaiſer erklärte ſie ihres Gehorſams gegen Rom entbunden, und gab ihnen die Freiheit, ſich ſelbſt aus ihrer Mitte Statthalter oder Könige zu wählen, von welchen Vortiger ihr erſter König war.

In demſelben Jahre rüſteten ſich die Szikten und Skotten (Schotten) zu einem neuen und verheerenden Einfalle in Britanien, und Vortiger, dieſe barbariſchen Feinde äußerſt fürchtend, und wegen des Mangels an junger und kriegeriſcher Mannſchaft ihnen ernſtlich zu widerſtehen unfähig, wendete ſeinen Blick nach einem deutſchen Volke, das zu jener Zeit den Ruf einer beſondern Tapferkeit beſaß, nämlich den Angelſachſen. Er ſendete in dieſer Abſicht eine Geſandtſchaft an die Fürſten dieſes Volkes, welche ſich Hengiſt und Horſa nannten, und Brüder waren, mit der Bitte, ihm wider die räuberiſchen Gebirgs-Nachbarn durch ihre Macht zu unterſtützen.

Hengiſt und Horſa, ohnehin nach Kriegsrühm lüſtern, gaben der Geſandtſchaft eine befriedigende Antwort, und brachen unverzüglich, zwar nur mit 1500, aber auserleſenen Kriegern auf. Sie zogen durch die heutigen Niederlande an die Nordſee, wo britiſche Schiffe bereits zu ihrer Ueberfahrt ſegelfertig lagen, und landeten auf der ihnen angewieſenen Inſel Thanet, welche von der Grafſchaft Kent durch einen kleinen Kanal getrennt iſt.

Als ſie im Herbſtmonate des Jahres 449 daſelbſt anlangten, erwartete ſie Vortiger mit ſeinem Gefolge am Strande, und begrüßte die ans Land geſtiegenen mit allen Zeichen der Freude und Hochachtung. Hier ſollten Hengiſt und Horſa die Ankunft der britiſchen Truppen, die zur Verſtärkung ihrer kleinen Armee beſtimmt waren, erwarten; allein die beiden tapfern Männer konnten die Zeit zum ſchlagen kaum erwarten, und ſchifften, ehe noch die Verſtärkung angekommen war, nach England hinüber, wo ſie die bereits eingedrungenen Szikten und Skotten bei Lincolnſhire trafen, und nach einem raſchen Angriffe in wenigen Stunden einen vollkommenen Sieg über ſie errangen.

Auf dieſe Art war das erſte Erſcheinen der Angelſachſen auf engliſchem Boden beſchaffen, die nun, da ſie ihre Aufgabe gelöſt, und die räuberiſchen Grenz-Nachbarn in ihre Schlupfwinkel zu fliehen gezwungen hatten, wieder in ihre Heimat zurück kehren, und mit den ihnen von Vortiger für ihre Bemühung verabreichten Geſchenken zufrieden ſeyn ſollten. Allein die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes, welches ſie ſo eben kennen gelernt hatten, war für ſie eine zu große Verſuchung hier zu bleiben, und ihre alte mit Sümpfen und Wäldern angefüllte Heimat mit dieſen neuen und kultivirten Boden zu vertauſchen. Sie blieben daher zum großen Verdruße der Briten fortwährend im Lande, und luden noch ihre Landsleute ein, zu ihnen zu kommen, was auch wirklich geſchah, nachdem kurze Zeit darauf 5000 neue Angelſachſen, im Lande erſchienen.



I. Bd. 8.

Frankreich.

Die Belagerung von Toulon.

Napoleon Buonaparte nimmt als Hauptmann des vierten franzöſiſchen Artillerie-Regiments den engliſchen General O'Hara gefangen.

Jahr 1793.

Napoleon, der Mann dieſes Jahrhunderts, oder, wie er ſich ſelbſt nannte, der Mann des Schickſals, ward am 15. Auguſt 1769 zu Ajaccio, der Hauptſtadt auf der Inſel Korſika geboren, und kam am 23. April 1779 auf die Anempfehlung des franzöſiſchen Gouverneurs von Korſika, Grafen Marboeuf in die Militärſchule zu Brienne.

Obgleich Napoleon damals erſt zehn Jahre alt war, ſo machte doch ſeine Lernbegierde, in welche ſich ſchon zu jener Zeit ein gewiſſer Ehrgeiz miſchte, ihn ſeinen Lehrern bald bemerkbar. Beſonders zog ihn das Studium der abſtrakten Wiſſenſchaften an, und bald galt er für den beſten Mathematiker der Schule. Außer dieſer Wiſſenſchaft hatte noch die Geſchichte für ihn einen beſonderen Reiz, vorzüglich las er aber den Plutarch mit wahrer Leidenſchaft, weil dieſer die meiſten Helden der alten Zeit beſchreibt. Auch die düſtern Gedichte Oſſians beſchäftigten nachmals ſeine nach Thaten dürſtende Seele; hingegen blieb er in der klaſſiſchen Literatur des Alterthums, und in den ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt weit hinter ſeinen Mitſchülern zurück, woher es kam, daß in ſeinen Reden und Ausdrücken eine ungewöhnliche Kürze und Dunkelheit Statt fand, die einer vielfachen Deutung fähig war. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß ihm der römiſche Schriftſteller Tacitus äußerſt verhaßt war, weil dieſer die Fehler und Laſter der Regenten ungeſcheut ſchildert und beſtraft. Sonſt betrug ſich Napoleon während den vier Jahren, die er in der Kriegsſchule zu Brienne zubrachte, anſtändig, nur mißfiel ſeinen Mitſchülern ſein Trotz und Ernſt, und ſein Streben nach Einſamkeit, ſo wie ſein rechthaberiſches Weſen; und mancher derſelben ſcheuete ſich daher mit dem wilden Korſen — wie ſie ihn nannten — Gemeinſchaft zu machen.

Nachdem Napoleon ſein vierzehntes Jahr zurück gelegt hatte, kam er durch die Begünſtigung des Ritters Keralio, welcher Inſpektor der zwölf in Frankreich befindlichen Militärſchulen war, in die Militärſchule nach Paris. Unter den Zeugniſſen, welche Napoleon in dieſe Schule mitbrachte, befand ſich auch jenes ſeines ehemaligen Profeſſors in der Geſchichte, des Herrn von L'Eguille, das mit folgender Bemerkung ſchloß: »Ein Korſe von Geburt und Charakter. Er wird es weit bringen, wenn ihm die Umſtände günſtig ſind.«

Bald aber zog Napoleon auch in Paris, wohin er am 17. Oktober 1784 gekommen war, die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer auf ſich, und beſonders intereſſirte der Abbé Raynal, der literariſche Vorleſungen gab, ſich für ihn, wodurch Napoleons Umfang in den Wiſſenſchaften ſich bedeutend erweiterte. Nur mißfiel ſeinem an Einfachheit gewöhnten Geiſte der übertriebene Luxus, der in der Pariſer-Militärſchule herrſchte, und wirklich hat er in der Folge denſelben in allen Stiften abgeſtellt. Uebrigens verweilte Napoleon nicht ein volles Jahr in der Schule zu Paris, und verließ dieſelbe nach einer glänzend abgelegten Prüfung am 1. September 1785 in einem Alter von ſechzehn Jahren, um als Unterlieutenant bei dem Artillerie-Regimente La Fére Dienſte zu leiſten.

In dieſem Jahre ſtarb auch ſein Vater, und hinterließ ſeine Familie in bedrängten Umſtänden *).

Napoleon blieb nur ein Jahr bei dieſem Regimente, und wurde 1786 zum Oberlieutenant in dem Artillerie-Regimente von Grenoble befördert. Sein Bataillon garniſonirte aber in der Stadt Valence, wo er mit einigen ſeiner Kameraden die erſte Freundſchaft ſchloß, und die er zur Zeit ſeiner Größe nicht vergaß, ſondern zu den wichtigſten Stellen bei der Verwaltung und im Militäre erhob.

Napoleons Ausſehen und ſonſtige Eigenſchaften werden damals nicht als beſonders empfehlend angerühmt. Er war blaß und ſchmächtig, und vermochte ſich auch im Umgange weder fein noch zierlich auszudrücken. Aber dennoch zog ſein ausdrucksvolles Geſicht, und der Ruf ſeiner Geſchicklichkeit an, und manchmal durchblitzte ſeine Rede ein erhabener Gedanke.

Die Frau von Colombier, welche zu jener Zeit die Seele der Geſellſchaft in Valence war, zeichnete den jungen blaßen Officier vor Andern aus, und brachte ihn nach und nach in die beſten Geſellſchaftszirkel dieſer Stadt, wodurch ſie ihn für den Umgang in der Welt empfänglich machte; und ſonderbar, ſie ſelbſt ahnte in ihrem Schützlinge den einſt großen Mann, und prophezeihete es ihm mehrmals.

Um dieſe Zeit fällt auch Napoleons erſte Liebe für die reizende Tochter der Frau von Colombier, die aber, obgleich beiderſeits glühend, dennoch ſo un-

*) Napoleon hatte dreizehn Geſchwiſter, wovon jedoch nur fünf Brüder und drei Schweſtern am Leben blieben. Sie waren außer ihm, dem Zweitgebornen: Joſeph, Lucian, Ludwig, Hieronimus, Maria Anna (gewöhnlich Eliſe genannt), Carletta (nachher Maria Pauline Borghèſe) und Annunciata, dann Karolina genannt.

ſchuldig blieb, daß Beide bei einem verabredeten Stelldichein kein anderes Vergnügen genoſſen, als daß ſie Kirſchen mit einander aßen: — ein Umſtand, welcher den vom Schickſale gebrochenen Kaiſer noch auf ſeinem Verbannungsorte St. Helena beglückte. *)

Napoleon wurde bereits zwanzig Jahre alt, und ſtand noch zu Valence, als die große Revolution im Jahre 1789 in Frankreich ausbrach.

In der Dauphine, wo Valence liegt, erſcholl der Freiheitsruf zuerſt, und am lauteſten, während man noch mit den Wahlen zur künftigen National-Verſammlung beſchäftigt war. Damals fielen die erſten Schläge auf den reichen Adel, und weil derſelbe alle höheren Poſten des Heeres beſetzt hatte, ſo verließen ſchon damals viele Officiere in Grenoble ihre Fahnen, um ſich der unglücklichen Auswanderung beizugeſellen die jetzt ihren Anfang nahm. Napoleon, der zu der unterrichteten und gebildeten Waffengattung gehörte, war den Ideen der Zeit nicht fremd; blieb aber auf ſeinem Poſten, und erklärte ſich für die Revolution, und zwar — bis zu ihrer größten Steigerung,

Hier beginnt nun der Wendepunkt des Schickſals Napoleons. Hätte er die königliche Partei mit eben dem Enthuſiasmus ergriffen, wie er der Revolution das Wort redete; die Geſchichte würde höchſt wahrſcheinlich ſeinen Namen nicht nennen, und Europa, ja ſelbſt die Welt wäre um tauſend Erfahrungen ärmer. Wohl ſtürzte er ſpäter dieſelbe Revolution wieder die früher ſein Abgott war, und die ihn zu einer ſchwindelnden Höhe empor hob; allein, da wir weder ſein Lobredner noch Vertheidiger ſind, ſo wollen wir ihn nicht richten, ſondern nur menſchlich beurtheilen und fragen, durch welche Umſtände dieſe ſeine ſich widerſprechende Handlungsweiſe erzeugt worden iſt.

Im Jahre 1790 befand ſich Napoleon in der Garniſon zu Auxonne. Damals nahmen beſonders die Angelegenheiten ſeiner vaterländiſchen Inſel ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und das Betragen des Feldmarſchalls Buttafoco, welchen der korſiſche Adel als Stellvertreter zur National-Verſammlung nach Paris abgeſendet hatte, gefiel ihm ſo wenig, daß er ein äußerſt erbittertes Schreiben an ihn richtete, in welchem er ihn einen Verräther nannte. Dieſer Brief wurde gedruckt, und nach Korſika geſchickt, und bewirkte in der That Buttafocos Entfernung, der als ehrlos erklärt wurde. Bald darauf reiſete Napoleon ſelbſt nach Paris, ſchloß ſich den Jakobinern an, und war Zeuge aller jener Gräuelthaten, welche dieſe verruchte Menſchenklaſſe, beſonders am 20. Juni und 10. Auguſt 1792 in Paris begingen. In dem nämlichen Jahre wurde Napoleon Hauptmann der Artillerie beim vierten Regimente und beſuchte in einem kurzen Urlaube die Seinigen, wo man ihm ein Bataillon Freiwilliger übertrug, mit welchem er die von den Engländern erkaufte National-Garde zur Ordnung trieb. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er als der Treue gegen Frankreich verdächtig angeklagt, vertheidigte ſich aber unwiderlegbar, und noch zu Ende dieſes Jahres eilte er wieder nach Korſika, in der Hoffnung, ſich im Sturme der Revolution ſelbſt an die Spitze ſeiner Landsleute zu ſtellen. Allein er war nicht glücklich, und wurde ſogar auf Paolis und Pozzo di Borgos Veranlaſſung nebſt vielen andern Demokraten aus Korſika verbannt.

Zu Anfang des Jahres 1793 war der Konvent, der an die Stelle der National-Verſammlung getreten war, im höchſten Grade gereizt über die vielfältigen Aufſtände im Süden Frankreichs, der es größten Theils mit der königlichen Partei hielt, und beſonders über die hochverrätheriſche Auslieferung des wichtigen Hafens Toulon an die Engländer.

Um Toulon den Engländern wieder zu entreißen, ſchickte nun der Konvent den General Cartaux mit beiläufig 14,000 Mann dahin, und Napoleon erhielt den Auftrag, ſich gleichfalls dahin zu verfügen, und das Kommando der Belagerungs-Artillerie zu übernehmen. Konvents Deputirte bei dieſer Belagerungs-Armee waren Salicetti, Albitte und Gasparin. Dieſe Belagerung legte nun den erſten Grund zu dem militäriſchen Ruhme Napoleons. Als er am 12. September im Haupt-Quartiere ankam, fand er das Heer von dem, zu einem ſo wichtigen Unternehmen nöthigen Materiale und Mannſchaft ganz entblößt; allein in weniger als 6 Wochen ſchuf ſeine unbegrenzte Thätigkeit alle mangelnden Hilfsmittel herbei. Nun rekognoscirte er die neuen furchtbaren Verſchanzungen der Engländer, und errichtete dagegen ſeine Batterien. Ungemein viele Hinderniſſe wurden ihm aber anfangs noch von ſeinem Obergenerale in den Weg gelegt, bis endlich der alte und wackere Dugommier das Oberkommando übernahm, und der würdige Repräſentant Gasparin in einem am 15. Oktober gehaltenen Kriegsrathe, Napoleons Plan zur Einnahme Toulons bewilligte. Der Plan beſtand darin, daß man, ohne das Feuer auf eine franzöſiſche Stadt zu richten, ſich der Höhen von Cairo bemächtigen müſſe, welche die Rhede und den Eingang zur Stadt beherrſchen, und an welcher Stelle die Engländer ein ungemein feſtes und treffliches Fort, Mulgrave genannt, errichtet hatten. Sogleich ſchritt man zur Ausführung dieſes Plans, und der Erfolg bewies, daß Napoleon richtig geurtheilt habe, und daß von der Wegnahme dieſes Poſtens das Schickſal Toulons abhänge.

Man errichtete gegen dieſes Fort eine Batterie, und die Engländer, welche durch ſie großen Schaden litten, machten in der Nacht unter dem Befehle ihres Kommandanten O'Hara mit 6000 Mann einen Ausfall darauf. Schon waren ſie in die Batterie eingedrungen, und hatten die Kanonen vernägelt, ſchon wichen die Franzoſen, als Napoleon, bloß mit einem Bataillone ſich ohne Zögern in einem Laufgraben warf und damit den Engländern unbemerkt in den Rücken fallend, rechts und links Feuer geben ließ. Die Engländer wurden über dieſe Ueberraſchung beſtürzt, und O'Hara, der ſeine Leute ſammeln wollte, von Napoleon ſelbſt gefangen genommen. Endlich wurde am 19. December auch das Fort erſtürmt, und noch am nämlichen Tage verließen die Engländer die Stadt, und den Hafen von Toulon.

*) Dort lebte Napoleon vom 18. November 1815 bis 5. Mai 1821.

I.Bd. 9.

Schweiz.

Die Erbauung des Stammhauſes Habsburg im Aargau.

»Tapfere Männer ſind die beſten Mauern, ihre Liebe und Treue eine unüberwindliche Burg.«

Jahr 1005.

Das Haus Habsburg entlehnte ſeinen Namen von einem Schloße gleichen Namens, welches Radtbod und Werner, nicht weit von dem Zuſammenfluſſe der Aar und der Reuß auf dem Wülpelsberge, da, wo einſt die römiſche Stadt Vindoniſſa geſtanden, in dem heutigen Aargau erbauet hatten.

Noch jetzt ſieht man die Ruinen dieſes, übrigens nicht allzu umfangreich geweſenen Schloßes, aus deſſen Schooſe vor mehr als ſechſthalb Jahrhunderten der berühmte Kaiſer Rudolph I. hervor ging, welcher dem ſchrecklichen Zwiſchenreiche in Deuſchland, das beinahe zwanzig Jahre dauerte und dasſelbe in ſeinem innerſten Weſen erſchütterte, ein glückliches Ende machte, und ſein Haus zu einer Herrſcherfamilie erhob, welche ſeit jener fernen Zeit, nämlich ſeit dem Jahre 1273 mit nur kurzen Unterbrechungen den deutſchen Kaiſerthron mit Kraft und Würde beſaß, und noch jetzt, obwohl in einer Nebenlinie, in der Eigenſchaft eines öſterreichiſchen Kaiſers fortblüht *).

Was den Urſprung des Namens Habsburg anbelangt, ſo ſoll derſelbe eine Zuſammenziehung des Wortes Habichtsburg ſeyn, indem zu jener Zeit, wo Radtbod dieſe Burg erbauete, die Fürſten und Herren große Liebhaber der Jagd geweſen waren, und die Namen vieler Vögel auf ihre Burgen übertrugen, wie man z. B. die Namen von Falkenburg, Falkenſtein, Geiersburg u. ſ. m. noch vielen aus jener Zeit beſtehenden Schloßruinen beilegt.

Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß Radtbod dieſer neuen Burg bloß ſeinen Stamm-Namen beilegte, indem ſich ſeine Vorfahren die Comites Avendi oder Habendi, d. i. Grafen von Haben nannten. Dieſes Ausdrucks wird auch in einem Turnierbuche gedacht, wo bereits Radtbods Ahnherr mit Namen Guntram, als Comes Avendi, deutlich aufgeführt erſcheint. Mit mehr Schwierigkeit läßt ſich aber die Abſtammung dieſes hochberühmten Hauſes nachweiſen.

In der Zeit, als noch genealogiſche Spitzfindigkeiten an der Tagesordnung waren, leitete man die Habsburger von Cham, dem trojaniſchen Hektor, Scipio, der römiſchen Patricierfamilie der Anicier durch die Perleonen, den Merovingern, den alten praefectis Helvetiae, oder den Grafen von Thierſtein ab. Wie geläuterte Kritik dieſe Träumereien vernichtete, übten die öſterreichiſchen Genealogen, Gelehrſamkeit, Witz und Scharfſinn an einer Stammtafel, welche den Urſprung des Hauſes bis auf Ethiko, Herzog von Lothringen in das ſiebente Jahrhundert zurück führte, wodurch die Häuſer Habsburg, Lothringen und Zähringen Einen Stammvater hätten.

Es iſt viel Wahrſcheinliches in dieſer Behauptung, doch gibt es in dieſer weit zurück führenden Ableitung einige dunkle Stellen, welche noch nicht ſo beleuchtet ſind, daß mit Sicherheit Ethiko als der Ahnherr des Hauſes Habsburg angenommen werden könnte.

Der Grund dieſer Dunkelheit mag aber auch hauptſächlich in der Demuth und Frömmigkeit dieſes Hauſes zu ſuchen ſeyn, das auf die Reihenfolge ſeiner Glieder keinen beſondern Werth legte, und daher manche Lücke in ſeinem Stammbaume entſtehen ließ.

Erſt von dem Grafen Luitfried an, welcher noch zu Anfang des zehnten Jahrhunderts lebte, und ſich in einer Urkunde vom Jahre 902 einen Grafen von Avensburg nennt, beginnt die habsburgiſche Stammreihe mit größerer Sicherheit, und wird in der Folge gewiß und unfehlbar.

Die Familienbeſitzungen des Hauſes Habsburg befanden ſich in Elſaß, Helvetien (Schweiz) und in Schwaben. Sie waren allerdings bedeutend, und wurden durch Vermälungen, kaiſerliche Schenkungen, und das Vogteirecht über die benachbarten Kantone, in der Schweiz und mehrere geiſtliche Stifte anſehnlich vermehrt.

Graf Luitfried hinterließ drei Söhne, von denen Luitfried den Sundgau, Hugo, Egisheim und Elſaß, und der älteſte, Hundfried, die Grafſchaft Habsburg erhielt, welche im Schwarzwalde lag. Dieſer verließ aber bald die rauhe Gegend, und begab ſich in das Aargau, welche Grafſchaft ebenfalls einſt ſeinen Vorfahren gehörte, und bauete auf dem Platze, wo einſt das römiſche Vindoniſſa ſtand, eine Burg, welche er Altenburg nannte.

Hundfried hinterließ einen Sohn, mit Namen Guntram, welcher den Beinamen der Reiche erhielt, und dieſer begleitete den Kaiſer Heinrich den I. in allen ſeinen Zügen und Kriegen wider die Hunnen (Avaren), Wenden, Serben und Obotriten, und errang ſich auch auf dem erſten Turniere, welches im Jahre 938 zu Magdeburg gehalten wurde, durch

*) Am 11. Auguſt 1804 erklärte ſich Kaiſer Franz aus eigener Macht zum Erbkaiſer von Oeſterreich, und vereinigte ſeine ſämmtlichen Staaten unter dem Namen eiues Kaiſerthums Oeſterreich zu einem abgeſchloſſenen Staate.

ſeine Tapferkeit und Gewandtheit großen Ruhm. Er ſtarb im Jahre 945, und wurde im Kloſter Trutbrecht begraben, welches ſein Vater mit einer großen Mauer umgeben hatte. Guntrams Sohn und Erbe hieß Canzelin, oder Konradin, und reſidirte im Mittelpunkte ſeiner Güter, unweit Windiſch, dem Hauptorte der römiſchen Vindoniſſa.

Sein Sohn Radtbod hatte die Grafſchaft Klettgau, und vermälte ſich mit Itha, der Tochter Karls, Grafen von Elſaß und Herzogs von Lothringen, mit welcher er um das Jahr 1026 das Kloſter Murth geſtiftet hatte. Von ſeinen Brüdern wurde Landulus der Stammvater der Herzoge von Zähringen und von Teck, und Werner erhielt die biſchöfliche Würde zu Straßburg.

Radtbod erbauete nun, wie ſchon erwähnt wurde, das Schloß Habsburg, unweit von Altenburg, oberhalb Windiſch auf dem Wülpelsberge, bei welcher Gelegenheit ſich folgende Sage ergab, die eine Aufzeichnung verdient, nachdem ſie karakteriſtiſch iſt.

Radtbod war mit Itha vermält, und dieſe äußerte den Wunſch ein neues Schloß zu bewohnen, welches eine ſchöne Ausſicht gewährt. Radtbod, der ſeine Gemalin innig liebte, erwählte dazu den Wülpelsberg; da er aber gerade zu jener Zeit wenig Geld hatte, um den Wunſch ſeiner Gemalin bald erfüllen zu können, ſo wendete er ſich an ſeinen Bruder den Biſchof Werner, welcher ihm auch bereitwillig die benöthigende Summe zum Burgbaue vorſtreckte, und Radtbod war ſo thätig, daß in kurzer Zeit das Schloß, welches er nach dem Stammhauſe in Breisgau, Habsburg nannte, fertig da ſtand.

Nach einiger Zeit als Biſchof Werner den Radtbod und ſeine Gemalin beſuchte, fand er die vollendete Burg weit hinter ſeiner Berechnung, und im Verhältniße der dargeliehenen Summe viel zu klein. Er wurde nun darüber unwillig, und ſtellte den Grafen zur Rede, in der Meinung, als habe dieſer einen Theil des ihm zum Baue geliehenen Geldes zu andern Zwecken verwendet. Der Graf hörte den eifernden Biſchof mit ruhiger und lächelnder Miene an, und bat ihn zuletzt, daß er nur den künftigen Morgen abwarten möchte, wo er ihm ſicher eine genügende Rechtfertigung wegen des verwendeten Geldes ablegen werde. Der Biſchof war mit dieſer Verſicherung zufrieden, und brachte den Reſt des Tages mit ſeinem Bruder und deſſen Gemalin ſehr vergnügt zu.

Als aber dieſer ſich zur Ruhe begeben hatte, ſchickte Graf Radtbod noch in der Nacht mehrere Eilboten an ſeinen Adel, und an die von ihm abhängigen andern Dienſtſaſſen, und ließ ſie beſcheiden mit dem nächſten Tagesanbruche vor den Mauern der Burg wohlgerüſtet zu erſcheinen, und dieſelbe förmlich zu umlagern, was auch pünktlich geſchah.

Als nun der Biſchof erwacht war, führte ihn der Graf in Begleitung ſeiner Gemalin, ohne ein Wort zu ſprechen, an ein offenes Burgfenſter, und zeigte auf die vor der Burg verſammelten Kriegsſcharen. Werner gerieth durch dieſe Ueberraſchung in nicht geringe Beſorgniß, indem er die Urſache dieſer ſonderbaren Begebenheit nicht errathen konnte, und vielmehr der Meinung war, er ſei von Feinden umgarnt, die es auf ſeine Freiheit abgeſehen hätten. Da benahm ihm aber Radtbod mit lächelnder Miene alsbald ſeine Angſt, und erklärte ihm, daß alle die unter den Mauern Verſammelten nicht ſeine Feinde, ſondern ſeine beſten Freunde wären, welche ihn im Nothfalle mehr als alle noch ſo großen und feſten Mauern beſchützen würden. An dieſe habe er alſo einen Theil jenes ihm dargeliehenen Geldes verwendet, und ſie damit gleichſam an ſich gekauft, und dienſtpflichtig gemacht, wodurch er ſich eigentlich in ihren Herzen die beſte Stütze, und die feſteſte Burg für alle Fälle erbauet habe. Nach dieſer Rede winkte der Graf ſeinen Leuten, und dieſe erhoben ein großes Jubelgeſchrei, worauf auch der jetzt vollkommen befriedigte Biſchof gegen Radtbod über dieſe kluge Geldverwendung ſein vollkommenes Lob ausſprach.

In der Folge machte Werner ſeinem Bruder noch viele und bedeutende Geſchenke, und dieſes zwar zum Nachtheile des Biſthums, weßhalb ihn das Domkapitel bei dem Kaiſer Konrad verklagte, der ihm dann unter dem Vorwande eines Geſandten nach Konſtantinopel ſchickte, wo er aber kaum angelangt, ſogleich als Gefangener behandelt, und tief nach Aſien in's Elend abgeführt wurde, wo er auch ſtarb.

Unter Guntrams Nachfolgern zeichnete ſich der Graf Albrecht von Habsburg, beigenannt der Reiche aus, welcher den Titel eines Landgrafen von Elſaß annahm, und dieſen auch nach ſeinem Tode (1199) an ſeine Familie vererbte.

Ihm folgte ſein Sohn Rudolph, und nach deſſen Tode (1232) theilten ſeine beiden Söhne Albrecht IV. (der Vater des nachmaligen Kaiſers Rudolph des I.) und Rudolph des II., im Jahre 1239 die Beſitzungen ihres Hauſes, daß Albrecht außer dem Schloße Habsburg, die Ländereien im Aargau und Elſaß, Rudolph hingegen, die Grafſchaft Klettgau, Rheinfelden und Laufenburg, und die Beſitzungen in Breisgau erhielt. Da Rudolph ſeinen Sitz in Laufenburg aufſchlug, ſo hieß dieſe jüngere habsburgiſche Linie die »Habsburg-Laufenbergiſche.« Dieſe neue Linie theilte ſich in der Folge wieder in zwei andere Linien ab, wovon aber die eine mit dem Grafen Johann dem IV. im Jahre 1408, die andere, mit dem Grafen Eggo im Jahre 1415 erloſch; und ſo kam auf dieſe Art das Haus Laufenburg wieder an Oeſterreich. Albrecht IV. aber vergrößerte ſeine Beſitzungen noch durch ſeine Vermälung mit Hedwig, der Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, Lenzburg und Baden, und ſein Sohn Rudolph, der nachmalige Kaiſer erbte (1240) von ſeinem Vater die Landgrafſchaft Oberelſaß und Rheinfelden, während er mit ſeinen Brüdern die Grafſchaft Habsburg gemeinſchaftlich beſaß.

Dieſer Rudolph durch Tapferkeit, Klugheit und Frömmigkeit ausgezeichnet, war von der Vorſehung beſtimmt, den ſchrecklichen Unruhen in Deutſchland ein Ende zu machen, und der Stammvater einer Dynaſtie zu werden, welche an Größe der Thaten und Schickſale, alle Uebrigen unſers Europa's übertrifft.

1.Bd.10.

Frankreich.

Die Gründung des Frankenreiches.

Die Bekehrung des fränkiſchen Königs Chlodwig zum Chriſtenthume, und die Taufe ſeiner Schweſter nebſt vielen andern Franken.

Jahr 496.

Das heutige Königreich Frankreich, von den Römern Gallien genannt, verdankt ſeinen Namen dem Chlodwig, einem Fürſten aus dem mächtigen deutſchen Völkerſtamme der Franken.

Die Franken, d. h. die Freien, waren eine Verbindung von mehreren deutſchen Völkerſchaften, welche von dem Ausfluße der Lahne längs dem Rheine herunter wohnten, aber bereits im fünften Jahrhunderte auch im nördlichen Gallien feſten Fuß faßten.

Zu Chlodwigs Zeiten ſtanden ſie noch unter mehreren Fürſten, und waren in Saliſche und Ripuariſche getheilt, unter welcher erſten Benennung man jene Franken verſtand, welche einſt den Landſtrich an der Saale bewohnten, während man unter den Ripuariſchen die Bewohner des Uferlandes begriff. Den Stamm der Franken bildeten aber die Chauzen, Sigamber, Attuarier, Bructerer, Chamaver, Katten, und noch einige andere kleinere deutſche Völkerſchaften.

Nachdem die Franken, wie bereits erwähnt wurde, in Gallien eingedrungen waren, fanden ſie ſchon mehrere andere deutſche Völker, welche vor ihnen dieſe einſt ſo ſchöne und blühende römiſche Provinz in Beſitz genommen hatten. So beſaßen den ſüdweſtlichen Theil dieſes Landes die Weſtgothen; an der Saone und Rhone bis zu der obern Loire hatten ſich die Burgunder ausgebreitet, Armorica (das heutige Bretagne) war von unabhängigen Briten bewohnt, welche ſich noch vor der Ankunft der Sachſen in ihrem Reiche hieher geflüchtet hatten; und zwiſchen der Loire und der Seine behauptete ſich noch Syagrius, deſſen Vater Aegydius einſt des Kaiſers Majorians Feldherr in dieſen Gegenden war. Auf ſolche Art war Gallien vertheilt, als Chlodwig (Ludwig), der Sohn des Frankenkönigs Childerich, aus dem alten Geſchlechte der Merovinger ſeinen im Jahre 481 in ſeiner Hauptſtadt Tournay verſtorbenen Vater in der Regierung über einen Theil der ſaliſchen Franken folgte.

Chlodwig war erſt fünfzehn Jahre alt, als er zu herrſchen anfing; allein ſeine Tapferkeit, Klugheit und Einſicht erſetzten den Mangel der Jahre, und ſein unbezähmbarer Ehrgeiz trieb ihn bald über die Grenzen ſeines an Umfang allerdings ſehr beſchränkten Erbes hinaus.

Er richtete ſeine Blicke zuerſt nach Syagrius, deſſen Beſitzthum ihm ungemein anlockend lag, und bald beſchloß er einen Angriff auf ihn zu machen.

Chlodwig verband ſich mit noch zwei andern fränkiſchen Fürſten, und durch ihre Scharen verſtärkt, traf er den Syagrius bei Soiſſons, ſchlug ihn nach einem hitzigen Gefechte völlig in die Flucht, ließ den Syagrius hinrichten, und nahm deſſen ganzes Land bis an die Loire in kurzer Zeit in Beſitz.

Dieſer Sieg und dieſe Eroberungen ſind als die Gründung des eigentlichen Frankenreiches zu betrachten, welches ſich nachmals über ganz Gallien und Deutſchland erſtreckte. Als das Letztere wieder davon getrennt ward, iſt der Name Frankreich nur dem ehemaligen Gallien geblieben.

Nach dem Falle des Syagrius richtete Chlodwig ſeinen Blick nach dem burgundiſchen Reiche in Gallien, das ſich durch Fruchtbarkeit und guten Anbau auszeichnete. Dieſes Reich war unter vier Brüder gekommen, die nach dem Willen ihres Vaters das Erbe auf folgende Art unter ſich theilten.

Chilperich, der Aelteſte bekam das Gebiet um Genf; Godemar das von Vienne; Godegiſel jenes in Beſançon, und Gundobald der Jüngſte, Lyon. Allein die unter ſich uneinigen Brüder bekämpften ſich bald ſelbſt unter einander, und in einem Kriege, den drei Brüder wider Gundobald als den am Beſtbetheilten aus Neid anfingen, unterlagen Chilperich und Godemar, und wurden ſogar von ihrem Bruder gefangen genommen.

Da übte Gundobald eine unbrüderliche Rache und ließ den Chilperich ſammt ſeinen zwei Söhnen tödten, Godomar entleibte ſich aber zuvor ſelbſt im Gefängniſſe.

Der ermordete Chilperich hinterließ aber außer ſeinen zwei hingerichteten Söhnen noch zwei Töchter, welche Gundobald verſchonte und bei ſich zu Lyon in enger Haft behielt. Von dieſen beiden Töchtern begehrte jetzt plötzlich der bereits mächtige und ſchlaue Chlodwig die Aelteſte, Namens Chlotilde, eine eben ſo kühne, als ſchöne Prinzeſſin für ſich zur Ehe.

Obwohl Gundobald nur zu deutlich einſah, daß Chlodwig bei dieſer Eheſchließung bloß das politiſche Intereſſe im Auge habe, indem er nach ſeiner Vermälung mit Chlotilde früher oder ſpäter das Erbtheil ihres Vaters fordern werde, ſo wagte er es doch nicht, ſie dem gefürchteten Frankenkönige mit glatten Worten abzuſchlagen, und willigte in dieſe Verbindung ein.

Daß Gundobald richtig geurtheilt hatte, bewies ſich in der Folge zu ſeinem eigenen Schaden, jedoch ward ihm für den Augenblick noch einige Ruhe gegönnt, da Chlodwig auf einer andern Seite an-

ſtrengend beſchäftigt war. Es waren nämlich die Alemannen, die eben ſo wie die Franken einen Bund von vielen deutſchen Völkerſchaften ausmachten, ihren Hauptſitz in dem heutigen Schwaben hatten, und im Jahre 496 den Fürſten der ripuariſchen Franken, Namens Siegebert, der ſeine Reſidenz in dem heutigen Köln hatte, mit Krieg überzogen. Chlodwig eilte ſeinem Vetter zu Hilfe, und war ſo glücklich die Verbündeten bei Bonn gänzlich auf's Haupt zu ſchlagen. Die Schlacht währte einen ganzen Tag, und war äußerſt hartnäckig; und da der Sieg lange zweifelhaft blieb, ſo gelobte Chlodwig, der ſelbſt ſo wie ſeine Franken noch dem Heidenthume ergeben waren, ein Chriſt zu werden, wenn ihm Gott den Sieg verleihen würde. Dieſes Gelübde erfüllte er auch wirklich noch in demſelben Jahre, um zugleich den vielen und dringenden Bitten ſeiner Gemalin Chlotilde nachzugeben, die eine Chriſtin war, obſchon ſie der Irrlehre des Arius anhing.

Bald nach dieſer Schlacht zog Chlodwig das Reich der Alemannen zu Gunſten ſeines Frankenreiches ein, doch behielten ſie ihre herkömmlichen Geſetze und Einrichtungen, ja ſogar ihre eigenen Herzoge; aber ein Theil ihres Gebietes, nämlich die Main-Gegenden, wurden zur Belohnung unter fränkiſche Krieger vertheilt.

Chlodwig beſtimmte für ſeine Taufe den Weihnachtstag des Jahres 496, und ließ dieſe feierliche Handlung, welche die Bekehrung der Franken zum Chriſtenthume in kurzer Zeit zur Folge hatte, in der Stadt Rheims durch den daſigen Biſchof Remigius mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes verrichten. Merkwürdig ſind die Worte, welche damals der Biſchof bei der Taufe zu ihm ſprach: »Beuge in Demuth Dein Haupt Sigambrer; — verbrenne was Du angebetet, und bete an was Du verbrannt haſt.« Mit Chlodwig empfingen zugleich 3000 edle Franken die Taufe, ſo wie auch Chlodwigs Schweſter, Namens Audoflede, die nachherige Gemalin Theodorichs des Großen, wobei Chlodwig ſelbſt gegenwärtig war *).

Audoflede, gleichfalls durch Chlotildens Ueberredung ſchon längſt dem Chriſtenthume zugethan, bewog nun alle ihre Geſpielinen und Frauen zum Uebertritte in die beſeligende Lehre, und ſo wurde für ſie und ihre Freundinen nach altkatholiſchem Gebrauche in der Kirche zu Rheims ein mit Waſſer angefülltes Gefäß geſtellt, in welches ſie, in ein leichtes Kleid gehüllt, und mit gelöſten Haaren, von zwei Frauen, die ſie am Arme hielten, bis auf die Bruſt eingetaucht wurde; während der Biſchof Remigius die Hände ſegnend über ſie hielt und das Taufgebet ſprach. Als dieſe feierliche Handlung mit ihr vollendet war, und ſie wieder aus dem Waſſer erhoben worden war, folgten die Uebrigen, in Andacht verſammelten Frauen und Jungfrauen, um das Bad der Wiedergeburt zu erlangen.

Nachdem Chlodwig den Kampf mit den Alemannen ſiegreich beſtanden, und durch ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthume ſich dem katholiſchen Theil ſeiner Unterthanen beſonders geneigt gemacht hatte, gedachte er wieder des burgundiſchen Gundobald, und ging mit deſſen Bruder Godegiſel, der in Genf reſidirte, ein heimliches Bündniß ein. Chlodwig griff den Gundobald in der Gegend von Dijon an, und zwang ihn nach Avignon zu fliehen, wo dann gegen einen Tribut der Friede zu Stande kam.

Bald darauf fand aber Gundobald Gelegenheit, ſeinen verrätheriſchen Bruder Godegiſel in Vienne zu überraſchen, wo er ihm vor den Stufen des Altars, wohin ſich dieſer geflüchtet hatte, ermordete.

Seit dieſer Zeit behauptete er bis an ſein Ende das burgundiſche Reich, führte ſonſt ſeine Regierung nicht ohne Ruhm, und gab auch ſeinem Volke ein eigenes Geſetzbuch.

Gleich nach dem burgundiſchen Kriege unterwarfen ſich die Briten in Armorica freiwillig dem Chlodwig, und nun waren nur noch die Länder des Weſtgothenkönigs, Alarich des II übrig, die zur feſten Begründung der neu fränkiſchen Monarchie nothwendig ſchienen, und wornach Chlodwig ohnehin ſchon längſt lüſtern war. Er erklärte alſo dieſem Könige den Krieg, und bald kam es auch bei Poitiers zwiſchen Beiden zur Schlacht.

Die Weſtgothen wurden geſchlagen, und Chlodwig tödtete mit eigenen Händen den König. Raſch verfolgte nun Chlodwig ſeinen Sieg, und im Jahre 508 war mit Toulouſe faſt das ganze weſtgothiſche Reich in ſeinen Händen; damit er aber es nicht völlig überwältigen möchte, erhob ſich jetzt der König der Oſtgothen, der berühmte Theodorich gegen ihn, und brachte ihm bei Arles eine empfindliche Niederlage bei, nach welcher aber Chlodwig dennoch alles Land von der Loire bis zu den Pyrenäen behielt.

Um nun endlich auch alle Franken unter ſeine Herrſchaft zu vereinigen, fehlten dem Chlodwig noch die Gebiete von vier ſeiner Verwandten, mit Namen Siegebert, Chararich, Ragnacha und Rignomer, die er alle durch empörende Hinterliſt aus dem Weg räumte, und ihre Beſitzungen, welche meiſtens am Rheine lagen, an ſich zog. Doch war es ihm nicht beſchieden die Früchte ſeiner Grauſamkeit lange zu genießen, denn er ſtarb, erſt 48 Jahre alt zu Paris, und hinterließ ſeine Gemalin nebſt vier Söhnen.

Ungeachtet der wilden Rohheit ſeines Karakters, und der um den Beſitz der Herrſchaft begangenen Verbrechen bleibt ihm dennoch der Ruhm, durch die Kraft und Kühnheit ſeines Geiſtes von kleinen Anfängen aus, den fränkiſchen Staat begründet zu haben, von welchem die eigentliche Entwickelung des germaniſchen Lebens ausgegangen iſt.

*) Wegen dieſer Handlung, nämlich, daß Chlodwig zuerſt unter den fränkiſchen Königen das Chriſtenthum annahm, gab ihm der damalige Papſt Anaſtaſius II. den Namen des allerchriſtlichſten Königs, ein Name, den die Könige von Frankreich noch bis in unſere Tage führen.

1. Bd. 11.

Frankreich.

Die Scholaſtiker.

Peter Abälard führt ſeine Gattin Heloiſe in das Kloſter Paraklet als Aebtiſſin ein.

Jahr 1140.

Die Scholaſtik oder die Lehre der Beredſamkeit wurde ſchon an den kaiſerlichen Schulen zur Zeit der römiſchen Weltherrſchaft gelehrt, und ging dann ganz unbemerkt in die chriſtlichen Schulen über.

Die Kirchenväter behandelten bald nach dem Beginne des Chriſtenthums die Theologie auf philoſophiſche Weiſe, und ſo wurde zwiſchen Religion und Philoſophie eine Verbindung herbei geführt. Mit dem Falle des Römerreiches fiel auch nach uud nach die Scholaſtik, bis ſie endlich im Mittelalter wieder ins Leben trat. Die Sprache der Scholaſtik war die Lateiniſche, doch nicht in jener Reinheit und Zierlichkeit, wie ſie zu den Zeiten der klaſſiſchen römiſchen Literatur beſtand, ſondern man betrachtete dieſes nur als eine Nebenſache, und legte die Hauptkraft in ſpitzfindige Definitionen oder Erklärungen, unbekümmert um den Styl. Daher kömmt es, daß bei den Schriftſtellern dieſer Scholaſtik keine Eigenthümlichkeit der Sprache Statt findet, wodurch man ſie in der Darſtellungsweiſe unterſcheiden könnte, ſondern, ſie ſehen ſich in dieſer Beziehung ganz ähnlich, und unterſcheiden ſich nur durch den höheren Grad der Spitzfindigkeit und Abgezogenheit.

In dieſem Sinne ſchrieb bald nach den Zeiten Kaiſer Karl des Großen der gelehrte Johann Erigena, Scotus genannt, und zwar gegen den Abt des Kloſters Corvey in Bezug des heiligen Abendmals.

In den böſen und verwirrten Zeiten der Karlowinger ſchwieg die Scholaſtik, aber im eilften Jahrhunderte begann ſie ſich wieder zu heben, und Berengar ſo wie Lanfranc von Canterbury wechſelten viele Streitſchriften unter einander.

Der eigentliche Begründer jener Richtung, welcher die Glaubenslehren auf dem Wege des Gedankens zu erklären bemüht geweſen, war aber Anſelmus von Aoſta, der den Grundſatz aufſtellte, daß man früher ſich beſtreben müſſe zu begreifen, was man glaube.

Ein raſcherer Aufſchwung dieſer Philoſophie begann, als Roscellin mit der Lehre auftrat, daß allgemeine Begriffe keine Wirklichkeit hätten, und daß nur das Individuelle das Wahre ſey. Aber gleich ſtellte ſich dieſer Behauptung Wilhelm von Champeaux, Lehrer der Rhetorik und Theologie an der Kathedralſchule in Paris entgegen, welcher die Realität, oder die Wirklichkeit der Gattungsbegriffe behauptete.

So entſtanden die Schulen der Nominaliſten und Realiſten, wovon die Erſteren behaupteten, die Begriffe ſeyen bloße Worte (nomina), die Letzteren aber ſagten ſie, ſeyen wirkliche Dinge oder Objekte.

Beide Schulen bekämpften ſich mit großer Hartnäckigkeit, und vorzüglich war das nördliche Frankreich der Sitz dieſer wiſſenſchaftlichen Bemühungen, indem hier eine Reihe ſcharfſinniger, und dialektiſche Gewandtheit ausgezeichnete Männer hinter einander auftraten, unter welchen Peter Abälard der berühmteſte iſt.

Peter Abälard war im Jahre 1079 unweit der Stadt Nantes in Frankreich geboren, und vereinigte mit der ſchönſten männlichen Geſtalt einen durchdringenden Verſtand, eine unerſättliche Wißbegierde, und den empfindlichſten Ehrgeiz. Von ſeinem Vater weiß man bloß, daß er ein Ritter, und tapferer Krieger war, während die Geſchichte von ſeiner Mutter gänzlich ſchweigt. Um ſich ganz den Wiſſenſchaften widmen zu können, opferte Abälard ſein Recht der Erſtgeburt ſeinem jüngeren Bruder auf, und begab ſich in ſeinen Jünglingsjahren nach Compiegne, wo er die Schule des damals hochberühmten Roscellin beſuchte. Von ihm lernte er die Logik, oder die Regeln des richtigen Denkens. Da ihn aber dieſer nicht ganz befriedigte, ſo ergriff er den Wanderſtab, und beſuchte als Schüler die Hörſäle mehrerer zu jener Zeit berühmt geweſenen Lehrer der Dialektik.

Zuletzt kam er nach Paris, wo er die Vorträge des Wilhelm von Champeaux hörte, mit dem er anfangs im freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtand, ſich aber bald mit ihm entzweiete, indem Abälard ſowohl von ſeiner als auch Roscellins Lehre abwich, und einen ganz eigenen Grundſatz aufſtellte; indem er behauptete, daß die Grundſätze der Nominaliſten und Realiſten einſeitig wären, und daß ſich die Begriffe in jedem einzelnen Menſchen auf eine eigene und beſchränkte Weiſe darſtellen.

Abälard gewann, ſo jung er auch war, dennoch in mehreren mit Champeaux gehaltenen Disputationen die Oberhand, und die Folge davon war, daß die meiſten Schüler den Champeaux verließen, und den Vorträgen Abälards zuhörten, der ſich endlich bewogen fand, zu Melun, und dann zu Corbeil eine eigene Schule zu errichten. In der Folge kam Abälard wieder nach Paris, und wohnte in dem Hauſe eines alten Domherrn, Namens Fulbert. Dieſer gewann den jungen Gelehrten lieb, und machte ihn zum Lehrer ſeiner ſchönen achtzehnjährigen Nichte Heloiſe, einem Mädchen, welches mit den vortrefflichſten Anlagen des Geiſtes und Herzens begabt war. Abälard hatte ihr nur durch kurze Zeit Unterricht ertheilt, als ſchon die großen und glänzenden Eigenſchaften ſeines Geiſtes bei ihr die innigſte Bewunderung und

Verehrung erweckten, und die in ihm zugleich den vollkommſten Mann ſah, ſo wie er in ihr das edelſte weibliche Weſen erblickte. Bald beſang er ſeine Heloiſe in Minneliedern, die in kurzer Zeit Volkslieder wurden, und noch lange nach ſeinem Tode in allen Gauen Frankreichs wiederhallten. Die Einſamkeit der Lehrſtunden verwandelte ſich aber nur zu bald in verliebte Zuſammenkünfte, und nach einiger Zeit fühlte Heloiſe die Folgen ihres Fehltrittes. Nun entführte ſie Abälard, und brachte ſie zu ſeiner Schweſter, wo ſie mit einem Knaben entbunden wnrde. Fulbert wüthete vor Zorn, als er den Fall ſeiner geliebten Nichte erfuhr, die Abälard heimlich eheligte, und, um ſie den Mißhandlungen ihres Oheims zu entziehen, in das Nonnenkloſter zu Argenteuil brachte. Dieſes hielt Fulbert für einen neuen Schimpf, und ließ aus Rache den unglücklichen Abälard in ſeinem Zimmer überfallen, und entmannen. Voll Scham und tiefer Betrübniß wurde jetzt Abälard ein Mönch, und ging in das Kloſter St. Denys zu Paris. Allein, auch die abgelegene Zelle konnte den Zudrang der zahlloſen Schüler nicht abwehren, die den geiſtreichen Meiſter zu hören verlangten, und Abälard gab daher nothgedrungen wieder Unterricht, obſchon ſeine Zelle den großen Schwarm der Lernbegierigen nicht faſſen konnte. Dieſe außerordentliche Hochachtung der Jugend für Abälard erweckte aber den Neid ſeiner Mitbrüder, und als er um dieſe Zeit zum Behufe ſeiner Vorleſungen eine Einleitung in die Theologie geſchrieben hatte, griffen ſeine Feinde dieſelbe mit Heftigkeit als ketzeriſch an. Abälard ward hierauf gezwungen, in einer zu Soiſſons gehaltenen Synode ſein Buch eigenhändig ins Feuer zu werfen, und ward dann zur engen Haft verurtheilt. Doch ſchmachtete Abälard nur kurze Zeit in dem Kerker; denn der Unterdrückte fand bald eine Menge einflußreicher Freunde, die ſich thätig für ſeine Freilaſſung verwendeten, und ſeine beſchämten Gegner mußten ihm erlauben nach St. Denys zurück zu kehren.

Damit war aber die Ruhe für ihn nicht wieder hergeſtellt, da ihn neue Verfolgungen erwarteten, und dieſe hauptſächlich aus dem Grunde, weil er das weltliche Treiben der Mönche tadelte. Um nun ſeiner ledig zu werden, gab man ihm endlich die Erlaubniß das Kloſter zu verlaſſen, und ſich nach Belieben einen andern Aufenthaltsort zu ſuchen. Abälard benützte unverweilt dieſe Gnade, und eilte nur von einem einzigen treuen Schüler begleitet, den dunklen Wäldern der Champagne zu, um unter ihnen eine Ruheſtätte aufzuſuchen. Auf dieſer Irrfahrt erinnerte er ſich eines angenehmen, ihm ſchon früher bekannt geweſenen Thales, unweit der Stadt Nogent an der Seine, welches er auch wirklich fand. Die erſte Nacht blieb er mit ſeinem Begleiter unter einem Baume, am folgenden Morgen aber traf er ſogleich die nöthige Anſtalt, ſich in der wilden und einſamen Gegend anzubauen. Er flecht ſich eine Hütte von Baumäſten, und führte darin durch einige Zeit ein Einſiedlerleben. Aber bald hatten ſeine Schüler ſeinen Aufenthalt entdeckt, und wallfahrteten wie zu einem Gnadenorte zahlreich dahin, wo nun Abälard gezwungen war, ſeine Vorleſungen unter den Bäumen zu halten. In kurzer Zeit entſtanden in der Nähe mehrere Hütten, die ſeine Schüler bleibend bewohnten, ihrem geliebten Lehrer erbaueten ſie aber ein eigenes Gebäude, das Abälard nach dem griechiſchen Worte Peraclet, d. i. »dem Tröſter,« nannte.

Indeſſen lebte Heloiſe als Aebtiſſin im Kloſter Argenteuil, ohne ihren Abälard vergeſſen zu können. Nach einiger Zeit mußte ſie mit ihren Nonnen dieſes Kloſter verlaſſen, weil der Abt von St. Denys dieſe Frauenabtei, welche von ſeinem Kloſter abhängig war, einzog, und die Güter davon dem heiligen Dioniſius einverleibte. Im Zweifel, wohin ſich Heloiſe wenden ſolle, erhielt ſie zufällig die Nachricht von Abälards Paraklet, und da ſie zugleich von Sehnſucht und Liebe getrieben wurde den Mann ihres Herzens wieder zu ſehen, ſo machte ſie ſich mit ihren Nonnen auf den Weg, und kam eben zur gelegenen Stunde nach dem Paraklet, als Abälard ſchon im Begriffe war, dieſen ſeinen Zufluchtsort mit dem Kloſter St. Gildas de Ruys in der Bretagne zu vertauſchen, deren Mönche ihn als ihren Landsmann zu ihrem Abte erwählt hatten. Rührend war das Zuſammentreffen dieſer zwei ſo edlen und unglücklich Liebenden, und ſelbſt Abälard hatte Mühe, Herr ſeiner Thränen zu werden. Vergangenheit und Zukunft laſteten in dieſem Augenblicke ſchwer auf beider Herzen. Der unglückliche Gatte, obſchon ſelbſt des Troſtes bedürftig, faßte ſich aber bald männlich, und tröſtete die klagende Heloiſe auf die Wiedervereinigung im Himmel. Endlich ergriff er ihre Rechte, deutete nach Oben, und führte ſie ſammt ihren Nonnen in das verlaſſene Paraklet ſelbſt ein.

Abälard hatte aber ſein Paraklet hauptſächlich aus dem Grunde verlaſſen, weil die große Wirkſamkeit, die er dort übte, ſeine Gegner neuerdings erweckte. Zu dieſen hatte ſich jetzt ein Mann geſellt, den zwar nicht kleinlicher Neid in Bewegung ſetzte, der aber eben darum den Abälard furchtbarer ward, als alle Uebrigen. Dieſer Mann war der heilige Bernhard, der einige Stellen aus Abälards neuen Schriften, nämlich der chriſtlichen Theologie und der Ethik auf einer zahlreichen Synode zu Sées (1140) vorlegte, und für ketzeriſch erklärte.

Als Abälard darüber ſchwieg, verdammte die Kirchenverſammlung ſeine Sätze, und Papſt Innocenz II. ſprach den Bann über alle Anhänger des Abälard aus.

Abälard wurde aber in der Folge mit dem heiligen Bernhard wieder ausgeſöhnt, und ſelbſt von dem Banne losgeſprochen.

Abälard ſtarb den 21. April 1142, und ward ſeinem Wunſche gemäß im Paraklet zur Erde beſtattet. Seine Heloiſe überlebte ihn noch um 20 Jahre, allgemein geehrt und geliebt, ſtarb am 17. Mai 1163, und ward neben Abälard in die Gruft geſenkt.

Die Aſche Beider wurde im Jahre 1808 in das Muſäum der franzöſiſchen Denkmäler nach Paris gebracht; im Jahre 1817 zu Monamy in einer beſondern Kapelle, und im Jahre 1828 in einem eigens dazu erbauten Grabmale auf dem Kirchhofe des Pater Lachaiſe in Paris beigeſetzt.

1.Bd.12.

Erſter Schritt zu Buonapartes künftiger Größe.

Buonaparte läßt die von den Sektionären beſetzte Kirche St. Rochus beſchießen, und rettet durch die Erſtürmung derſelben den Konvent.

Jahr 1795.

Nachdem der Sturm der franzöſiſchen Revolution zu Ende des Jahres 1789 im ganzen Reiche zu toben begann, und die erſte National-Verſammlung ihre Dekrete wider den Adel und die Begünſtigten zu ſchleudern anfing, ſchloß ſich Napoleon Buonaparte, damals noch ein junger und unbedeutender Artillerie-Officier der Partei der Revolutionsmänner mit Leidenſchaft an, und war Zeuge der Greuelſcenen, welche die ausſchweifenden Pariſer in Folge der Aufhetzung der blutgierigen Jakobiner in ihrer Stadt gegen die königlich Geſinnten begingen.

Während aber im Norden Frankreichs dieſe Partei mit Erfolg bekämpft wurde, war ſie im Süden und Weſten dieſes Landes um ſo mächtiger, und beſonders ſchrecklich geſtaltete ſich in der königlich geſinnten Vendée der Bürgerkrieg.

Der Konvent, ſchon damals durch die ſogenannte erſte Coalition, welche Oeſterreich und Preußen wider ihn errichteten, aufgereizt, wurde es jetzt noch mehr, als er die Nachricht von der hochverrätheriſchen Auslieferung des wichtigen Seehafens und der Stadt Toulon an die Engländer erfuhr. Um nun dieſen Ort dem Erzfeinde Frankreichs wieder zu entreißen, wurde eine Armee dahin abgeſendet, welche Buonaparte, der indeſſen Hauptmann geworden war, als Chef eines Artillerie-Bataillons begleitete.

Seiner Einſicht und Thätigkeit iſt auch hauptſächlich die Wiedereroberung dieſes wichtigen Platzes zuzuſchreiben, und der Konvents-Deputirte Barras, welcher dieſer Belagerung beiwohnte, wurde auf den jungen Officier, der mitten im Kugelregen ganz kaltblütig ſeine Befehle gab, immer aufmerkſamer.

Nach der Wiedereroberung dieſer Stadt (1793) ging Buonaparte nach Paris zurück, worauf ihn der Konvent zum Brigadegeneral der Artillerie ernannte, und ihm den Auftrag gab, die Küſten der Provence und Genua's in Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

Buonaparte begab ſich nun im Monat März 1794 in das Hauptquartier der italieniſchen Armee zu Nizza, machte von dieſem Punkte aus mehrere Exkurſionen, um die Stellungen des feindlichen Heeres zu unterſuchen, und verſchaffte ſich in kurzer Zeit einen ſolchen richtigen Ueberblick über die örtlichen Verhältniße, daß er dem Kriegsrathe einen Operationsplan vorlegen konnte, welcher von dem Generale Maſſena ausgeführt, auch bald die erfreulichſten Reſultate lieferte. Schon in wenigen Tagen bemächtigte ſich Maſſena der feſteſten Stellungen der Piemonteſer, welche, ſo wie England der Coalition beigetreten waren, und vereinigte ſich mit der Alpenarmee, unter dem Generale Dumos. Kaum war dieſe Vereinigung bewirkt, ſo entwarf der raſtloſe Buonaparte einen zweiten Plan, der eben ſo ſchnell ausgeführt, die Verbindung zwiſchen Genua und der Provence ſichern, die Vereinigung der Oeſterreicher und Engländer verhindern, und das unzuverläßige Genua zwingen ſollte, ſeine Neutralität zu beobachten. Während aber Buonaparte hier unermüdet an der fernern Benützung der hauptſächlich durch ihn errungenen Vortheile arbeitete, und bereits wieder einen neuen von ihm entworfenen Plan vor den Kriegsausſchuß legte, welcher das ſchnelle Eindringen in Italien ſelbſt vorzeichnete, trat in Frankreichs politiſcher Lage eine Kataſtrophe ein, die ihre Wirkungen über das ganze Land, und ſelbſt über einen Theil von Europa erſtreckte, und auch auf Buonapartes Schickſal einen nachtheiligen Einfluß ausübte.

Maximilian Robespierre, dieſer Mann des Schreckens, endete ſeine blutbefleckte Laufbahn unter der Guillotine, und mit ihm und ſeinem Anhange entfloh auch der Dämon der Revolution, worauf die Schreckensherrſchaft der Jakobiner ein Ende hatte.

Der National-Konvent, der jetzt ſelbſtſtändiger herrſchte, bildete nun das Revolutionstribunal aus gemäßigteren Mitgliedern, und dieſe, wie es bei jedem Parteienwechſel der Fall zu ſeyn pflegt, verfolgten als Sieger ihre ehemaligen Gegner oder Feinde. Buonaparte war den wüthenden Jakobinern zugethan, und überdieß noch ein perſönlicher Freund des jüngern Robespierre. Zwei Dinge, welche bei den damaligen Umſtänden allein ſchon hinlänglich geweſen wären ſeinen Untergang herbei zu führen; allein der Konvent, welcher ſeine Unentbehrlichkeit bei dem italieniſchen Heere erkannte, und die Nähe der auswärtigen Feinde fürchtete, verſchonte ihn bloß aus dieſer Rückſicht; entfernte ihn aber von ſeinem bisherigen Poſten, und gab ihm eine Infanteriebrigade in der Vendée.

Buonaparte, der ſeinen Blick immer nach Italien, als dem Lande ſeines Ruhms richtete, ging jetzt nach Paris, und bat bei dem Direktor des Kriegsausſchußes Aubry, ihn in ſeinem bisherigen Poſten zu belaſſen; Aubry aber, nahm ihn kalt auf, und da Buonaparte den Befehl in der Vendée nicht übernehmen wollte, ſo wurde er aus der Liſte der Generale geſtrichen.

Auf ſolche Art war Buonaparte aus ſeiner ſo rühmlich begonnenen Laufbahn heraus geriſſen, und

dem Privatleben zurück gegeben. Ihm, der ein Herz voll Muth und Kampfluſt hatte, mußte dieſer Schlag noch um ſo drückender werden, weil er ſich als General wenig erſpart hatte, und daher bald in große Geldverlegenheit gerieth.

In ſeiner Noth fand er aber einen thätigen Unterſtützer an dem berühmten Schauſpieler Talma, deſſen uneigennützige Freundſchaft Buonaparte, ſelbſt als er Kaiſer war nicht vergeſſen hatte. Um dieſe Zeit ſoll auch Buonaparte den Plan gehabt haben, bei dem Sultan Dienſte zu nehmen, was ihm aber vom Kriegsausſchuße abgeſchlagen wurde.

Indeſſen nahete der Zeitpunkt mit Rieſenſchritten heran, welcher Buonaparte aus ſeiner unfreiwilligen Dunkelheit wieder entreißen ſollte. Der Konvent ſo wie das Volk, der ſogenannten Wohlfahrtsausſchüße und ihrer Willkühr müde, ſehnte ſich längſt nach einer feſten Konſtitution, und beeilte ſich auch vorläufig die Direktorial-Verfaſſung vorzulegen. Allein der Konvent hatte einen großen Gegner an den Sektionen von Paris, oder der Nationalgarde, aus welcher die Wohlfahrtsausſchüße hervor gingen, und auch im Süden ſo wie im Weſten Frankreichs bewegte ſich wieder die royaliſtiſche oder königliche Partei, und knüpfte mit der Nationalgarde Verbindungen an. Auf ſolche Art mußte der Konvent zwei, ſonſt ſich anfeindende Körper, nämlich, die Royaliſten und Jakobiner bekämpfen, welche jetzt gemeinſchaftlich wider ihn losſtürmten, und eine Gegenrevolution bewirken wollten.

Um nun ſeinen Einfluß und ſeine Macht zu bewahren, erſchuf der Konvent die Direktorial-Konſtitution mit den beiden Räthen der Alten und der Fünfhundert, und beſtimmte zugleich, daß zwei Drittheile ſeiner eigenen Mitglieder in dieſen Rath als ausgewählt eintreten ſollten, während man den Sektionen nur ein Drittheil überließ.

Das Volk billigte dieſes Geſetz; allein die Sektionen, und die mit ihnen jetzt verbundene royaliſtiſche Partei verweigerte dieſem Dekrete den Gehorſam, und ſo kam es bald zwiſchen dem Konvente und den Sektionen zum offenen Ausbruche. Da der Konvent nur über eine kleine Truppenzahl verfügen konnte, ſo rief er das Bataillon der Patrioten vom Jahre 1789 unter die Waffen, und zog einige Mannſchaft aus dem Lager von Sablons herbei.

Die Gährung ſtieg immer höher, und die Sektion Lepelletier gab bereits das Zeichen zum Kampfe Der Konvent ſendete am 3. Oktober 1795 unter dem Generale Menou eine Truppenabtheilung nach St. Thomas, wo ſich dieſe Sektion verſammelt hatte, um ſie zu zerſtreuen; allein die Sektionäre imponirten ihm, und Menou zog ſich feige zurück.

Die Lage des Konvents war alſo jetzt höchſt kritiſch, und faſt unrettbar, nachdem deſſen ganze Streitkraft kaum 6000 Mann betrug, während ihm die Sektionen 40,000 wohlgeübte Nationalgarden entgegen ſtellen konnten. Da erinnerte man ſich in der Verſammlung auf Buonaparte, dem Helden von Toulon, und ſogleich erſcholl von allen Seiten der Name Buonaparte, der nur hier allein helfen ſollte. Man ſchickte ſogleich nach ihm, und brachte ihn aus ſeiner ärmlichen Stube in den Konventsſaal. Buonaparte von der Wichtigkeit der ihm übertragenen Sendung überzeugt, begehrte aber von dem Konvente ſelbſtſtändig handeln zu dürfen, was Barras auch mit leichter Mühe bewirkte.

Buonaparte ließ ſich nun von Menou die nöthigen Mittheilungen geben, und traf ſeine Maßregeln für den kommenden Morgen. Für das Erſte ließ er noch in der Nacht durch Murat das in Sablons befindliche Geſchütz in die Tuilerien bringen, und beſichtigte mit dem erſten Grauen des Tages alle Poſten, während er zugleich den Linientruppen die geeigneten Plätze anwies.

Aber auch die Nationalgarden waren nicht ſaumſelig, indem ſie ſich in allen Straßenausgängen formirten, und den Generalmarſch ſchlugen. Die Vorpoſten ſtanden ſich höchſtens zwölf bis fünfzehn Schritte von einander entfernt, wobei zu befürchten ſtand, daß die Konventstruppen, aus Scheu, das Blut ihrer Kameraden zu vergießen, oder aus Furcht vor ihrer Menge überwältigt zu werden, zu jenen der Sektionen übergehen könnten.

Bis 3 Uhr Nachmittags ſtanden ſich in dieſer Stellung die Truppen gegen einander, während Danican, der General der Sektionen den Konvent auffordern ließ, die Truppen, welche das Volk bedroheten, zu zerſtreuen. Da aber dieſes nicht geſchah, ſo gaben gegen 4 Uhr die Sektionäre durch einige Flintenſchüſſe aus dem Palaſte Noailles das Zeichen zum Kampfe, worauf die Kolone Lafond ſich über den Quai Voltaire gegen den Pont Royal in Bewegung ſetzte. Nun zögerte auch Buonaparte nicht länger mehr, ließ die Batterien fertig machen, und ein lebhaftes Feuer nach der Kirche St. Rochus richten, welche die Sektionäre beſetzt hatten, und die nach mehreren Salven von ihm endlich beſtürmt und genommen wurde.

Hierauf wendete er ſich gegen die Kolone des Emigranten Lafond, die längs des Gitters der Louver, und an der Spitze des Pont Royal aufgeſtellt war, und ſprengte dieſe, obſchon ſie ſich zu drei verſchiedenen Malen unter dem heftigſten Artilleriefeuer formirte, gänzlich in die Flucht.

Bald wurde auch die Straße St. Honori, die Straße St. Florentin und alle übrigen von den Sektionären beſetzten Punkte von dem Feinde geſäubert; und ſo hatte um 6 Uhr Abends Buonaparte dem Konvente einen vollſtändigen Triumph über ſeine gefährlichen Feinde errungen, und ſeine Selbſtſtändigkeit, ſo wie ſeine Wirkſamkeit geſichert.

Dieß geſchah am 4. Oktober 1795, worauf der dankbare Konvent einige Tage ſpäter ſeinen Retter und Befreier zum Diviſionsgeneral, und am 29. October zum Oberbefehlshaber des Innern ernannte, und ihn zugleich beauftragte, die Nationalgarde von Paris zu reorganiſiren, und die Garde des Direktoriums und des geſetzgebenden Körpers zu bilden.

I.Bd.13.

Portugal.

Die Ermordung der Donna Ignez de Caſtro.

Ignez de Caſtro wird, nachdem ſich der König Alphons aus ihrer Zelle entfernt hatte, von zwei bewaffneten Rittern mit Dolchſtichen ermordet.

Jahr 1355.

Nach dem Tode Alphons des III., Königs in Portugal, der im Jahre 1279 ſtarb, und ſein Land von mauriſcher Herrſchaft gänzlich befreit hatte, folgte ihm ſein Sohn Dionys, der glänzend unter den Königen Portugals hervor ſtrahlt, und des ruhmvollen Beinamens: »der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes,« die ihm die dankbare Nachwelt gab, ganz würdig iſt. Er war ein weiſer Fürſt, beförderte die Landeskultur, die Schifffahrt und den Handel, vermehrte ſeine Flotte, für die er Befehlshaber und Steuerleute aus Genua kommen ließ, und begünſtigte die Gewerbe, ſo wie den Bürgerſtand.

Als er die ungemein großen Freiheiten des Adels und der Geiſtlichkeit beſchränken wollte, gerieth er mit dieſen mächtigen Ständen in Streit, ſetzte aber dennoch mehrere Geſetze durch, welche die noch immer ſteigende Anhäufung des Landbeſitzes in den Händen des Klerus verhindern ſollten. Der Adel genoß für ſeine Güter Freiheit von allen Steuern und Abgaben. Auch Ortſchaften, deren Bewohner irgend eine Leiſtung gegen einen Edelmann hatten, wurden von dieſem auf eigenmächtige Weiſe den königlichen Steuereinehmern und Richtern gänzlich entzogen.

In ähnlicher Art bevorzugten die Adeligen einen Ort, in welchen ſie einen Sohn ſäugen oder erziehen ließen. Wollte daher ein Landbauer ſein Gut frei machen, ſo bat er gewöhnlich den nächſt wohnenden Adeligen, ihm ſeinen ſelbſt unehelich erzeugten Knaben zu geben, und von ſeinem Weibe ernähren zu laſſen. Sogar den unmittelbaren Gebieten des Königs (Reguengos) wurden durch dieſes Verfahren große Landſtrecken entfremdet. Solchen Mißbräuchen ein Ziel zu ſetzen, verbot der König im Jahre 1290 die Söhne von Edelleuten in den Reguengos zu erziehen, und im Jahre 1307 hob er alle geſchloſſenen Rittergüter (Honras) wieder auf, welche ſeit der Zeit ſeines erſten Geſetzes neu gegründet oder erneuert worden waren.

Ihm folgte ſein Sohn Alphons IV., der ſich durch ſeinen Antheil an dem Siege am Salado, und durch ſeine Uneigennützigkeit nach demſelben — da er ſogar die ihm gebührenden Beuteſtücke verſchmähte — hohen Ruhm erwarb.

Er ſchritt im Innern des Landes auf den von ſeinem Vater betretenen Wege fort und ſuchte nach allen Kräften den Wohlſtand der Portugieſen zu befördern, wiewohl die große Peſt im Jahre 1348 und ein furchtbares Erdbeben ſeine Anſtrengungen nur theilweiſe gelingen ließ.

Ueber ſeinem Familienleben ſchwebte ein hartes Mißgeſchick. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Namens Pedro, war nämlich mit Konſtanza, der Tochter eines caſtiliſchen Großen, der ſich Don Juan Manual nannte, vermält. Als nun dieſe nach Portugal kam, befand ſich in ihrer Geſellſchaft als Hoffräulein eine Verwandte, Ignez de Caſtro, die ſchön und liebenswürdig, und zugleich ſelbſt mit dem königlich caſtiliſchen Hofe verwandt war.

Pedro erglühte für dieſe ausgezeichnete Schönheit, hielt, obſchon vermält, mit ihr ein geheimes Liebesverſtändniß, und erzeugte mit ihr noch bei Lebzeiten ſeiner Gemalin vier Kinder.

Konſtanza ſtarb nach einer kaum fünfjährigen Ehe, und hinterließ einen Sohn als den künftigen Erben der Krone Portugals.

Nun wäre wohl Alles ruhig geblieben; allein, als Pedro alle Vorſchläge zu einer neuen Vermälung ſtandhaft verwarf, durchſchauete der Argwohn das Geheimniß der heimlichen Vermälung mit Ignez de Caſtro, und die Neider dieſes ſchönen Hoffräuleins befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des einſtigen Königs ausſchließende Gunſt gewinnen. Der alte König ward bald von den hinterliſtigen Rathgebern Diego Lopez Nacheco, Pedro Coelſo und Alvaro Gonſalvez eingenommen und von dieſen in ihm die Beſorgniß erweckt, daß eine ſolche heimliche Verbindung ſeinem unmündigen Enkel Ferdinand, dem Sohne Pedro's, von ſeiner verſtorbenen Gemalin nachtheilig werden könnte. Pedro, von ſeinem Vater wegen dieſer heimlichen Vermälung befragt, wagte es nicht, die Wahrheit zu geſtehen, noch weniger aber konnte er dem Befehle des Königs gehorchen, ſich mit einer Andern zu vermälen. Alphons pflog alſo vom Neuen Rath mit ſeinen Günſtlingen, und bald ward beſchloſſen, die unglückliche Ignez de Caſtro zu ermorden.

Sie ſelbſt aber wußte von allen dieſen Machinationen nichts, und lebte vom Hofe abgeſchieden in einem Kloſter, St. Klara genannt, bloß der Erziehung ihrer Kinder und der Liebe zu ihrem Gemale Pedro hingegeben. Aus Liebe war ſie dem künftigen Regenten ergeben und aus Liebe hatte ſie ihm Alles gethan, was er von ihr verlangte; von Größe und künftiger Hoheit hatte ſie aber keinen Sinn. So verfloß einige Zeit, bis man endlich Alphons

zum äußerſten Schritte veranlaßte, nachdem man ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß Pedro die Abſicht habe, die Thronfolge mit Uebergehung ſeines rechtmäßigen Sohnes auf ſeine mit Ignez de Caſtro erzeugten Kinder zu bringen, was jedoch in der That nur eine Verläumdung war; allein den König doch ſo weit brachte, zur Ermordung der Unſchuldigen ſeine Einwilligung zu geben.

Als ſich Pedro einſt entfernt hatte, um einige Tage auf der Jagd zuzubringen, erſchien der König mit einigen Begleitern plötzlich zu Coimbra, wo Ignez de Caſtro mit ihren Kindern ſtill und geräuſchlos lebte, und ließ ſich daſelbſt das Kloſter St. Klara öffnen.

Erſchrocken vernahm die Unglückliche die Ankunft des Königs, aber ſich faſſend, trat ſie vor ihm hin, warf ſich mit ihren Kindern zu ſeinen Füßen und bat mit Thränen um Gnade. »Herr« — ſprach ſie — »warum willſt Du mich tödten ohne Urſache? Dein Sohn iſt Fürſt, ihm konnte und kann ich nicht widerſtehen. Und wenn Du kein Mitleid mit mir haſt, ſo habe es mit dieſen, Deinen Enkeln, Deinem Blute!«

Alphons ſchien über dieſen Anblick gerührt, und hatte nicht den Muth die grauſame That zu vollführen; aber ſeine Rathgeber, welche die ſchwere Rache des Infanten Pedro befürchten mußten, wenn er dieſes mißlungene Unternehmen erfahren würde, beſtürmten ihn unabläßig, von ihm die Erlaubniß zu erlangen, den beſchloſſenen Mord zu vollziehen, und ſo entfernte ſich endlich der König von ihnen mit den Worten: »ſie mögen thun, was ſie zu verantworten im Stande ſind,« und noch in derſelben Stunde fiel das ſchuldloſe Opfer, die unglückliche Ignez de Caſtro unter den Dolchen ihrer Feinde.

Als Pedro, dem eine geheime unheilvolle Ahnung von der Jagd nach Hauſe getrieben hatte, von den Kloſterfrauen zu St. Klara das traurige Schickſal ſeiner geliebten Ignez de Caſtro erfuhr, und ihren verſtümmelten Leichnam erblickte, gerieth er vor Wuth und Schmerz wie außer ſich.

Zuerſt ließ er ſie anſtändig zur Erde beſtatten und trauerte in einer abgeſchloſſenen Zelle bei ſeinen Kindern über ihren Tod; bald aber forderte das heiße portugieſiſche Blut Rache an den Frevlern, und ſo empörte er ſich wider ſeinen Vater; doch gelang es der Königin und dem Erzbiſchofe von Braga, Vater und Sohn zu verſöhnen, bei welcher Gelegenheit letzterer mehrere Vorrechte erhielt, wogegen er eidlich verſprochen haben ſoll, ſich an den Mördern ſeiner Geliebten nicht zu rächen.

Alphons ſelbſt, der ſein zu voreiliges Nachgeben ſehr bereuete, ſtarb kaum zwei Jahre nach dieſem betrübten Vorfalle, und reichte ſterbend ſeinem weinenden Sohne die kalte Hand, welche dieſer küßte, ohne jedoch dem väterlichen Wunſche, ſeinen Feinden zu verzeihen, nachzukommen; denn ſobald Pedro zum Throne gelangt war, ließ er ſeiner lang verhaltenen Rache freien Lauf.

Noch vor dem Tode des Königs Alphons gingen auf ſeinen eigenen Rath jene drei Männer, auf welchen die ſchwere Blutſchuld laſtete, aus dem Reiche, um in Caſtilien Sicherheit zu ſuchen. Hier herrſchte Peter der Grauſame, vor deſſen furchtbarer Strenge einige edle Caſtilier nach Portugal entflohen waren. Dieſer ließ nun dem Könige von Portugal den Antrag machen, dieſe Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ignez de Caſtro auszuwechſeln, worauf Pedro ſogleich einging. Im Jahre 1360 bekam er alſo den Pedro Coelſo und Alvaro Gonſalvez in ſeine Gewalt, während der dritte Mörder, Diego Lopez Pacheco, noch Zeit gefunden hatte, nach Aragon zu entfliehen. Der König ließ ſie hierauf vor ſeinen Augen foltern, um ihre Mitſchuldigen zu erforſchen, dann beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Aſche in die Luft ſtreuen.

Zwei Jahre ſpäter berief er die Großen ſeines Reiches nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Schwur, daß er ſich nach dem Tode ſeiner Gemalin Konſtanza, Kraft päpſtlicher Erlaubniß, mit Ignez de Caſtro zu Braganza habe trauen laſſen, und zwar in Gegenwart des Erzbiſchofs von Guarda und eines ſeiner Hofbeamten, Stephan Lobato.

Der Erzbiſchof und Lobato bekräftigten die Worte des Königs, und ſo ward auch die päpſtliche Urkunde, worauf ſich der König bezogen hatte, öffentlich verkündet. Als dieſes geſchehen war, ließ Pedro den Leichnam ſeiner geliebten Ignez de Caſtro aus dem Grabe erheben, und mit königlicher Kleidung und einer Krone geſchmückt auf einen Thron ſetzen, worauf alle Großen des Reichs ſich demſelben nahen mußten, um den Saum des Kleides zu küſſen und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leiſten, die ſie im Leben nicht hatte empfangen ſollen.

Nach Beendigung dieſer Ceremonie ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt, und der König, die Biſchöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, während der ganze ſiebenzehn Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza von vielen Tauſenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten beſetzt war.

In Alcobaza ließ ihr Pedro ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor errichten, auf welchem ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte aufgeſtellt ward.

Pedro's Regierung dauerte bis zum Jahre 1367. Er vermälte ſich ſeit dem Tode ſeiner geliebten Ignez de Caſtro nicht wieder, und es ſchien, als ob mit ihrem Ableben auch alle ſeine Lebensfreude erſtorben wäre. Indeſſen wendete er aber alle ſeine Sorgfalt für den gewöhnlich unterdrückten Theil des Volkes an, beſchränkte die Freiheiten des Adels und der Geiſtlichkeit, und zwang, dieſe bisher von allen Abgaben befreiten Stände zum allgemeinen Nutzen ihre Beiſteuer zu leiſten.

Seine Regierung handhabte Pedro, ſo wie er ſie begonnen hatte, mit Strenge und Härte auch fernerhin, aber immer zum Beſten des Volkes, welches bei ſeinem Tode ausrief: »Solche zehn Jahre hat Portugal niemals gehabt!«

1. Bd. 14.

Orient.

Der erſte Kreuzzug.

Gottfried von Bouillon, Hauptanführer der Kreuzritter erſtürmt nach einer fünfwochentlichen Belagerung die Stadt Jeruſalem.

Jahr 1099.

Außer den Spaniern, die im Innern ihres Landes dieſelben Feinde zu bekämpfen hatten, welche die Kreuzfahrer im Oriente aufſuchten, zeigte anfangs kein Volk des Abendlandes bei dem allgemeinen Aufbrauſen zu den Kreuzzügen ſo wenig Theilnahme, als die Deutſchen, nachdem noch immer der heftige Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt dauerte, und der Nation Beſchäftigung und Noth genug in der Heimat gab. Auch ſpotteten die beſonneren und kälteren Deutſchen die Pilgerſchaaren, die von jenſeit des Rheins aus Frankreich und Lothringen durch ihr Land zogen, als Betrogene, welcher der täuſchenden Hoffnung eines fernen Gewinns wegen, das Vaterland verließen.

Erſt, als die Maſſen ſich immer mehr häuften und die geordneten Heere durch das Land kamen, ließen ſich auch viele Deutſche bewegen, das Kreuz zu nehmen. Bis jetzt war aber kein allgemeiner Ober-Anführer an die Spitze der ſich in den verſchiedenen Ländern rüſtenden Schaaren getreten, da jeder Herzog oder Graf, der das Kreuz genommen hatte, und durch Reichthum und Anſehen ein Heer zu führen im Stande war, für ſich die Kreuzbrüder, die unter ſeinem Panier ſtreiten wollten, ſammelte.

Unter dieſen ragte aber beſonders Gottfried von Bouillon hervor, der ein Sohn Euſtach des II., Grafen von Boulogne und Lens war, und als Schweſterſohn Gottfried des Buckligen, Herzogs von Nieder-Lothringen, deſſen Güter erbte, und ſpäterhin auch deſſen Herzogthum vom Kaiſer Heinrich den IV. gleichfalls erhielt. Durch ſeine Heldenthaten im Kampfe für den Kaiſer in Deutſchland und in Italien, vorzüglich aber in der Schlacht gegen den Herzog Rudolph von Schwaben, und bei der Eroberung Roms, hat er ſich bereits einen ausgezeichneten Ruhm erworben, was auch ſeine Wahl zu einem der Hauptanführer der Kreuzritter veranlaßte. Wie in ſeiner Tapferkeit berühmt, war er auch wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, Leutſeligkeit und Frömmigkeit beliebt geweſen.

Mit ihm nahmen ſeine Brüder Euſtach und Balduin das Kreuz; die übrigen Fürſten waren: Graf Raimund von Toulouſe; Herzog Robert von der Normandie; Graf Robert von Flandern; Hugo Graf von Vermandois, ein Bruder des Königs Philipp von Frankreich; Stephan, Graf von Blois; Bormund, Fürſt zu Tarent und ſein Vetter Tancred. Weislich faßte man den Beſchluß, daß nicht alle denſelben Weg ziehen ſollten, damit das zahlreiche Volk nicht einem Lande beſchwerlich falle; Konſtantinopel ſollte aber der allgemeine Sammelplatz der verſchiedenen Heere ſeyn.

Peter von Amiens erſchien bereits im Frühjahre 1096 mit einem, jedoch ganz regelloſem Heere, zu dem ſich ein franzöſiſcher Ritter, Namens Walther von Perejo geſellte, deſſen Schaaren ganz dem Heere Peters gleich waren; aber ſchon in Köln trennte ſich dieſer von ihm, und führte die Seinen durch Deutſchland und Ungarn ohne beträchtliche Unfälle, bis ſie zu den Bulgaren kamen, wo ſie größtentheils erſchlagen wurden. Peter hatte mit nicht weniger Ungemach zu kämpfen, und erlitt vorzüglich bei Niſſa großen Verluſt.

Ein drittes Heer von ungefähr 15,000 Mann, von einem Deutſchen, Namens Presbyter Gottſchalk in den Rheingegenden geſammelt und geführt, noch roher und laſterhafter als Peters Schaaren, fand ſchon in Ungarn ſeiner frechen Räubereien wegen den Untergang. Eben ſo ausſchweifend und zügellos durchzog ein vierter in Lothringen geſammelter Haufe, an deſſen Spitze der Laienbruder Volkmar ſtand, die deutſchen Länder. Aber alle dieſe Heeresmaſſen wurden in Ungarn ſämmtlich niedergehauen oder zur Flucht gezwungen.

So waren nun bis zum Anfange des Sommers nach einer mäßigen Berechnung gegen hunderttauſend Menſchen aus Frankreich und Deutſchland gezogen, und hatten, ohne das heilige Land je geſehen zu haben, ſchon auf dem Wege dahin, ihr Grab gefunden.

Nun erſt, und zwar gegen die Mitte des Monats Auguſt 1096, brach Gottfried von Bouillon mit 80,000 Fußgängern und 10,000 Reitern auf, ſeine beiden Brüder, ſo wie viele Grafen, Ritter und Biſchöfe begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Ober-Deutſchland, öffnete ſich den Weg durch Ungarn mit Güte, und langte ohne Störung in Thrazien an.

Als Gottfried mit den Seinen in Folge der friedlichen Verträge bereits nach Aſien hinüber geſchifft war, fanden ſich auch im Mai 1097 alle übrigen Fürſten mit ihren Heeren vor Nicäa zuſammen, wo Peter von Amiens ſich gleichfalls einſtellte.

Bei der Muſterung des geſammten unabſehbaren Kreuzheeres wurden über hunderttauſend wohlgerüſtete Reiter, größtentheils vom Ritterſtande, und dreimalhunderttauſend auserleſene Kämpfer zu Fuß gezählt. Rechnet man das ungeheuere Gefolge von Weibern, Kindern, Mönchen, Knechten und Andern mit, ſo

betrug die geſammte Volksanzahl gegen ſechsmalhunderttauſend Seelen.

Den Anfang des Feldzuges machte man mit der Belagerung von Nicäa, und im folgenden Jahre mit einer achtmonatlichen Belagerung des noch feſteren Antiochien, welch letztere Stadt aber mehr durch Verrath als Tapferkeit in die Hände der Chriſten fiel.

Jetzt erſchien aber eine große türkiſche Armee vor der Stadt Antiochien, und machte den Anfang dieſe einzuſchließen. Schon glaubte ſich die Kreuzarmee dem Untergange nahe, als ſie durch das wunderbare Auffinden der heiligen Lanze, mit welcher die Seite des Heilands durchſtochen worden, und die in der Kirche des Apoſtel **Petrus** verborgen lag, wieder zu neuem Muthe entflammt wurde, und mit bewundernswürdiger und ausdauernder Tapferkeit den glorreichſten Sieg erkämpfte, wodurch jetzt der Weg zur heiligen Stadt gebahnt war.

Am 29. Mai langten die chriſtlichen Krieger in Cäſarea an, wo ſie das Pfingſtfeſt feierten, und zogen ſofort nach Nikopolis (Emmaus), wo ſie alſo nur noch einige Meilen von Jeruſalem entfernt waren.

Namenloſe Freude erfüllte ihre Herzen, als ſie von der Anhöhe herab das erſehnte Ziel ihrer Wünſche — **Jeruſalem** — erblickten, und allgemeine Begeiſterung ergriff das ganze Heer. Dieſe Stimmung benützte jetzt der tapfere **Gottfried von Bouillon**, nachdem er ſein Heer vor die Stadt führte und am 12. Juni einen allgemeinen Sturm unternahm. Die chriſtlichen Streiter griffen die Stadt mit ſolcher Heftigkeit an, daß die Vordermauer nieder geriſſen wurde; allein aus Mangel an Strickleitern, konnte die Hauptmauer von ihnen nicht erſtiegen werden, und ſo mußten ſie ſich beim Anbruch der Nacht mit großem Verluſte wieder zurück ziehen.

Indeſſen liefen aber mehrere Schiffe aus Genua im Hafen von Joppe ein, die nebſt den nöthigen Nahrungsmitteln auch einige tauſend Streiter und geſchickte Arbeiter mit ſich führten. Von nun an herrſchte im chriſtlichen Lager die größte Thätigkeit, denn innerhalb vier Wochen waren eine Menge Sturmleitern und Wurfmaſchinen, ja auch einige große und feſte Belagerungsthürme zu Stande gebracht.

Gottfried von Bouillon beſtimmte den 14. Juli zu dem Tage des Sturmes, und hielt auf den Rath der Geiſtlichkeit einige Tage früher mit ſeinem ganzen Heere eine feierliche Prozeſſion um die Stadt nach dem Oelberge. Alle Anführer und Biſchöfe, Ritter und Gemeine gingen barfuß, trugen Reliquien und Kreuze in den Händen, und ſtimmten Gebete und Lieder an.

An einigen wichtigen Stellen wurde Halt gemacht, wo das ganze Heer das Abendmal genoß, und ſich zur Eintracht und Liebe, wie zur Tapferkeit im heiligen Kampfe aufs Innigſte verband. Nachdem bis zum 13. Juli alle nöthigen Vorkehrungen zum Sturme getroffen waren, ließ **Gottfried von Bouillon**, am 14. beim Aufgang der Sonne das Zeichen zum Aufbruche geben, worauf mit unbeſchreiblichem Ungeſtüme und Muthe die chriſtlichen Streiter heran ſtürmten, unter welchen ſich auch Weiber, Greiſe und Kinder befanden, die alle feſt entſchloſſen waren zu ſiegen oder zu ſterben. Die Belagerten ſetzten ihnen gleiche Tapferkeit entgegen, überſchütteten ſie mit einem ſchrecklichen Hagel von Pfeilen und Steinen, und goßen ſiedendes Oel und Pech auf ſie herab. Dieſer fürchterliche Kampf dauerte mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag bis endlich der einbrechende Abend den ermatteten Kämpfern Ruhe gebot.

Am nächſten Morgen begannen die Chriſten den Kampf aufs neue, jedoch wüthender und kräftiger als am vorigen Tage. Sie warfen im erſten Anlaufe die Vordermauer nieder, und ſtürzten mit Siegesgeſchrei auf die Hauptmauer los; allein hier fanden ſie den heftigſten Widerſtand, der ihnen allen Muth benahm und ſchon zur Flucht nöthigen wollte.

Da war es der tapfere und umſichtige **Gottfried von Bouillon**, der Hilfe wußte und brachte. Er befand ſich nämlich auf einem Belagerungsthurme, und da er ſeinen Blick nach dem Oelberge hinrichtete, nahm er eine hohe Rittergeſtalt mit einem hellſtrahlenden Schilde gewahr, die ihn zur Fortſetzung des Kampfes aufforderte. Sogleich machte er dieſe himmliſche Erſcheinung ſeinen Rittern bekannt, und ließ durch dieſe dem entmuthigten Heere Erneuerung des Kampfes gebieten. Bald war das Heer wieder geordnet, und ſtürzte mit einer beiſpielloſen Wuth auf die Mauern los. Da gelang es mehreren der Kühnſten hie und da die Mauern zu erklettern und auf denſelben feſten Fuß zu faſſen. Eben ſo glücklich war auch der Held des Tages — **Gottfried** — welcher die Woll- und Strohſäcke der Feinde auf der Mauer in Brand ſteckte. Mitten im Dampfe und ungeſehen vom Feinde ſprang er vom Thurme herab auf die Hauptmauer, wohin ihm auch mehrere Ritter folgten. Nach wenigen Augenblicken kam er mit ihnen in die Stadt, zerſtreute die Feinde, erreichte kämpfend ein Thor und öffnete es mit Gewalt. Hier drangen nun ſeine Schaaren herein, an deren Spitze er im heißeſten Siegeskampfe die Mitte der Stadt erreichte, wo ihm der andere Theil des Heeres unter **Raimund** ſiegreich entgegen kam.

Die heilige Stadt war nun erobert, und zwar am 15. Juli, an einem Freitage Nachmittags, um 3 Uhr zur Sterbſtunde des Welt-Heilands.

Die Sieger überließen ſich jetzt den ſchrecklichſten Leidenſchaften; ihr Toben und Morden, ihre Raub- und Blutgier kannte keine Grenzen. Mehr als 10,000 Feinde wurden getödtet, worunter man weder Greiſe, Weiber, Kinder noch ſchwache Säuglinge ſchonte.

Gottfried von Bouillon ſteckte aber ſein Schwert bald in die Scheide, hüllte ſich in ein Pilgerhemd und eilte barfuß zum heiligen Grabe, wohin auch das ganze chriſtliche Heer wallfahrtete, und eine feierliche Andacht und Abendmalsfeier hielt.

Als am nächſtfolgenden Tage **Gottfried von Bouillon** einſtimmig zum Könige von Jeruſalem erwählt wurde, lehnte er die Königskrone mit den Worten ab: »in einer Stadt, wo **Chriſtus** ſein Herr und Heiland eine Dornenkrone getragen habe, dürfe er keine goldene Krone tragen;« und nannte ſich nur den »Beſchützer des heiligen Grabes.«

1.Bd.15.

Orient.

Buonaparte in Aegypten.

Buonaparte hält bei dem Anblick der Pyramiden, auf dieſe Rieſen einer geheimnißvollen Vorwelt zeigend, vor dem Beginne der Schlacht bei Kairo eine Anrede an ſeine verſammelten Krieger.

Jahr 1798.

In zwei Feldzügen von 1796 und 1797 hatte Buonaparte den Frieden für Frankreich auf dem Feſtlande erkämpft, und wollte das ſtolze England zum Frieden nöthigen. Da er aber ſehr wohl einſah, daß Frankreich zur See ſeinem Nachbar nicht gewachſen ſey, ſo hatte er einen Plan erſonnen, demſelben in einer Gegend einen Streich zu ſpielen, wo er es am wenigſten vermuthen ſolle. Dieſer Plan beſtand in der Beſitznahme von Aegypten, ein Land, über welches man, wenn es erobert ſeyn würde, leicht nach Oſtindien gelangen und daſelbſt den Hauptnerven des britiſchen Reichthums und ſeiner Macht abſchneiden könnte.

Das Direktorium, das zu jener Zeit die oberſte Staatsbehörde in dem republikaniſchen Frankreich war, ſtimmte bereitwillig der Anſicht Buonapartes bei, und ließ zu Toulon eine Flotte ausrüſten, die mit 30,000 kriegsgeübten Soldaten, unter der Anführung mehrerer erprobten Generale bemannt wurde.

Am 8. Mai 1798 kam Buonaparte in Toulon an, begrüßte die Truppen mit einigen Kernworten, wie ſie der Soldat gerne hört, und hielt vor der Einſchiffung eine Rede an ſie, worin er ihnen verſprach, ſie ebenſo auf dem Meere zu Siegen zu führen, wie er ſie zu Lande oft geführet habe. Allgemeine Begeiſterung ergriff die Krieger, obgleich Keiner wußte, gegen wen und wohin ſie geführt würden.

Schon am 19. Mai fuhr die Flotte von Toulon ab, nachdem die Nachrichten von den Bewegungen der Engländer es nothwendig machten, keinen Augenblick zu verlieren. Buonaparte befand ſich am Bord des Admiralſchiffes, einem prächtigen Fahrzeuge von 120 Kanonen, das zufällig in ſeinem Namen — es hieß »der Orient« — das Wort zu dem Räthſel der Expedition enthielt.

Die durch einen ungünſtigen Windſtoß veranlaßte Entfernung der engliſchen Beobachtungsflotte unter Nelſon machte es den Convois von Genua, Korſika, Civita-Vecchia möglich, ſich mit der franzöſiſchen Flotte zu vereinigen; aber während der ganzen Ueberfahrt ſchwebte der Obergeneral Buonaparte, welcher die Folgen eines ungünſtigen Seetreffens wohl überlegt hatte, beſtändig in der Furcht, von den Engländern entdeckt zu werden. Und es gehörte auch wirklich viel Glück dazu, um dieſer Gefahr zu entgehen; denn Nelſon, nachdem er ſich von dem Zwecke der Ausrüſtung in Toulon überzeugt hatte, verfolgte mit unermüdlicher Thätigkeit jede Spur der franzöſiſchen Flotte, und war einmal kaum ſechs Stunden von derſelben entfernt, als er durch einen ſtarken Seenebel verhindert wurde, ſie zu entdecken, wo vielleicht der ganzen Unternehmung in ihrem erſten Beginne ein Ende gemacht worden wäre.

Am 9. Juni kam die franzöſiſche Flotte vor der Inſel Malta an, zu welcher Eroberung Buonaparte ſchon längſt, und zwar noch vor dem Frieden von Campo Formio dem Direktorium, jedoch vergebliche Vorſchläge gemacht hatte. Bei dem Plane zur Eroberung Aegyptens hatte aber Buonaparte den Beſitz der Inſel in Rechnung nehmen müſſen, um dadurch die Verbindung mit dem Vaterlande zu ſichern, und ergriff daher begierig jede Gelegenheit, ſeinen feindſeligen Abſichten einen rechtlichen Mantel umzuhängen. Beſtechlichkeit und Verrath trugen das Ihrige bei, und ſo ſah er ſich früher, als er es ſelbſt erwartet hatte, im Beſitze der Inſel.

Um auf ſeinem weitern Laufe nach dem Oriente die Engländer zu täuſchen, nahm er aber nicht den nächſten Weg nach Aegypten, ſondern fuhr um die Inſel Candia herum, was zum großen Glücke für die Expedition geſchah, nachdem Nelſon in Unter-Italien Erkundigungen über die franzöſiſche Flotte eingezogen hatte, und drei Tage vor derſelben an der ägyptiſchen Küſte ankam. Als er aber nicht fand, was er ſuchte, ſo ſegelte er nach der Küſte von Syrien, in der Meinung, daß die Franzoſen vielleicht hier eine Landung verſuchen würden. Dieſe kamen aber am 30. Juni nach einer Fahrt von 43 Tagen — nämlich ſeit ſie aus dem Hafen von Toulon ausgelaufen waren — auf der Höhe von Alexandrien an.

Die Landung geſchah bei Marabu, nicht weit von der Hauptſtadt Unter-Aegyptens.

Der Obergeneral beſchleunigte, aus Beſorgniß von den Engländern entdeckt zu werden, die Ausſchiffung ſo ſchnell als möglich, machte das Heer in einer Proklamation über ſeine Beſtimmung bekannt, ſtellte die Vortheile und Gefahren der Eroberung vor Augen, und gab die Verhaltungsmaßregeln gegen die fremden Völker ſeinen Truppen an die Hand.

Bevor noch die Ausſchiffung vollendet war, ſtürzte er ſich auf die unvorbereitete Stadt, erſtürmte ohne großen Widerſtand die halbzerſtörten, ſchlecht vertheidigten Mauern, und verbreitete durch die Einnahme und Plünderung Alexandriens den Schrecken ſeines Namens bald durch das ganze Land. Nach vollendeter Ausſchiffung war das Heer in fünf

Diviſionen getheilt, und den Befehlen der Generale Kleber, Deſaix, Reynier, Bon und Menau anvertraut. Am 5. Juli zog die Vorhut unter Deſaix von Alexandrien ab, um auf Kairo die Hauptſtadt des Landes loszugehen, wohin der Weg durch eine brennende Sandwüſte führte. Die Diviſion litt unausſprechlich von der Hitze und dem Waſſermangel, ſo, daß Deſaix ſelbſt dem Obergenerale ſchrieb: »Wenn das Heer nicht mit Blitzesſchnelle die Wüſte durcheilt, ſo iſt es verloren.«

Am 7. Juli verließ Buonaparte die Stadt Alexandrien und verfolgte ſeinen beſchwerlichen Zug durch den Sand, wobei ſich bereits die größte Unzufriedenheit und tiefſte Entmuthigung in ſeinem Heere zeigte. Buonaparte theilte alle Entbehrungen mit den gemeinen Soldaten, und bewies die größte Strenge gegen die murrenden Generale.

Durchgehends auf dem Marſche war der Zug von Arabern auf ihren flüchtigen Pferden umſchwärmt, und erlitt durch dieſelben manchen kleinen Verluſt. Selbſt Buonaparte entging, da er ſich vom Zuge mit wenigen Begleitern entfernt hatte, kaum der Gefahr, von den Beduinen aufgehoben zu werden, welche nur durch einen Sandhügel verhindert wurden, ſeine Perſon gewahr zu werden.

Beim erſehnten Anblick der Gewäſſer des Nils hatten die Soldaten nichts Eiligeres zu thun, als die ermatteten Glieder durch ein lang entbehrtes Bad zu erquicken; aber plötzlich wurden ſie durch das unvermuthete Erſcheinen der Mameluken unter ihre Fahnen wieder zurück gerufen. Deſaix's Artillerie ſchlug den Feind zurück, und die Franzoſen rückten in Ramanieh ein, wo ſie die Flotille erwarteten.

Nachdem Alles nach Wunſch eingetroffen war, wurde der Zug nach Kairo längs dem Fluſſe fortgeſetzt. Nicht weit von dem Dorfe Chebreiſſe ſtieß die franzöſiſche Flotille auf die Schiffe der Mameluken und lieferte denſelben ein Gefecht, in welchem ſich beſonders der General Andreoſſy und die Gelehrten Monge und Berthollet, welche den Zug mitmachten, auszeichneten.

Vor Chebreiſſe ſelbſt hatten ſich die Mameluken, 4000 Mann ſtark, unter Murad Bei aufgeſtellt. Buonaparte aber ſtellte ſeine fünf Diviſionen in fünf Carrés, Gepäcke und Gelehrte in die Mitte, die Artillerie an die Ecken derſelben, und erwartete, ſo geordnet den Angriff des Feindes. Dieſer erfolgte auch bald mit großem Ungeſtüme, wurde aber durch die franzöſiſche Taktik und das mörderiſche Feuer zurück geſchlagen, worauf ſich die Mameluken nach Kairo zogen.

Jetzt galt es die Hauptſtadt Kairo zu decken, denn eine alte Sage ging unter dem ägyptiſchen Volke herum daß derjenige im Beſitze des Landes ſeyn werde, der die Thore Kairo's erobere.

Die Mameluken ſtanden, 60,000 Mann ſtark, auf dem linken Nil-Ufer, der Stadt Kairo gegenüber, (die auf dem rechten Ufer liegt), und lehnten ſich mit ihrem rechten Flügel an das Dorf Embath an.

Am 21. Juli kamen die Franzoſen vor dem letzteren Dorfe an, wo ſie von Allem, was ſie hier ſahen, überraſcht wurden. In der Ferne am Horizonte gewahrten ſie die berühmten Denkmäler des ägyptiſchen Alterthums, die rieſenartigen Pyramiden. Zur einen Seite vor ihnen lag die ungeheure Hauptſtadt mit ihren 300 Minarets, auf der andern Seite erwartete ſie ein Feind, der durch Zahl, Bewaffnung und prächtige Rüſtung alle Achtung gebot.

Buonaparte, der es verſtand, die Soldaten durch ſeine Reden gleichſam mit ſeinem eigenen Geiſte zu durchdringen, ſeine Ideen zu den Ihrigen zu machen und dadurch zugleich ſeine politiſchen wie ſeine militäriſchen Zwecke zu erreichen, hielt jetzt bei dem Anblicke der Pyramiden, auf dieſe unbeweglichen Zeugen ſo vieler und ſo großer Wechſelfälle des Menſchengeſchlechts hinweiſend, folgende kurze und ausdrucksvolle Anrede: »Soldaten, Ihr ſeyd in dieſe Länder gekommen, um ſie den Barbaren zu entreißen, die Civiliſation nach dem Orient zu bringen und dieſen ſchönen Theil der Welt dem Joche Englands zu entziehen. Eine Schlacht ſteht bevor. Bedenket, daß von den Höhen dieſer Denkmäler vierzig Jahrhunderte auf Euch niederſchauen!« Dieſe Worte, welche wie ein Blitz in den Reihen der Soldaten von Mund zu Mund flogen, ſteigerte ihre Begeiſterung und Muth kehrte in die Herzen ſeiner Tapfern zurück.

Bei der Rekognition des feindlichen Heeres hatte der franzöſiſche Obergeneral bemerkt, daß die Kanonen, welche die verſchanzte Stellung der ägyptiſchen Armee deckten, nicht auf Lafetten ruhten, und alſo das Fußvolk nicht wagen würde, dieſelben zu verlaſſen. Unverzüglich gab nun Buonaparte den Befehl, den rechten Flügel zu verlängern, und dieſer Bewegung mit der ganzen Armee zu folgen, damit ſie außerhalb des Bereiches der Kanonen komme, und nun faſt nur allein es mit der Reiterei zu thun habe. Allein der tapfere Murad Bei, mit eben ſo hellem durchdringenden Verſtande als auch unerſchütterlichem Muthe begabt, errieth ſogleich den Zweck dieſer Bewegung, und beſchloß, dieſe um jeden Preis zu verhindern, da er nur zu ſicher erkannte, daß von der Ausführung desſelben die Entſcheidung des Tages abhänge.

Wüthende Angriffe wurden jetzt auf die franzöſiſchen Vierecke gemacht, wobei die Mameluken mit grenzenloſer Erbitterung fochten. Buonaparte führte aber ſein wohlberechnetes Manoeuvre trotz alles Widerſtandes aus, und Murad Bei wurde bei ſeinem hitzigen Vordrängen zwiſchen zwei Feuer gebracht und abgeſchnitten, worauf er ſich mit kaum 2500 Mameluken, die ſich ſo wie er aus dem Blutbade gerettet hatten, nach Gizeh flüchtete. Das übrige Heer wurde gänzlich aufgerieben, und nur Wenige entkamen nach Embabeh oder über den Nil. Das Lager mit 50 Kanonen, 400 Kamelen, Lebensmitteln, Schätze und Gepäck fiel in die Hände der Franzoſen.

Dieß war der Ausgang des entſcheidenden Kampfes, welcher die Hauptſtadt Aegyptens in die Gewalt der franzöſiſchen Waffen gab, und Buonaparte, der die Macht alter Erinnerung kannte, und unaufhörlich darnach ſtrebte, in ſein Leben glorreiche Vergleichungen mit einer großen Vergangenheit zu ſtreuen, zog es vor, dieſem glänzenden Tage den Namen »die Schlacht bei den Pyramiden« zu geben.

I.Bd.16.

Russland.

Die Verſchwörung der Strelizen wider das Leben Peter des Großen.

Peter ſchlägt einen der Mitverſchwornen Strelizen mit der Fauſt ſo heftig ins Geſicht, daß er zu Boden ſtürzt, und ſogleich tritt auch die Leibwache ein.

Jahr 1697.

Alerei Michailowitſch hinterließ nach ſeinem im Jahre 1676 erfolgten Tode von ſeiner erſten Gemalin Maria Miloslawska zwei Söhne, Namens Feodor und Iwan, ſo wie eine Tochter Sophie; in einer zweiten Ehe mit Natalia Nariſchkin wurde aber im Jahre 1672 ein jüngerer Sohn, Namens Peter geboren.

Mit einer kräftigen Geſundheit, einem richtigen Verſtande und einer ſchnellen Faſſungskraft begabt, zog Peter ſchon als Kind viele Aufmerkſamkeit auf ſich, daß ſelbſt ſein Vater damit umging, ihn mit Uebergehung ſeiner beiden ältern Söhne, nämlich des körperlich kranken Feodor und des geiſtesſchwachen, auch faſt blinden Iwan, zum Czaar zu ernennen. Ungeachtet deſſen gelangte aber Feodor nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung, und erwarb ſich auch einige Verdienſte um die innere Ausbildung des Reichs.

Nach dem Tode dieſes Fürſten gebührte nach dem hergebrachten Erbrechte die Krone dem älteren Bruder Iwan; allein dieſer war ſo ſchwachen Geiſtes, daß die Großen, welche ſich gleich nach Feodors Tode zu Moskau verſammelt hatten, den jüngern Bruder zum Thronerben beſtellten. Ueber dieſe Verordnung brach aber ein fürchterlicher Aufruhr aus, wozu die Prinzeſſin Sophie, die älteſte Schweſter Iwans, die Veranlaſſung gab.

Dieſe, ein Weib von hoher Schönheit und vielem Verſtande, aber von unbezähmbarer Herrſchſucht beſeelt, war ſchon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden geweſen, nachdem durch dieſe die Familie Nariſchkin das Uebergewicht mit ihren mütterlichen Anverwandten, die Miloslawski, bekommen hatte. Wurde nun ihr Stiefbruder Czaar, ſo war es nicht weniger um ihr eigenes Anſehen, als auch um das ihrer Angehörigen geſchehen. Ihr Bemühen ging nun dahin die Strelizen (Streljij) zum Aufſtande zu bewegen, was ihr auch leicht gelang, denn dieſe erklärten ſogleich, daß ſie eine Wahl nicht billigen würden, bei der die Bojaren (Adeligen) ihre Willensmeinung nicht eingeholt hätten; umzingelten darauf den Kreml und hieben Iwan Nariſchkin, den Bruder der verwitweten Czaarin, nebſt andern Gliedern dieſes Hauſes in Stücke.

Als ſie hierauf nach Sophiens Wunſch den Prinzen Iwan zum Herrſcher ausriefen, trat aber dieſer gutmüthige Knabe zur großen Verwunderung ſeiner Schweſter ſelbſt hervor und bat, man möchte ihm doch auch ſeinen Bruder Peter zum Mitregenten laſſen. Sogleich erſchallte der Ruf: »Gott erhalte auch den Czaarewitſch Peter!« und ſo wurden Iwan und Peter als künftige Czaaren gemeinſchaftlich gekrönt. Die Regentſchaft führte aber während ihrer Minderjährigkeit die Czaarewna Sophie in Verbindung mit ihrem Günſtlinge dem Fürſten Weſilei Galitzin, dem ſie ihre Hand und einſt den Thron von Rußland zugedacht haben ſoll, wenn der ſchwache und kränkliche Czaar ſterben würde.

Bald aber hätte ſie gleich im Anfange ihrer Herrſchaft durch die Kräfte, welche ſie ſelbſt entfeßelt, den Untergang gefunden. Die Strelizen nämlich, welche ſich von der Regentin nicht hinreichend belohnt glaubten, zeigten ſo meuteriſche Geſinnungen, daß der Hof aus Moskau entwich und ſich nach dem einige Meilen von der Hauptſtadt entfernten Kloſter Trozkoi zurück zog. Dahin ſuchte man nun die beiden Fürſten Chawanski, welche die Befehlshaber der Strelizen waren, zu locken, und als dieſe wirklich erſchienen, wurden ſie ſammt ihrer Begleitung ermordet. Das Blut ihrer Führer zu rächen, griffen jetzt die Strelizen ſämmtlich zu den Waffen, und drangen in das Kloſter. Der Hof war einen Augenblick in der größten Gefahr, bis der aufgebotene Adel aus der Umgegend das Vorhaben der Strelizen vereitelte.

Entmuthigt durch den mißlungenen Verſuch, legten die Anführer die Waffen nieder und unterwarfen ſich demüthig dem Hofe, der ſich dießmal nur mit der Beſtrafung der Hauptſchuldigen begnügte.

Indeſſen wuchs Peter unter der Leitung ſeiner Mutter zum Jünglinge heran, und lebte auf dem Landſitze Preobraſchenskoi bei Moskau unter einem Schwarme junger Ruſſen aus den erſten Familien des Landes in ungebundener Fröhlichkeit. Gleichzeitig befand ſich unter ſeiner Umgebung ein Genfer, Namens Lefort, der einige Zeit in franzöſiſchen und dann in holländiſchen Kriegsdienſten geweſen und mit der däniſchen Geſandtſchaft nach Moskau gekommen war. Dieſer Mann beſaß eine einnehmende Geſtalt, richtigen Blick und mancherlei Kenntniſſe; auch der Czaar wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen und vom Heer- und Seedienſte erzählte.

Peters jugendliche Bruſt ſchwoll jetzt voll inniger Sehnſucht, auch ſein Vaterland einſt zu ſolcher Bildung und Kultur empor zu führen, und fing an, um der Ausführung ſeines Wunſches näher zu kommen, die holländiſche und deutſche Sprache zu erlernen und die Waffen auf ausländiſche Weiſe zu führen.

Lefort exercirte etwa fünfzig Spielgefährten (Poteſchnie) des Czaaren, und bildete aus ihnen eine kleine Kompagnie, in welcher Peter den Dienſt eines Gemeinen verrichtete.

Dieſes vermeintliche Spiel erreichte aber bald den Zweck zu etwas Ernſtem, denn die Poteſchnie waren es, durch deren Hilfe Peter ſpäterhin den Strelizen furchtbar wurde.

Der Ruf dieſer kriegeriſchen Uebungen durchdrang das Reich, und ſo wuchs die Menge der Jünglinge aus den edelſten Geſchlechtern, die nach Preobraſchenskoi ſtrömten, um anfangs Mitgeſpielen, ſpäter aber Mitkämpfer ihres Czaaren zu werden.

Je mehr ſich unter ſolchen Beſchäftigungen Peters raſcher Geiſt entfaltete, deſto verhaßter mußte ihm jetzt der Zwang werden, in welchem ſeine Schweſter Sophie ihn noch fortwährend zu erhalten ſuchte, obwohl es ihm auch nicht verborgen ſein konnte, daß ſie die Regierungsgeſchäfte mit Kraft und Einſicht leitete. Er widerſprach ihr im großen Rathe der Bojaren und Richter mehrmals mit vielem Nachdrucke, und bei Gelegenheit eines feſtlichen Umgangs, wo er ihr nicht geſtatten wollte, als Regentin und Herrſcherin zu erſcheinen, kam es ſogar zum öffentlichen Bruche. Da er nicht durchdrang, begab er ſich eiligſt nach Preobraſchenskoi, was er aber wahrſcheinlich in Uebereinſtimmung mit ſeinen Anhängern that, um dadurch Sophiens Sturz herbei zu führen. Aber auch dieſe war nicht unthätig und ſoll ſogar den Plan gehabt haben, die Strelizen zu Peters Ermordung aufzureizen.

Peter, von den Poteſchnie umgeben, berief nun die Bojaren in das Trozkoi-Kloſter, und beklagte ſich über die Verfolgungen ſeiner Schweſter. Viele Mitglieder der edelſten Familien erklärten ſich für den Czaaren, ſo wie ſämmtliche Ausländer, deren mehrere ſchon in der Armee dienten, fanden ſich ſeinem Rufe gehorſam bei ihm ein, wodurch es ihm bald möglich ward, ein kleines Heer um ſich zu verſammeln.

Zweifelhaft und unſchlüſſig, auch den Strelizen nicht ganz vertrauend, zögerte Sophie mit Waffengewalt ihrem Bruder entgegen zu gehen, und mußte endlich nach mehreren Unterhandlungen in die Auslieferung der angeblichen Mörder einwilligen. Mehrere davon wurden mit dem Tode beſtraft und die andern nach Sibirien geſchickt, Sophie aber in ein Nonnenkloſter zu Moskau geſperrt und daſelbſt ſtreng bewacht.

Auf dieſe Weiſe war nun Peter Alleinherrſcher, obwohl ſein Bruder Iwan noch bis zum Jahre 1696, wo ihn der Tod ereilte, den Czaarentitel führte, ohne jedoch eine Autorität auszuüben.

Peters erſte Sorge war jetzt, ſich ein Heer nach europäiſcher Kriegsdisciplin zu bilden und auch Ausländer, beſonders Deutſche unter dasſelbe aufzunehmen. Dieſe Vorbereitungen erregten aber den Unwillen der Strelizen, da ſie darin eine völlige Umſchaffung des Kriegsweſens mit Recht zu befürchten hatten. Zugleich vereinigte ſich mit dieſer Unzufriedenheit eine bereits hervor tretende Mißſtimmung vieler ruſſiſchen Großen gegen mehrere ſchon ans Licht getretene Neuerungen, was zuletzt eine Verſchwörung wider das Leben Peters veranlaßte.

Der Plan war, in der Nacht vom 2. bis zum 3. Februar 1697 Feuer anzulegen, in dem dabei entſtehenden Gedränge den Czaaren, der bei ſolchen Gelegenheiten immer ſelbſt Hand anlegte, umzubringen, dann die Czaarewna Sophie aus dem Kloſter zu holen und ſie auf den Thron zu ſetzen. Einige Stunden vorher ſollte ſich die Rotte bei einem der Rädelsführer dem Staatsrathe Sokowinn verſammeln und dort bis Mitternacht beiſammen bleiben.

Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen; da entdeckten zwei reuige Officiere der Strelizen dem Czaaren den Anſchlag, baten um Gnade und gelobten treuen Gehorſam. Peter hörte und ſtaunte, verzieh aber den Reuigen und ließ ſie einſtweilen verhaften. Sein Entſchluß ward ſogleich gefaßt und zwar ein Entſchluß, der ſeiner Geiſtesgröße auch würdig iſt. Er befahl nämlich ſeiner erſt ſeit einigen Jahren von ihm gebildeten, ſtarken und getreuen Garde in der Nacht um 11 Uhr in größter Stille das bezeichnete Haus zu umringen, und die Verſchwornen gefangen zu nehmen. Weil er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Hauptmann um 10 Uhr beſtellt, ſo fuhr er in Begleitung eines einzigen Dieners ſchon nach 10 Uhr auf den beſtimmten Ort.

Da er Niemand vor dem Hauſe fand, ſo vermuthete er, die Wache werde ſchon eingedrungen ſeyn, und ging ganz ruhig über die Treppe. Aber wie erſtaunte er, als er beim Eintritte in den Saal Niemand als die Verſchwornen erblickte. Dieſe, über die unvermuthete Erſcheinung nicht weniger erſchrocken, fuhren raſch auf; er aber faßte ſich ſchnell, grüßte freundlich und ſagte, er ſey ſo eben hier vorbei gekommen, und da er aus dem hellen Lichte eine luſtige Geſellſchaft vermuthete, ſo habe er, vor dem Schlafen gehen noch erſt ein Gläschen mit ihnen trinken wollen.

Dieſe Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, ſie tranken ſeine Geſundheit und er, mitten unter ihnen ſitzend, that ihnen nach ſeiner Weiſe tapfern Beſcheid. Bald darauf ſagte einer der Verſchwornen halb laut zu Sokowinn: »Jetzt Bruder, iſt es Zeit!«— »Noch nicht,« flüſterte dieſer. »Ha!« rief der Czaar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufſprang, »wenn es bei Dir noch nicht Zeit iſt, ſo iſt es bei mir Zeit!« und in dem Augenblicke ſchlug er den Sokowinn mit der geballten Fauſt ſo heftig ins Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte. Dann ſchrie er faſt ſinnenlos gegen die Thüre: »Wache, bindet die Hunde!« Und glücklicher Weiſe erſchien in dieſem Augenblicke mit dem Schlage 11 Uhr der Gardehauptmann mit ſeinen Leuten. Die Verſchwornen fielen auf die Kniee und baten um Gnade; allein der Czaar ließ ſie ſämmtlich binden und abführen. In der Hitze erhielt auch der Hauptmann eine Ohrfeige, weil er um eine Stunde zu ſpät gekommen war; als er aber ſeinen Befehl vorzeigte, küßte der beſchämte Czaar ihn auf die Stirne nannte ihn einen braven Officier und bat ihn um Vergebung. Die ganze Verſchwörung, in welche Tauſende verflochten waren, kam jetzt an den Tag und Peter hielt auch ſtrenges Gericht über ſie.

I.Bd.17

Preußen.

Die Erhebung Preußens zu einem Königreiche.

Friedrich, umgeben von den Großen ſeines Reichs, ſetzt ſeiner vor ihm knieenden Gemalin die Königskrone auf das Haupt.

Jahr 1701.

Im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde unter dem Kurfürſten Johann Sigmund, durch den Anfall von Preußen und einem Theile der jülich'ſchen Erbſchaft der erſte Grund zu dem preußiſch-brandenburg'ſchen Staate gelegt.

Aber ſchon unter Johann Sigmunds Sohne und Nachfolger, Georg Wilhelm ſtürzte der Staat durch die zerſtörende Wuth des dreißigjährigen Krieges, und die Schwäche dieſes Fürſten in Ohnmacht und in ein furchtbares Verderben.

Da erſchien nun dem am Rande des Untergangs ſchwebenden Lande in dem nächſten Regenten Friedrich Wilhelm dem Großen ein Retter von hochſtrebendem Geiſte, ſeltener Einſicht, Geiſteskraft und Beſonnenheit. Ihm gelang es nicht nur die völlig verödeten und menſchenleeren Provinzen durch Begünſtigung von Einzöglingen und weiſe Beförderung aller Gewerbe und Künſte des Friedens wieder bevölkert und blühend zu machen, ſondern er war es auch, der den bis auf ihn völlig geſchiedenen, und zu keiner Geſammtwirkung tauglichen Ländermaſſen durch Belebung und Zuſammenfügung ihrer Kräfte eine Bedeutung gab, die ſie erſt zu einem europäiſchen Staate erhob.

Das ſtehende Kriegsheer, welches er ſchuf, und der treffliche Gebrauch, den er als ein tapferer und erfahrener Feldherr davon machte, verſchafften ſeinem Namen Bewunderung, ſeiner Macht Anſehen und ſeinen Anſprüchen auf eine unabhängige politiſche Stellung, Nachdruck.

Er ſah ein, daß die freie Entwickelung ſeines Volkes ohne dieſe Unabhängigkeit unmöglich ſey, und wenn zur Aufrechthaltung derſelben die materiellen Kräfte ſeiner Staaten nicht hinzureichen ſchienen, ſo wußte er, daß der Geiſt die Maſſe erſetze und beherrſche.

Durch dieſes Vertrauen auf die Kraft des beſeelenden Geiſtes hat er der preußiſchen Monarchie den Weg vorgezeichnet, auf welchem ſie zu ihrer Größe gelangt iſt.

Am 29. April 1688 ſtarb dieſer treffliche Fürſt, und ihm folgte in der Regierung ſein Sohn Friedrich III., geboren zu Königsberg am 2. Juli 1657. Seine umfaſſende Geiſtesgröße vererbte ſich aber nicht auf ſeinen Sohn, der indeſſen neben einem milden, für das Schöne und Edle empfänglichen Sinne, einen richtigen politiſchen Takt beſaß, und der von ſeinem Vorgänger eingenommenen Stellung Nichts vergab.

Eine unüberwindliche Neigung zur Pracht und zum Glanze verleitete ihn, die Behauptung dieſes Ranges zugleich in der prunkvollſten Darlegung ſeiner fürſtlichen Hoheit zu ſuchen.

Der Glanz, mit welchem Ludwig XIV. ſeinen Thron umgeben hatte, erſchien ihm als der höchſte Triumph irdiſcher Majeſtät, und nichts ging ihm über die Wonne eines feierlichen Einzuges, eines Beilagers, oder einer Audienz, in der er die verſchwenderiſche Pracht ſeines Hofſtaates, ſeines Marſtalls, ſeiner Kutſchen, ſeines Schloſſes und ſeiner Garderobe zur Schau ſtellen konnte.

Die Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeiner Gemalin Sophie Charlotte, einer Tochter des erſten hanover'ſchen Kurfürſten Ernſt Auguſt, ſorgte indeſſen für eine geiſtreiche Belebung dieſer Feſte, während ſie ſelbſt ruhigen Genuß und belehrenden Umgang mit kenntnißreichen Männern allem Prunke des Hoflebens vorzog. Sie war glücklich genug in dem von ihr bei dem Dorfe Lützow erbauten Luſtſchloſſe, um welches bald ein Ort, nach ihr Charlottenburg genannt, entſtand, wenigſtens einige Muße und Zeit für ernſte Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften und Künſten zu finden, und einen ausgezeichneten Kreis gelehrter und geiſtreicher Perſonen um ſich zu verſammeln *).

Während des erſten Jahrzehends von Friedrichs Regierung erwarb der Prinz von Oranien die engliſche, und der Kurfürſt von Sachſen die polniſche Königskrone.

Welch ein Sporn für den prunkſüchtigen Friedrich, auch ſein Haus mit dem königlichen Titel zu ſchmücken. Gab es auch für ihm keine Krone eines fremden Staates zu erwerben, ſo konnte er doch das

---

*) Im Jahre 1700 hatte ſich Leibnitz, einer der ausgezeichnetſten Denker und Gelehrten Deutſchlands, nach Berlin begeben, um dort, auf Betrieb der liebenswürdigen und geiſtreichen Kurfürſtin Sophie Charlotte die Societät der Wiſſenſchaften einzurichten, welche unter dem veränderten Namen der Akademie der Wiſſenſchaften ſich noch heute der höchſten Blüthe erfreuet, und durch die Ausdehnung, welche dieſer Anſtalt gleich bei ihrer Stiftung gegeben wurde, ſchon damals die reichſten Früchte für Pflege und Verbreitung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes in Deutſchland trug. Leibnitz blieb als Präſident fortdauernd für dieſelbe thätig, ſo wie er auch in der Folge ſtets einen lebhaften Briefwechſel mit Sophie Charlotte unterhielt, in welchem die tiefſten Fragen erörtert und die höchſten Probleme der Erkenntniß beſprochen wurden.

mit völliger Unabhängigkeit von ihm beſeſſene Herzogthum Preußen zu einem Königreiche erheben.

Friedrich hatte alſo mit vieler politiſcher Klugheit einen Zuſammenfluß günſtiger Umſtände benutzt, um ſeiner erſt im Werden begriffenen Macht durch die Erhöhung des Titels größere Anſprüche auf die Achtung der Nachbarn zu verſchaffen; und faſt möchte man glauben, er habe eine Ahnung davon gehabt, welch ein herrliches Gebäude einſt ein Größerer nach ihm auf dieſem Grunde errichten werde.

Ihn ſelbſt befeuerte zu dieſem Schritte das allgemeine Streben ſeiner Zeitgenoſſen nach Erweiterung ihrer Macht, und ſo wollte auch er nicht zurück bleiben. Wenn es auch nicht in ſeiner Macht ſtand, die Größe anderer Könige zu erreichen, ſo wollte er ſich doch auch wenigſtens von dem Glanze der Majeſtät umringt ſehen, eine Eitelkeit (wenn man ſie ſo nennen will), die allerdings ſeinen Hof zu einem der prächtigſten in Europa machte.

In jenem bedenklichen Zeitlaufe mußte dieſer Fürſt manchem Größeren als Bundesgenoſſe wichtig ſeyn, und da ihn als ſolcher jeder für ſich zu gewinnen ſuchte, ſo zögerten die meiſten Fürſten nicht, ihm in der gewünſchten Anerkennung eines Titels zu willfahren. Auch Kaiſer Leopold I. gab ſeine Zuſtimmung dazu, und damit Ludwig XIV. ihn nicht für ſich gewinnen möge, ſo eilten England und Holland ihn anzuerkennen und ihm mit Glückwünſchungsſchreiben zu ſchmeicheln.

Auguſt II. von Polen, Friedrich IV. von Dänemark, der Czaar Peter, die Schweiz und die meiſten deutſchen Fürſten thaten dasſelbe, nur Karl XII. von Schweden folgte ſpäter, und Frankreich ſo wie Spanien erkannten ihn erſt im Utrechter Frieden an.

Dieſer, für jeden Preußen feſtliche Tag, an welchem ſich Friedrich III. vorher Kurfürſt von Brandenburg und Herzog von Preußen, nun als König der Erſte in Preußen zu Königsberg unter großer Feierlichkeit ſich die Krone ſelbſt aufſetzte, war der 18. Jänner 1701.

Tags vorher, am 17. Jänner, hielt er mit ſeiner Familie, allen Großen ſeines Hofes und ſeiner zahlreichen Dienerſchaft einen überaus glänzenden und prachtvollen Einzug in Königsberg.

Herolde, reich bekleidet und beritten, riefen in den Straßen die Erhebung des Herzogthums zum Königreiche aus; und zum Gedächtniſſe dieſer Begebenheit ſtiftete er, umgeben von ſeinen Großen, noch an dieſem Tage den ſchwarzen Adler-Orden.

Am Vormittage des 18. Jänners ſetzte ſich Friedrich III. als König der I. im Saale ſeines Schloſſes, bekleidet mit einem koſtbaren karmoiſinrothen Mantel, in welchem unzählige Adler und Kronen geſtickt waren, in der rechten Hand den koſtbaren Zepter, und in der linken den eben ſo koſtbaren Reichsapfel haltend, auf einen prächtigen Thron. Vor ihm kniete ſeine Gemalin, und zur Rechten und Linken ſtanden ſeine Miniſter und die fremden Geſandten. Sein Haupt war mit einer großen, über die Schultern herab wallenden Allongenperücke bedeckt. Darauf nahm er mit dem feierlichſten Ernſte die vor ihm ſtehende Krone, die von einem ungeheueren Werthe war, ſetzte ſie auf ſein Haupt, wobei er ſeinen nunmehrigen Namen Friedrich I., König von Preußen ausſprach, und dann auf das Haupt ſeiner vor ihm knieenden Gemalin.

Kaum war dieſes geſchehen, ſo wurde ihm von ſeiner ganzen Familie und den Großen ſeines Hofes die Huldigung dargebracht.

Darauf begab er ſich mit ſeiner Gemalin, begleitet von einem zahlreichen Gefolge unter dem Jubel von den Bewohnern Königsbergs und dem Kanonendonner in die Kirche, wo zu beiden Seiten des Altars zwei prächtige Throne ſtanden, auf denen ſich der König und die Königin nieder ließen.

Zwei, bloß dazu ernannte reformirte Biſchöfe verrichteten hier die Salbung, worauf das Selbſtaufſetzen der Krone noch einmal vor dem verſammelten Volke wiederholt wurde.

Geſänge, Predigt und Abendmal wurden mit dieſer Ceremonie verbunden, und eine allgemeine Begnadigung aller Verhafteten, ſo wie eine reiche Spende an die Armen verherrlichten das Feſt. Der neue König ſorgte alſo zugleich mit königlicher Milde und Freigebigkeit, daß ſeine Reſidenz ſich mit ihm freuen und dieſen merkwürdigen Tag ſeiner Erhebung unter frohen Genüſſen aller Art feiern konnte.

Die Luſtgelage währten hierauf faſt ununterbrochen bis zum 8. März, und es läßt ſich alſo wohl begreifen, daß bei der großen Prachtliebe dieſes Regenten der Aufwand zu dieſer Königskrönung ſich auf mehrere Millionen Thaler belaufen haben mag.

Ueber das ganze Unternehmen war ſehr verſchieden geurtheilt; denn Einige lächelten, Andere fürchteten traurige Folgen, wenn die Behauptung der neuen Würde mehr Aufwand erfordern ſollte, als das arme Land möchte erſchwingen können.

Die Nachwelt, die aus den Folgen urtheilen kann, muß aber den Gang des Schickſals bewundern, das ſich der Eitelkeit dieſes Regenten bediente, um der Wirkſamkeit größerer Nachfolger die erſte Bahn zu brecheu.

Schön ſagt Friedrich der Große in ſeinen **Mémoires de Brandenbourg**: »Es war eine Lockſpeiſe, welche Friedrich allen ſeinen Nachfolgern hinwarf und wodurch er ihnen zu ſagen ſchien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch deſſen würdig, ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr möget das Werk vollenden.«

Eine ehrenvolle Erwähnung aus der Regierung Friedrich des I. verdienen eine Anzahl Denkmäler, welche ſeinen Sinn für die Kunſt bezeugen. Er iſt nämlich der Stifter der Univerſität zu Halle und der Bildhauer- und Maler-Akademie zu Berlin.

Er ließ Berlin durch die Friedrichsſtadt erweitern, baute zu Ehren ſeiner zweiten Gemalin Charlottenburg und gründete das Ober-Appellationsgericht.

Friedrich war von Natur gutherzig, und wußte ſeinen Staaten in bedenklicher Zeit den Frieden zu erhalten.

I.Bd.18.

England.

Die Hinrichtung der Lady Johanna Gray.

Als die unglückliche Johanna Gray zum Blutgerüſte geführt wurde, begegnete ſie dem Rumpfe ihres Gemals, den man ſo eben vom Schafot zurück brachte.

Jahr 1554.

König Heinrich VIII. hatte mit ſeiner dritten Gemalin der Johanna Seymour einen Sohn erzeugt, der nach dem Ableben ſeines Vaters im Jahre 1547 unter dem Namen Eduard VI. noch nicht zehn Jahre alt, den engliſchen Thron beſtieg.

Bis zu ſeiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von ſechzehn Perſonen beſtellt, deſſen Mehrzahl aber, um der größern Einheit wegen für gut fand, aus ihrer eigenen Mitte einen Protektor zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, den Grafen von Hertfort (bald nachher Herzog von Somerſet), der ſich in kurzer Zeit in ſo hohes Anſehen ſetzte, daß er faſt mit königlicher Unumſchränktheit regierte.

In Schottland, deſſen Vereinigung mit ihrer Monarchie den Engländern ſehr am Herzen lag, war damals nach dem Tode Jakobs, im Namen ſeiner minderjährigen Tochter Maria gleichfalls eine vormundſchaftliche Verwaltung eingetreten.

Heinrich VIII. hatte ſchon früher gewünſcht eine Vermälung ſeines Sohnes mit der jungen Königin zu Stande zu bringen und einen Vertrag, der die künftige Ehe zuſicherte, bewirkt; nachher hatten aber die in Parteien zerfallenen Schotten ihn wieder zurück genommen, worüber es zum Kriege kam.

Somerſet erneuerte den Plan des verſtorbenen Königs, und glaubte durch den Schrecken am Beſten auf die Schotten zu wirken. Er ging daher mit einem anſehnlichen Heere gegen Edinburgh, gewann bei Pinkey einen glänzenden Sieg, verfolgte ihn aber nicht weiter, und ſo ward die junge Königin im nächſten Jahre durch den Einfluß und die Bemühungen ihrer Mutter Maria — einer Schweſter der Guiſe — nach Frankreich gebracht, daſelbſt erzogen und in der Folge die Gemalin des Königs Franz des II.

So gute Eigenſchaften der junge König Eduard entfaltete, ſo verkündete doch ſein ſchwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, welche Ausſicht den herrſchſüchtigen Herzog von Northumberland ſo kühn machte, daß er einen Plan entwarf, die Herrſchaft an ſeine Familie zu bringen.

Eduard, ein eifriger Freund der proteſtantiſchen Lehre, haßte ohnehin ſeine älteſte Schweſter Maria wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den ſie von ihrer ſpaniſchen Mutter in ihrer ganzen Strenge eingeſogen hatte. Weit lieber als ihr, hätte er ſeiner zweiten Schweſter Eliſabeth die Nachfolge gegönnt, aber Northumberland ſtellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schweſter übergehen wolle, man ſie nothwendig Beide übergehen müſſe. Beide ſeien aus Ehen entſproſſen, die vom Parlamente für ungültig erklärt worden, und obſchon Heinrichs Teſtament ſie für die nächſten geſetzlichen Erben erklärt habe, ſo würde das Volk doch nie Baſtarde auf dem Throne leiden. Dann habe zwar Maria Stuart von Schottland als Enkelin der älteſten Schweſter Heinrichs des VIII. Anſprüche; aber bei dem Einfluſſe, unter welchem dieſe ſtehe, ſey die Vernichtung der evangeliſchen Lehre von ihr zu befürchten. Dieſe Gefahr drohe aber nicht bei einer andern Verwandten, welche zugleich die trefflichſten Eigenſchaften einer Regentin in ſich vereinige.

Dieß war nun die ſchöne und tugendhafte Lady Johanna Gray, eine Enkelin der jüngern Schweſter Heinrichs des VIII., eine junge Frau von der ſeltenſten Bildung. Sie redete nicht bloß mehrere neuere Sprachen, ſondern las auch die Griechen und Römer in der Urſprache, und war von den theologiſchen Streitigkeiten ihrer Zeit gründlich unterrichtet. Northumberland hatte ſie mit leichter Mühe für ſeinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemalin erhalten, und Eduard unterzeichnete die Urkunde welche Johanna für ſeine Nachfolgerin erklärte. Im geheimen Rathe wurde zwar die Einwendung gemacht, daß der König ohne Einwilligung des Parlaments die Erbfolge-Ordnung nicht ändern dürfe; allein Northumberland wußte durch ſeinen Einfluß die Glieder desſelben ſo weit einzuſchüchtern, daß die zugezogenen Richter bis auf Einen ihre Zuſtimmung dazu gaben. Bald darauf nahm Eduards Krankheit an Heftigkeit zu, und machte am 6. Juli 1553 ſeinem Leben ein Ende.

Noch wußten wenige von Eduards Teſtament, und man glaubte nicht anders, als daß ſeine Schweſter Maria ſeine Nachfolgerin ſey.

Northumberland ſah ſich alſo genöthigt, den Tod des Königs vor dieſer ſo lange geheim zu halten, bis er mit ſeiner Schwiegertochter, die ſich auf dem Landſitze ihrer Aeltern aufhielt, ſeinen Einzug halten konnte. Aber einer der Mitwiſſenden verrieth an Maria Alles, und dieſe hatte Entſchloſſenheit genug ſogleich nach Suffolk zu entfliehen, und von dort aus durch Briefe den ganzen engliſchen Adel zur Vertheidigung ſeiner rechtmäßigen Königin aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk, entſchiedene Anhänger der Reformation, hegten zwar wegen Mariens Eifer für die katholiſche Religion anfangs

Besorgnisse, nachdem sie aber von ihr die Versicherung erhielten, daß sie an den Gesetzen **Eduards** nichts ändern wolle, so ergriffen sie ihre Partei, und sie sah sich im Kurzen an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jedes Anmaßens Trotz bieten konnte. **Johanna Gray** war höchst erstaunt, als sie erfahren hatte, daß sie zur Königin bestimmt sey. Sie hatte sich anfangs gesträubt, und endlich nur den vielen Zureden ihrer Verwandten nachgegeben, dem Herzoge nach London zu folgen. Das Volk, welches diesen haßte, erblickte auch sie in seiner Nähe mit Widerwillen, was dann zur Folge hatte, daß bei der Ausrufung **Johannens** zur Königin kein Laut des Beifalls gehört wurde.

Northumberland brachte in dieser Verlegenheit in der Eile etwa 6000 Mann zusammen, mit denen er **Marien** entgegen zog; aber kaum war er mit diesen aus der Stadt, so waren auch schon die sämmtlichen Räthe des vorigen Königs entschlossen, ihn zu verlassen und sich für **Maria** zu erklären.

Anfangs versuchte **Northumberland** durch die Gewalt der Waffen seinen Plan, **Johanna** auf dem Throne zu erhalten, durchzusetzen; die Schwäche seiner Streitkräfte nöthigte ihn aber bald davon abzustehen, da bei der Annäherung von **Mariens** Heer auch die Hauptstadt sich für diese erklärte, worauf dann die bescheidene **Johanna Gray** mehr froh als betrübt über die Kürze ihres Glücks zu ihren Aeltern zurück ging.

Durch schleunige Unterwerfung suchte **Northumberland** sich jetzt zu retten; allein auf Befehl der triumphirenden **Maria** ward er, nachdem sie in London eingezogen war, nebst dreien seiner Söhne und einigen Anhängern in den Tower gesetzt, und man sah also einen Mann, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchsten Häupter in England gezittert hatten, jetzt zu den Füßen des Grafen von **Arundel**, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um sein Leben bitten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er starb nebst mehreren seiner vertrauten Gehilfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüste. Auch **Johanna** und ihr junger Gemal **Guilford** (Beide waren erst 17 Jahre alt) fielen in die Hände der Siegerin, und Beide wurden durch den Ausspruch des Parlaments zum Tode verurtheilt, doch **Maria** bestätigte das Urtheil nicht, und ließ sie bloß in strenger Haft halten.

Trotz der in Suffolk gegebenen Zusicherung war aber **Maria** — erzogen in den strengsten Grundsätzen des katholischen Glaubens dessen Unterdrückung sie in England als das größte Unglück betrachtet hatte — entschlossen, die Schöpfung ihres Bruders wieder zu zerstören. Zuerst schien sie den Katholicismus nur wieder geben zu wollen, was man ihm genommen hatte, und so wurden die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wieder in ihre vorigen Stellen eingesetzt, während protestantische Bischöfe eingekerkert und mehrere tausend verheirathete Geistliche mit Weibern und Kindern fortgejagt wurden. Die Härte, mit der man gegen die Reformirten verfuhr, brachte also das Volk zur Unzufriedenheit, worauf eine Empörung ausbrach, die aber von den königlichen Truppen bald wieder gedämpft ward.

Ein schreckliches Gericht wurde jetzt gehalten, nach welchem Viele für das verunglückte Unternehmen ihr Leben verloren, unter welchen sich auch der Herzog von Suffolk befand, der Theil daran gehabt hatte. In sein Schicksal wurde nun auch seine Tochter die edle **Johanna Gray** sammt ihrem Gemale verwickelt. **Maria** gab jetzt den Befehl sie hinzurichten, und sandte katholische Geistliche in ihr Gefängniß, um sie zu bekehren; allein die heldenmüthige **Johanna** vertheidigte standhaft ihren Glauben, und erwartete mit Ergebenheit und dem Muthe der Unschuld die Vollziehung des Todes-Urtheils.

Am Tage ihrer Hinrichtung schickte ihr Gemal, der von ihr getrennt war, zu ihr, und bat sie um einen nochmaligen Abschied, sie aber verbat sich diese Zusammenkunft mit den rührendsten Ausdrücken, und ließ ihm sagen, in wenigen Augenblicken würden sie Beide auf ewig in einem Lande vereinigt seyn, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe stören könne. Ihr Gemal wurde zuerst zum Blutgerüste geführt, dem sie, da sie gerade am Fenster stand, noch die zärtlichsten Zeichen der Erinnerung zuwarf.

Als man sie zum Blutgerüste führte, sah sie (was vielleicht absichtlich geschah) seinen Rumpf zurück bringen, und hörte zugleich, daß er standhaft gestorben sey. Mit erneuerter Heiterkeit bestieg auch sie das Blutgerüst, welches aber nicht wie jenes ihres Gemals an einem öffentlichen Orte, sondern im Innern des Towers errichtet war, damit sie keine Theilnahme erwecke.

Sie hielt eine Rede an die Umstehenden, in der sie sich als schuldig erkannte; aber nicht, weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern, weil sie denen, die sie zum Werkzeuge ihres Ehrgeizes machen wollten, nicht beharrlich genug widerstanden habe.

Hierauf ließ sie sich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und nahm das Tuch, um ihre Augen zu verbinden.

Während dieses geschah, kniete der Scharfrichter vor ihr nieder und bat sie um Vergebung, welche sie ihm auch ganz freundlich mit einigen Worten zusicherte. Endlich legte sie ihr Haupt mit Würde und Gelassenheit auf den Block und empfing den Streich, der ihr schönes und unbefangenes ruhiges Leben endete (am 12. Februar 1554).

Auch **Elisabeth**, welche sich durch ihre glänzenden Talente und Eigenschaften schon bei Vielen große Liebe und Zuneigung erworben hatte, wurde beschuldigt, von der Verschwörung gewußt zu haben und dieserwegen in den Tower gebracht Sie hielt sich für verloren, und es scheint, daß **Maria** geneigt war, auch ihr Haupt fallen zu lassen; aber man konnte so wenig genügende Beweise für ihre Schuld aufbringen, daß sie aus der Haft wieder entlassen wurde; doch mußte sie auf einem Landsitze leben, wo sie von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war.

Orient.

Die Seeſchlacht bei Abukir.

Das franzöſiſche Admiralſchiff L'Orient geräth in Brand, und endet mit ſeiner Zertrümmerung.

Jahr 1798.

Das Direktorium von Frankreich und Buonaparte ſein vornehmſter General kamen einander in Betreff der Eroberung Aegyptens entgegen; denn jenes wünſchte ſeinen glücklichen Sieger, welcher immer mehr empor ſtrebte, weit entfernt von Frankreich zu wiſſen, und dieſer — ſich durch eine glänzende Unternehmung — neuen Ruhm zu erwerben.

Der Zug nach Aegypten war alſo beſchloſſen, unternommen und ausgeführt, wozu Buonaparte von den Direktoren die unbedingteſte Vollmacht erhalten hatte.

Plötzlich erſchien dieſer Befehlshaber in Toulon, gab durch die Macht ſeiner Gegenwart der Einſchiffung Flügel, und ſchiffte am 19. Mai 1798 mit einer Transportflotte von 300 Segeln von dem Admirale Brueys mit 13 Linienſchiffen und 8 Fregatten begleitet, nicht, wie früher die Engländer gedacht hatten, durch die Meerenge, ſondern in öſtlicher Richtung nach Aegypten.

Sobald der vor Cadix kreuzende engliſche Admiral Lord Vincent Nachricht davon erhalten hatte, ſchickte er den Contre-Admiral Nelſon mit 3 Linienſchiffen nach dem mittelländiſchen Meere mit dem Befehle, die feindliche Flotte aufzuſuchen und anzugreifen. Dieſer war aber durch einen Sturm bis in die ſardiniſchen Gewäſſer verſchlagen worden, wodurch es den übrigen Abtheilungen des franzöſiſchen Transports, die zugleich aus andern Häfen des Mittelmeers abſegelten, gelang, ohne Hinderniß zuſammen zu treffen.

Nelſon kehrte zwar wenige Tage nach dem Auslaufen der franzöſiſchen Flotte zurück, und Lord Vincent ſchickte ihm nun ſogleich 10 Linienſchiffe als Verſtärkung, mit dem Befehle zur eilfertigſten Verfolgung des entronnenen Feindes. Aber vergebens durchkreuzte er das franzöſiſche Mittelmeer, um ihn zu finden, und mehrmals dicht in ſeiner Nähe ſchien er nur durch eine Art von Zauber an der wirklichen Begegnung gehindert worden zu ſeyn.

Am 8. Juni befand ſich Buonaparte vor Malta, und nach vier Tagen im Beſitze dieſer Inſel, nachdem der daſige Ritterorden, welcher die chriſtliche Schifffahrt im Mittelmeere gegen die afrikaniſchen Seeräuber zu beſchützen hatte, ſchon ſeit langer Zeit dem kriegeriſchen Geiſte ſo wie dem wohlthätigen Zwecke ſeiner Stiftung abgeſtorben war.

Die Hauptſtadt La Valetta galt für einen unüberwindlichen Waffenplatz, ſeitdem der tapfere Großmeiſter dieſes Namens ſie im Jahre 1565 zum Erſtaunen Europas, gegen die ganze türkiſche Macht unter Soliman dem Großen vertheidigt hatte; Buonaparte fand aber jetzt einen alten deutſchen Baron Ferdinand vom Hompeſch als Großmeiſter, der bei einiger Kopf- und Muthloſigkeit noch vollends durch das treuloſe Verfahren mehrerer franzöſiſcher Ordensritter außer Faßung gebracht ward; was zur Folge hatte, daß durch eine Kapitulation den Franzoſen die Inſel übergeben wurde, die dann dem Orden hiefür eine Entſchädigung in Deutſchland verſprachen.

In der Meinung, durch den Beſitz dieſer Inſel ſeine Verbindung mit Frankreich geſichert zu haben, ſetzte Buonaparte ſeine Fahrt fort, und gelangte am 1. Juli an die ägyptiſche Küſte, wo Nelſon zwei Tage früher geweſen, und nur durch Mangel an Waſſer und Lebensmitteln zum Weiterſegeln genöthigt worden war.

Die Landung wurde in der Nähe von Alexandrien, gleich geſchickt und muthvoll bewerkſtelligt, dann mit großer Eile Alexandrien erreicht und erſtürmt, wo man dem Volke in einem Zurufe verkündigte, daß die Franzoſen gekommen ſeyen, um das Land von der Tyrannei der Mameluken zu befreien, und unter die Hand ſeines rechten Gebieters zu ſtellen.

In der That verhielt ſich die Einwohnerſchaft wirklich ganz ruhig, weil die Türken und Araber, die Hauptmaſſe derſelben nicht wußten, was ſie denken ſollten und auch wenig geneigt waren, ſich für ſo unbeliebte Herrſcher, wie die Mameluken es waren, aufzuopfern; die Kopten oder die chriſtlichen, unter hartem Drucke lebenden Aegyptier kamen ſo wenig in Betracht, als ihnen ſelbſt der Wechſel ihrer Gebieter eine Veränderung ihres Zuſtandes zu bringen ſchien. Nur von denen, welchen unmittelbar der Krieg angekündigt ward, nämlich von den Mameluken, war Widerſtand zu erwarten, und wirklich hatten die beiden reichſten ihrer Bei's, Murad und Ibrahim, auf die Meldung, die ihnen von Nelſon bei deſſen Anweſenheit an der Küſte zugekommen war, ſogleich ihre Mannſchaften bei Kairo zuſammen gezogen. Buonaparte beſchloß, ihnen zuvor zu kommen, und zog des kürzern Weges wegen durch eine brennende Sandwüſte, wo das Heer unaufhörlich von Mameluken und Beduin-Arabern umſchwärmt, allen Tücken des Feindes über den größern Qualen des Hungers und Durſtes vergaß. Die wenigen Ciſternen, die es antraf, waren vertrocknet oder zerſtört,

und erſt am vierten Tage ward der Nil am Dorfe Ramanjeh erreicht. Viele ſtürzten ſich in den Fluß, um daſelbſt das faſt ſchon entflohene Leben wieder zu finden, während Andere durch einen ſchnellen Tod in den Fluthen ſich von den Plagen Aegyptens zu befreien ſuchten.

Indeſſen ſtellte eine mehrtägige Raſt die Kräfte wieder her, und in zwei Treffen zogen die ſchön bewaffneten und trefflich berittenen Schaaren der Mameluken, gegen die Feſtigkeit des franzöſiſchen Fußvolkes den Kürzern.

Murad Bei entfloh nach Ober-Aegypten; Ibrahim Bei, der Kairo beſetzt gehalten hatte, wendete ſich nach Syrien, und ſo öffnete ſchon am folgenden Tage (23. Juli) die Hauptſtadt Aegyptens den Franzoſen die Thore.

Da mit dieſer Beſitznahme die Eroberung des Landes vollendet zu ſeyn ſchien, ſo brachte Buonaparte ſogleich Alles möglichſt auf den franzöſiſchen Fuß. Die Abgabenerhebung ward geordnet, ein National-Inſtitut und eine National-Garde geſtiftet, und ein aus ſieben Mitgliedern beſtehender Divan zur Beſorgung der innern Angelegenheiten und der Polizei nieder geſetzt.

Der franzöſiſche Feldherr verſtand es, durch eine glückliche Miſchung von Hoheit und Freundlichkeit, den Eingebornen eine beſondere Ehrfurcht einzuflößen; die Achtung, die er den Scheik's (Vorſtehern) der Araber erwies, und die ſie durch die große Ergebenheit erwiederten, machte ihn zum wirklichen Herrn des Landes.

Das Volk nannte ihn Sultan Kabir, den Vater des Feuers, und er hat nachmals nicht in Abrede geſtellt, daß er, wenn die Umſtände es erfordert hätten, ſehr leicht daran gegangen ſeyn würde, durch Ergreifung des Islams das volle Vertrauen desſelben zu erkaufen.

Während aber Buonaparte ſo mit ſeiner neuen Einrichtung Aegyptens und mit neuen Entwürfen zu fernern Unternehmungen beſchäftigt war, hatte ſich ſein Glücksſtern unerwartet verdunkelt, und die Nachricht von dem Untergange ſeiner Flotte, ihn an die Unzuverläßigkeit menſchlicher Berechnungen gemahnt.

Der berühmte engliſche Seeheld Nelſon war am 1. Auguſt aufs Neue an der ägyptiſchen Küſte erſchienen, wo ſich die franzöſiſche Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker befand *). Der erfahrene und umſichtige Seeheld erkannte augenblicklich die fehlerhafte Stellung der franzöſiſchen Flotte, und beſchloß dieſelbe zu benützen.

Der Admiral Brueys hatte nämlich bei der Wahl der Stellung den beträchtlichen Fehler begangen, zwiſchen ſeiner Flotte und der Küſte einen zu weiten Raum zu laſſen, den er zwar für unzugänglich gehalten, und daher durch keine Verſenkungen geſchützt hatte. In dieſen Raum drängte ſich aber der kühne Nelſon mit der Hälfte ſeiner Schiffe ein, während die andere Hälfte ſich auf die Fronte der franzöſiſchen Flotte zog. Dieſes geſchah Abends nach 7 Uhr, wo die Schlacht begann.

Beide Flotten donnerten mächtig auf einander los, aber nur zu bald neigte ſich, ungeachtet der Tapferkeit der Franzoſen der Sieg auf die Seite der Engländer. Der franzöſiſche Admiral Brueys wurde ſchwer verwundet, aber dennoch verließ er ſeinen Poſten nicht. Nach zwei Stunden waren fünf franzöſiſche Schiffe erobert, und Brueys durch eine Kanonenkugel getödtet. Die Verwirrung ſtieg durch den Einbruch der Nacht und vermehrte ſich dadurch, als gegen 11 Uhr auf dem Admiralſchiffe L'Orient, durch ein Oelgefäß, welches man bei Seite zu räumen vergeſſen hatte, Feuer entſtand, welches ſich nun über das ganze Vordertheil ausbreitete. Bald wurde das Unglück in ſeiner Unbezwingbarkeit erkannt, da alle Anſtrengung zum Löſchen vergebens blieb. Ein Theil der Mannſchaft rettete ſich jetzt in die Böte, Andere ſprangen ins Meer, noch Andere ſetzten als Verzweifelnde das Schießen aus den untern Geſchützreihen fort, bis der Rieſenkörper, weit hin die Nacht erhellend hoch in Flammen ſtand, und ſelbſt den Sieger durch die Furcht von ſeiner Zertrümmerung zum ehrerbietigen Rückweichen nöthigte. In dem Augenblicke, wo das Feuer die Pulverkammer erreichte und die ungeheure Maſſe mit 120 Kanonen und mehreren hundert Menſchen in die Luft ſprang, ſchwiegen die Donner der Schlacht mehrere Minuten lang, um jedoch bald wieder mit größerer Wuth zu beginnen.

Nelſon ließ durch Boote die herum ſchwimmenden Unglücklichen auffangen; allein von der großen Anzahl konnten kaum 70 gerettet werden.

Am Morgen des 2. Auguſts war die franzöſiſche Flotte theils zerſtört, theils in den Händen der Feinde. Nur zwei Linienſchiffe und zwei Fregatten entkamen unter der Führung des Contre-Admirals, der, nach Buonaparte's Bericht, bloß einen Zuſchauer der Schlacht abgegeben, weil er die Signale zur Theilnahme entweder nicht bekommen, oder nicht geſehen, und ohne dieſelben nach eigener Anſicht zu handeln, nicht gewagt hatte.

Buonaparte empfing die Unglücksſtunde mit der Faſſung, die ihm ſeine Lage gebot und ſeine Seelenſtärke erlaubte.

Er erkannte wohl, daß nun die Herrſchaft über das Mittelmeer verloren, die Verbindung mit dem Mutterlande abgeſchnitten, und während er im Innern mit den Mameluken ſich ſchlage, die Küſte den Landungen türkiſcher und britiſcher Heere preis geſtellt ſey; aber kein Zeichen von Beſtürzung ward auf ſeinem Geſichte wahrgenommen, und ſo die Niedergeſchlagenheit verhüllet, die für Krieger der gefährlichſte Feind iſt.

*) Nach einem Zeugniſſe, welches Glauben anſpricht, hatte der Admiral Brueys von Buonaparte den beſtimmten Befehl an der Küſte zu bleiben, um das Anlanden türkiſcher Schiffe und deren Einfluß auf die Einwohner zu hindern; Buonaparte hat aber in ſeinen ſämmtlichen Berichten und zuletzt noch in ſeinen Denkſchriften verſichert, dem Admirale befohlen zu haben, entweder die Flotte in den Hafen von Alexandrien zu legen, oder, wenn dieſes wegen Seichtigkeit des Waſſers nicht möglich wäre, ſie nach Korfu oder Toulon zurück zu führen.

nig in die Kammer der Pairs führte, worauf York abermals abgeſetzt, und die königliche Gewalt wieder hergeſtellt wurde.

Der Krieg brach nun vom Neuen aus, und wurde mit abwechſelndem Erfolge geführt. Am 23. September 1459 errang aber die Armee des Königs — eigentlich der Königin Margaretha; denn ſie war die Seele im Staatsrathe, ſo wie das Oberhaupt im Felde — große Vortheile, und zerſtreute die Armee des Herzogs, der ſogar nach Irland flüchten mußte.

Im folgenden Jahre verlor ſie aber die Schlacht bei Northampton wider den berühmten Grafen von Werwic, einem der kühnſten und mächtigſten Parteihäupter, und der arme Heinrich wurde als Gefangener nach ſeiner eigenen Hauptſtadt gebracht.

Die Anſprüche des Hauſes York auf den engliſchen Thron waren nun durch die ſtärkſten Gründe — die Gründe der Macht, bewieſen, und das Parlament faßte den Entſchluß, Heinrich ſollte zwar den Thron Zeitlebens beſitzen, doch nicht ſein Sohn, ſondern der Herzog von York ſein Nachfolger werden.

Aber die verlorne Schlacht, die Gefangenſchaft Heinrichs, ja ſelbſt der Beſchluß des Parlaments entmuthigten Margaretha nicht, die jetzt das wahre Kennzeichen großer Seelen, die höhere Standhaftigkeit im ſteigenden Unglücke behauptete.

Als eine Flüchtige kam ſie mit ihrem noch unerwachſenen Sohne, dem Prinzen von Wallis in das nördliche England, wo ſie durch ihr Unglück einen ſolchen Enthuſiasmus zu erregen wußte, daß der dortige Adel ſich für ſie erklärte, und ſie ſich bald wieder an der Spitze einer Armee von 20,000 Mann befand, die bereit war ihre Anſprüche zu unterſtützen. Der Herzog von York, der ſie nur gering achtete, zog ihr mit wenigen Truppen entgegen, erhielt aber auf der Wieſe von Wakefield eine vollſtändige Niederlage und wurde ſelbſt im Gefechte getödtet.

Im Jahre 1461 ſchlug ſie auch den Grafen Werwic in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, befreite ihren Gemal, hatte aber noch immer die Stadt London gegen ſich, die ihre Rachſucht und die Zügelloſigkeit ihrer Soldateska ſcheuete. Indeſſen wurde der älteſte Sohn des Herzogs von York, der die Trümmer ſeiner Partei geſammelt hatte, durch Werwics Beiſtand unter dem Namen Eduard IV. zum König proklamirt, und Margaretha mußte abermals ſich nach dem Norden zurück ziehen, wo ihr ſchaarenweiſe das Volk entgegen ſtrömte. Binnen wenigen Tagen hatte ſie eine zahlreiche Armee in der Grafſchaft York beiſammen, erlitt aber bei Towton durch Warwic und den jungen Eduard eine furchtbare Niederlage, und mußte mit ihrem Gemale und ihrem Sohne nach Schottland flüchten.

Da kein Ungemach fähig war, die ſtandhafte Frau niederzuſchlagen, ſo beſchloß ſie mit dem Reſte ihrer Truppen in England einzurücken; allein das Unglück war noch nicht müde ſie zu verfolgen, denn ihre kleine Flotte ward durch einen Sturm zerſtreuet, und ſie ſelbſt entkam nur mit Mühe.

Eduard IV. ließ jetzt ſeine Rechte auf die Krone von dem Parlamente anerkennen, worauf Heinrich VI., ſein Sohn, ſeine Gemalin und alle Anhänger des Hauſes Lancaſter in die Acht erklärt wurden. Margaretha eilte nach Frankreich und bewog Ludwig den XI. durch das Verſprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hilfskorps zu geben, womit ſich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei vereinigten. Dieſes Heer wurde aber bei Expham (1464) geſchlagen und zerſtreuet, und der arme König Heinrich gefangen und in den Tower geſperrt. Margaretha war noch ſo glücklich zu entkommen, und irrte jetzt unter zahlloſen Entbehrungen und Gefahren umher. Als ſie einſt mit ihrem Sohne und weniger Begleitung durch eine waldige Gebirgsgegend zog, wurde ſie von Räubern angefallen, geplündert und fortgeführt. Aus Furcht, an Eduard ausgeliefert zu werden, gab ſie ſich nicht zu erkennen, und lieferte ihnen willig ihre Koſtbarkeiten aus. Bald gerieth aber die Bande über die Theilung der Beute in Streit, welche Verwirrung Margaretha dazu benutzte, daß ſie ſchnell mit ihrem Sohne in das Dickicht zu entfliehen ſuchte. Da ſtürzte aber plötzlich ein nacheilender Räuber ihr in den Weg, und drang mit entblößtem Schwerte auf ſie ein. Margaretha verlor in dieſem ſchrecklichen Augenblicke die Geiſtesgegenwart nicht, trat dem Räuber mit Hoheit entgegen und übergab ihm ihren Sohn mit den Worten: »Hier, mein Freund, iſt eures Königs Sohn, ich vertraue ihn eures Schutzes.« Selbſt auf die roheſten Gemüther verfehlt wahre Seelengröße ſelten den Eindruck, und ſo übernahm der höchſt erſtaunte Räuber dieſe Verpflichtung mit dem Eifer des treueſten Unterthans, hielt ſie verborgen, und verſchaffte ihr die Mittel an die Seeküſte zu gelangen, um von da zu ihrem Vater nach Flandern zu entkommen, wo ſich auch ihre wenigen Getreuen eingefunden hatten.

Eduard IV. befeſtigte indeſſen mit Blut den Thron, den er mit eben ſo viel Blut errungen hatte, und vermiſchte in ſeinen Charakter Galanterie mit Grauſamkeit, wodurch er die Liebe des Volkes verlor. Auch entzweite er ſich mit dem mächtigen Grafen von Warwic, der nun aus Rache mit Margaretha ſich verſöhnte und es unternahm, den von ihm eingeſetzten König zu ſtürzen, und den von ihm geſtürzten wieder einzuſetzen. Eduard entfloh jetzt nach Holland, kehrte aber ſchon nach neun Monaten wieder zurück, entthronte, unterſtützt von dem Herzoge von Burgund, den König Heinrich und ſchickte ihn wieder ins Gefängniß zurück, welches Schickſal auch bald ſeine Gemalin Margaretha traf.

Ihr Unglück und Jammer vermehrte ſich aber noch dadurch, als der junge hoffnungsvolle Prinz faſt unter ihren Augen von den Brüdern Eduards erdolcht, und einige Tage darauf auch der unglückliche Heinrich von dem Herzoge von Glouceſter, nachmaligen Richard dem III., ermordet wurde. Margaretha blieb im Gefängniſſe durch vier Jahre, bis ſie durch den Traktat von Pecquigay (1475) von Ludwig dem XI. durch ein bedeutendes Löſegeld ihre Freiheit erhielt, worauf ſie dann in Frankreich im Jahre 1482 im Privatſtande ſtarb.

I.Bd.21.

Orient.

Bajazeth wird bei Angora (Ancyra) von Timur beſiegt.

Der beſiegte Bajazeth wird in einem eiſernen Käfig geſperrt und ſeine gefangene Gemalin als Sclavin behandelt.

Jahr 1402.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts erſchütterten zwei wilde Eroberer den Erdkreis; nämlich der türkiſche Sultan Bajazeth und der Mongolen- oder Tartarenfürſt Timur, auch Timur Lenk (der lahme Bauer), gewöhnlich Tamerlan genannt.

Bajazeth, ein Sohn des Sultan Murad des I., trat nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1389 die Regierung an, und bezeichnete ſeinen Anfang mit der Hinrichtung ſeines einzigen Bruders. Härte, Ungerechtigkeit und Grauſamkeit waren noch ferner die Handlungen ſeiner Regierung, ſo wie die Heftigkeit und Unmäßigkeit auffallend in ſeinen Leidenſchaften. Seine Herrſchaft zu erweitern war ſein unabläßiges Beſtreben. Er drang zuerſt über die Donau vor, bemächtigte ſich dann faſt aller den Byzantinern noch gehörenden Plätze in Thracien, Macedonien und Theſſalien, fiel in Griechenland ein, zog ohne Widerſtand durch die Thermopylen und erſtürmte Argos, während ſeine Reiter bis in die ſüdliche Spitze des Peloponnes ſtreiften. Darauf wendete er ſich nach Oſten und unterwarf den größten Theil des von den übrigen türkiſchen Fürſten eingenommenen Klein-Aſiens ſeiner Herrſchaft.

Da nun das Ungewitter immer drohender heran zog, ſo ſuchte der König von Ungarn auswärtige Hilfe bei den europäiſchen Fürſten, und brachte auch bald ein Heer von 70,000 Mann zuſammen, mit denen er den Feldzug gegen den Sultan begann.

Am 28. September 1396 trafen beide Heere bei der Feſtung Nikopoli zuſammen, wo eine der heftigſten und blutigſten Schlachten geliefert wurde, die aber durch die Tollkühnheit der franzöſiſchen Ritter für den König von Ungarn verloren ging.

Nach dieſem Siege beſchäftigte ſich Bajazeth hauptſächlich mit der Unternehmung gegen Konſtantinopel, das er in ſeine Gewalt zu bringen ſuchte; mußte aber von dieſem Plane wieder ablaſſen und einem mächtigen Feinde entgegen ziehen, der in ſeine aſiatiſchen Provinzen verheerend eingefallen war.

Dieſer Feind war der Mongole Timur, von ſeinem Volke »der große Wolf,« »der Herr der Zeit« und »der Eroberer der Welt« genannt. Er erneuerte die Thaten und den Weltſturm des Dſchingis-Khan, mit dem er in Eigenſchaften und Denkart viel Aehnliches hatte. Vor jenem zeichnete er ſich aber ſonderbarer Weiſe durch Achtung für aſiatiſche Bildung und für Gelehrte aus. Er liebte Aerzte, Sternkundige und Geſetzverſtändige, und ließ von dieſen oft in ſeiner Gegenwart Streitfragen behandeln. Bei ſeinem wilden Ehrgeize, der keinen andern Zweck hatte, als die unerſättliche Luſt des Eroberns und Herrſchens, beſaß er die Gleichgiltigkeit, das Blut von Hunderttauſenden fließen zu laſſen, und übertraf den größten Khan weit in der ſchonungsloſeſten Rachſucht und in der wildeſten Barbarei gegen jeden Verſuch, Freiheit und Selbſtſtändigkeit gegen ihn behaupten zu wollen.

Durch außerordentliche Tapferkeit und Herrſcherklugheit ſchwang er ſich im Jahre 1370 auf den Thron von Dſchagatai, wo bisher die Nachkommen Temudſchin's geherrſcht hatten, und erhob Samarkand zu ſeinem Herrſcherſitze. Aber dieſer Krone fügte er noch 26 andere hinzu, die in den 35 Jahren ſeiner Regierung und ſeiner Kriegszüge, auf welchen er die Völker von der chineſiſchen Mauer bis zum Mittelmeere, von Moskau bis an die Grenzen Aegyptens unterwarf, ſeine Beute wurden. Alle Dynaſtien, welche aus Dſchingis-Khans Reiche hervor gegangen waren, wurden vernichtet, und ſeine Worte waren: »wie nur ein Gott, ſolle auch nur ein Herrſcher auf Erden ſeyn.« Zudem nannte er ſich ſelbſt, wie einſt Attila, eine Geißel Gottes; verheerte und entvölkerte Länder, zerſtörte Städte und ließ Schädel-Pyramiden als Denkmäler zurück.

Nachdem die perſiſchen Mongolen unterworfen waren, machten die Einwohner von Sebſewar einen Aufſtand, worüber Timur ſo ſehr erzürnte, daß er 2000 derſelben lebendig über einander ſchichten und ſtatt Bauſteine mit Lehm und Kalk zu Thürmen aufmauern ließ. Als die eroberte Hauptſtadt Iſſfahan gleichfalls eine Empörung wagte, ließ Timur dieſelbe von ſeinen wilden Schaaren durch mehrere Tage plündern und verheeren. Bei dieſer Gelegenheit ward jeder Soldat zur Lieferung einer beſtimmten Anzahl von Köpfen aufgeboten, und ſo fielen nach der geringſten Angabe über 70,000 von den Einwohnern, die den Rache- und Blutdurſt des Wütherichs befriedigen mußten.

Nun wandte ſich Timur gegen das Chanat von Kaptſchak, wo Batu's Familie noch den Thron behauptete, und unterwarf auch dieſes Reich ſeinen ſiegreichen Waffen. Im September des Jahres 1397 überſchritt der Eroberer den Indus. In den vorderen Ländern Hindoſtan's waren der Herrſchaft der Ghasnaviden drei mohamedaniſche Dynaſtien hinter einander gefolgt, welche eine neue Völkerſchichte auf das alte Brahmanenthum gepflanzt hatten. Delhi, in dem Mittelpunkte der Stromſyſteme des Ganges und

Indus, war die Reſidenz dieſer Fürſtengeſchlechter. Faſt ungehindert drangen die Mongolen durch das Penjab bei den Altären vorüber, die Alexander am Ufer des Hyphaſis als Grenzſteine ſeines Zuges errichtet hatte.

Noch war keine Schlacht geſchehen, und ſchon ſchleppte das Heer über hunderttauſend Gefangene mit ſich. Bei Delhi erwartete ſie Mahmud II. aus dem Hauſe der Thogluk, mit der geſammten Reichsmacht; aber trotz der hartnäckigſten Gegenwehr wurde dieſe nieder gemetzelt und die Stadt Delhi geplündert. Von den rauchenden Trümmern, die Timur an Delhis Stelle hinterließ, eilte er über den Yamana-Batari und eroberte Merut, deſſen ganze Bevölkerung lebendig geſchunden wurde. Bald darauf wurde der Rückzug angetreten, und in den Bergzügen von Sevalik, wohin ſich ſchon längſt eine zahlreiche Menge der von den Mohamedanern aus Iran vertriebenen perſiſchen Feuerdienern gerettet hatte, ein fürchterliches Blutbad und eine vollſtändige Vernichtung derſelben angerichtet. So war Geiſt, Macht und Art des Mannes, mit dem Bajazeth in Feindſchaft gerieth, als er Fürſten aufnahm, die Timur vertrieben hatte; ſo wie bei dieſem kleinaſiatiſche Herren Schutz fanden, die Bajazeth verjagt hatte.

Da Bajazeth die Abgeſandten des Timur mit Spott und Hohn empfing und entließ, ſo machte ſich dieſer auf und nahm Siwas (das alte Sebaſte), damals eine der bevölkertſten Städte Klein-Aſiens, und bezeichnete die Einnahme mit den furchtbarſten Todesmartern, welche den gefangenen Chriſten angethan wurden. Ueber 4000 armeniſche Reiter, welche große Tapferkeit bei der Vertheidigung gezeigt hatten, ſollten lebendig begraben werden. Der Kopf dieſer Unglücklichen wurde ihnen zwiſchen die Schenkel gebunden, dann wurden ſie theilweiſe in Gruben gerollt, welche man zuerſt mit Bretern, dann erſt mit Erde bedeckte, damit die Todesqual ſich länger hinausziehe. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch ein Sohn des Bajazeth, der in die Hände des Eroberers fiel, hingerichtet.

Auf dieſe Schreckensnachricht in Wuth und Schmerz verſetzt, ließ der Sultan der Osmanen von der Belagerung von Konſtantinopel ab, und zog mit einem Heere von beinahe einer halben Million Streiter nach Klein-Aſien ſeinem Feinde entgegen, während ſich dieſer ſüdwärts gezogen hatte.

Vor Aleppo ſchlug er Ferrudſch, den mamelukiſchen Sultan Aegyptens, zu deſſen Herrſchaft auch Syrien und Paläſtina gehörte, und drang mit den Fliehenden in die Stadt, welche durch vierzehn Tage geplündert und zerſtört wurde.

Bei Damaskus verloren die Aegyptier die zweite entſcheidende Schlacht. Wie aus Indien Steinhauer und Baumeiſter nach Samarkand geſchleppt worden waren, ſo wurden auch die Gelehrten und die Stahlarbeiter dieſer Stadt mitgeführt, um damit den Glanz und die Bevölkerung von Timurs Herrſcherſitz zu vermehren. Hierauf legte man Feuer in die Gebäude und zerſtörte alle Kunſtwerke ſammt der großen Moſcheen, mit denen einſt die Omijaden dieſe Stadt geſchmückt hatten. Von hier aus richtete der Mongole ſeine blutig flammende Laufbahn nach Irak, wo ſich, als die Macht des Khanats von Perſien in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinab ſank, die Dynaſtie der Ilchane in Bagdad erhoben hatte.

Zum zweiten Male wurde jetzt dieſe Stadt von den mongoliſchen Horden erſtürmt, worauf eine Zerſtörung erfolgte, gegen welche die Thaten Hulagu's milde und ſchonend erſcheinen. Jeder Mann des Heeres mußte einen Kopf liefern, wenn er ſeinen eigenen behalten wollte. Endlich rückten im Frühjahre 1402 die beiden Heere einander näher, und trafen ſich in der weiten Ebene bei Angora (Ancyra), wo einſt Pompéjus der Große einer der berühmteſten Männer des Alterthums den Mithridates geſchlagen hatte. Hier begann am frühen Morgen die Entſcheidungsſchlacht, welche von beiden Seiten mit einer Million Menſchen geführt wurde.

Timur machte den erſten Angriff mit ſeiner Reiterei, die aber zurückgeſchlagen wurde. Er ſammelte ſich wieder, zog ſeine auserleſenen Schaaren zuſammen, machte einen zweiten Angriff auf das Haupttreffen ſeines Gegners, worauf nun der fürchterlichſte Kampf von beiden Seiten entbrannte, der je Statt gefunden hatte, und der ſechs Stunden lang unentſchieden fortdauerte.

Gegen Mittag ſtellte ſich Bajazeth ſelbſt an die Spitze ſeiner Janitſcharen, und Timur zog ſich wirklich einige tauſend Schritte langſam zurück, machte aber bald wieder einen neuen wüthenden Angriff, der endlich auch entſcheidend wirkte.

Bajazeth wurde verwundet und gerieth in Gefangenſchaft, wo man ihn anfangs großmüthig behandelte, bis er nach einem entdeckten und vereitelten Verſuche zur Flucht in ſtrengere Gewahrſam gebracht wurde. Uebrigens erzählt die Sage, daß einſt Timur den Bajazeth gefragt habe, was er wohl mit ihm gemacht haben würde, wenn er ſein Gefangener geworden wäre? Als nun der gefangene Bajazeth ihm zur Antwort gab, er würde ihm in einen Käfig geſperrt, und im ganzen Lande herum geführt haben, erzürnte der Sieger ſo ſehr, daß er augenblicklich einen Käfig bauen, den Ueberwundenen in denſelben ſperren und ſeinem Heere nachführen ließ. Um ihn aber noch mehr zu demüthigen, mußte Bajazeth im Käfige bei den ſchwelgeriſchen Malzeiten Timurs gegenwärtig ſeyn, und mit Knochen, wie man ſie den Hunden vorwirft, ſich begnügen; auch mußte ſeine gleichfalls in Gefangenſchaft gerathene Gemalin gleich einer Sclavin dem Timur die Speiſen reichen. Bajazeth überlebte aber dieſe Schmach nicht lange, und ſtarb ſchon im nächſten Jahre ſeiner Gefangenſchaft.

Nachdem Timur in Samarkand eine kurze Zeit verweilt hatte, unternahm er mit ſeinem Heere einen Zug nach China, um dasſelbe zu erobern; ſtarb aber unterwegs im Jahre 140 , worauf dann ſein Reich durch innere Unruhen erſchüttert, in mehrere Theile zerfiel.

I.Bd.22.

Spanien.

Das Leben und Ende des Infanten Don Carlo's.

Der König Philipp von Spanien übergibt ſeinen Sohn Don Carlo's dem Herzoge von Feria und ſechs Edelleuten zur Bewachung.

Jahr 1568.

Philipp II. war der mächtigſte Monarch ſeiner Zeit. Als Herr von Spanien, Neapel, Sicilien, Mailand, der Niederlande, der Gold- und Silberminen von Mexiko und Peru, ging die Sonne in ſeinem Reiche nie unter. Dazu vereinigte er durch ſeine erſte Gemalin Maria, England und Irland, und als er nach ihrem Tode dieſe beiden Kronen wieder verlor, eroberte ihm der Herzog von Alba das Königreich Portugal und die Schätze Oſtindiens.

Dieſer mächtigſte und reichſte Monarch hinterließ aber in der Folge ein gemindertes Reich, ein entvölkertes verarmtes Land und eine Schuldenlaſt, die nie abgezahlt wurde.

Philipp führte während ſeiner ganzen Regierung fruchtloſe Kriege. Er nährte die bürgerlichen Unruhen in Frankreich und ſuchte vergebens nach dem Tode Heinrichs, mit den Waffen in der Hand, ſeine Tochter auf den franzöſiſchen Thron zu erheben. So entſandte er auch die ungeheuere »unüberwindliche« Flotte zur Eroberung Englands, welche aber durch Eliſabeths kraftvolle Anſtrengungen und durch die Elemente vernichtet wurde. Er empörte auch die Niederländer durch die Einführung der Inquiſition, und Alba's Grauſamkeiten führten zuletzt zum offenen Kriege, der dann mit ihrer Unabhängigkeit endete.

Philipp, der keine Meinung und keinen Glauben gelten ließ als den Seinigen, unterdrückte durch die Schrecken der Inquiſition die Aufklärung, den Kunſtfleiß und die Betriebſamkeit des ſpaniſchen Volkes, und verſchlang durch ſeine verderblichen Unternehmungen und Kriege die Schätze Amerika's.

Seit Ferdinand's und Iſabellen's Regierung waren die mit Gewalt zum Chriſtenthume bekehrten Mauren und ihre Abkömmlinge, Morisco's genannt, ein Gegenſtand des Argwohns geblieben, da man ſie mit den Mauren in Afrika und den Türken, verrätheriſcher Einverſtändniſſe beſchuldigte.

Philipp ſendete alſo Truppen gegen ſie, und erließ den Befehl, ſie ſollten fortan ihrer Sprache, Kleidung und ihren eigenthümlichen Gebräuchen entſagen. Als die Morisco's dagegen Vorſtellungen machten, dieſe aber fruchtlos blieben, ſo griffen ſie zu den Waffen, und vertheidigten ſich gegen Philipps Kriegsvölker mit großer Tapferkeit, bis es endlich dem Don Juan d'Auſtria — einem natürlichen Bruder des Königs — gelang, die Empörung zu dämpfen.

In dieſe Zeit fällt auch das traurige Ende des bekannten Don Carlos, der ein Sohn Philipps von ſeiner erſten Gemalin Maria, einer Tochter des Königs Johann von Portugal war. Don Carlos, geboren zu Valladolid am 3. Juli 1545, kam ſehr ſchwächlich zur Welt, und wurde, da ſeine Mutter vier Tage nach ſeiner Geburt geſtorben war, von Johanna, der Schweſter des Königs, mit der äußerſten Sorgfalt erzogen.

Die große Nachſicht, welche dem ſchwächlichen und gebrechlichen Kinde (denn der eine Schenkel war kürzer als der andere) von allen Seiten zu Theil wurde, entwickelte ſeine Eigenwilligkeit und vermehrte ſeine angeborne Heftigkeit.

Nachdem ſein Vater ihn von den zu Toledo verſammelten Ständen als Thronerben hatte anerkennen laſſen, ſchickte er ihn zwei Jahre ſpäter auf die Univerſität zu Alcala de Henarez, in der Hoffnung, daß das Studium der Wiſſenſchaften ſeinen unbändigen Charakter mildern würde. Indeſſen blieb aber der Prinz in vielen Stücken das Gegenbild ſeines Vaters, deſſen Strenge ihm äußerſt mißfiel, und verharrte in ſeiner wilden leidenſchaftlichen Heftigkeit, die ihn, zuweilen auch bei ſehr geringen Veranlaſſungen, zu Ausbrüchen roher Gewalt und Grauſamkeit führte, überdieß war er voll Ehrgeiz, und trachtete nach Thaten und Selbſtſtändigkeit.

Gewiß iſt, daß auf dem Kongreſſe von Chateau Cambreſis von der Vermälung Don Carlos mit Eliſabeth, einer Tochter des Königs von Frankreich, die Rede war, da aber vor der Vermälungsfeier Philipps erſte Gemalin Maria von England ſtarb, ſo ſetzte ſich der Vater in den Beſitz der ſeinem Sohne verſprochenen Braut, und verheirathete ſich mit Eliſabeth, da ihm dieſe Verbindung zugleich große Vortheile darbot.

Don Carlos ſoll, wie die romantiſchen Erzähler und Theaterdichter wollen, Eliſabeth geliebt und ſie nicht haben verſchmerzen können; dieß wird aber von glaubwürdigen Geſchichtſchreibern in Abrede geſtellt.

Da Philipp, der keinen andern Erben als den Don Carlos hatte, ihn bei ſeinem kränklichen Zuſtande und ſeinen geringen geiſtigen Anlagen zur Regierung unfähig hielt, ſo ließ er ſeine beiden Neffen, die Erzherzoge Rudolph und Ernſt (Söhne des Kaiſer Maximilian des II.) nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in ſeinen Staaten zuzuſichern. Dieſe Abſicht des Königs machte aber einen tiefen Eindruck auf den ungeſtümen Geiſt des jungen Prinzen, der nun mehrere Plane entwarf, ſich der

väterlichen Gewalt zu entziehen und aus einem Lande zu entkommen, wo man ihm in ſteten Zwang hielt. Schon war er im Begriffe heimlich abzureiſen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter des Königs, den aber auch Don Carlos zu ſeinem Freunde gemacht hatte, ihn von dieſem Entſchluſſe abbrachte.

Als hierauf im Jahre 1567 in den Niederlanden der Aufruhr ausbrach, ſchrieb Don Carlos an mehrere Große des Reichs, und machte ihnen bekannt, daß er die Abſicht habe nach Deutſchland zu gehen *). Dieſen Plan entdeckte er auch ſeinem Oheime Don Juan d'Auſtria, der ihm aber vorſtellte, daß die meiſten Großen, an die er geſchrieben habe, es nicht unterlaſſen werden, den König davon zu unterrichten, und als dieſes auch wirklich geſchah, machte Don Juan dem Könige von dem, was ihm Don Carlos anvertrauet hatte, die Meldung.

Don Carlos hatte oft ſehr ungeſtüm das Verlangen geäußert, an der Regierung Theil nehmen zu wollen; aber zu eiferſüchtig auf ſein Anſehen, betrug ſich der König nur mit Kälte und Zurückgezogenheit gegen ihn, während er dem Herzog Alba, Ruy Gomez de Silva, Don Juan und Spinola ſein Vertrauen ſchenkte.

Es iſt alſo ganz natürlich, daß Don Carlos gegen dieſe Männer eine unüberwindliche Abneigung faßte, und es ihm unerträglich werden mußte, als Herzog Alba die Statthalterſchaft von Flandern erhielt, die er für ſich erbeten hatte.

Der Verdacht, daß man über ſeine Vermälung mit der Prinzeſſin Anna von Oeſterreich unterhandle, ſtürzte ihn endlich in eine gänzliche Verzweiflung. Oeffentlich klagte er jetzt ſogar gegen ſeinen Vater, den er haßte, und ſoll ſogar nach entlockten Aeußerungen einen Mordanſchlag gegen dieſen gefaßt haben.

Als er nun gegen ſeinen Oheim Don Juan, den er beſonders für den Störer ſeiner Unternehmungen hielt, bei einer Gelegenheit den Dolch zückte und ihn ermorden wollte, da beſchloß Philipp den Untergang ſeines einzigen Sohnes, in welchem er nur einen der Krone unwürdigen Verbrecher ſah.

In der Nacht am 18. Jänner 1568, als der Prinz im tiefen Schlafe lag, trat Graf Lerma zuerſt in ſein Zimmer und nahm ſämmtliche Waffen weg. Darauf erſchien der König, welchem Ruy Gomez de Silva, der Herzog von Feria, der Großprior des Johanniter-Ordens, ein Bruder des Herzogs von Alba und mehrere Garde-Officiere und Staatsräthe voraus gingen.

Als man Don Carlos aus dem Schlafe geweckt hatte, und er den König ſeinen Vater erblickte, rief er: »Ich bin des Todes« — und indem er ſich an Philipp wandte — will Euer Majeſtät mich umbringen? Ich bin nicht von Sinnen; aber in Verzweiflung bin ich über Alles, was man mit mir vornimmt.« Darauf beſchwur er mit Thränen alle Umſtehenden, ihm den Tod zu geben. »Ich bin nicht gekommen« — antwortete der König — »Euch umzubringen, ſondern als Vater Euch zur Pflicht zurück zu führen.« Nun befahl er ihm aufzuſtehen, entließ ſeine Bediente und nahm ein Käſtchen mit Papieren, das unter dem Bette ſtand, in Beſchlag *). Den Prinzen aber übergab er dem Herzoge von Feria und ſechs Edelleuten zur Bewachung, und ſchärfte ihnen ein, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und weder ſchreiben, noch mit Jemand ſprechen zu laſſen.

Nachdem Philipp ſich wegen dieſes Vorfalls bei dem Papſte und den mächtigſten Fürſten Europa's zu rechtfertigen geſucht, auch der hohen Geiſtlichkeit, den königlichen Gerichtshöfen und Städten ſeines Reichs von dem Geſchehenen Nachricht gegeben hatte, trug er dem Staatsrathe unter dem Vorſitze des Kardinals Espinoſa, Groß-Inquiſitors und Präſidenten des Raths von Caſtilien, auf, über den Prinzen das Urtheil zu ſprechen.

Dieſes Gericht ſoll nach genauer Unterſuchung und Abhörung vieler Zeugen den Tod über ihn ausgeſprochen haben; allein es iſt ungegründet, daß die Hinrichtung mittelſt einer vergifteten Suppe geſchehen ſey. Eben ſo irrig wird behauptet, daß ihm im Bade die Adern geöffnet, oder daß er erdroſſelt worden ſey. Vielmehr warf ſeine tobende Heftigkeit, die ſich, ſeitdem er eingeſperrt war, nur gegen ihn ſelbſt richten konnte, den Unglücklichen auf das Krankenlager, und die ungeregelte Lebensweiſe — indem er bald gar keine Speiſe zu ſich nehmen wollte, bald die unverdaulichſte begierig verſchlang — machte ſeinen Zuſtand unheilbar **).

Als ſeine Krankheit tödtlich zu werden anfing, rieth man ihm, ſich durch das heilige Sakrament auf den Fall ſeines Todes vorzubereiten, was er auch that. Sein Todeskampf währte hierauf vom 22. bis zum 24. Juli 1568 fort, wo in der Nacht der König ſelbſt zu ihm kam, und ihm, ohne erkannt zu werden, den Segen ertheilte. Bald darauf als er ſich weinend von ihm entfernt hatte, ſtarb auch Don Carlos.

Das Schickſal Don Carlos hat mehreren tragiſchen Schriftſtellern zum Stoffe gedient: wie Schiller, der das Halbgeſchichtliche aus St. Real ſchöpfte; Alfieri, Otway und Campiſtron.

---

*) Man glaubt, daß er von dem Unglücke der Niederländer gerührt geweſen, und daß er von ihnen eingeladen worden ſey, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Auch Philipp ſchien zu glauben, daß ſein Sohn nach den Niederlanden gehen wollte.

*) Dieſe Papiere waren zum Theile Briefe, welche des Infanten Abſicht verriethen, das Reich zu verlaſſen, zum Theile enthielten ſie aber Beſchwerden über ſeinen Vater und deſſen Regierung.

**) Voll Wuth und Verzweiflung hatte er, die harte Winterkälte vorſchützend, ein großes Feuer anzünden laſſen, und ſtürzte ſich plötzlich in die Flammen, woraus man ihn nur mit Mühe vom Erſticken retten konnte. Abwechſelnd verſuchte er, ſich durch Durſt, durch Hunger, durch unmäßigen Genuß von Speiſe zu tödten, und verſchluckte ſogar einen Diamant, um ſich daran zu erwürgen.

I. Bd. 23.

Der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden.

Die Grafen Egmont und Hoorn werden auf dem Marktplatze zu Brüſſel enthauptet.

Jahr 1568.

Daß Königreich der Niederlande kam durch die Vermälung Mariens, der einzigen Tochter Herzog Karl des Kühnen, welcher in der Schlacht bei Nancy unter den Schwertern der tapfern Schweizer fiel, mit dem Erzherzoge Maximilian im Jahre 1477 an das Kaiſerhaus Oeſterreich.

Maximilians Enkel, Kaiſer Karl V., welcher zu Gent in den Niederlanden geboren war, vereinigte dieſes Königreich durch eine pragmatiſche Sanktion als auf ewig unzertrennlich mit der Krone von Spanien, und behandelte dieſes blühende und gewerbfleißige Land gütig, wofür ihn auch die Einwohner liebten. Ganz anders aber dachte und verfuhr ſein Sohn Philipp II., König von Spanien, der den Niederländern keine von allen den Eigenſchaften zeigte, die ſie an ſeinen Vater gefeſſelt hatten.

Philipp ſuchte nämlich die Reformation, welche ſchon unter ſeinem Vater hier große Fortſchritte gemacht hatte, durch die Einführung der Inquiſition zu vertilgen, und entzündete dadurch einen langjährigen Kampf, der ſich aber zuletzt zum Vortheile der Niederländer endete.

Vor ſeiner im Jahre 1559 erfolgten Abreiſe aus den Niederlanden ſetzte er ſeine Halbſchweſter Margaretha, Herzogin von Parma, eine Frau von männlichem Geiſte, zur Statthalterin ein, und ordnete ihr einen Staatsrath von ausgezeichneten Männern des niederländiſchen Adels zu, unter welchen er ihr vorzüglich den Granvella, Biſchof von Arras, als einen gewandten und ganz in ſeine Ideen eingehenden Staatsmann empfahl.

Dieſer errichtete nun in kurzer Zeit zu den ſchon beſtehenden Biſthümern noch vierzehn neue, worüber er als Erzbiſchof von Mecheln das Primat ſammt den Kardinalshut vom Papſte erhielt.

Dieſe neue Einrichtung erregte aber bald die allgemeine Unzufriedenheit bei Geiſtlichen und Weltlichen, bei Katholiken und Proteſtanten, und dieß beſonders, weil man damit die Einführung der Inquiſitions-Tribunale befürchtete, indem in der päpſtlichen Bulle für jedes der neuen Biſthümer zwei Inquiſitoren angeordnet waren.

Granvella wurde alſo als der Urheber der dem Lande verderblichen Rathſchläge betrachtet und gehaßt, während das Volk als Vertreter ſeiner Intereſſen den Prinzen Wilhelm von Naſſau-Oranien und die Grafen Egmont und Hoorn liebte und ehrte.

Prinz Wilhelm war ſeiner außerordentlichen Gaben wegen ſchon als Jüngling vom Kaiſer hervor gezogen worden, und begleitete jetzt die Stelle eines Statthalters von Holland, Seeland und Utrecht. Er war ein Mann von tiefſchauendem Scharfſinne und von ungemeiner Beharrlichkeit in der Verfolgung der Zwecke; wurde aber von Philipp als ſein gefährlichſter Gegner betrachtet.

Graf Egmont, Statthalter von Flandern, war ein tapferer Feldherr, wohlgeſinnt für das Land, aber ohne des Prinzen von Oraniens durchdringenden Blick. Er ſtammte aus einer der vornehmſten holländiſchen Familien, widmete ſich frühzeitig den Waffen, begleitete den Kaiſer nach Afrika, und erwarb ſich wegen ſeiner daſelbſt bewieſenen Tapferkeit großen Ruhm; aber noch weit größeren unter Philipp in den Schlachten bei St. Quentin und Gravelines, die er vorzüglich durch ſeine ausgezeichnete Tapferkeit für die Spanier entſchied. Er ſtand zugleich in großem Anſehen, und die Niederländer nannten ihn mit Recht die Blume ihres Adels.

Dieſe beiden Männer, ſo wie der Graf von Hoorn, einer der reichſten Herren in den Niederlanden, Kapitän der flammländiſchen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsraths der Niederlande und Admiral im flandriſchen Meere, der ſich gleichfalls durch glänzende Thaten in der Schlacht bei St. Quentin ausgezeichnet hatte, ſahen ſich in ihren Abſichten und Beſtrebungen für die Erhaltung der niederländiſchen Freiheiten durch Granvella ſtets ſo gehemmt, daß ſie nicht mehr in dem Staatsrathe erſchienen. Margaretha, theils wegen den hieraus entſtehenden Folgen beſorgt, theils aber ſelbſt auf Granvellas zunehmendes Anſehen eiferſüchtig, bat jetzt den König, ihn zu entfernen, was auch geſchah. Dieſerwegen waren aber ſeine Anſichten aus dem Rathe der Regentin nicht verſchwunden und blieben in einer Partei zurück, welcher man den Namen der Kardinaliſten gab. Auch die Ketzerverfolgungen blieben noch wie vor, und der König verlangte zuletzt noch die Einführung der Beſchlüſſe des eben damals geendigten tridentiniſchen Konciliums.

Margaretha ſendete nun den Grafen Egmont nach Spanien, um bei dem Könige die Aufhebung oder Milderung der Strafbefehle gegen die Ketzer zu bewirken; allein der Graf erhielt eine unbefriedigende Antwort und die Hinrichtungen häuften ſich immer mehr, was dann das lange unter der Aſche glimmende Feuer endlich zum Ausbruche brachte.

Im November 1565 verbanden ſich die entſchloſſenſten Glieder des niederländiſchen Adels mit einem feierlichen Eide, ſich mit ihrer Geſammtmacht

der Einführung der Inquiſition zu widerſetzen, und in einer Verfolgung wegen der Religion einander brüderlich beizuſtehen, welches Bündniß damals gewöhnlich das Compromiß genannt wurde.

Hierauf hatte die Statthalterin im April 1566 eine Verſammlung des ganzen Staatsraths zuſammen berufen, wobei dieſe Verbündeten ihr eine Bittſchrift wegen der einſtweiligen Aufhebung der Ketzergeſetze überreichten. Die Regentin war darüber betroffen; allein einer ihrer Räthe ſprach ihr mit den Worten, daß von dieſen Haufen von Bettlern (gueux) nichts zu befürchten ſey, Muth ein, und ſo gab ſie ihnen auf ihr Anſuchen nur eine zweideutige Antwort.

Indeſſen griff aber die Reformation immer mächtiger um ſich. Die fremden Prediger verſammelten auf den Plätzen, in den Straßen, ja ſogar vor den Thoren auf freiem Felde einen großen Kreis von Zuhörern um ſich, und lehrten mit Eifer und Begeiſterung die Gleichheit der Menſchen vor Gott, und die Schriftwidrigkeit der päpſtlichen Geſetze, wodurch das Volk ſo ſehr zur Selbſthilfe gereizt wurde, daß der ſogenannte niederländiſche Bilderſturm nicht mehr zu verhindern war.

Die darüber erſchreckte Statthalterin Margaretha wollte entfliehen; allein der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont und Andere hielten ſie zurück, worauf ſie mit dem verbündeten Adel ſich zu einem Vergleiche verſtand, und das Verfahren gegen die Ketzer zu mildern verſprach.

Dieſe Vergehungen des Volks wurden aber in Spanien als ſtrafbare Verbrechen angeſehen, und ſo beſchloß König Philipp den Herzog Alba mit einer Armee nach den Niederlanden zu ſchicken, theils um die Gueſen zu beſtrafen, theils die Inquiſition zur Unterdrückung der Proteſtanten aufrecht zu erhalten.

Als bereits der grauſame Heerführer im Anmarſche war, hielt es der Prinz von Oranien für rathſam, ſich aus dem Lande zu entfernen, und ſuchte auch ſeinen Freund Egmont dazu zu bewegen; allein dieſer verließ ſich auf ſeine Verdienſte und auf die Gnade des Königs, und blieb an dem Hofe, wo er aufs Neue den Eid der Treue leiſtete.

Herzog Alba erſchien im Auguſt 1567 mit der ausgedehnteſten Vollmacht, ordnete ein Blutgericht an, und ſchlachtete als ein blutdürſtiger Tyran alle jene, deren Meinungen ihm verdächtig waren. Gegen die Grafen Egmont und Hoorn zeigte er ſich aber immer noch äußerſt freundlich, bis er endlich bei einer in ſeinem Palaſte zuſammen berufenen Verſammlung, bei welcher auch die beiden Grafen ohne Bedenken erſchienen, die günſtige Gelegenheit fand, dieſe Unglücklichen gefangen nehmen zu laſſen.

Egmont und Hoorn verſuchten Alles, um die ihnen zur Laſt gelegten Beſchuldigungen zu entkräften und ihre Unſchuld an den Tag zu legen; aber Alles blieb vergebens, und ſo wurden beide nach Brüſſel gebracht, von dem Rathe der Zwölfen als ſchuldig erklärt und zum Tode verurtheilt, welchen Spruch man ihnen in der Nacht zwiſchen dem 4. und 5. Juni in ihrem Gefängniſſe bekannt machte.

Zu dieſer Hinrichtung hatte man auf dem Markte zu Brüſſel vor dem Stadthauſe ein Schafot aufgeſchlagen, darauf zwei Stangeu mit eiſernen Spitzen befeſtigt, und das Ganze mit ſchwarzem Tuche bedeckt. Auf dem Wege dahin wurde Graf Egmont von Don Julian Romero, Maître de Camp, einem ſpaniſchen Hauptmanne und dem Biſchofe von Ypern begleitet. Egmont hatte anfangs die Abſicht gehabt, von dem Schafote herab eine Anrede an das Volk zu halten, da ihm aber der Biſchof dagegen eine Vorſtellung machte, ſo ſtand er von dieſem Vorſatze wieder ab, und ging einige Augenblicke lang mit edlem Anſtande auf dem Gerüſte ab und nieder. Als endlich der entſcheidende Augenblick gekommen war, wo er das letzte Sakrament empfangen ſollte, legte er ſeinen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel ab, kniete auf das Kiſſen und richtete ſich zum letzten Gebete. Der Biſchof ließ ihm das Krucifix küſſen, und gab ihm dann die letzte Oelung, worauf er ſich entfernte. Nun zog Egmont eine ſeidene Mütze über die Augen und erwartete ſo den Streich des Nachrichters.

Bald darauf brachte man auch den Grafen von Hoorn, der einer heftigeren Gemüthsart als ſein Freund war, und ſich harte Aeßerungen gegen den König erlaubte. Nur mit Mühe konnte ihn der Biſchof dahin bringen, von ſeinen letzten Augenblicken einen beſſeren Gebrauch zu machen, worauf er ſich dann ſammelte und ſeine Beicht verrichtete, die er anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung wie Egmont, beſtieg er das Gerüſt und grüßte im Vorübergehen viele aus ſeiner Bekanntſchaft. Er war ungebunden im ſchwarzen Wamſe und Mantel, und hatte eine mailändiſche Mütze auf dem Kopfe.

Als er auf dem Gerüſte ſtand, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umſtehenden, ob es der Körper ſeines Freundes ſey. Da man ihm dieſes bejahet hatte, warf er ſeinen Mantel von ſich, kniete auf das Kiſſen und empfing den tödtlichen Streich. Nachdem ihre Häupter einige Stunden auf den eiſernen Stangen zur Schau aufgeſtellt waren, nahm man ſie wieder herab, und legte ſie mit den Körpern in bleierne Särge. Egmonts Sarg wurde nach Zottegham in Flandern und der andere nach Kempen gebracht, wo ſie feierlich begraben wurden.

Ganz Brüſſel drängte ſich um das Schafot und fühlte den tödtlichen Streich mit den beiden Unglücklichen. Laute Thränen unterbrachen die fürchterliche Stille, und ſelbſt der Herzog Alba, welcher der Hinrichtung aus einem Fenſter zugeſehen hatte, wiſchte ſich die Augen.

So wüthete Philipp gegen Männer, die ſich keiner Empörung gegen ihn ſchuldig gemacht hatten, und bewirkte durch mehrere Abſcheulichkeiten, daß Tauſende ihr Vaterland verließen und ſich jenen Schaaren anſchloſſen, die der entflohene Prinz Wilhelm von Oranien zur Bekämpfung des blutigen Unterdrückers außerhalb den Grenzen ſeines Vaterlandes um ſich verſammelt hatte.

1. Bd. 24.

Der Abfall der Niederlande von Spanien.

Ein Meuchelmörder feuert eine Piſtole gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien ab, und dieſer ſinkt augenblicklich zu Boden.

Jahr 1584.

Unter den vielen und vornehmen Niederländern, welche theils vor der Ankunft des Herzogs Alba in den Niederlanden, theils nach der Hinrichtung der beiden Grafen Egmont und Hoorn entflohen waren, erſcheint als der wichtigſte unter ihnen, Prinz Wilhelm von Oranien, ein Mann von großer Klugheit, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande. Er war entſchloſſen, dasſelbe zu retten, und es gelang ihm auch, dieſen Entſchluß auszuführen.

Philipps unaufhörliche Kriege koſteten ihm unermeßliche Summen, was die Urſache war, daß Alba nicht mit ſo vielem Gelde unterſtützt werden konnte, als er bedurfte. Er beſchloß nun dieſen Bedarf von den Niederländern ſelbſt zu erheben, und verlangte außer dem hundertſten Pfennig vom ganzen Vermögen, den zwanzigſten von den unbeweglichen und den zehnten von den beweglichen Gütern ſo oft ſie verkauft würden.

Dieſe Forderungen erregten aber den größten und allgemeinſten Unwillen bei einem Volke, deſſen Flor von einem freien Betriebe eines ausgebreiteten Handels entſprang, und welches nie gewohnt war, andere Steuern aufzubringen, als die es ſelbſt bewilligt hatte. Was alſo ſo viele Hinrichtungen und Verfolgungen nicht vermocht hatten, zu einem ernſten Widerſtande aufzurufen, das geſchah jetzt durch einen Angriff auf das Privateigenthum.

Nach langen Unterhandlungen mit den Ständen wollte Alba endlich durchgreifen, und befahl dem Stadtrathe zu Brüſſel, den zehnten Pfennig einheben zu laſſen. Aber ſogleich ſchloſſen die Krämer, Fiſcher, Bäcker und Brauer ihre Verkaufsläden, und veranlaßten dadurch den Herzog Alba zur Drohung, daß er die Widerſpänſtigen vor ihren Häuſern aufhängen laſſen wollte. Schon machte er auch alle Anſtalten dazu, als die Nachricht von glücklichen Unternehmungen der Waſſer-Geuſen *) im Norden, die ſich der Stadt Briel bemächtigt hatten, ihn auf andere Gedanken brachte.

Vergebens verſuchten die Spanier dieſe Freibeuter wieder daraus zu vertreiben; allein, von dem Prinzen von Oranien, den ſie als ihr Haupt betrachteten, geleitet, breiteten ſie ihre Macht immer weiter aus, und ſo gingen die meiſten Städte in Holland und Seeland, ſo wie viele Plätze in Geldern, Ober-Yſſel und Friesland zu ihnen über.

Der Adel und die Städte, die es jetzt mit Wilhelm hielten, kamen in Doodrecht zuſammen, wo der erſte Grund zu dem Staate der vereinigten Niederlande gelegt und der Prinz von Oranien für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht anerkannt wurde.

Herzog Alba, der jetzt einſehen mochte, daß ſeine Härte und ſein ſtrenger Sinn die Niederlande der ſpaniſchen Regierung nur noch mehr entfremdet habe, und daher befürchten mußte, von dem Könige abberufen zu werden, bat um ſeine Entlaſſung und verließ die Niederlande, wo er während ſeiner ſechsjährigen Statthalterſchaft bei 18,000 Menſchen durch des Henkers Hand aus der Welt geſchafft hatte.

An ſeine Stelle kam der bisherige mailändiſche Statthalter Don Louis de Requeſens, der für einen geſchickten Feldherrn und klugen Staatsmann galt.

Dieſer, der die Verfahrungsart ſeines Vorgängers immer laut getadelt hatte, verſuchte jetzt durch gütliche Unterhandlungen zu ſeinem Zwecke zu gelangen; allein alle ſeine Bemühungen blieben fruchtlos, nachdem die Sache ſchon zu weit überhand genommen hatte.

Er ſetzte nun den begonnenen Krieg mit Eifer und Kraft fort, und brachte die Verbündeten ſchon in ſo große Beſorgniß, daß der Prinz von Oranien den Vorſchlag machte, ſich der ſpaniſchen Herrſchaft ganz zu entziehen und ſie einer andern Macht zu übertragen, welchen Antrag aber ſowohl England als Frankreich ablehnten.

Während dieſer gefährlichen Lage ſtarb der Statthalter Don Louis de Requeſens, und dieſer Tod war ein Glück für die aufgeſtandenen Niederländer; denn in dem Staatsrathe, der vorläufig die Angelegenheiten leitete, fehlte Zuſammenſtimmung zu einem Zwecke. Zudem löſte auch Geldmangel die Zucht der ſpaniſchen Soldaten auf, welche jetzt raubend und brandſchatzend durch das Land zogen, um ſich für das lange Ausbleiben des Soldes ſchadlos zu halten.

Dieſe ſchreckliche Begebenheit beförderte nun einen ſchon betriebenen Friedensſchluß zwiſchen Holland und Seeland auf der einen nud den meiſten übrigen Provinzen auf der andern Seite, und führte den Namen der Pacification von Gent. Die Staaten ver-

*) Die Waſſer-Geuſen oder Meer-Geuſen nannte man die durch Alba's Tyrannei vertriebenen Niederländer, die, ohne einen feſten Wohnſitz zu haben, die Meere befuhren, und als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden verurſachten.

pflichteten ſich darin gemeinſchaftlich, die ſpaniſchen Truppen aus dem Lande zu vertreiben und bis zu einer allgemeinen Uebereinkunft die Strafbefehle wegen der Religion unvollſtreckt zu laſſen.

Jetzt wankte die ſpaniſche Herrſchaft in den Niederlanden mehr als jemals, und der neue Statthalter Don Juan d'Auſtria ſah ſich genöthigt, mit dem Prinzen von Oranien zu unterhandeln und durch einen Vergleich die Genter Pacification zu beſtätigen, ſo wie die mit Raub beladenen ſpaniſchen Soldaten nach Hauſe zu ſchicken, bevor er als Statthalter ſeinen Einzug in Brüſſel halten konnte.

Indeſſen ward er aber von den Staaten von Holland nicht anerkannt, und als er ſich plötzlich des Schloſſes von Namur und der Feſtung Charlemont bemächtigte, ſo bewaffneten ſich alle Provinzen mit Ausnahme von Namur und Luxemburg wider ihn, und Brabant erklärte den Prinzen von Oranien zu ſeinem Ruwaard oder Regenten. Darüber wurde aber ein Theil des Brabanter Adels eiferſüchtig, und rief den öſterreichiſchen Erzherzog Mathias, einen Bruder Kaiſer Rudolph des II., herbei, um die Regierung zu übernehmen, und dieſer erſchien auch wirklich ohne Vorwiſſen des Kaiſers und trat die Regierung an, wobei ihm der Prinz von Oranien als Stellvertreter an die Seite geſetzt wurde.

Hierauf brach nun der Krieg mit Don Juan d'Auſtria aufs Neue aus; aber die fortwährenden Unruhen, ſo wie Kummer und Verdruß, zerſtörten die Geſundheit des jugendlichen Helden, und ſo ſtarb er nach dem Treffen bei Lyon in dem verſchanzten Lager bei Namur, wohin er ſich mit der Armee gezogen hatte, am 1. Oktober 1578 in ſeinem dreißigſten Lebensjahre.

Auf ſeinen Vorſchlag ward der Prinz und nachherige regierende Herzog Alexander Farneſe von Parma, ein Sohn Octavio's und Margarethens, zu ſeinem Nachfolger ernannt, und dieſem klugen und thätigen Fürſten, der beſonders auch als ein vortrefflicher Feldherr berühmt war, hätte es noch gelingen können, den Abfall der ſämmtlichen Niederlande zu verhindern, wenn jetzt der König Philipp wahre Milde gezeigt und die Verfolgungen der Proteſtanten eingeſtellt haben würde.

Am 23. Jänner 1579 wurde alſo die berühmte Verbindung der nachher ſogenannten vereinigten Niederlande zu Utrecht geſchloſſen, welche anfangs aus den Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebſt Zütphen) und der Gröningiſchen Landſchaft beſtand, nachher traten noch Friesland und Ober-Yſſel, ſo wie die Stadt Gröningen bei, und bildeten einen eigenen, von der Herrſchaft Spaniens völlig unabhängigen Staat.

Philipp hörte mit Schmerz und Unwillen den Abfall dieſer ſchönen und fruchtbaren Provinzen von ſeinen übrigen burgundiſchen Beſitzungen, ſah aber nach der bereits oft erwähnten Erfahrung die Unmöglichkeit ein, ſie mit Gewalt wieder unter ſeinen Zepter zu vereinigen. Er ſah wohl ein, daß bloß der Prinz von Oranien durch ſeine unermüdliche Thätigkeit, ſo wie durch ſeine Klugheit und Tapferkeit dieſen Abfall vorbereitet und verwirklichet hatte, und da er glaubte, daß mit dem Untergange dieſes Mannes auch die Union von ſelbſt ſich auflöſen müßte, ſo ſendete er Meuchelmörder aus, welche den Prinzen aus dem Wege räumen ſollten. Schon im Jahre 1580 hatte Philipp dieſen Prinzen als einen Majeſtäts-Verbrecher geächtet und einen Preis von 25,000 Goldkronen darauf geſetzt, wenn ihn Jemand lebendig oder todt liefern würde. Der Erſte, der den Verſuch wagte, war ein Biskayer. Dieſer ging am 18. März 1582 nach dem Schloſſe zu Antwerpen, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittſchrift und drückte, während er ſie las, eine Piſtole auf ihn ab. Der Schuß war aber nicht tödtlich, und ſo wurde der Prinz bald wieder hergeſtellt.

Dieſem Verſuche folgten verſchiedene andere, den Prinzen zu ermorden, mißlangen aber jedesmal. Endlich übernahm es ein Franzoſe, der ſich Franz Guion nannte, und nach ſeinen Zeugniſſen geheimer Sekretär bei dem Grafen von Mannsfeld geweſen ſeyn ſoll. Dieſer empfahl ſich dem Prinzen durch ſein vortheilhaftes Aeußere, wie durch ſeine beſondere Ergebenheit, und erhielt auch ſogleich eine Anſtellung.

Mit Wohlgefallen bemerkte der Prinz ſein ſtilles, ernſtes Weſen, und ganz beſonders ſeinen großen Eifer für den reformirten Glauben; er ſchenkte ihm auch bald ſein Vertrauen, und übertrug ihm geheime Aufträge, die er auch alle treu und pünktlich ausführte. Als er von einer ſolchen wichtigen Sendung zurück kehrte, die ganz zur Zufriedenheit des Prinzen ausfiel, trug er ihm neuerdings ein wichtiges Geſchäft auf, und verſah ihn dazu mit dem nöthigen Gelde. Guion kaufte ſich aber dafür zwei Piſtolen, und lud jede mit drei in Stücken geſchnittene Kugeln.

Damit bewaffnet ging er am 10. Juli 1584 in einen Reiſemantel gekleidet zu dem Prinzen, der ſich ſo eben zur Mittagstafel ſetzen wollte, und bat ihn um den nöthigen Reiſepaß. Der Prinz gab zur Ausfertigung desſelben ſogleich den Befehl, und ſetzte ſich dann zur Tafel, während Guion an der Saalthüre ſtehen blieb.

Inzwiſchen ward der Paß ausgefertigt, und als mit dieſen in der Hand der Prinz auf den bei der Thüre ſtehenden Guion zugehen wollte, um ihn ſolchen einzuhändigen, da feuerte der Verwegene eine Piſtole gegen ihn ab, und traf ihn ſo ſicher, daß er zum Entſetzen aller anweſenden Gäſte, augenblicklich todt niederſank.

Der Mörder ſuchte zu entfliehen, wurde aber bald eingeholt und der Sitte jener Zeit gemäß, auf eine barbariſche Weiſe hingerichtet.

Philipp erreichte aber durch den Tod des Prinzen von Oranien noch nicht ſeinen Zweck, indem ſein Sohn Moriz muthig und mit Glück für die Anerkennung der Republik der vereinigten Niederlande kämpfte, und dieſe in der Folge ſelbſt von Seite Spaniens auch erwirkte.

I.Bd.25.

Deutſchland.

Otto I. beſiegt die Ungarn auf dem Lechfelde.

Der Biſchof von Augsburg reicht am Schlachtfelde dem knieenden Könige den Leib des Herrn, und verrichtet die heilige Meſſe.

Jahr 955.

König Arnulph, der vorletzte Karolinger, welcher das tief geſunkene Anſehen des deutſchen Reiches auf kurze Zeit wieder erhoben, und von den Einfällen der furchtbaren Normannen befreiet, gerieth jetzt mit dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Swentibold von Mähren in einen Krieg, weil dieſer ihm den Gehorſam treulos verweigerte, da doch Arnulph ſein Reich mit Böhmen vergrößert hatte.

Um nun dieſen ſtolzen Slaven zu demüthigen, rief Arnulph ſeine Nachbarn, die wilden Ungarn, wider ihn herbei, während er ſelbſt von einer andern Seite in Böhmen einfiel. Swentibold erlag auch bald dieſer doppelten Macht, und ſein großes, von ihm geſtiftetes Reich zerfiel noch unter ihm.

Nach dieſem beendigten Feldzuge gingen die Ungarn wieder in ihr Land zurück, ſie fanden aber die böhmiſchen Gegenden, welche fruchtbar und kultivirt waren, ſo wie die Pracht und den Reichthum der deutſchen Fürſten ſo anlockend, daß ſie große Sehnſucht trugen, einen Raubzug in das eigentliche Deutſchland ſelbſt zu machen.

Zwar wagten ſie es nicht, ſo lange Arnulph lebte, dieſen Vorſatz auszuführen, bis endlich dieſer König im Jahre 899 unvermuthet ſtarb, und ihm ſein erſt ſechsjähriger Sohn Ludwig, das Kind, nachfolgte. Als ſie davon Kunde erhielten, ſchickten ſie unter dem Vorwande eines Bündniſſes, mehrere Kundſchafter nach Deutſchland, welche jetzt die für ihr Vorhaben erfreuliche Bemerkung machten, daß das königliche Anſehen in Deutſchland völlig erloſchen, und die Großen unter ſich ſelbſt uneinig, in hitzige Fehden verwickelt ſeyen. Dieſe Schwäche des Staates benützend, erſchienen ſie im Jahre 907 zum erſten Male mit einer großen Macht in Baiern, wo ſie das offene Land auf eine furchtbare Weiſe verheerten, und Männer, Weiber und Kinder in eine jammervolle Gefangenſchaft fortſchleppten.

Ludwig verfiel aus Kummer, ſein Reich vor den barbariſchen Einfällen aus Mangel hinlänglicher Streitkräfte nicht ſchützen zu können, in eine Krankheit, und ſtarb in ſeinem achtzehnten Lebensjahre.

Nach Ludwigs Tode, mit welchem der Stamm der Karolinger in Deutſchland erloſchen war, wählten die deutſchen Fürſten den Herzog Konrad von Franken zu ihrem Könige, der dem zerrütteten Reiche durch kluge Einrichtungen wieder aufhelfen wollte; allein ſeine Kämpfe mit Baiern und Sachſen geſtatteten ihm ſeine guten Abſichten nur zum Theile, und ſo benützten die Ungarn dieſe innern Unruhen zu einem neuen Einfalle, ſtreiften in verſchiedenen Schwärmen bis nach Fulda, ja bis nach Elſaß und Lothringen, und hinterließen allenthalben jammervolle Spuren ihres verderblichen Raubzuges.

Eben wollte ſich der wackere Konrad gegen dieſe wilden Feinde mit Kraft rüſten, als er in eine tödtliche Krankheit verfiel, und im Jahre 919 ſtarb. Bevor er aber ſein Leben beſchloß, ließ er ſeinen Bruder zu ſich kommen, und empfahl ihm in Gegenwart vieler andern Fürſten und Herren, ſeinen bisherigen Gegner den Herzog Heinrich von Sachſen als den würdigſten Nachfolger im Reiche. Mehrere Chronikenſchreiber haben ihm den Beinamen des »Vogelſtellers oder Finklers« gegeben, obſchon er den Namen des »Großen« mit vollem Rechte verdient, da er das zerfallene Reich in weniger als zwanzig Jahren zur erſten Macht der Chriſtenheit erhob, und den Deutſchen ihren ſiegreichen Arm wider die Feinde und den alten Ruhm ihrer Tapferkeit wieder gab.

Fünf Jahre nach ſeiner Krönung (924) machten die Ungarn einen wiederholten Einfall, und drangen raubend und mordend bis nach Thüringen. Heinrich war aber noch zu ſchwach, um dieſem ungeheuern Schwarm zu widerſtehen, und ſchloß nach mehreren kleinen, aber zu keiner Entſcheidung führenden Gefechten einen neunjährigen Waffenſtillſtand, in welchem er ſich zu einem Tribute verpflichtete, damit die Feinde das Land wieder verließen und einen friedlichen Rückzug nahmen.

Dieſe Waffenruhe benützte aber Heinrich bloß dazu, daß er das Kriegsweſen der Deutſchen verbeſſerte, und mehrere Plätze mit Mauern und feſten Burgen befeſtigen ließ.

Indeſſen war die Zeit des Waffenſtillſtandes mit Ungarn abgelaufen, und bald fanden ſich auch die Geſandten ein, um den fernern Tribut abzufordern. Heinrich hatte ſich aber ſchon vorher der nöthigen Hilfe verſichert, und wies jetzt die Anforderungen mit Hohn zurück. Auf dieſe Weigerung fiel im Jahre 933 ein fürchterlicher Heereszug in Thüringen und Sachſen ein; allein die deutſchen Fürſten waren dießmal auf den feindlichen Einfall gefaßt, und trieben die herumſchwärmenden Ungarn allenthalben zurück, bis endlich Heinrich ihre Hauptmacht bei Merſeburg an der Saale erreichte, und ihnen hier eine ſo verderbliche Schlacht lieferte, daß nur wenige mehr die Grenzen ihrer Heimath erreichten. Drei Jahre nach dieſem Siege, der den Ungarn für lange Zeit die Luſt benahm, ihre räuberiſchen

Einfälle in Deutſchland zu wiederholen, ſtarb der tapfere Heinrich, und ihm folgte ſein noch größerer Sohn Otto I. auch der Große genannt, welcher die Macht Deutſchlands, ſo wie die kaiſerliche Würde zu einer ſolchen Höhe emporhob, wie ſie nur unter Karl dem Großen beſtanden hatte. Er ſtellte die Ruhe in dieſem durch endloſe Fehden zerrütteten Lande wieder her, und demüthigte die widerſpänſtigen Fürſten auf eine empfindliche Weiſe. Eben war er mit Schwaben und Lothringen fertig geworden, als er die Nachricht von einem neuen Einfalle der Ungarn in Deutſchland erhielt.

Dieſe hatten ſich nämlich nach Verlauf von zwanzig Jahren vollkommen gerüſtet, und drangen mit 100,000 Mann in Baiern bis an den Lech gegen Augsburg vor, wo ſie ſtolz auf ihre große Anzahl übermüthig äußerten, daß ſie dießmal nur der Einſturz des Himmels beſiegen könne. Vor Augsburg machten ſie Halt, um dieſe wichtige Stadt, in welche ſich Tauſende von Landbewohnern mit ihren Habſeligkeiten geflüchtet hatten, durch Sturm zu nehmen; allein der Biſchof dieſer Stadt ermahnte die zaghaften Einwohner zum kräftigſten Widerſtande, und ſetzte ſich ſelbſt ohne Helm, Schild oder Harniſch, bloß im Prieſtergewande dem ununterbrochenen Pfeilregen der Belagerer aus.

Schon waren die Beſorgniſſe eingetreten, daß durch die oft wiederholten und wüthenden Stürme man endlich doch der feindlichen Uebermacht den Platz werde räumen müſſen, als die erfreuliche Nachricht kam, daß König Otto mit ſeinem Heere im Anzuge ſey. Da die Ungarn gleichfalls davon Kunde erhielten, ließen ſie jetzt von ihren wüthenden Angriffen auf die Stadt nach, und zogen den deutſchen Kriegsvölkern in der beſten Ordnung entgegen. Otto's Heer war im Verhältniſſe zu jenem ſeiner Feinde ſchwach, da er ein Heer wider die Slaven abgeſchickt hatte, und von Lothringen der großen Entfernung wegen keine Hilfe erwarten konnte. Er eilte daher nur mit ſeinen Vaſallen in den Kampf, und vermehrte ſeine Schaar mit den Schwaben, Baiern und Franken, nebſt tauſend böhmiſchen Reitern, die ſich bei Woerth einfanden.

Als er die Thürme von Augsburg erblickte, kam der Biſchof mit den Seinigen heraus, und vereinigte ſich mit dem deutſchen Kriegsheere. Der Feind war bereits jenſeits des Lechs in Schlachtordnung aufgeſtellt; Otto beſchloß aber, da es bereits Abend geworden war, den Entſcheidungskampf bis auf den nächſten Morgen zu verſchieben. An dieſem Tage ordnete er ſein Kriegsvolk in acht Haufen. Die drei erſten bildeten die Baiern unter dem Grafen Eberhard von der Sempta, da Herzog Heinrich in Regensburg krank lag; dann folgten die Franken, meiſtens Reiter, unter ihrem Herzoge Konrad; den fünften Haufen, aus den edelſten Kampfhelden beſtehend, führte der König ſelbſt. Vor ihm flatterte die Reichsfahne, der Erzengel Michael. Die beiden folgenden Züge, aus Schwaben beſtehend, ordnete ihr Herzog Burghardt; die Böhmen ſollten aber ihren Troß ſelbſt vertheidigen.

Wie jetzt die Ungarn ſahen, daß das deutſche Heer in Schlachtordnung aufgeſtellt ſey, kamen ſie dem Angriffe zuvor, ſchwammen voll Ungeduld auf ihren Roſſen durch den Lech an das linke Ufer, umringten die Schlachtordnung der Deutſchen, und warfen ſich mit Ungeſtüm auf die Böhmen. Dieſe konnten aber den Pfeilregen nicht lange aushalten, und wendeten ſich nach Verluſt ihres ganzen Gepäcks zur Flucht. Als dieß die Ungarn bemerkten, erhöhten ſie ihr Ungeſtüm, und warfen ſich ſchnell auf die Schwaben, welche gleichfalls nach einer tapfern Gegenwehre der Uebermacht nicht mehr widerſtehen konnten, und zu weichen anfingen. Wie der König dieſe große Gefahr bemerkte, winkte er dem Herzoge Konrad, und gab ihm den Befehl mit den Seinigen vorzudringen und die Schlacht wieder herzuſtellen. Dieſer ſprang ſogleich wie ein gereizter Löwe, alles vor ſich niederhauend, den Ungarn entgegen, warf ſie zurück, und befreiete alle bereits gefangenen Deutſchen, welche er dem Könige zuführte.

Am andern Morgen (es war der Feſttag des heiligen Laurentius) betete der König inbrünſtig zu Gott, und gelobte, wenn Chriſtus ihm die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes überwinden helfe, ſo wolle er dem heiligen Laurentius ein Bisthum in Merſeburg ſtiften. Gleich darauf las der Biſchof von Augsburg dem Heere die Meſſe, und reichte dem knieenden Könige den Leib des Herrn. Als ſich Otto wieder erhoben hatte, ſprach er zu den Deutſchen: »Seh't um euch! zahlreich ſind die Haufen der Heiden, aber mit uns iſt der mächtigſte Helfer, Chriſtus mit ſeinen Schaaren. Laßt uns alſo aushalten, und lieber ſterben als weichen. Doch wozu ſo viele Worte? Statt der Zunge rede jetzt das Schwert,« und mit dieſen Worten ſchwang er ſich ſchnell auf ſein Roß, den Schild am Arm, die heilige Lanze emporhebend, und ſprengte ſeinen Deutſchen voran, worauf im Glanze der Morgenſonne die Schlacht begann.

Unwiderſtehlich rückte das deutſche Heer gegen die Ungarn voran; das Morden wurde allgemein, und die gegenſeitige Wuth immer heißer, bis endlich die Ungarn durch das heftige Ungeſtüm der Deutſchen zu weichen anfingen. Die Verwirrung unter ihnen ward bald allgemein, und die weite Ebene von Flüchtigen durchſchwärmt. Viele ſprangen heulend in den Lech, und füllten mit ihren Leichen das blutgefärbte Flußbett, während die Flüchtigen in der fortgeſetzten Verfolgung von den Deutſchen ihren Tod fanden.

So ward das übermüthige Volk durch Einigkeit und deutſche Begeiſterung vernichtet, und nur wenige entkamen dem heißen Tage.

Von dieſer Zeit an wagten ſich auch die Ungarn nicht weiter mehr vor, als bis zu ihrer Grenzfeſtung, welche auf einem Felſen am rechten Donauufer erbauet, die Eiſenburg hieß, ſpäterhin aber in das ſtattliche Kloſter Melk durch den erſten Markgrafen Leopold dem I. aus dem Hauſe Babenberg umgeſtaltet wurde.

I.Bd.26.

Griechenland.

Die Einnahme von Miſſolunghi im griechiſchen Freiheitskampfe durch die Türken.

Unter dem Abzuge der tapfern Heldenſchaar aus der Stadt zünden die Frauen, Töchter und Greiſe die Minen und die mit Pulver angefüllten Gewölbe an.

Jahr 1826.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erwachte bei den Griechen, welche ſeit vier Jahrhunderten unter türkiſcher Herrſchaft ihre Religion, ihre nationale Eigenthümlichkeit und ſelbſt einen gewiſſen Grad von Wohlſtand behauptet hatten, die Hoffnung ſich von der Anerkennung dieſer Oberherrſchaft wieder los zu machen.

Die unaufhaltſam zunehmende Verwirrung im Innern des türkiſchen Reichs, der Abfall des Ali Paſcha von Janina, von dem Gehorſame der Pforte, die unabhängige Stellung des Mehemet Ali, Paſcha von Aegypten, die Spannung des Divans mit Rußland, welches ſich über mehrere Verletzungen der drei letzten Friedensſchlüſſe beklagte, alles dieſes ſchien für das Gelingen ihres Wageſtücks zur Befreiung, Bürgſchaft zu leiſten.

Ein Aufruhr, der in der Wallachei auf Veranlaſſung eines dort gewöhnlichen Regentenwechſels entſtand, gab das wahrſcheinlich zufällige Zeichen des Ausbruchs. Alexander Ypſilanti, der Sohn eines vormaligen Fürſten der Moldau, der damals General in ruſſiſchen Dienſten war, verließ jetzt mit mehreren Officieren griechiſcher Herkunft ſein neues Vaterland, trat in der Moldau als Befreier und Herſteller der griechiſchen Nation auf, und führte den blutigen Kampf vom Jahre 1821 bis 1826 herbei.

Ein Aufruf, den er in Jaſſy erließ, verkündigte, daß alle Griechen bereits von der türkiſchen Herrſchaft abgefallen wären, und daß von der Pforte nichts zu befürchten ſey, indem eine große Macht gegen ſie in Bereitſchaft ſtehe.

Aber die auf die Schwäche der Türken und auf den Beiſtand Rußlands geſetzten Hoffnungen ſchlugen fehl; denn jene brachten hinreichende Streitkräfte auf, um den Fortgang des Aufſtandes zu hemmen, und Kaiſer Alexander, der ſich damals bei dem Kongreſſe zu Laibach befand, ſprach die beſtimmteſte Mißbilligung über Ypſilantis, mit pflichtwidriger Entweichung aus dem ruſſiſchen Militärdienſte verbundene That aus; ſtieß ihn aus ſeiner Armee, und ließ in Gemeinſchaft mit Oeſterreich erklären, daß die Aufwiegler auf keinen Beiſtand von ihm und ſeinen Bundesgenoſſen zu rechnen hätten.

Auf die Nachricht von dem Aufſtande erfolgten jetzt in Konſtantinopel, Smyrna, Adrianopel und Salanichi, wie im ganzen osmaniſchen Reiche die furchtbarſten Gräuelthaten gegen die Griechen, beſonders aber in Konſtantinopel, wo unter den vielen Edlen auch der Patriarch Gregorius ſein Leben verlor.

Das Glück der Waffen begünſtigte aber nicht nur den Fortgang dieſer Abſcheulichkeiten, ſondern auch Ypſilantis Schaar, zu welcher ſich die Blüthe der griechiſchen in Frankreich und Deutſchland zerſtreut geweſenen Jünglinge verſammelt hatte, wurde durch den Verrath der wallachiſchen Aufrührer der türkiſchen Uebermacht in die Hände geliefert, und in dem Verzweiflungskampfe beim Kloſter Drageſchan am 19. Juni 1821 aufgerieben.

Der unglückliche Anführer Ypſilanti entkam zwar auf das benachbarte öſterreichiſche Gebiet, wurde aber daſelbſt ſogleich feſtgehalten und als Gefangener zuerſt nach der Feſtung Munkatſch in Ungarn, dann nach Thereſienſtadt in Böhmen gebracht.

Als Rußland im Jahre 1827 ſeine Freilaſſung erwirkte, war er bereits ſo angegriffen, daß er auf der Reiſe nach Verona, wo er zu bleiben gedachte, ſchon in Wien am 31. Jänner 1828 ſeinen Tod fand. Einige Zeit nach der Gefangennehmung des Ypſilanti ward auch Ali Paſcha in ſeiner Burg Janina bezwungen, und am 5. Februar 1822 hingerichtet.

Die Türken dachten nun an die Ausrottung der ganzen griechiſchen Bevölkerung, und um dieſes Vorhaben in Peloponnes ins Werk zu ſetzen, ſuchten ſie zuerſt die Häupter der Nation in ihre Gewalt zu bekommen.

Dieſer Anſchlag wurde aber verrathen, und ſo beſchloſſen die Bewohner des Peloponnes, des eigentlichen Hellas und der Inſeln, ſich zur Wehre zu ſetzen. Sie vollführten, obwohl ſie ihre Waffen zum Theile erſt erbeuten mußten, zwar mit geringen Mitteln große Thaten; bezeugten ſich aber auch durch Parteigeiſt und Mangel des Gemeinſinns als Nachkommen derjenigen, welche ihr Vaterland erſt von der Abhängigkeit von Macedonien, dann unter das Joch der Römer gebracht hatten. Sie waren auch im Jahre 1825 dem Ziele, ſich des Joches zu entledigen ſchon ſehr nahe gekommen; allein jetzt erhielten die Türken wider ihr eigenes Erwarten eine mächtige Hilfe durch Mehemet Ali, Paſcha von Aegypten, der ſich dem Sultane über die Aufforderung zum Beiſtande gegen die Griechen als einen treuen Vaſallen

bezeugte, und ſeinen Sohn **Ibrahim** mit einem beträchtlichen Heere in den Peloponnes ſandte.

Zwanzigtauſend Neger und Araber, von türkiſchen Officieren geübt und geführt, landeten bei Navarino, und bemächtigten ſich, unterſtützt durch die innere Zwietracht der Griechen, der meiſten Plätze der Halbinſel. Wie einſt **Hannibal** Italien, ſo durchzog jetzt **Ibrahim** den Peloponnes von einem Ende zum andern.

Die furchtbarſten Gräuelſcenen wurden an den unglücklichen Nachkommen der Hellenen verübt, die gefangenen Männer, zum Theile wehrloſe, in den Gebirgen ergriffene Hirten unter den ſchrecklichſten Martern ermordet, oder in den verpeſteten Schlamm türkiſcher Gefängniſſe geſtürzt, und die Weiber mit ihren Kindern abgeſondert, nach den Sclavenmärkten Aegyptens und Kleinaſiens geführt.

Nun wurde dem ägyptiſchen Helden **Ibrahim** Paſcha die Oberleitung der Belagerung von Miſſolunghi übertragen, welche Stadt innerhalb drei Jahren bereits drei Belagerungen ausgehalten und ein und ſiebenzig Stürme abgeſchlagen hatte.

Im December kam **Ibrahim** wirklich mit 20,000 Mann regulären Truppen angezogen, vereinigte dieſe mit dem Heere des **Mehemed Reſchid** Paſcha, ließ ſodann Miſſolunghi wiederholt zur Unterwerfung auffordern, und trug den Belagerten ſogar eine ehrenvolle Kapitulation an.

Da aber alle dieſe gütlichen Verſuche von der durch ihre frühern Waffenthaten ermuthigten Beſatzung immer noch hartnäckig verworfen wurden, ſo erfolgte jetzt ein Sturm auf den andern, deren jedoch jeder ohne dem gewünſchten Erfolge blieb, und ſonſt nichts bezweckte, als daß der Stadt durch das fürchterliche Bombardement ein nicht unbeträchtlicher Schade zugefügt wurde.

Gegen die kleinen Feſtungen Waſſalidi und Anatolikon war **Ibrahim** zwar glücklicher, und brachte ſie nach unglaublicher Anſtrengung in ſeine Gewalt, welchen großen Verluſt die Griechen wohl zehnfach fühlten, doch blieb aber bei ihnen der Muth immer noch feſt, ſo lange es möglich war, von der Seeſeite her Lebensmittel zu bekommen.

Ibrahim ſuchte nun ihnen die Zufuhr derſelben auch von dieſer Seite abzuſchneiden, was ihm aber nur mit einem ungeheueren Verluſte gelang.

Jetzt war alſo **Hunger** der Feind, gegen welchen die Kräfte der Belagerten zu ſchwach waren. Schon nährte man ſich vom Pferdefleiſch, Hunden, Ratten und andern unreinen Thieren, was die Kranken und die Sterblichkeit bedeutend vermehrte.

So ſchrecklich aber die Lage der Einwohner von Miſſolunghi war, ſo dachte doch Niemand an Ergebung. Die Soldaten wollten auf der Breſche ſterben, die Greiſe und Weiber ſprachen von Minen, wodurch ſie, zur Abkürzung ihrer Leiden ſich in die Luft ſprengen wollten, und die Kriegshäupter traten zuſammen und beſchloſſen, ſich mit den Waffen in der Hand eine Bahn durch die feindlichen Schaaren zu brechen. Damit aber dieſes um ſo beſſer gelingen möchte, ſchrieben ſie an alle jene Generäle, von welchen ſie glaubten, daß ſie ſich im Rücken der Feinde befinden würden, und beſtimmten die Zeit des Abmarſches auf den 22. April Abens um 8 Uhr, wo man ihnen auf den Höhen von Arakynth die Ankunft durch Flintenſchüſſe bezeichnen möchte.

Dieſes Geheimniß wurde aber durch einen griechiſchen oder bulgariſchen Ueberläufer an **Ibrahim** verrathen, der ſogleich dieſe günſtige Gelegenheit benützte, um durch Gegenanſtalten die Unglücklichen in ſeine Hände zu bekommen.

Die Zahl der Einwohner beſtand an dem Tage, wo der Ausmarſch Statt finden ſollte, nur mehr aus 3000 Soldaten mit Inbegriff der Verwundeten, welche ſich anſchließen konnten, 1000 Handwerker und Arbeiter, die nicht zu fechten verſtanden, und 5000 Weiber, Kinder und Greiſe.

Einige junge Frauen kleideten ſich als Männer, um zu kämpfen oder an der Seite ihrer Gatten zu ſterben. Man befeſtigte einige Theile der Stadt, man legte auch Minen an. Wer beſtimmt war, zurückzubleiben, Greis oder Verwundete, war auch entſchloſſen, ſich unter den Trümmern der Stadt begraben zu laſſen. Es war noch nicht alles vollendet, als man gegen 6 Uhr Abends von dem Arakynth her, ein Gewehrfeuer vernahm, was als das verabredete Zeichen gelten ſollte; indeſſen aber von **Ibrahim** als Täuſchung für die Unglücklichen veranlaßt ward. Man eilte nun um ſo mehr fertig zu werden, und ward es auch bald. Nie bot eine belagerte Stadt ein Schauſpiel dar, welches dieſem gleich gekommen wäre. Soldaten, Weiber, Greiſe, Kinder, alle gleich entſchloſſen, auf den gewählten Poſten zu ſterben, flehten um den Segen ihrer Prieſter, und ſagten ſich unter einander ein ewiges Lebewohl!

Uebereingekommen war man darin, daß, während die Kolonne des Vortrabs ſich den Weg nach dem Lager des Feindes bahnen würde, Kerntruppen auf den Wällen und bei den Batterien bleiben ſollten, um den Feind durch Flinten- und Kanonenſchüſſe zu täuſchen.

Zur feſtgeſetzten Stunde ſetzte ſich die erſte Kolonne, die aus den beſten Soldaten beſtand, in Bewegung; aber wie erſtaunten dieſe Krieger, als ſie den Feind, ganz vorbereitet unter den Waffen fanden, und gegen die große Uebermacht der Feinde nur nach einem harten Kampfe das Freie erreichen konnten.

Die nachfolgenden zwei Kolonnen, unter welchen ſich meiſtens Weiber und Kinder befanden, waren nicht ſo glücklich; denn mehr als die Hälfte von ihnen fand den Tod, während die übrigen unter einem verzweiflungsvollen Angſtgeſchrei in die Stadt zurück kehrten. Da jetzt keine Rettung mehr zu hoffen war, ſo zündeten ſie mit ihren heldenmüthigen Frauen und Töchtern die Minen und die mit Pulver gefüllten Gewölbe an, und flogen mit Tauſenden ihrer Feinde in die Luft.

Miſſolunghi, das eine eilfmonatliche Belagerung mit kaum 6000 Mann gegen 100,000 Mann aushielt, wurde alſo von den Türken nicht erobert, ſondern, es wurde von ſeinen heldenmüthigen Vertheidigern, die ſich von der türkiſchen Herrſchaft losreißen wollten, zerſtört.

I.Bd.27.

Italien.

Odoaker auf ſeinem Zuge nach Italien.

Odoaker erſcheint mit mehreren kriegsluſtigen Herulern in der einſamen Zelle des Apoſtels Severin, und bittet ihn um ſeinen Segen.

Jahr 476.

Genſerich, ein tapferer, kluger und unternehmender Fürſt, und einer der größten Männer ſeiner Zeit, ſtiftete in Karthago ein mächtiges Reich, welches er bald mit den Inſeln Sicilien, Sardinien, Korſika, Majorca und Minorca vermehrte. Seine Raubflotte beherrſchte das mittelländiſche Meer, und verbreitete Schrecken an den Küſten Italiens.

Von der Kaiſerin Eudoxia, Witwe Valentinian des III. herbeigerufen, ſie von dem Gewalträuber des kaiſerlichen Thrones Maximus, der ſie gezwungen hatte ſich mit ihm zu vermälen, zu befreien, landete im Jahre 455 dieſer vandaliſche König mit einer mächtigen Flotte, und überraſchte Rom, welches nicht die geringſte Anſtalt zur Vertheidigung gemacht hatte, mit ſeiner unerwarteten Ankunft. Alles flüchtete ſich aus der Stadt, bei welcher Gelegenheit auch der auf der Flucht ergriffene Maximus von dem Volke in den Straßen Roms geſteiniget und in die Tiber geworfen wurde, nachdem er kaum einige Monate als Kaiſer regiert hatte.

Nur durch die Beredtſamkeit des Papſtes Leo des Großen blieb jetzt die Hauptſtadt von Brand und Mord gerettet, dagegen wurde aber durch vierzehn Tage Rom von den Vandallen geplündert. Alle Denkmäler aus der Vorzeit, und alle Koſtbarkeiten, die in den ſeit Alarichs Einfall verfloſſenen 45 Jahren wieder aufgehäuft waren, ja ſelbſt die Gefäße, welche Titus aus dem Tempel zu Jeruſalem genommen, und im Triumphe aufgeführt hatte, wurden ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele Tauſende Römer beiderlei Geſchlechts, unter welchen ſich auch die Kaiſerin Eudoxia mit ihren Töchtern befand, auf ihren Schiffen nach Afrika führten *). So wurde alſo der Stadt, welche ſich ſo lange mit dem Raube des Erdkreiſes bereichert hatte, und von dem Blute und den Thränen anderer Völker groß geworden war, zum zweiten Male vergolten; doch auf eine Weiſe, welche gegen die erbarmungsloſe Grauſamkeit, die ſie einſt geübt, noch menſchlich und milde zu nennen iſt.

Nach dieſer verheerenden Plünderung wurden die römiſchen Kaiſer bald von den Weſtgothen, bald von den Sueven ein- und abgeſetzt, bis endlich im Jahre 475 die römiſche Armee ihren tapfern Feldherrn Oreſtes, der einſt ein Diener Attilas geweſen war, zum römiſchen Kaiſer ausrief. Oreſtes ſelbſt lehnte aber dieſen kaiſerlichen Purpur ab, und bekleidete damit ſeinen Sohn Romulus, welcher den Beinamen Auguſtus erhielt.

In jenen Tagen war Severin, ein frommer Mann, in das Land Norikum gekommen, das heut zu Tage Oeſterreich und Baiern heißt, um den daſelbſt wohnenden Völkern das Evangelium zu predigen, die wenigen Römer, die noch hinter den Ringmauern der alten Burgen und Städte wohnten, im Graus der Zerſtörung zu tröſten, und treu und mild durch Rath und That zu helfen.

Zu dieſem kam jetzt in die einſame Zelle ein deutſcher thatenluſtiger Jüngling aus dem Stamme der Skyren, Odoaker genannt, der Sohn Etikos, ſchlank wie der Schlag ſeines Volkes, aber in armſelige Thierfelle gehüllt, der viele kriegsluſtige Landsleute aus verſchiedenen Stämmen durch das Land Norikum gegen Italien führte, wo ſie dem Kaiſer um Sold dienen wollten.

Der Heilige, mit ſilberweißen Haaren und langem Barte, der bis zum Gürtel herabhing, knieete ſo eben in ſeiner Zelle, die ſo niedrig war, daß der hohe ſchlanke Odoaker, als er mit einem Haufen kriegsluſtiger Heruler zu ihm um ſeinen Segen kam, nicht einmal aufrecht darin ſtehen konnte, wodurch er tief erſchüttert wurde.

Wie der fromme Mann dieſen Heldenjüngling ſah, der ein Thierfell um die ſtämmigen Glieder geſchwungen hatte, wurde er von Gott erleuchtet, und weiſſagte ihm die inhaltsſchweren Worte: »Ziehe hin gegen Italien! dort gewinnſt Du köſtlichen Schmuck für dieſes rauhe Vließ, und Vielen wirſt Du reiche Gaben ertheilen!« und genau ging in Erfüllung, was der heilige Mann dieſem Jünglinge vorhergeſagt hatte.

Odoaker zog mit ſeinen Waffenbrüdern nach Italien, und diente dort den Römern um Sold als Bundesgenoſſe. Bald wurde er oberſter Hauptmann aller deutſchen Hilfstruppen, und erlangte dadurch großes Anſehen im Reiche.

Als der römiſche Feldherr Oreſtes den Kaiſer Nepos vertrieben, und er ſeinen Sohn Romulus Auguſtus, einen Knaben — wie zum Spotte auf den Thron gehoben hatte — verlangte Odoaker, der jetzt ſeine Bedeutung fühlte und kennen gelernt hatte, von jenem, für ſich und die Seinigen den dritten Theil aller Ländereien Italiens.

*) Alarich, König der Weſtgothen, aus dem Geſchlechte der Balten, plünderte im Jahre 410 die Stadt Rom, verbrannte einen Theil derſelben, und verwüſtete eine Menge der alten Kunſtſchätze, die während tauſend Jahren durch die Römer aus allen drei Welttheilen zuſammen gebracht waren.

Dieſe Forderung wurde ihm aber von Oreſtes abgeſchlagen, worauf der kühne Heldenjüngling an die Spitze der Seinigen trat, die Stadt Pavia erſtürmte, den ſtolzen Oreſtes tödtete, und in Ravenna deſſen Knaben, den Romulus, gefangen nahm; den er zur Abdankung zwang, und ihm die ehemalige Villa des Lucullus in Kampanien zum Aufenthalte anwies.

Mit dieſem Romulus der ſeltſamer Weiſe die Namen des Stifters der Stadt und des Gründers der Alleinherrſchaft trug, ſchließt ſich die Reihe der römiſchen Herrſcher im Abendlande; nämlich im 476ſten Jahre nach Chr. Geb. und im 1229ſten Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom, ruhmlos und völlig unwürdig ſeiner frühern Geſchichte und weltberühmten Großthaten.

Odoaker hielt es jetzt für unnöthig, auf den längſt nicht mehr geachteten Kaiſerthron ein neues Schattenbild zu ſetzen, und nannte ſich ſelbſt »König der deutſchen Völker in Italien.« Es war keine plötzliche Revolution, kein ſchnell und gewaltſam hervortretendes Ereigniß, kein mächtiger Stoß von außen, wodurch das Reich ſein Ende fand; es war vielmehr die — in Folge eines langen alle Kräfte auflöſenden Siechthums — eintretende allmälige Auflöſung von innen heraus. Das Geſchlecht der Menſchen, welche die Reichsbürger in den verſchiedenen Provinzen ausmachten, war faſt durchgehends erſchlafft und ohne Intereſſe für den Staat. Neben Ueppigkeit, Prunk und Frivolität war der Wohlſtand der Allermeiſten gänzlich zerrüttet, das Elend durch die unaufhörlichen Verwüſtungen und Plünderungen der Barbaren, und den unerſchwinglichen Abgabendruck auf eine ſo furchtbare Höhe geſtiegen, daß viele große Grundbeſitzer, Weib, Kinder und Güter verließen und ins Elend gingen, um ſich den unleidlichen mit der größten Härte eingetriebenen Forderungen zu entziehen.

Das Heer, ſo wie ihre Anführer, beſtand faſt durchgehends aus Fremden, und in viele Stellen der höhern Verwaltung waren dieſe gleichfalls ſchon eingedrungen.

Die Herrſchaft war entweder in den Händen von Emporkömmlingen, die eben ſo ſchnell geſtürzt wurden, als ſie zum Throne gelangt waren; oder im Purpur geborner Schwächlinge, die prunkvoll und weichlich erzogen, von elenden Schmeichlern umgeben, ihr ganzes Leben hindurch mit der Welt, ihren Unterthanen und deren Bedürfniſſen unbekannt blieben.

Bei einem ſolchen Zuſtande wurde die Auflöſung von Allen erwartet, und ſogar von den Meiſten gewünſcht. Es bedurfte alſo nur eines Entſchluſſes, eines Zugreifens jener im Reiche längſt mächtig gewordenen Fremden, der Deutſchen, um auch in den einzelnen Provinzen allmälig den Namen der Herrſchaft an ſich zu bringen.

Odoaker verwaltete die Alleinherrſchaft in Italien, und ſeit 481 auch in Dalmatien mit Kraft und Weisheit. Ihm lag wenig an Titel und äußerer Pracht; deſto mehr aber daran, als ein unumſchränkter Herr in ſeinem neuen Reiche nach ſeiner Einſicht und Kraft Gutes zu wirken.

Die alten Einrichtungen, namentlich die ſtädtiſchen Verfaſſungen, blieben, und in Rom wurden die würdigſten Männer zu Senatoren und Konſule erwählt. Odoaker hielt es mit den Arianern; doch achtete und ſchützte er die Glaubensfreiheit.

Das verheerte Land fing an wieder aufzublühen, meiſtens aber unter deutſchen Anbauern, denen er vor und nach der Beſiegung des Rugierkönigs Fava, im Rugiland an der Donau im heutigen Nieder-Oeſterreich und im nördlichen Italien Ländereien angewieſen hatte.

Allein bald nachher erhob ſich in Möſien an der Donau der große Theodorich, König der Oſtgothen, gegen den Odoaker, und marſchirte mit einem großen Heere nach Italien, um das dem Rugierkönige entriſſene Land für deſſen vertriebenen Sohn Friedrich, der bei ihm Schutz gefunden hatte, wieder zu erobern.

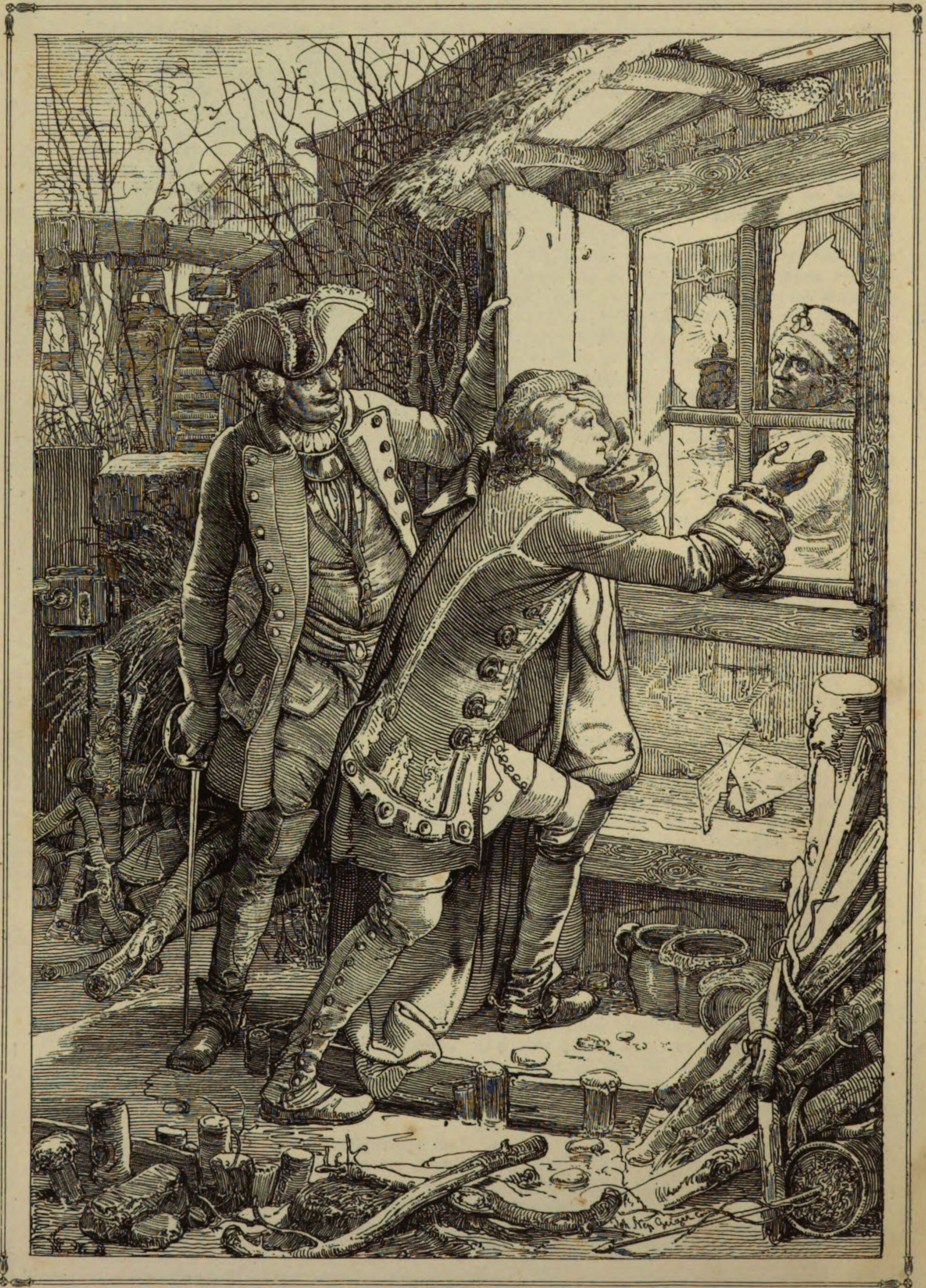
Der tapfere Odoaker ſtellte ſich ihm an der Grenze ſeines Landes entgegen, und bald kam es auch im venetianiſchen Gebiete zu einer großen Schlacht, die zwar lange unentſchieden blieb, endlich zum Nachtheile Odoakers ausfiel. Deſſen ungeachtet ſetzte er aber den Krieg fort, wiewohl das Glück immer mehr von ihm wich, und er noch einige Schlachten verlor.

Im Jahre 490 wurde er ſchon ſo weit getrieben, daß er ſich in ſeine Feſtung Ravenna einſchließen laſſen mußte, die der Oſtgothen König zu belagern anfing. Die Stadt war ſehr feſt und mit allen Bedürfniſſen für eine zahlreiche Beſatzung reichlich verſehen. Odoaker vertheidigte ſich tapfer, und fügte dem ſtolzen Theodorich durch die häufigen und meiſtens glücklichen Ausfälle großen Schaden zu, wozu ſich noch der Mangel an Lebensmitteln und eine peſtartige Seuche geſellte, die im Heere der Oſtgothen ausgebrochen war.

Nach drei Jahren, während die Belagerung ununterbrochen fortgeſetzt ward, machte Theodorich derſelben endlich müde, dem tapfern Odoaker Friedensvorſchläge, welche darin beſtanden, daß er ihm nicht nur Leben und Freiheit zuſicherte, ſondern auch verſprach, Italien mit ihm zu theilen. Odoaker, obgleich noch nicht auf das Aeußerſte gebracht, hielt bei ſeinem eigenen Wunſche nach Ruhe und Frieden das Verſprechen ſeines Gegners für annehmbar, und öffnete ihm die Thore von Ravenna, wo Theodorich am 5. März 493 ſeinen Einzug hielt.

Allein wenige Tage darauf mußte Odoaker ſchon die traurige Erfahrung machen, daß Theodorich nicht geſinnt war, ſein gegebenes Wort zu halten, indem er ihm bei einem feſtlichen Gelage mit eigener Hand niederſtieß, welche unedle That er dann mit dem Vorwande zu entſchuldigen ſuchte, als hätte Odoaker ihm nach dem Leben getrachtet.

Der grauſame und wortbrüchige Gothenkönig wurde hierauf von ſeinem Volke zum alleinigen König von Italien ausgerufen, und auch die griechiſchen oder morgenländiſchen Kaiſer ſahen ſich, wiewohl ſehr ungerne, genöthigt, den neuen König von Italien in ſeiner Würde zu beſtätigen.



I.Bd.28.

Polen.

Die Rettung des Königs Stanislaus von Polen.

Der verwundete König tritt an das Fenſter, und ſpricht durch die zerbrochene Glasſcheibe mit dem Müller, den er um Beherbergung bittet.

Jahr 1771.

Nach dem Tode des Königs Auguſt des III., der zugleich Kurfürſt von Sachſen war, und im ſiebenjährigen Kriege ſo widrige Schickſale erfahren hatte, machten ſich viele polniſche Große die Hoffnung zur Krone, die in dieſem Königreiche noch durch die Wahl und die Mehrheit der Stimmen unter den Ständen vergeben ward. Aber dieſe Hoffnungen blieben jetzt vergebens, nachdem Graf von Poniatowski, der ſich als polniſcher Geſandter in Petersburg befand, und der Günſtling der Kaiſerin Katharina II. war, auf ihren Vorſchlag und unter dem Schutze ruſſiſcher Waffen am 7. September 1764 unter dem Namen Stanislaus Auguſt zum Könige von Polen gewählt wurde.

Er war einer der gebildetſten und liebenswürdigſten Männer ſeiner Zeit, geiſtreich, beredet, muthvoll, edel als Menſch, Bürger und Fürſt. Die Nation hätte alſo auch bei völlig freier Wahl keinen würdigeren Regenten gefunden; allein bei einer aufgeklärten Denkart und bei dem reinſten Eifer für das Wohl ſeines Vaterlandes, für weiſe Geſetze und gute Gerichtspflege fehlten ihm Willenskraft und Seelenſtärke, um ſich auf einem wankenden Throne zu behaupten, und die Stürme aller Art, die von allen Seiten über ihn hereinbrachen, zu zerſtreuen.

Da er mit Widerſpruch eines großen Theils des polniſchen Adels gewählt worden war, ſo mußte er bei denjenigen, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, auch ſeine Erhaltung ſuchen, und Katharina war anfangs auch bereitwillig, ihm dieſe zu gewähren.

Radziwil, der Einflußreichſte in Lithauen, welcher Gewalt gegen Gewalt ſetzte, der Marſchall Malachowski und der General Mokranowski, welche den verfaſſungsmäßigen Einſpruch gegen die Giltigkeit eines durch fremde Waffen umlagerten Reichs- und Wahltages eingelegt hatten, fanden nur in der Flucht zu den Türken, als den Gewährleiſtern der polniſchen Wahlfreiheit, Rettung. Bald mußte aber auch der neue König ſelbſt den ruſſiſchen Einfluß ſchmerzlich empfinden.

Die beiden Brüder Czartoryiski, Oheime des Königs, welche mit den erſten Reichswürden bekleidet waren, ſtrebten nämlich durch Veränderung der bisherigen Verfaſſung Polens, aus welcher deſſen Ohnmacht entſprang, ein wahres Königthum zu begründen, und ſuchten die Groß-Kronämter, welche ſeit der öftern Zerreißung der Reichstage in der Juſtiz, dem Kriegsweſen, den Finanzen und der öffentlichen Polizei eben ſo viele Selbſtherrſcher bildeten, zu beſeitigen, nachdem ſie deren Geſchäfte an vier höchſte Behörden übertrugen. Vor Allem aber wünſchten ſie den Adel zur Aufgebung jenes unglückſeligen Rechts zu bewegen, nach welchem jeder Einzelne durch ſeinen Einſpruch alle Verhandlungen der geſetzgebenden Gewalt vernichten konnte. Allein, ſobald dieſe letztere Abſicht bekannt wurde, fand ſie nicht nur bei denjenigen Widerſtand, die ſich dadurch beeinträchtigt glaubten, ſondern auch die Kaiſerin Katharina ließ ruſſiſche Truppen gegen Warſchau ziehen, und bedrohte diejenigen, die für die Verfaſſungs-Aenderung ſtimmen würden; ja die Soldaten erhielten ſogar den Befehl in die Krongüter des Königs einzufallen, weil derſelbe die Pläne ſeiner Oheime billigte und befördern half.

Der ruſſiſche Geſandte, der ſtolze und ſchonungsloſe Repnin, war jetzt eigentlich König, und ſuchte, damit er es blieb, die Nationalkraft Polens an ihrer innern Erſtarkung zu hindern, wozu ihm unglücklicher Weiſe blinde Parteiwuth unter den Polen noch die Hand bot.

Die Diſſidenten, d. h. die nicht unirten Griechen und die Proteſtanten hatten nämlich in dem Jahrhunderte der Reformation gleiche Rechte mit den Katholiken in Polen beſeſſen, dieſe aber ſeit den ſchwediſchen Kriegen verloren, weil die Proteſtanten für Anhänger des Nationalfeindes galten.

Um nun ihre verlornen Rechte wieder zu erlangen, wandten ſich die Diſſidenten an die ruſſiſche Kaiſerin, und dieſe verſprach ihnen nicht nur ihren Schutz, ſondern verlangte auch von der polniſchen Regierung, daß der Vertrag von Oliva erfüllt und die darin gewährten Rechte aufrecht erhalten werden.

Dänemark, Schweden und Großbritanien erhoben gleichfalls die Stimme für ihre Glaubensgenoſſen. Allein, ohne Rückſicht auf dieſe Empfehlungen beſtätigte der Reichstag die früheren Verordnungen, und geſtattete nur einige Erleichterungen des Gottesdienſtes der Diſſidenten, welche dadurch unbefriedigt mit andern Mißvergnügten zu Radom, eine Confoͤderation ſchloſſen, die jetzt ganz ein Werk des Geſandten Repnins wurde.

Als er dieſen Bund nach Warſchau verſetzt hatte, ließ er einen Reichstag eröffnen, und befahl demſelben der Forderung ſeiner Kaiſerin Folge zu leiſten. Die Landboten, welche ſich zwar anfangs dieſer gewaltſamen Einmiſchung einer fremden Macht widerſetzten, ertheilten endlich den Diſſidenten vollkommene

Gleichheit der Rechte mit den Katholiken und den Zutritt zu allen Ehrenſtellen, und genehmigten auch alle übrigen Forderungen, durch welche der Einfluß Rußlands erhalten, und Polen von dieſem Kaiſerreiche ganz abhängig gemacht werden ſollte.

König Stanislaus, ohne Thatkraft und Haltung hin- und herſchwankend, ſpielte bei dieſen Vorgängen die kläglichſte Rolle, und machte ſich bei den Polen, die ſich von ihm aufgeopfert glaubten, immer mehr verhaßt und verachtet. Dieſen König vom Throne zu ſtoßen, wurde nun der Entſchluß derjenigen, welchen Vaterlandsliebe und Religionseifer kräftige Geſinnungen einflößte, und bald brachten auch mehrere ſolche Männer zu Bar in Podolien eine Conföderation zuſammen, an deren Spitze ſich die Edelleute, Namens Pulawski und Kraſinski, befanden, welche den König Stanislaus ſeiner Würde verluſtig und den Thron für erledigt erklärten. Damit aber dieſes in der verfaſſungsmäßigen Weiſe geſchehe, ſo gingen zwei Abgeordnete nach Warſchau, übergaben dem Könige bei einer öffentlichen Feierlichkeit in der Form einer Bittſchrift die Abſetzungs-Urkunde, und verloren ſich dann unter der Menge. Damit noch nicht zufrieden, wurde im folgenden Jahre 1771 ſogar ein Verſuch gemacht, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, wozu der kühne Pulawski, General bei der Armee der katholiſchen Conföderirten den Plan entworfen, und an ſeine Seite noch drei Mißvergnügte, Namens Lukawski, Strawenski und Koczinski, nebſt mehreren Perſonen aus dem niedern Stande gebracht hatte.

Am 2. November 1771 begaben ſich dieſe Verſchwornen mit ihren Gehilfen nach Warſchau, wo ſie ſchon am folgenden Tage eine günſtige Gelegenheit fanden, ihren ruchloſen Plan in Ausführung zu bringen. Als nämlich der König bei ſeinem Oheime dem Fürſten Czartoryski einen Beſuch abgeſtattet hatte, und in der Nacht von dieſem nach ſeinem Palaſte zurückfuhr, hatten ſich indeſſen die Verſchwornen an einem abgelegenen Platze, den er mit ſeinen Wagen paſſiren mußte, verſammelt, um ſeiner hier habhaft zu werden. Kaum war er wenige Schritte von ihnen entfernt an dem beſtimmten Platze angekommen, ſo ſprengten die Verſchwornen heran, tödteten einen Diener, der den König vertheidigen wollte, und jagten die übrigen Perſonen, die denſelben begleitet hatten, in die Flucht. Als der König von allen den Seinen verlaſſen war, ergriffen ihn die Mörder bei den Haaren, und ſchleppten ihn, bereits durch einen Säbelhieb am Kopfe ſchwer verwundet, zwiſchen ihren Pferden über fünfhundert Schritte auf der Erde fort. Kaum war die Nachricht von dieſem mörderiſchen Anfalle durch die entflohene Dienerſchaft in dem königlichen Palaſte bekannt geworden, ſo eilten ſogleich die Garden nach dem bezeichneten Platze; wo man aber weiter nichts fand, als ſeinen ganz mit Blut beſpritzten Hut, was den Schrecken und die Verwirrung in Warſchau um ſo größer machte.

Indeſſen waren die Verſchwornen aus Warſchau entkommen, und als ſie ſich etwas mehr in Sicherheit glaubten, fingen ſie an den König zu plündern, worauf ſich der größte Theil der Mörder mit der gemachten Beute von ihm entfernte, um wahrſcheinlich dem Anführer der That, dem kühnen Pulawski davon Nachricht zu geben. Nur ſieben Verſchworne blieben noch bei dem Könige zurück, unter denen Koczinski der vornehmſte und zugleich menſchlichſte war. Als ſie mit dem Könige in die Nähe eines Dorfes kamen, warnte er ſie, nicht dahin zu gehen, nachdem daſelbſt ruſſiſche Soldaten einquartiert wären, die ihn gewiß zu befreien ſuchen würden. Dieſe freiwillige Warnung machte die Rauhherzigen nachgiebiger, und man gab ihm zuletzt auf ſeine Bitte einen Stiefel, da er nur einen Schuh am Fuße hatte, und eine Mütze, um damit ſeine Kopfwunde zu bedecken.

Bereits hatten die Verſchwornen einen Wald erreicht, der kaum eine Stunde von Warſchau entfernt lag. Hier wurden ſie aber durch eine ruſſiſche Patrouille ſo ſehr in Schrecken geſetzt, daß ſie bis auf Koczinski, der Entſchloſſenheit genug hatte bei dem Könige allein zu bleiben, die Flucht ergriffen.

Da Beide ohne Pferde waren, und der König durch ſeine Kopfwunde ſchon gänzlich erſchöpft war, ſo erhielt er von ſeinem Begleiter die Erlaubniß, etwas auszuruhen. Dieſe Gelegenheit benützte jetzt der König dazu, daß er dem Koczinski das Schändliche der verübten That vorſtellte, ihm bat, ihn entfliehen zu laſſen, und das Verſprechen einer unwiederruflichen Verzeihung des Geſchehenen gab. Koczinski, theils beſorgt, theils gerührt, warf ſich wirklich dem Könige zu Füßen, bat ihn um Vergebung, und verſprach ihn in Sicherheit zu bringen. Man nahm jetzt in der finſtern Nacht den Weg nach einer Mühle, die ſich in der Nähe befand, brach eine Glasſcheibe aus dem Fenſter, und bat um Unterkunft für einen Edelmann, der von Räubern angefallen worden ſey.

Der Müller, über einen ſolchen nächtlichen Zuſpruch befremdet, hielt aber Beide ſelbſt für Räuber, und weigerte ſich ihnen ein Obdach zu geben.

Da trat nun der König ſelbſt ans Fenſter, ſprach durch die zerbrochene Glasſcheibe, und ſuchte den Müller durch die Vorſtellung — daß, wenn ſie Räuber wären, es ihnen ein Leichtes geweſen wäre, ſtatt einer Glasſcheibe das ganze Fenſter einzuſchlagen, um ſich den Eingang zu verſchaffen — dahin zu bewegen, daß er ſie in ſeine Mühle aufnahm.

Als der König ſich etwas erholt hatte, ſchrieb er ein kurzes Briefchen an den Oberſten ſeiner Garde, in welchem er ihm den Ort ſeines Aufenthalts bekannt machte, und bald eilte ein Theil der Garde ihn aus der bezeichneten Mühle abzuholen und in den königlichen Palaſt nach Warſchau zurück zu bringen, wo er mit Freudenbezeigungen über die glückliche Rettung empfangen wurde.

Koczinski, der Entführer und zugleich Retter des Königs, erhielt die zugeſicherte Begnadigung, das Haupt des fanatiſchen Anſchlags, welches der Marſchall Pulawski war, entfloh aber noch zur rechten Zeit, und ſtarb acht Jahre darauf in Amerika, wo er unter Waſhington Kriegsdienſte genommen hatte.

I. Bd. 29.

Italien.

Der heilige Ambroſius, Biſchof von Mailand.

Als Kaiſer Theodoſius der Große in die Kirche gehen wollte, trat ihm Ambroſius entgegen, und verweigerte ihm den Eintritt in dieſelbe.

Jahr 390.

Dieſer berühmte Kirchenvater, wurde um das Jahr 340, und wahrſcheinlich zu Trier geboren, wo ſein Vater als Statthalter von Gallien ſich aufzuhalten pflegte.

Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenſchwarm bedeckte nämlich das Geſicht des im Hofe des Schloſſes ſchlummernden Knaben, und als die Amme herbei eilte, ſah ſie ganz erſtaunt, wie an ſeinem Munde die Bienen ein- und ausgingen, ohne das Kind zu verletzen, und ſich endlich wieder in die Lüfte erhoben.

Sein Vater, vielleicht eingedenk eines ähnlichen Wunders, welches vom Plato erzählt wird, ſchloß nun auf eine hohe Beſtimmung, und ſorgte dafür, daß der Geiſt und das Herz des Knaben von den geſchickteſten Lehrern zu Rom gebildet wurde.

Ambroſius und ſein Bruder Satyrus gingen nach Beendigung ihrer Studien nach Mailand, wo beide in die juridiſche Laufbahn traten. Hier zeichnete ſich aber Ambroſius ſo vortheilhaft aus, daß Kaiſer Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwiſchen den Alpen, dem mittelländiſchen Meere, Toskana, der Etſch und dem adriatiſchen Meere ernannte.

Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und Liebe der Völker, deren Wohlſtand durch die Unruhen des Arianismus *) zerrüttet war, ſo ſehr, daß er im Jahre 374 von den Arianern und Katholiken einſtimmig in der Kirche zum Biſchofe von Mailand ausgerufen wurde.

Lange weigerte ſich Ambroſius, dieſe Würde, die ihm eine drückende Laſt ſchien, anzunehmen, und ſuchte in der Nacht zu entfliehen; allein, als er glaubte, daß er ſich auf dem Wege nach Pavia befinde, war er unerwartet vor den Thoren Mailands wieder angekommen. Dieſes nahm jetzt Ambroſius für ein Zeichen des Himmels, ließ ſich taufen, da er bisher nur Katechumene geweſen war, und empfing acht Tage darauf die Prieſterweihe, welche Begebenheit noch heut zu Tage am 7. December von der katholiſchen Kirche zum Gedächtniſſe gefeiert wird.

*) Arianer wurden die Anhänger des alexandr. Presbyters, Arius genannt, der um das Jahr 318 behauptete, Chriſtus, der Sohn Gottes, ſey das edelſte aller, aus Nichts erſchaffenen Dinge, alſo geringer als Gott, und durch deſſen freien Willen hervorgebracht. Dieſe Meinung wurde aber von der rechtgläubigen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Weſens mit dem Vater zuſprach, auf der Synode zu Alexandria und auf der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa verdammt.

Durchdrungen von der großen Wichtigkeit dieſes geiſtlichen Amtes, beſtrebte er ſich von nun an unermüdet, alle Obliegenheiten desſelben in Lehre, Schrift und That mit der größten Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen. In ſeinem Wandel traten unverkennbar die Tugenden der Mäßigkeit und der Entbehrung in irdiſchen Gütern und Genüſſen, der raſtloſen Thätigkeit, der Freundlichkeit gegen Jedermann, des unermüdeten, ja aufopfernden Wohlthuns an den Armen hervor; aber auch eine Feſtigkeit und Strenge gegen Hohe und Niedere, wenn es darauf ankam, die Rechte der Kirche zu beſchützen und die Würde ſeiner Stellung zu behaupten.

In dieſen Fällen trat er ſelbſt gegen die Kaiſer mit einer bewunderungswürdigen Furchtloſigkeit und Stärke auf, und wurde auch in den ſchwierigſten Fällen zu Rathe gezogen, wo ſein Rath immer das Rechte und Beſte traf.

Um Parteiungen zu dämpfen, Streitigkeiten in weltlichen und geiſtlichen Angelegenheiten zu ſchlichten, Gefahren abzuwenden, Geſetz und Recht aufrecht zu erhalten, unternahm er oft weite und mühevolle Reiſen, und gebrauchte dabei ſein Anſehen nur zum Glücke ſeiner Mitbürger und zum Beſten der katholiſchen Kirche.

Zum Beweiſe, wie ernſt und ſtreng er die Rechte ſeiner Kirche und die Würde ſeines biſchöflichen Amtes ſelbſt gegen den mächtigen Kaiſer Theodoſius dem Großen zu vertheidigen wußte, mag folgende Begebenheit dienen.

Kaiſer Theodoſius, der ſich als einen der ruhmwürdigſten in der Reihe ſeiner Vorgänger und Nachfolger auszeichnet, hatte während ſeiner Waffenkämpfe auch den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum vollendet. Durch ſeine Befehle wurden die heidniſchen Opfer immer mehr eingeſchränkt, und endlich durch ein Geſetz alle Opfer und der ganze heidniſche Kultus ſtreng unterſagt. Auch der Senat zu Rom mußte ſich dem ſiegreichen Herrſcher fügen und den Dienſt der Götter abſtellen, von deren Gunſt ſo Manche noch das Heil und die Fortdauer Roms abhängig glaubten. Indeſſen bekehrten ſich damals die meiſten vornehmen Familien in Rom, die noch heidniſch geweſen waren, zum Chriſtenthume, während die Tempel der heidniſchen Götter in beiden Theilen des Reichs zerſtört, und mit ihnen die ſchönſten Denkmäler der alten Baukunſt untergingen.

Die Anhänger der alten Religion ſchmolzen nun allmählig zuſammen; allein dieſe Bekehrungen

waren nicht immer ganz aufrichtig, und veranlaßten mehrere Geſetze gegen den Uebertritt vom Chriſtenthume zum heidniſchen Götzendienſte.

Wie Theodoſius für den vollſtändigen Triumph der chriſtlichen Kirche wirkte, ſo erhielt auch durch ihn innerhalb derſelben der nicäiſche oder katholiſche Glaube über den arianiſchen den Sieg.

Die Streitigkeiten dieſer beiden Parteien hatten nach Konſtantin dem Großen nicht aufgehört, ſondern vielmehr an Heftigkeit und Schärfe zugenommen.

Die Gegner des nicäiſchen Bekenntniſſes zerfielen wieder in mehrere Parteien, je nachdem ſie entſchiedene Anhänger der arianiſchen Lehre waren, oder ſich ihr nur näherten. Man verfolgte einander mit der größten Erbitterung, und die Theilnahme der Kaiſer an dem Streite gab ihm nur größere Leidenſchaftlichkeit, und vermehrte die Zerrüttung.

Athanaſius, ein berühmter Kirchenlehrer, wurde bald nach dem Tode Konſtantins des Großen wieder als Biſchof von Alexandria eingeſetzt, dann noch dreimal vertrieben und dreimal ſeiner Kirche zurück gegeben. Konſtantin begünſtigte den Arianismus; Julian duldete beide Lehren, damit ſich die Anhänger derſelben unter einander ſchwächten; Valentin I. beſchützte im Weſten den nicäiſchen Glauben, übte aber gegen die anders Geſinnten Duldung, während im Oſten der arianiſch geſinnte Valens die Gegner dieſer Lehre mit Grauſamkeit verfolgte.

Wie er, handelte auch Juſtina, die Mutter Valentinians des II., die eine leidenſchaftliche Beſchützerin der Arianer war. Als aber Theodoſius mit Nachdruck und Entſchiedenheit für den katholiſchen Glauben auftrat, endete der Kampf der Parteien im römiſchen Reiche, und innerhalb desſelben verlor ſich auch der Arianismus nach und nach; dagegen fand er aber noch eine Zeit lang an mehreren deutſchen Völkern, welche zum Chriſtenthume übertraten, und zwar bei den Gothen, Vandalen, Burgundern und andern eifrige Freunde.

Der Glanz, welchen dieſer Eifer für die rechtgläubige Kirche auf den Kaiſer warf, hinderte aber keineswegs den durch ſeine ausgezeichnete Frömmigkeit berühmten Biſchof Ambroſius von Mailand, den Grundſatz von der Gleichheit aller Menſchen, folglich auch der Monarchen vor der, das göttliche Recht darſtellenden Kirche geltend zu machen.

Die Einwohner der Stadt Theſſalonich hatten nämlich in Macedonien in einem Aufſtande den kaiſerlichen Befehlshaber nebſt mehreren andern obrigkeitlichen Perſonen ermordet, und durch dieſe verwegene That den ſonſt milden und gütigen Theodoſius ſo ſehr zum Zorne gereizt, daß er den Befehl gab, die Theſſalonier mit dem Tode zu beſtrafen. Kaum erfuhr aber dieſes der Biſchof Ambroſius, ſo ging er eiligſt zu dem Kaiſer, und bewog ihn durch Vorſtellungen, daß er den gegebenen Befehl wieder zurück nahm, und nur die Schuldigen zu beſtrafen verſprach. Allein bald darauf erſchienen ſeine Räthe, und bewirkten von ihm durch ihre Gegenvorſtellungen, daß er ſogleich einige Tauſend Soldaten nach Theſſalonich abſchickte, um die dortigen Einwohner ohne Unterſchied ums Leben zu bringen. Die Soldaten befolgten auch wirklich den Befehl, und ermordeten ohne Schonung über 7000 Theſſalonier, als dieſe eben im Cirkus dieſer Stadt bei einem öffentlichen Spiele verſammelt waren.

Bei der Nachricht von dieſem furchtbaren Blutbade ſchrieb der in Kummer verſetzte Biſchof Ambroſius an den Kaiſer, und ermahnte ihn wegen der auf ſich geladenen Blutſchuld zur ſtrengen Buße, worauf Theodoſius, ſein Unrecht erkennend, ſich unverzüglich nach Mailand auf den Weg machte.

Als er aber hier in die Kirche gehen wollte, trat ihm der unerſchrockene Biſchof vor derſelben entgegen, und verweigerte ihm den Eintritt in dieſelbe mit den Worten: »Zurück von dieſer heiligen Stätte! Sieh', Deine Hände triefen noch von dem Blute der ungerecht ermordeten Mitmenſchen; wie kannſt Du ſie damit betend zu Gott erheben, um dadurch Deine große Sünde nicht mit einer neuen zu vermehren? Zurück, und unterwirf Dich zu Deiner Beſſerung dem Banne, den ich Dir hiemit im Namen Gottes ankündige.«

Der tief erſchütterte Kaiſer trat ſchweigend zurück, und unterwarf ſich der auferlegten kirchlichen Buße, von der er erſt nach acht Monaten, am Weihnachtsfeſte des Jahrs 390, losgeſprochen wurde; nachdem er in der Kirche, vor dem Altare knieend, öffentlich um Verzeihung gebeten hatte.

Theodoſius empfand von dieſer Zeit an eine noch weit innigere Hochachtung gegen Ambroſius, und blieb ihm auch bis an ſein Ende mit der aufrichtigſten Verehrung ergeben. Als Theodoſius im Jahre 395 ſtarb, war es der fromme Biſchof vorzüglich, der ſeinen für das Wohl ſeines Reiches, und die Befeſtigung des Chriſtenthums zu früh erfolgten Tod mit heißen Thränen der Liebe und Worten des tiefſten Schmerzes beklagte. Zwei Jahre darauf wurde der fromme Mann von einer heftigen Krankheit ergriffen, und entſchlief ſchmerzenlos in den Armen einiger Freunde.

In ſeinen Schriften, von denen die Benediktiner die beſte Ausgabe beſorgten, iſt Vieles aus griechiſchen Kirchenſchriftſtellern entlehnt. Ihm iſt auch der ambroſianiſche Lobgeſang, oder das »Te Deum laudamus« zugeſchrieben worden; aber eine gründliche Kritik hat dargethan, daß derſelbe von einem unbekannten Verfaſſer, und um hundert Jahre jünger ſey.

Der ſogenannte ambroſianiſche Ritus erhielt von Ambroſius, wahrſcheinlich nur einiger Veränderungen wegen, den Namen.

Zur Zeit der Verfolgungen, nämlich der rechtgläubigen Kirche, floh Ambroſius mit ſeiner Gemeinde in die **Basilica Porziana** (jetzt die Pfarrkirche des heiligen Viktor), und führte dort zur Erbauung der Bedrängten den Geſang der Pſalmen, der Antiphonien und der Hymnen ein, die abwechſelnd vom Volke und von den Geiſtlichen geſungen wurden.

I. Bd. 30.

England.

Die Heptarchie oder Siebenherrſchaft in Britanien.

Hengiſt, der Führer der Angelſachſen, läßt bei einem Verſöhnungsmale den König ſammt den vornehmſten britiſchen Edelleuten ermorden.

Jahr 461.

England wurde zuerſt durch die Römer bekannt, welche es unter dem Namen »Britania« zur römiſchen Provinz machten. Als dieſe aber von allen Seiten durch hereinbrechende fremde Völker gedrängt wurden, zog Valentinian III. im Jahre 426 ſeine Legionen aus England, und überließ die Briten ihrem Schickſale.

Dieſe unter der langen Herrſchaft der Römer des Kriegs völlig entwöhnt, konnten jetzt den eindringenden Skotten und Pikten nicht widerſtehen, und ſuchten Hilfe bei den um die Mündung der Elbe wohnenden Sachſen, welche auch im Jahre 449 unter ihren Anführern Hengiſt und Horſa nach England kamen, die Skotten völlig zurücktrieben, dafür aber ſich ſelbſt feſtzuſetzen ſuchten.

Die Briten ſahen nun, leider aber zu ſpät ein, daß ſie ſich durch die Herbeirufung der Angelſachſen einen Bundesgenoſſen verſchafft hatten, der ihnen in der Folge gefährlicher werden dürfte, als es ihre alten natürlichen Grenzfeinde waren, und ſuchten daher dieſe neuen Ankömmlinge wieder aus dem Lande zu ſchaffen.

Aber weder Bitten noch Belohnungen konnte die Angelſachſen mehr bewegen aus Britanien zu weichen; im Gegentheile richteten ſie ſich in dieſem Lande, wie in ihrer Heimath ein, zogen immer neue Haufen ihrer Landsleute, beſonders der Angeln an ſich, und betrugen ſich gegen die Eingebornen auf eine Weiſe, als wären ſie die eigentlichen Herren des Landes. Als ſie ſich endlich für ſtark genug hielten, um ſelbſt im Widerſtandsfalle den Briten gewachſen zu ſeyn, ſuchten ſie einen Vorwand zum Bruche mit ihnen, und beſchwerten ſich, daß ihnen die Hilfsgelder nicht richtig bezahlt und die Lebensmittel vorenthalten würden. Sie verlangten unverzüglich die Abſtellung dieſer Beſchwerden, widrigen Falls ſie ſich ſelbſt Recht verſchaffen würden, und ließen ſich gleichzeitig in einen Vergleich mit den Pikten ein, zu deren Zurücktreibung ſie eigentlich von den Briten herbeigerufen waren.

Da brach endlich der lang verhaltene Grimm der Briten los, indem ſie ihren König Vortiger, als den Urheber des ihnen ſo ſchädlichen und läſtigen Bündniſſes mit den Sachſen abſetzten, und an ſeiner Statt ſeinen Sohn zu ihrem Oberhaupte wählten.

Dieſer bewies zwar mehr Kraft, wie ſein in Lüſten verſunkener Vater, und war auch in mehreren Gefechten gegen die Sachſen ſiegreich; ja er tödtete ſogar in einem Treffen den rieſigen Horſa mit eigener Hand. Aber alle dieſe einzelnen Vortheile, welche um einige Jahre früher vielleicht von entſcheidenden Folgen geweſen wären, halfen jetzt den Briten wenig mehr; denn Hengiſt, der nunmehrige einzige Feldherr der Sachſen, ließ ohne Unterlaß neue Verſtärkungen aus ſeinem Vaterlande kommen, während die Briten fortwährend auf ihre eigenen, ſchon geſchwächten Kräfte beſchränkt waren.

Durch den ungemein zahlreichen Zulauf verſtärkt, durchzog Hengiſt, um den Tod ſeines Bruders zu rächen, ſelbſt die entlegendſten Winkel Britaniens, und verwüſtete das Land auf eine gräuliche Weiſe, weder Alter, Geſchlecht noch Stand verſchonend. Zu jener Zeit verließen auch viele Briten, welche in ihre Wiedererhebung Zweifel ſetzten, ihr Vaterland, und zogen zu ihren Brüdern nach der Provinz Amorica, im ſüdlichen Frankreich, die von dieſer Zeit an den Namen Bretagne (Klein-Britanien) erhielt.

Um das Unglück zu vollenden, ſtarb auch der tapfere König, bald nach ſeinem über den Horſa erfochtenen Siege, und ſein ſchwacher Vater Vortiger gelangte wieder zur Oberherrſchaft.

Dieſer ſuchte ſich jetzt mit Hengiſt in Güte abzufinden, und bot ihm Frieden und zugleich einen Theil des Landes als Eigenthum an. Hengiſt hatte aber größere Abſichten; denn er wollte ohne allen Nebenbuhler als ſelbſtſtändiger König allein in Britanien herrſchen. Um nun dieſe ſeine Abſicht ſchneller zu erreichen, lud er den bereits ſicher gemachten alten König zu einem Verſöhnungsmale ein, bei welchem der ſchwachſinnige König an dem beſtimmten Tage auch wircklich mit vielen ſeiner vornehmſten Edelleute erſchien. Als aber eben die Fröhlichkeit allgemein zu werden anfing, und der Becher luſtig im Kreiſe herum ging, gab Hengiſt durch das Hervorziehen ſeines Dolches das verabredete Zeichen, und in kurzen Augenblicken fiel der König mit ſeinen Begleitern unter den ſcharfen Schlachtmeſſern der verrätheriſchen Sachſen.

Die Ermordung des Königs und ſeiner vornehmſten Edelleute ſetzte das ganze Land in eine große Beſtürzung, und lange Zeit waren die Briten unſchlüſſig, welchem Manne ſie in dieſer bedrängten Zeit die Oberherrſchaft anvertrauen ſollten.

Endlich fiel ihre Wahl auf einen gewiſſen Ambros, von Herkunft ein Römer, ein in den Künſten des Friedens und Kriegs wohlerfahrener Mann.

Dieſer ſammelte die zerſtreuten und entmuthigten Briten, und focht mehrmalen, wiewohl mit zweifelhaftem Glücke wider Hengiſt; konnte aber denſelben dennoch nicht bewegen, das Land zu verlaſſen; im Gegentheile faßte dieſer jetzt in Kent feſten Fuß, und ſchlug in Canterbury ſeinen beſtändigen Sitz auf (462). Dieſes Kent iſt alſo als das erſte Königreich zu betrachten, welches die Sachſen in Britanien errichtet hatten.

Nach Hengiſt's Tode (488) kamen verſchiedene andere deutſche Völkerſchaften, welche der gute Erfolg ihrer Landsleute anlockte, nach Britanien, während ſchon früher Octa, ein Bruder des Hengiſt, mit ſeinen Sachſen in Northumberland ſich große Länderſtrecken zugeeignet, und ein anderer Sachſenfürſt, Aella genannt, unter großen Blutvergießen den Grund zu dem Königreiche der Südſachſen gelegt hatte, welches die Provinzen Surrey und Suſſex unter ſich begriff, und ſich bis an die Grenze von Kent erſtreckte. Endlich landete im Jahre 495 noch ein anderer Sachſenſtamm unter Cedrich und ſeinem Sohne Kenrich in den weſtlichen Gegenden Britaniens, und ſtiftete das Reich der Weſtſachſen, das unter ſich die Grafſchaften Hants, Dorſet, Wilts, Bergs und die Inſel Wight begriff. So waren ſeit der Landung Hengiſt's und Horſa's in einem Zeitraume von 46 Jahren drei neue ſächſiſche Königreiche in Britanien gegründet, und die unglücklichen Einwohner entweder zur Auswanderung genöthigt, oder in die Sclaverei der Deutſchen gerathen.

Um die Zeit dieſer letzten Eroberung fällt die Sage von dem britiſchen Könige Arthur und den Rittern der Tafelrunde, welche in den alt engliſchen Balladen beſungen werden. Nach Einigen ſoll Arthur ein Sohn jenes Ambros geweſen ſeyn, der nach Vortigers Tode ſein Vaterland ſo tapfer vertheidigte; Andere aber laſſen ihn von Gorlaus, dem Könige von Kornwall abſtammen. So viel iſt von ihm gewiß, daß er durch einige Zeit der Anführer der bedrängten Briten war, ſehr tapfer gegen die neuen Unterdrücker focht, und in einem Treffen bei Caerbadon in der Grafſchaft Bergs mehr als hundert Feinde mit eigener Hand erſchlug. Allein die Sachſen waren bereits zu zahlreich und mächtig, als daß ſie ſich durch die wandelbare Tapferkeit eines einzigen hätten ausrotten laſſen; und man muß hier wohl fragen, warum die Briten dieſe in den Kriegen gegen die Sachſen bewieſene Tapferkeit nicht früher gegen die Pikten und Skotten an den Tag legten, wodurch dieſe unruhigen Völker ſicher in Zaum gehalten, und die Hilfe der ihnen verderblichen Sachſen erſpart haben würden.

Arthur's Siege bewirkten alſo höchſtens einen kurzen Waffenſtillſtand, den die Sachſen bei günſtiger Gelegenheit ſogleich wieder brachen, und dann in ihren Eroberungen fortfuhren.

Arthur hatte zu Ende ſeines Lebens nur die Kränkung, ſeine Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt zu ſehen, und zuletzt einen müſſigen Zuſchauer der immer weiter um ſich greifenden Sachſen abgeben zu müſſen.

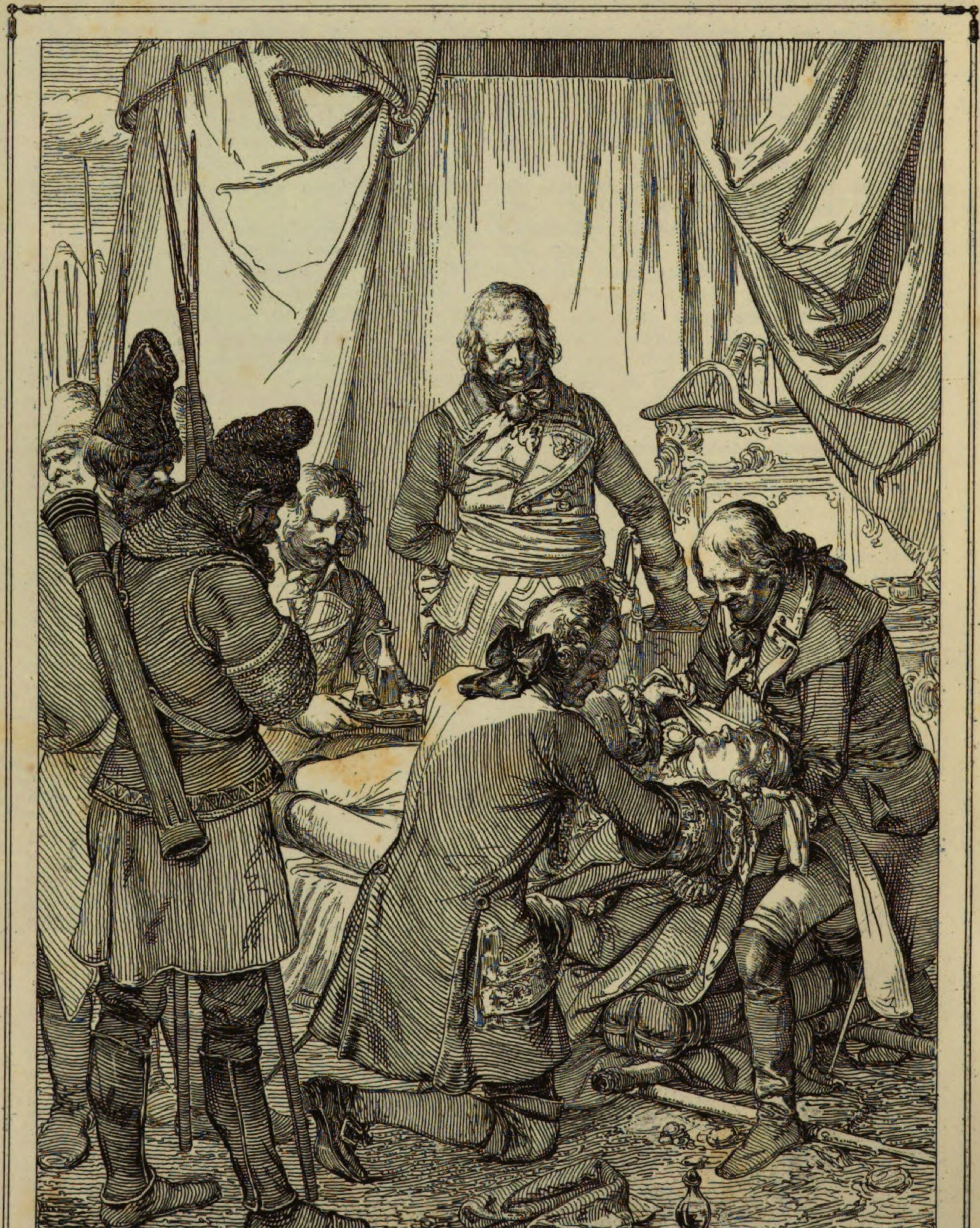
Während die Sachſen in den weſtlichen Gegenden immer weiter vorrückten, waren auch ihre Landsleute in anderen Bezirken der Inſel nicht weniger thätig. Im Jahre 515 drang ein neuer Haufe von deutſchen Abentheurern unter dem Anführer Uffa in die Grafſchaften Cambredge, Saffolk und Norfolk ein, unterwarf ſich dieſe, und gab dem Anführer den Titel eines Königs der Oſtangeln. Zehn Jahre ſpäter nahm eine neue ſolche Schaar Eſſex in Beſitz, welches es von dem Königreiche Kent abriß, und nannte es das Königreich Oſtſachſen; das Königreich Mercia, welches alle mittleren Länder von den Ufern des Severn bis an die Grenze der beiden letztgenannten Königreiche umfaßte, wurde im Jahre 534 geſtiftet; und das ſiebente und letzte Königreich, welches die einwandernden Deutſchen in Britanien im Jahre 547 errichteten, war Northumberland, welches zugleich das größte und mächtigſte von allen war, und aus der Vereinigung zweier kleinen ſächſiſchen Königreiche, nämlich von Bernicia und Northumberland entſtand, wozu noch das Bisthum Durham gerechnet wurde.

Auf dieſe Weiſe waren in der Zeit von kaum einem Jahrhunderte in Britanien ſieben ſächſiſche Königreiche geſtiftet, die nachher unter dem Namen der ſächſiſchen »Siebenherrſchaft« bekannt geworden ſind.

Der alte Name Britanien verſchwand nach und nach, und die Inſel wurde England genannt, oder das Land der Angeln, weil die Angelſachſen die erſten Eroberungen auf dieſer Inſel gemacht hatten. Die wenigen noch übrig gebliebenen Briten aber, welche ſich der Herrſchaft ihrer neuen Herren nicht durch die Flucht entziehen wollten, waren genöthigt, die fruchtbaren Gegenden ihres Landes zu verlaſſen, und ihre Zuflucht in den gebirgigen Theilen von Walis und Kornwall zu ſuchen, wo ſie in ihren Nachkommen noch fortleben, eine eigene Sprache führen, und noch manche alte Gebräuche bis heut zu Tage bewahret haben.

Nach der völligen Bezwingung Britaniens, vertilgten die Sieger alle noch vorhandenen Spuren der römiſchen Ueppigkeit, mehr geneigt, die Gemächlichkeit, als die Pracht des Lebens zu genießen. Die römiſche und celtiſche Sprache wurde nicht mehr gehört, ſondern nur die ſächſiſche oder engliſche, obſchon noch viele lateiniſche Ausdrücke, jedoch in verdorbener Mundart, in ihre Mutterſprache übergingen.

Das Land wurde, ſo wie es in Deutſchland gebräuchlich war, in Grafſchaften (Gaue) eingetheilt, und ſonſt auch alle früheren Sitten und Gewohnheiten in dem neuen Lande beibehalten. Nur in Hinſicht der Geſetze machten ſie einige Ausnahmen, indem ſie von den Briten ihre Regierungsart in Anſehung der willkürlichen, erblichen Herrſchaft nachahmten. Hingegen büßten ſie mit der Eroberung dieſes Landes zwei ſchöne Tugenden, welche immer die Deutſchen ſo vorzüglich auszeichneten, beinahe völlig ein; nämlich die Keuſchheit und den Abſcheu vor Sclaverei, wahrſcheinlich in Folge der Sorgloſigkeit und eines ſchwelgeriſchen Lebens.



I.Bd.31.

Polen.

Thaddäus Kosciuszko, der Republik Polen letzter Ober-Feldherr.

Der ſchwer verwundete polniſche Held wird als Kriegsgefangener zu dem ruſſiſchen Generale Ferſen ins Hauptquartier gebracht.

Jahr 1794.

Dieſer große und edle Mann ſeines Zeitalters ſtammt aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Lithauen. Er wurde in der Kadetenſchule zu Warſchau erzogen, und in der Folge zu Verſailles, Paris und Breſt, in der Kriegskunſt weiter ausgebildet. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland wurde er zum Hauptmanne befördert; verließ aber dasſelbe bald wieder in Folge einer unglücklichen Liebe zu der Gräfin Sosnowski, und ſchiffte ſich nach Nordamerika ein, wo er von dem edlen und tapfern Helden Waſhington unter ſeine Armee aufgenommen wurde.

Kosciuszko ſtieg hier ſchnell von einer militäriſchen Stufe zur andern, und ward endlich Brigadegeneral, welchen Rang er auch behielt, als er im Jahre 1786 nach Polen zurückkehrte.

Hier angelangt trat er in die Geſellſchaft derjenigen, welche die Wiederherſtellung ihres Vaterlandes bewirken wollten, und erklärte ſich für die Konſtitution vom 3. Mai 1791.

Ein Theil der polniſchen Magnaten war aber mit dieſer Konſtitution unzufrieden, und ſchloß dagegen zu Targowicz eine Konföderation, welche Rußland billigte, nachdem es die Konſtitution verwarf, und an der polniſchen Grenze eine Armee aufſtellen ließ, die dann in Polen einbrach.

Die weit ſchwächere polniſche Armee kämpfte jetzt mit großer Unerſchrockenheit und Hingebung für das Heil des Vaterlandes, und vorzüglich dasjenige Korps, welches Kosciuszko kommandirte, der die glänzendſten Beweiſe der Tapferkeit und Freiheitsliebe, die er zuerſt im Kampfe für eine fremde Unabhängigkeit geübt hatte, nun auf dem einheimiſchen Boden in voller Kraft entwickelte.

Allein, was half es, daß die Glieder des Staates friſch und muthig kämpften, da die Seele des Ganzen an Ohnmacht und Feigheit krankte!

Trotz wiederholter Verſicherungen war der König nicht bei dem Heere erſchienen; — zu ſpät rief er das geſammte Volk zu den Waffen, und bald nachdem er erklärt hatte, daß er der Tapferkeit der Nation das Schickſal des Staats und ſein eigenes anheim ſtelle, und mit derſelben fallen wolle, um den Untergang des Reiches nicht zu erleben, gab er ſchon das Heil des Vaterlandes und die Edelgeſinnten ſeines Volkes preis; indem er ſich nach Empfang eines drohenden Briefes von der Kaiſerin Katharina, der Konföderation anſchloß, und dem Heere befahl alle Feindſeligkeiten einzuſtellen.

Poniatowsky und Kosciuszko legten hierauf ihre Stelle nieder; die Vertheidiger der Unabhängigkeit und Freiheit verließen ihr Vaterland, und die Targowiczer-Konföderirten kehrten zurück, um mit Gewalt Alles zum Beitritte zu zwingen.

Alle Einrichtungen des vorigen Reichstages wurden mit Genehmigung des Königs aufgehoben; aus falſchem Stolze wurden die Rechte der Städte, aus ſchändlicher Habſucht die Vereinigung der Schatzkammer von Polen und Lithauen vernichtet, und aus blindem Haſſe die Ehrenzeichen, welche die polniſchen Soldaten für die, gegen die Ruſſen gezeigte Tapferkeit erhalten hatten, abgeriſſen.

Aber nur kurze Zeit war ihnen dieſe täuſchende Freude vergönnt, denn bald erfuhren ſie, daß ſie nur das Werkzeug fremder Eroberungsſucht waren.

Am 16. April 1793 erſchien eine Erklärung von Preußen und Rußland, in welcher man es für nöthig hielt, Polen in engere Grenzen einzuſchließen, und zu einer Mittelmacht herab zu drücken; dabei forderte man den König auf, einen Reichstag zuſammen zu berufen, mit dem man die nöthigen Anordnungen treffen könne.

Jetzt ſahen die aus ihrem Irrthume geriſſenen Targowiczer-Konföderirten, wohin der ruſſiſche Schutz geführt hatte. Die Ruſſen, welche einen großen Theil von Lithauen, Klein-Polen und die Ukraine forderten, erzwangen zuerſt die Bewilligung dieſer Forderungen, vorzüglich dadurch, weil die Polen hofften, ihre Unterſtützung gegen Preußen zu erhalten. Aber dieſer Wahn verſchwand auch bald, denn als die Einwilligung der an Preußen zu machenden Abtretungen hartnäckig verweigert ward, ließ der ruſſiſche Geſandte vier der muthigſten Landboten gefangen nehmen, und Geſchütz gegen das Verſammlungshaus aufführen, worauf der Marſchall des Reichstages den Vertrag unterzeichnete, durch welchen an Preußen dasjenige, was es ſchon beſetzt hielt, abgetreten ward.

Der immerwährende Rath ward wieder eingeführt, und ein neuer Bundes-Vertrag mit Rußland ſetzte feſt, daß ohne deſſen Willen keine Veränderung in der Verfaſſung vorgenommen, keine Verbindung mit auswärtigen Mächten geſchloſſen werden dürfe, und daß ſeinen Heeren der Durchzug durch das polniſche Gebiet jederzeit unverwehrt ſeyn ſolle.

Da bildete ſich im Dunkel des tiefſten Geheimniſſes eine Verſchwörung, die ſich bald über das ganze Königreich und über die abgetretenen Länder verbreitete. Kosciuszko, der mit ſeinen gleichgeſinnten

Freunden Potocki, Malachowski und Anderen außerhalb des Vaterlandes eine Zuflucht geſucht hatte, und bitter das Schickſal ſeines Vaterlandes, das nun ganz unter ruſſiſcher Vormundſchaft ſtand, beklagte, ward jetzt zum Ober-Feldherrn gewählt, worauf er ſeine Reiſe nach Krakau beſchleunigte, wo Tags zuvor, als er daſelbſt ankam, die ruſſiſche Beſatzung aus der Stadt vertrieben worden. Die Einwohner empfingen ihn mit einem unnennbaren Enthuſiasmus, riefen ihn zum Generaliſſimus der Polen aus, und leiſteten ihm den Eid der Treue.

Der Inſurektions-Beſchluß von Krakau ſetzte hierauf die Aufrichtung einer dem Kosciuszko übertragenen Diktatur feſt, die nur erſt mit dem Augenblicke der Befreiung Polens enden ſollte, und zugleich die Errichtung eines Nationalrathes, von dem die Wahl der Mitglieder gleichfalls dem oberſten Chef übertragen blieb. So ward alſo die unumſchränkteſte Staatsgewalt in Kosciuszko's Hände gelegt, von der er mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Weisheit zum Heile ſeines Vaterlandes Gebrauch machte.

Als die Ruſſen anrückten, zog ihnen Kosciuszko entgegen. Ohne Geſchütz, mit 4000 Mann zum Theil nur mit Senſen und Picken bewaffnet, ſchlug er am 14. April 1794 bei Raklawika 6000 Ruſſen. Darauf brachte er ſein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte ſich mit dem Generale Grochowski.

Indeſſen hatten Warſchau und Wilna die ruſſiſchen Beſatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Kosciuszko ſchaffte aber dieſen Ausbrüchen des Volks wieder Einhalt, ſandte ſeine Truppen gegen Volhynien ab, und richtete die Regierung in Warſchau ein. Hierauf zog er mit 13,000 Mann den Preußen und Ruſſen entgegen, griff ſie bei Szczekocini an, wurde aber nach dem tapferſten Widerſtande bei Sprotowa am 8. Juni geſchlagen, worauf er ſich in das verſchanzte Lager bei Warſchau zurück zog.

Als die Preußen Krakau erobert hatten, gerieth darüber in Warſchau das Volk in Aufruhr, und ermordete einen Theil der Gefangenen, ſo wie einige den Ruſſen anhängliche Polen. Kosciuszko beſtrafte aber die Schuldigen, und ſtellte die Ordnung bald wieder her. Jetzt vereinigte ſich der König von Preußen mit den Ruſſen, und belagerte Warſchau mit 60,000 Mann, doch Kosciuszko belebte den Muth der Seinigen, und ſchlug nach zweimaligen blutigen Gefechten mit 10,000 Mann einen allgemeinen Sturm zurück. Zugleich ſtand unter Dombrowski ganz Großpolen gegen die Preußen auf, was nun den König, der zugleich auch einen Artillerie-Transport verloren hatte, nöthigte, die Belagerung von Warſchau aufzuheben.

So behauptete ſich der kühne Feldherr mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 Mann ſchlecht bewaffneten Bauern, gegen vier feindliche Heere, die zuſammen gegen 150,000 Mann zählten. Kosciuszko ſorgte für Verpflegung der Truppen, und für Anſchaffung der Kriegsbedürfniſſe, leitete die Einnahmen und Ausgaben ſelbſt, um Plünderungen und Betrügereien zu hindern, und eilte aus dem Staatsrathe auf das Schlachtfeld. Seine Tage und ſeine Nächte, ja alle ſeine Kräfte waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich ſicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenſchaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach jakobiniſchen Grundſätzen frei ſein wolle, und gab endlich der Nation in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchſte Gewalt zurück. Den König Stanislaus behandelte er mit Achtung, konnte ihm aber keine Theilnahme an der Gewalt geſtatten, welche die Nation allein dem Befreier von Warſchau übertragen hatte.

Hätte er jetzt mehr Strenge gegen die Großen bewieſen, welche leichtſinnig von Gehorſam und Ordnung nichts wiſſen wollten; — hätte die Nation ſich zu ihm erhoben, — wahrlich, ſie hätte nicht unterliegen können.

Selbſt der König von Preußen zweifelte ſchon, Kosciuszko zu beſiegen, und machte ihm glänzende Anerbietungen; endlich entſchied aber Katharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwaroff ſchlug in Volhynien bei Brzesc die Polen unter Sierakowski, und Repnin drang durch Lithauen und vereinigte ſich mit ihm.

Der ruſſiſche General Ferſen ſollte noch mit 12,000 Mann zu ihm ſtoßen; allein dieſes zu hindern, rückte jetzt Kosciuszko von Warſchau mit 21,000 Mann ihm entgegen, und erwartete, daß ſich Poniatowsky noch mit ihm vereinigen ſollte. Die Ruſſen fingen aber die Botſchaft auf, und griffen jetzt mit dreimal ſtärkeren Maſſen am 10. October bei Maczjejowicze (zwölf Meilen von Warſchau entfernt) das polniſche Heer an.

Dieſe Schlacht war eine der blutigſten, in welcher die Polen mit außerordentlicher Tapferkeit kämpften; doch der Feind war zu ſtark, und obgleich dreimal zurückgeſchlagen, gelang es ihm endlich bei einem vierten Angriffe die polniſche Linie durchzubrechen. Da ſtellte ſich der Held Kosciuszko an die Spitze des Kerns ſeiner Kavallerie, und ſtürzte ſich in den Feind; aber bald ſank er ſchwer am Kopfe verletzt und mit Wunden bedeckt, unter dem Ausrufe: »Finis Poloniae!« vom Pferde. Mit ihm verlor ſein Vaterland Alles; denn Suwaroff ſtürmte Praga, und Warſchau unterwarf ſich.

Die herumſchwärmenden Koſaken fanden den im Blute liegenden Helden auf, machten aber aus Ehrfurcht gegen ihn ſchnell von ihren Lanzen eine Trage, und brachten ihn auf dieſer in das Hauptquartier des Generals Ferſen, der ihm ſeine Wunden ſogleich verbinden ließ, und überdieß mit ausgezeichneter Achtung behandelte.

Kosciuszko ſtarb am 15. October 1817 in einem Alter von 60 Jahren zu Solothurn an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, worauf der Kaiſer von Rußland im folgenden Jahre ſeinen Leichnam durch den Fürſten Jablonowsky nach Krakau bringen, und daſelbſt auf die Bitte des Senats in der Gruft der Könige beiſetzen ließ.

I.Bd.32.

Italien.

Roſamunde, die Gemalin des Longobarden-Königs Alboin.

Roſamunde reicht dem Mörder ihres Gemals den Giftbecher, und dieſer nöthigt ſie den Reſt des Gifttrankes zu leeren.

Jahr 573.

In der Mitte des ſechsten Jahrhunderts herrſchte König Alboin in Norikum und Pannonien, während Kunimund, König der Gepiden, Dacien und Syrmien beherrſchte.

Beide lebten aber in unverſöhnlicher Feindſchaft, welche ihren Grund darin hatte, daß ſchon ihre Väter mit einander in Kriege verwickelt waren.

In einem dieſer Kriege führte der jugendliche und tapfere Prinz Alboin das longobardiſche Heer an, ſchlug die Gepiden in einer harten Schlacht, und tödtete ihren Anführer, den Prinzen Turismod mit einer Lanze (552). Dieſe That konnte ihm der Bruder des Erſchlagenen nicht vergeſſen, und ſchwur ihm im Stillen blutige Rache; allein die Väter ſchloßen bald darauf ein Bündniß, und ſo herrſchte zwiſchen beiden Völkern bis zum Jahr 567 ununterbrochene Ruhe.

Sobald aber nach dem Tode der Väter Alboin und Kunimund auf ihren Thronen ſaßen, entwickelte ſich zwiſchen Beiden ein unverſöhnlicher Krieg. Kunimund brach zuerſt das von ſeinem Vater geſchloſſene Bündniß, und machte furchtbare Kriegsrüſtungen, um ſeinem gehaßten Gegner mächtig entgegen treten zu können. Der wachſame Alboin, der bald davon Kunde erhielt, verband ſich jetzt mit dem Volke der Avaren; aber Kunimund, von Rachſucht getrieben, ließ ihm nicht ſo viele Zeit übrig ſein Heer mit dieſen Hilfsvölkern vereinigen zu können, und eilte mit ſeinen zahlreichen Kriegern dem longobardiſchen Heere zwiſchen der Theiß und der Donau entgegen, wo ſich eine der blutigſten Schlachten, deren die Geſchichte zu jener Zeit gedenkt, entwickelte, und die mit dem Untergange des Königs Kunimund und jenem ſeines ganzen Heeres endete.

Unter den zahlreichen Gefangenen befand ſich auch die Tochter des erſchlagenen Königs, Namens Roſamunde, eine Prinzeſſin von ungewöhnlicher Schönheit, die jetzt Alboin bei ſich behielt und nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin eheligte.

Ein Jahr nach dieſer mörderiſchen Schlacht (568) ſchickte, Narſes der Feldherr des Kaiſers Juſtinian, eine Geſandtſchaft an Alboin, und ließ ihm durch dieſelbe das Königreich Italien anbieten.

Dieſer Narſes, ein ausgezeichneter Feldherr, war anfangs ein Verſchnittener am Hofe des Kaiſers Juſtinian des I. zu Konſtantinopel, und wurde, nachdem Beliſar — gleichfalls einer der größten Helden ſeiner Zeit, dem der Kaiſer Juſtinian den größten Theil des Glanzes ſeiner Regierung zu verdanken hatte — in Ungnade fiel, zum Kommandanten der byzantiniſchen Armee in Italien ernannt.

Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geſchlagen hatte, und beſiegte mit gleichem Glücke den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, ſo wie den Bucellinus, den Anführer der Allemannen.

Nachdem Narſes auf dieſe Weiſe faſt ganz Italien von den Oſtgothen und wilden Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterſchaft über dieſes Land, welches er durch fünfzehn Jahre verwaltete. Da er aber während ſeiner Regentſchaft den öffentlichen Schatz auf alle Weiſe zu bereichern ſuchte, ſo erregte er dadurch das Mißvergnügen der ihm untergebenen Provinzialen, und dieſe brachten jetzt durch Abgeordnete von Rom ihre Klagen vor den Thron des Kaiſers.

Die Folge davon war, daß Narſes das Schickſal ſeines berühmten Vorgängers Beliſar theilen, ſeiner Stelle entſetzt, und dieſe einem Andern, Namens Longinus, abtreten mußte.

Bei ſeiner Abſetzung ſoll einer Sage nach die Kaiſerin Sophia, die Gemalin Juſtinians des II., welche einen großen Einfluß auf die Regierung hatte, ſpöttiſch geäußert haben: »Narſes könne wieder zu ſeinem eigentlichen Beruf in die Weiberſtuben und zum Spinnrocken zurückkehren, da er ſich beſſer für ein Frauenzimmer, als für einen Feldherrn ſchicke.« Dieſe entehrende Aeußerung beleidigte aber den tapfern und hochſinnigen Feldherrn ſo ſehr, daß er der Kaiſerin zur Antwort gab: er wolle ihr eine ſo große Spulle Garnes ſpinnen, daß ſie daran durch ihre ganze Lebenszeit zu haſpeln haben werde.

Dieſes war nun die Urſache, daß Narſes mit Alboin in geheime Verbindung trat, und ihm das Königreich Italien als eine leicht zu erringende Beute anbot.

Alboin fand den Vorſchlag des Narſes nach ſeinem Wunſche, ein ſo ſchönes Land als König zu beherrſchen ganz angemeſſen, und unternahm den in der Geſchichte berühmt gewordenen Zug nach Italien. Da er aber mit ſeinen longobardiſchen Völkern zur Eroberung dieſes Landes noch zu ſchwach war, ſo verband er ſich mit den Thüringern und

Sachſen, und trat, durch ſie verſtärkt, im Frühjahre 568 ſeinen Zug über die Donau nach den juliſchen Alpen an.

Bevor er aber dieſen Zug antrat, machte er mit den Avaren, die jetzt das Hauptvolk in Ungarn wurden, einen Vergleich von der Art, daß er, wenn er in Italien unglücklich ſeyn ſollte, wieder das Land, welches er ihnen jetzt bei ſeinem Abzuge einräume, von ihnen zurück erhalten ſollte, was ihm dieſe auch verſprachen.

So geſichert, wanderte er mit Weib und Kinder, dann einer Anzahl von mehr als 200,000 Kriegern aus Ungarn, überſtieg die Alpen, und langte in den ſchönen und fruchtbaren Gegenden Ober-Italiens an. Der byzantiniſche Statthalter, der dem Narſes in ſeiner Stelle gefolgt war, konnte aber einer ſo furchtbaren Macht nicht widerſtehen, und ſo fiel eine Stadt und eine Feſtung nach der andern in die feindliche Gewalt.

Pavia, die damalige Hauptſtadt Ober-Italiens, vertheidigte ſich wohl noch drei Jahre mit großer Tapferkeit, mußte ſich aber endlich auch an den unwiderſtehlichen Alboin ergeben. Der wilde Eroberer ſchwur bei der Belagerung dieſer Stadt, wenn er hineinkomme, daß er keines Geſchlechts noch Alters ſchonen wolle; aber als beim Einzuge ſein Pferd unter dem Thore des heiligen Johannes niederfiel, ſtimmte dieſe böſe Vorbedeutung ſein Herz ſo ſehr zur Milde, daß er den ſchrecklichen Schwur wieder zurücknahm. Er verſprach den hart bedrängten Einwohnern Sicherheit des Lebens und ihres Eigenthums, und hielt auch Wort. Er behandelte die Einwohner menſchenfreundlich, machte Pavia zu ſeiner Reſidenz, und zeigte ſich in der Regierung ſeines neuen Reichs gerecht und milde.

Alboin hatte aber nicht lange das Glück als König über das von ihm eroberte, und nach ſeinem Volke genannte Land »die Lombardie« zu herrſchen, nachdem Roſamunde, die Tochter des erſchlagenen Gepiden-Königs Kunimund, welche bereits die Gemalin Alboins war, ungeachtet ihrer ausgezeichneten Erhöhung es nicht vergeſſen konnte, daß ſie jenen Mann zu ihrem Gemale habe, der ihren Vater erſchlagen. Die geheime Rache wurde noch dadurch vermehrt, als Alboin im Rauſche eines Feſtes ſeiner Gemalin den Schädel ihres Vaters, der mit Wein gefüllt war, mit den Worten überreichte: »Da trink Roſamunde die Geſundheit Deines Vaters aus ſeinem eigenen Schädel.« Roſamunde trank wirklich, faßte aber auch von dieſem Augenblicke an den feſten Entſchluß, den ihr verhaßten Alboin aus dem Wege zu ſchaffen, und verband ſich mit einigen longobardiſchen Rittern, unter welchen ſie vorzugsweiſe einem Vertrauten des Königs, Namens Helmichis, der ſein Schildträger war, ihr ganzes Vertrauen ſchenkte.

Dieſen ſuchte ſie durch große und lockende Verſprechungen dahin zu bewegen, daß er den König im Schlafe ermorde, wozu er als ſein Vertrauter, der jederzeit zu ihm freien Zutritt habe, leicht Gelegenheit finden werde. Helmichis weigerte ſich aber dieſe That ſelbſt zu unternehmen, weil er des Fürſten Milchbruder war, und empfahl ihr zur Ausführung des ſchändlichen Vorhabens einen Kämmerling des Königs, Namens Peredeo, der zugleich ein ſtarker und entſchloſſener Mann war.

Als nun Alboin am 8. März 573 nach der Malzeit ſich zur Ruhe begab, und bereits in einen feſten Schlaf verfallen war, entfernte Roſamunde alle Waffen aus ſeinem Gemach, und band das Schwert des Helden feſt an das Bettgeſtell, damit er es nicht leicht davon ablöſen konnte.

Nachdem dieſes mit der größten Eile geſchehen war, führte Helmichis den gedungenen Mörder in das Schlafgemach, und harrte des nöthigen Beiſtands wegen am Eingange in dasſelbe. Kaum aber war der Mörder in die Nähe des Königs gekommen, ſo erwachte dieſer plötzlich, und da er den Mordanſchlag ſogleich erkannte, griff er ſchnell nach ſeinem Schwerte, um den Frevler zu beſtrafen. Alboin konnte aber dasſelbe von der Bettſtelle nicht losmachen, und da ihm der Mörder bereits einige Dolchſtiche verſetzt hatte, ſo ergriff er jetzt in der äußerſten Verwirrung den Fußſchemmel, und wehrte ſich damit ſo lange und tapfer, bis er endlich den vielen Streichen und Dolchſtichen ſeiner Gegner erlag, und todt zu Boden ſank.

Indeſſen brachte dieſe That der Roſamunde und ihren Mithelfern nicht den erwünſchten Erfolg, ſondern nur bittere Frucht, nachdem die longobardiſchen Großen, welche ihrem König mit Liebe zugethan waren, die Urheber dieſes Verbrechens zur verdienten Strafe ziehen wollten.

Roſamunde entwendete bei dieſer Kunde den größten Theil der königlichen Schätze, und flüchtete mit ihren beiden Mördern Helmichis und Peredeo nach Ravenna, wo ihnen der Statthalter, durch die vielen Schätze und Roſamundens Schönheit geblendet, Schutz und Sicherheit verſprach.

Bald äußerte ſich aber eine außerordentliche Zuneigung des Statthalters für Roſamunde, der es nicht länger mehr verbergen konnte, ihr ſelbſt ſeine Hand zur Ehe anzutragen. Roſamunde fand dieſes Anerbieten anfangs überraſchend; allein da ſie ein Weib war, welches lieber zu herrſchen als zu gehorchen wünſchte, willigte ſie endlich in dieſen Antrag; jedoch mußte früher Helmichis, dem ſie bereits für die Ausführung der Mordthat ihres Gemals die Hand als Gattin zugeſichert hatte, aus dem Wege geſchafft werden. Dazu bot ſich auch bald eine Gelegenheit. Als nämlich Helmichis aus dem Bade kam und einen Becher Wein begehrte, reichte ihm Roſamunde einen bereits vergifteten Trank. Kaum davon getrunken, merkte aber der Unglückliche durch die ſich ſchnell eingeſtellten Schmerzen, daß er jetzt ſeinen Todestrunk gemacht habe; er ergriff daher raſch das ihm zur Seite liegende Schwert, ſetzte dasſelbe der erblaßten Giftmiſcherin auf die Bruſt und nöthigte ſie den Reſt des vergifteten Trankes zu leeren. Beide ſtürzten nach einigen Minuten zu Boden, und ſtarben den ſchmerzvollſten Tod, als den wohlverdienten Lohn für ihre ſchändliche That.

I. Bd. 33.

Deutſchland.

Druſus an der Weſer und Elbe.

Ein Weib von rieſenhafter Größe tritt dem römiſchen Feldherrn Druſus entgegen, und droht ihm mit weiſſagenden Worten.

Jahr 9 v. Chr.

Der Name Deutſchland ſoll nach einigen Nachrichten älterer Schriftſteller von einem Donnergotte der alten Deutſchen, welchen ſie Theut oder Thuisko nannten, entſtanden ſeyn; indeſſen iſt aber dieſe Sage nicht verbürgt, wohl aber wahr, daß man von einem deutſchen Völkerſtamme, nämlich den Germanen, in der Folge dem ganzen Lande den Namen Germanien beigelegt hat.

Die Grenzen des alten Deutſchlands werden von den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern als ein Land zwiſchen der Donau, den Rhein, der Nord- und Oſtſee und Sarmatien oder dem heutigen Polen angegeben. Sehr genau beſtimmt aber der römiſche Schriftſteller Tacitus, der in der erſten Zeit des römiſchen Kaiſerthums lebte, die Grenzen Germaniens ſo, daß das alte Deutſchland beiläufig den nämlichen Umfang hatte, den es noch heut zu Tage einnimmt. Dieſer Tacitus iſt es auch, der die erſten und näheren Nachrichten von Deutſchland und ſeinen Bewohnern mittheilt.

Nach ſeiner Angabe war dieſes Land mit Wäldern, Sümpfen und Moräſten angefüllt, in welchen ein kaltes und feuchtes Klima herrſchte und beinahe unzugänglich. Schon der einzige Harzwald hatte nach ſeinen Nachrichten eine Länge von ſechzig und eine Breite von neun Tagreiſen. Eichen- und Buchenwälder bedeckten den Boden und ließen das Licht der Sonne nur ſparſam eindringen.

In dem Schatten dieſer unermeßlichen Urwälder hauſeten nun unſere Vorfahren, größtentheils vom Kriege, der Jagd und Viehzucht lebend, ſeltener den Ackerbau treibend; lauter hohe, faſt rieſige Geſtalten mit blauen Augen, blonden Haaren und einer gewaltigen Körperkraft.

Die durchgängige Aehnlichkeit aller damaligen deutſchen Völker in Hinſicht der äußern Geſtalt beſtimmte den Tacitus ſie für ein Urvolk zu halten, welches ſeit undenklichen Zeiten innerhalb den bereits bezeichneten Grenzen gelebt haben mag.

Was den Charakter dieſer Völker betrifft, ſo lobt Tacitus ihre Keuſchheit und eheliche Treue, ihre Gaſtfreundſchaft, Freiheitsliebe und ungeſtüme Tapferkeit; beſonders führt er aber den Umſtand an, daß ſie gar nicht wußten, was Stehlen ſey. Dagegen tadelt er ihre Spielſucht und vorzügliche Neigung zum Trunke, und die daraus entſpringenden ſchädlichen Folgen.

Das weltgebietende Rom war eben in ſeinem größten Flor, als es die unerwartete und höchſt unwillkommene Nachricht erhielt, daß dieſes deutſche Volk, von dem es früher keine Kenntniß hatte, ſich ihrem Gebiete nähere und mit einem Einfalle drohe. Es waren die Cimbern und Teutonen, welche in dem heutigen Schleswig und Jütland an der Oſtſee wohnten, und bei ihrer zunehmenden Vermehrung ſich in der Abſicht vereinigten, für ihren Lebensunterhalt beſſere Wohnplätze aufzuſuchen. Sie zogen daher mehrere Jahre in Deutſchland herum, gelangten an den Rhein, den ſie überſetzten, und drangen endlich in Gallien, dem heutigen Frankreich ein, wo ſie feſten Sitz nahmen.

Die römiſche Republik, von der Ankunft und der einſtimmigen Sage der Wildheit und Tapferkeit dieſer wandernden Völker erſchreckt, ſchickte ihnen drei Kriegsheere unter den Feldherren Silanus, Manlius und Cäpio entgegen. Aber alle dieſe wurden geſchlagen, und ſo drangen dieſe Wanderer ſchon bis zum heutigen Air im ſüdlichen Frankreich vor, wo ſich ihnen endlich der durch ſeine Tapferkeit und außerordentlichen Schickſale berühmte römiſche Feldherr Marius entgegen ſtellte.

Dieſer erfahrene Kriegsheld wußte das weitere Vordringen der deutſchen Völker ohne Schlacht ſo lange zu verhindern, bis die darüber unwilligen Cimbern ſich von ihren Bundesgenoſſen, den Teutonen, trennten, in der Abſicht, um auf verſchiedenen Wegen in Italien einzufallen. Als aber die Cimbern von ihren Landsleuten ſich entfernt hatten, um über die tridentiniſchen Alpen ihren Weg zu nehmen, da griff Marius die Teutonen an, und brachte ihnen eine völlige Niederlage bei *).

Darauf wandte er ſich im folgenden Jahre gegen die Cimbern, und verſetzte ihnen bei Vercelli in einem günſtigen Augenblicke und durch die Ueberlegenheit ſeiner Kriegskunſt ein ähnliches Schickſal wie den Teutonen (101 v. Chr.).

Der Schrecken, der ſich von dem Einfalle dieſer Völker im römiſchen Gebiete verbreitet hatte, war aber noch nicht ganz vergeſſen, als auch der größte

*) Ihr Häuptling Teutoboch wurde auf der Flucht gefangen und ſchmückte den Triumph des Marius dadurch, daß er durch ſeine außerordentliche Größe über alle Siegeszeichen hervorragte. Im ſiebenzehnten Jahrhunderte wollte man ſein Grab gefunden haben, doch die darin enthaltenen Knochen, die jetzt das Pariſer Muſeum bewahret, gehören einer untergegangenen Thierart der Vorwelt an.

Feldherr der römiſchen Republik, Julius Cäſar, der dem Marius ſowohl an Tapferkeit als Glück noch weit übertrifft, mit einem andern deutſchen Volke, den Sueven, zu thun hatte *).

In Frankreich ſtritten ſich nämlich zu jener Zeit die Aeduer und Sequaner, zwei mächtige galliſche Völkerſchaften, um die Oberherrſchaft, bis zuletzt die Sequaner erlagen.

In dieſer Noth riefen ſie den ſueviſchen Herzog Arioviſt (Ehrenfeſt) zu Hilfe, und dieſer demüthigte wirklich, mit ihnen vereinigt, die Aeduer, nahm aber für dieſe Dienſtleiſtung von dem beſten Theile des Landes Beſitz, und lud noch viele ſeiner Landsleute ein, nach dem ſchönen Gallien zu kommen.

Beide bisher ſich feindſelig gegenüber geſtandenen galliſchen Stämme ſahen jetzt den Mißgriff ein, den ſie durch Arioviſt's Herbeirufung zu ihrem gegenſeitigen Nachtheile gethan hatten, und da ſie die Eindringlinge auf keine Weiſe zum Abzuge bringen konnten, ſo wandten ſie ſich in ihrer Verlegenheit an Julius Cäſar, der eben mit einem Heere an den Grenzen Galliens ſtand, und nur auf eine günſtige Gelegenheit wartete, um in dieſem Lande Eroberungen zu machen. Cäſar fand ſich bereitwillig, den Galliern mit ſeinem Heere beizuſtehen, und beſiegte durch größere Kriegserfahrung und zweckmäßige Bewaffnung des römiſchen Heeres den ſueviſchen Herzog Arioviſt in einer entſcheidenden Schlacht.

Aber auch von dieſem Siege hatten die galliſchen Völker keinen Vortheil, denn Cäſar nahm jetzt ihr Reich in Beſitz, und verwandelte es nach wenigen Jahren in eine römiſche Provinz.

In der Folge ſchlug er über den Rhein eine Brücke, und drang mehrmalen in die jenſeits dieſes Stromes gelegenen deutſchen Länder, konnte aber daſelbſt keine bleibende Eroberung machen, indem ſich die deutſchen Völker bei ſeiner Ankunft immer in ihre undurchdringlichen Wälder zurück zogen, und nur dann erſt aus denſelben hervorkamen, wenn er wieder abgezogen war.

Indeſſen bewogen ihm auch wichtigere Ereigniſſe, die ſich inzwiſchen in Rom zugetragen hatten, Gallien gänzlich zu verlaſſen, um das Schickſal des Staats in den pharſaliſchen Feldern wider ſeinen Nebenbuhler dem großen Pompejus zu entſcheiden. Hier war es auch, wo die deutſche Reiterei, die Cäſar in Gallien aus Gefangenen gebildet hatte, den Ausſchlag gab, und er ſeine von nun an unbeſtrittene Oberhoheit über Rom errang.

Durch die Eroberung Galliens wurden die Deutſchen die Nachbarn der Römer; beunruhigten aber durch ihre Einfälle fortwährend das römiſche Gebiet, wodurch ſich der ſchlaue Auguſtus, der nach Cäſars Ermordung Roms erſter Kaiſer wurde, veranlaßt fand, ſeinen feurigen und tapfern Stiefſohn Druſus mit einem Heere an den Rhein zu ſchicken, um in Deutſchland einzudringen und daſelbſt bleibenden Fuß zu faſſen.

Druſus überſchritt nun im Jahre 8 v. Chr. mit einem ſtattlichen Heere den Rhein, und fuhr dieſen Fluß bis in die Nordſee hinauf, indem er früher den Rhein mit der Yſſel durch einen Kanal verbunden hatte. An der Mündung der Ems legte er ein Kaſtell an, und baute deren noch über fünfzig an bequem gelegenen Orten, um von ſolchen aus das eroberte Land beherrſchen zu können. Die wichtigſte unter dieſen Feſtungen war das heutige Mainz wegen ſeiner Lage, den Ufern des Mains gegenüber, welchen Fluß Druſus als die Hauptlinie ſeiner Unternehmung gegen Deutſchland anſah.

Seinen dritten und letzten Feldzug in Deutſchland unternahm Druſus im folgenden Jahre, welcher auch von den übrigen der Merkwürdigſte iſt. Er ging nämlich durch Heſſen längs einen ungeheueren Buchenwaldes bis an die Weſer, überſetzte dieſen Strom, und drang zuletzt bis an die Elbe vor. Schon wollte er auch dieſen Fluß überſchreiten, als plötzlich — ſo erzählten die Römer — ein Weib von rieſenhafter Größe vor ihn trat, und ihm zurief: »Wohin willſt Du, unerſättlicher Druſus? Das Schickſal erlaubt Dir nicht alle dieſe Länder zu ſehen. Kehre um, denn das Ende Deiner Thaten und Deines Lebens iſt nahe *).«

Druſus, ſo wie ſeine Umgebung erſtaunten nicht wenig über dieſe Erſcheinung und die weiſſagenden Worte des rieſenhaften Weibes, und ſo geſchah es, daß er von ſeinem Vorſatze über die Elbe zu gehen nachließ, und dem Heere den Befehl zum Rückzuge gab. Bevor aber dieſes geſchah, ließ er an den Ufern des Fluſſes einige Siegeszeichen errichten, um damit zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen ſey. Noch hatte er nicht den Rhein erreicht, ſo traf ihn das Unglück vom Pferde zu ſtürzen, in Folge deſſen er zum großen Leidweſen ſeiner Armee, die ihn herzlich liebte, auch bald darauf ſtarb. Tiberius führte die Leiche nach Italien, wo in Pavia Auguſtus ihrer harrte, und ſie von da nach Rom begleitete.

Die Trauer war ſo groß und allgemein, daß der Kaiſer ſelbſt ſeinem geliebten Sohne öffentlich eine Leichenrede hielt, und der Senat erkannte ihm große Ehren zu, beſonders den Beinamen Germanicus für ihn und ſeine Nachkommen.

Druſus war bei ſeinem Tode noch nicht dreißig Jahre alt, und hatte das Verdienſt unter den Römern der Erſte geweſen zu ſeyn, der bleibende Eroberungen in Deutſchland machte. Ihm ſind auch die näheren Kenntniſſe von den Bewohnern und jener fernen Gegenden zu verdanken.

Rom verlor an Druſus einen tapfern, im Felde wie in Staatsverhältnißen brauchbaren Mann, und einen ſeiner redlichſten und edelſten Bürger.

---

*) Das Andenken an dieſe furchtbaren Feinde erhielt ſich noch lange unter dem römiſchen Volke; denn wenn man etwas recht Furchtbares ausdrücken wollte, ſo ſagte man: »Das iſt ein cimbriſcher Schrecken oder ein cimbriſches Geheule.«

*) Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß eine jener wahrſagenden Frauen der Deutſchen, die vorzüglich hochgeachtet und heilig gehalten wurden, dem Druſus mit dieſem drohenden Zurufe erſchienen ſey.

I.Bd.34.

Russland.

Die Bekehrung der Ruſſen zum Chriſtenthume.

Eine Menge Volkes ſteigt bis an die Bruſt und den Hals in den Fluß, um von den Prieſtern die Taufe zu empfangen.

Jahr 988.

Mit dem gemeinſchaftlichen Namen Scythen oder Sarmaten umfaßte man im Alterthume eine Menge nomadiſcher Stämme, welche bis an die römiſchen Grenzen reichten, und ſchon vor Cyrus dem Gründer der perſiſchen Monarchie, die damals gebildete Welt, vorzüglich Vorderaſien beunruhigten. Sie bewohnten die von Herodot beſchriebenen Gegenden zwiſchen dem Don und Dnieper, wo die Griechen Handelskolonien anlegten.

Im zweiten Jahrhunderte n. Chr. zogen von der Oſtſee her in die Gegenden vom Don bis an die Donau die Gothen, welchen ſeit dem fünften Jahrhunderte Hordenzüge von Alanen, Hunnen, Avaren und Bulgaren folgten. Die Slaven, ein ſarmatiſches Volk, zogen ihnen nach, und ein Theil derſelben drang über die Oder bis an die Elbe vor, und vermiſchte ſich nach und nach mit den Deutſchen, während der andere Theil das alte Sarmatenland behauptete, aus welchem dann Ruſſen und Polen hervorgingen.

Die Chazaren, von den Avaren gedrängt, kamen im ſechsten Jahrhunderte in die Länder zwiſchen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Krim, und ſtanden dadurch mit den Byzantinern in genauer Verbindung. Die Petſchenegen, welche Stammverwandte der Chazaren waren, ſaßen am kaspiſchen Meere, gingen dann weſtlich, und drängten die Ungarn nach Pannonien, während ſie die Gegenden zwiſchen dem Don und der Aluta behaupteten. Im nördlichen Rußland wohnten die Tſchuden, finniſche Völker.

Alle dieſe Stämme führten ein nomadiſches Hirten- oder Jägerleben, und gelangten erſt ſpäter dadurch, daß ſie in ehemalige römiſche Provinzen rückten oder mit den Byzantinern in Verbindung kamen, und mit dem Chriſtenthume bekannt wurden, theilweiſe zu einiger Bildung. Dieſe zeigte ſich aber am früheſten unter den ſlaviſchen Völkern, welche von der nördlichen Donau her die Weichſel hinab, und den Dnieper hinauf zogen. Durch ſie entſtanden die Städte Nowgorod und Kiew, welche ſpäter durch ihren Handel zu einer bedeutenden Macht heranwuchſen.

Im neunten Jahrhunderte erſcheint zuerſt in der Geſchichte der Name Ruſſen oder Roſſen; woher aber dieſer Name ſtammt, iſt nicht zu entſcheiden. Die Tſchuden oder Finnen nannten alle Fremden und vorzüglich die Schweden Ruotſi, woraus alſo leicht Ros, Roſſen oder Ruſſen hat entſtehen können.

Nach Neſtor, dem älteſten ruſſiſchen Geſchichtsſchreiber, riefen die Slaven von Nowgorod mit ihren Nachbarn die ruſſiſchen Waräger oder Wäringer genannt, welche wahrſcheinlich, wie die Normänner, ſkandinaviſchen Urſprungs waren, herbei, um der bei ihnen herrſchenden Unordnung ein Ende zu machen. »Groß iſt unſer Land und fruchtbar«, — ſo ſprach nach einer alten Erzählung eine Geſandtſchaft zu den Ruſſen, — »aber es herrſcht keine Ordnung in ihm, ſo kommt denn, ſeyd ihr unſere Fürſten und herrſcht über uns.« Da kamen im Jahre 862 drei Brüder, Namens Rurik, Sineus und Truwor, berühmt durch ihr Geſchlecht und ihre eigenen Großthaten, und wurden die Fürſten des Landes, das nun ſo wie das Volk von ihrem Stamme den Namen erhielt, aber nicht Sprache und Sitte, welche die Herrſcher vielmehr gleich ihren Brüdern in der Normandie, von den Beherrſchten annahmen.

Rurik wählte ſeinen Sitz in Nowgorod, welches daher als die älteſte Hauptſtadt Rußlands angeſehen werden kann, und wurde nach dem Tode ſeiner Brüder der Ahnherr eines Fürſtenhauſes, das bis zum Jahre 1598 geblüht hatte.

Nach dem Tode Ruriks regierte ſein Sohn Igor unter ſeinem Vetter und Vormunde Oleg oder Olaf, welch letzterer von Nowgorod aus am Dnieper herab nach Süden zog, ſich alles unterwarf, und Kiew zum Hauptſitze des neuen Warägerreichs machte.

Von da wagte er eine Unternehmung über das ſchwarze Meer gegen Konſtantinopel, und trotzte dem ſchwachen griechiſchen Kaiſer Leo eine große Summe Geldes ab. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch ein merkwürdiger Vertrag geſchloſſen, welcher über den Verkehr beider Völker, der Griechen und Ruſſen, und über die Entſcheidung vorkommender Streitfälle Beſtimmungen enthielt.

Als Olga, die Gemalin Igors, nach deſſen Tode die Vormundſchaft über ihren minderjährigen Sohn Swätoslaw führte, begab ſie ſich, von dem Wunſche ergriffen eine Chriſtin zu werden, im Jahre 955 nach Konſtantinopel, und ließ ſich hier taufen, wo ſie den Namen Helena annahm. Sie war die erſte ruſſiſche Fürſtin, welche aus dem Heidenthume zur chriſtlichen Lehre übertrat, und den griechiſchen Ritus in ihr Vaterland brachte.

Dieſes fromme Beiſpiel blieb aber lange ohne Nachfolger, und auch alle ihre Bemühungen, ihren Sohn zur Annahme dieſer Lehre zu bewegen, blieben vergebens, obſchon ſelbſt Kaiſer Otto ihn dazu ermahnte und aus Deutſchland mehrere Prieſter nach Kiew ſchickte,

unter welchen der Mönch Libatius der erſte Biſchof in Rußland wurde.

Nach dem Tode der Olga trat ihr Sohn Swätoslaw bei ſeiner Volljährigkeit die Regierung über Rußland an, und bekriegte die Griechen und Petſchenegen, wurde aber von letzteren an den Waſſerfällen des Dniepers erſchlagen, und aus ſeinem Schädel eine prachtvolle Trinkſchale verfertigt, auf welcher die Worte zu leſen waren: »Fremdes Gut ſuchteſt Du, und verlorſt darüber Dein eigenes.«

Swätoslaw hatte ſein Reich unter ſeine drei Söhne getheilt, aber der jüngſte davon Wladimir I. aus Nowgorod von den Annaliſten der Heilige oder der Große genannt, vereinigte wieder im Jahre 980 das Ganze, und erweiterte das Reich durch fortgeſetzte Eroberungen ungemein.

Moslemen, Juden und Chriſten bemühten ſich wetteifernd dieſen mächtigen Fürſten zu ihrem Glauben hinüber zu ziehen, doch von der Religion der Moslemen ſchreckte ihn das Verbot des Weines ab. »Ohne die Luſt des Trinkens« — ſagte er — »können wir Ruſſen nicht ſeyn,« und zu den Juden ſprach er — »daß die, welche Gott in ſeinem Zorne über alle Welt zerſtreuet, Andere nicht ſollten belehren wollen.« So behielt alſo die von den Griechen verkündigte Lehre den Vorzug, nach welcher er im Jahre 988 zu Cherſon die Taufe erhielt.

Noch an demſelben Tage vermälte er ſich mit der Prinzeſſin Anna, eine Tochter des griechiſchen Kaiſers und Schweſter der deutſchen Kaiſerin Theophania, um welche er, mit der Drohung anhielt, daß er im Weigerungsfalle ſelbſt kommen und Konſtantinopel erobern würde.

Als er nach Kiew zurückkehrte, ließ er die Götzenbilder zerſtören, worüber das Volk wohl jammerte und weinte, aber Niemand getraute ſich dem gegebenen Befehle zu widerſprechen.

Hierauf folgte das Gebot, daß alle Ruſſen, Herren und Knechte, Arme und Reiche bei Strafe des Ungehorſams herbei eilen und ſich taufen laſſen ſollten. Nun kam eine zahlreiche Menge Menſchen außerhalb der Stadt an den Dnieper zuſammen, die, während die Prieſter die Taufgebete ſprachen, bis an die Bruſt und den Hals in den Fluß ſtiegen, Väter und Mütter mit ihren Kindern auf den Armen.

Das Volk dachte, es müſſe dieſe neue Religion doch etwas Gutes ſeyn, weil der Fürſt, ſo wie ſeine Großen ſie angenommen hatten, und ließ ſich auch von dem Biſchofe Michael, — der von dem griechiſchen Kaiſer, nebſt mehreren Geiſtlichen nach Kiew geſchickt, und von denen der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griechiſchen Kirche eingeführt wurde, — bereitwillig in dem neuen Glauben unterrichten.

Gleich darauf wurde auch der bisherige Hauptgott der Ruſſen Perun genannt, von ſeiner erhabenen Stelle aus dem Tempel herabgeriſſen und bis zu einem Waſſerfalle geſchleppt, wo man ihn dann in den Abgrund verſenkte.

Auf der Stelle, wo dieſer Vorfall ſich ereignete, entſtand mit der Zeit eine kleine Niederlaſſung, welche den Namen Perunsbucht oder Perunowna erhielt.

Zugleich wurden auch alle heidniſchen Tempel und Götzenbilder in Kiew zerſtört oder verbrennt, und ſo ſah man die ehemaligen Diener der heidniſchen Religion, welche ſich im Chriſtenthume unterrichten ließen, zur Vernichtung ihrer alten Götter Hand anlegen, und die Einwohner ſchaarenweiſe ihre Penaten zum Fluſſe tragen und daſelbſt mit lachendem Munde ins Waſſer werfen. Da einer ſolch großen Sinnesänderung eines beinahe noch rohen Volks bald auch alle übrigen Städte und Ortſchaften nachfolgten, ſo kam die chriſtliche Religion wie durch einen Zauberſchlag in Rußland an die Stelle des heidniſchen Götzendienſtes, und mit dieſer entwickelten ſich auch die erſten Anfänge der Volksbildung *). Wladimir ließ Baumeiſter aus Griechenland kommen, und durch dieſe werkverſtändigen Männer ſchöne und prachtvolle Kirchen beſonders in Kiew erbauen, wo der erſte Sitz des Metropoliten in Rußland gegründet wurde.

Da man aber dieſe neue Lehre aus Konſtantinopel und nicht aus Rom erhielt, ſo konnten auch die Päpſte dieſes Reich nicht mit in den großen Kirchenverein ziehen, der die übrigen Völker Europas zu einem allgemeinen geiſtlichen Reiche verband, was alſo neben ſeiner geringeren geiſtigen Befähigung als ein Hauptgrund zu betrachten iſt, warum dieſes Volk in ſeiner Entwicklung ſo lange und ſo weit, nicht nur hinter den germaniſchen, was nicht zu verwundern wäre, ſondern auch hinter ſtammverwandten ſlaviſchen Nationen zurückgeblieben iſt.

Wladimir wird als der erſte chriſtliche Regent, und weil er viele Klöſter und Schulen ſtiftete, in der ruſſiſchen Geſchichte der Heilige, — weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt **).

Er theilte das Reich unter ſeine zwölf Söhne, doch ſollten alle unter einem Großfürſtenthume vereinigt ſeyn, worin aber der Grund lag, daß nach ſeinem Tode (1015) eine Reihe von Familienkriege entſtanden, die den Verfall des Reichs herbeiführten. Noch ſchlimmer war es, als Swätopolks Nachfolger Jaroslaw I. bei ſeinem Tode (1054) das Reich unter ſeine Söhne theilte, wodurch die Monarchie in einen Bundesſtaat verwandelt wurde, in welchem der Großfürſt von Kiew vorherrſchen ſollte. Aber dieſe Oberherrſchaft wurde ſelten anerkannt, und ſo waren neuerdings Schwäche nach außen, und im Innern heftige Gährungen, Bruderkriege und ſtete Fehden unter den einzelnen Fürſten die böſen Folgen der Theilung.

*) In den älteſten Zeiten ſchlachtete man dem unſichtbaren Gotte zum Wohlgefallen bloß Ochſen, ſpäter aber allerlei Thiere und ſelbſt auch Menſchen. Der ruſſiſche Großfürſt Wladimir ließ im Jahre 980 (vor ſeiner Taufe und Bekehrung zum Chriſtenthume) vor ſeinen neu errichteten Götzenbildern zu Kiew das Blut vieler Kinder vergießen, und verordnete, daß jährlich die zum Schlachtopfer angezeichneten Knaben und Mädchen durch das Los ausfindig gemacht werden ſollten.

**) Zum Andenken Wladimirs ſtiftete die Kaiſerin Katharina II. am 22. September 1782 den Wladimir-Orden, der in vier Klaſſen getheilt iſt.

I.Bd.35.

Dänemark.

König Waldemar II. von Dänemark.

Der König wird mit ſeinem Sohne, als er von der Jagd ermüdet ohne Wache unter einem Zelte ſchlief, gefangen genommen.

Jahr 1223.

Die älteſten Bewohner Dänemarks, eines Stammes mit den Deutſchen, waren muthvolle, kühne Menſchen, die ſich von dem furchtbarſten aller Elemente, dem Meere nährten, und die hohe Kraft ihres Geſchlechts bis auf ſpäte Zeiten bewahrten.

Einer ihrer Stämme, die Cimbern auf der jütländiſchen Halbinſel, wurde den Römern zuerſt durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinſchaft mit den Teutonen in die Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten ſich unter der Anführung des räthſelhaften Odin *) die Gothen in die ſkandinaviſchen Länder, und gaben ſowohl Dänemark als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke.

Skiold ſoll der Erſte geweſen ſeyn, der über Dänemark herrſchte, indeſſen iſt aber ſeine Geſchichte, ſo wie jene ſeiner Nachfolger, die nach ihm Skiold-Unger, d. i. Nachkommen der Skiold genannt wurden, mit vielen Fabeln vermiſcht, ſo, daß man dieſen Zeitraum den fabelhaften nennt. Uebrigens weis man, daß Dänemark damals in viele kleine Staaten zerſtückelt war, daß ſeine Bewohner ihren vorzüglichſten Erwerb in der Seeräuberei ſuchten, und auf allen Meeren und Küſten des Oceans, wohin ſie kamen, gefürchtet wurden.

*) Odin heißt in der nordiſchen Mythologie der Kriegsgott, welcher Muth und Zwietracht gibt, und zugleich Gott der Weisheit und Dichtkunſt iſt. Er war der älteſte Sohn des Börs von der Rieſin Beſtla, ſchlug mit ſeinen Brüdern We und Wili den Rieſen Ymir todt, und baute aus ihm Himmel und Erde, bildete durch ſeinen Odem zwei Bäume in Menſchen um, welche das Geſchlecht fortpflanzten, und die Urältern des Menſchengeſchlechts ſind. Er war der höchſte der Aſen, und als Allvater der Gewaltigſte im Himmel und auf Erden. Seine Wohnung heißt Valaskjalf, und ſein Thron daſelbſt Hildskjalf. Die Raben Hugin und Munin wiſpern ihm ins Ohr, was ſie hören und ſehen, und ſitzen ſtets auf ſeinen Schultern, nachdem ſie an einem jeden Tage die Welt durchflogen. Die Walkyrien ſind ſeine Dienerinen, welche die in der Schlacht Gefallenen nach Walhalla und Vingolf bringen. Wein iſt ihm bei den Feſtmalen Speiſe und Trank zugleich. Er iſt einäugig, denn das eine Auge hatte er an Mimir verpfändet, um aus deſſen Quell den Trunk der Weisheit zu thun. Unter den Menſchen erſcheint er als alter hagerer einäugiger Mann mit einem Hute tief in der Stirn. Sein Gottesdienſt fand ſich in Norwegen, Schweden, Schonen, Dänemark, Gothland und Island.

Als die Römermacht zu zerfallen anfing, da wurde auch im Süden der Name Dänen und Normänner bekannt, weil manche dieſer Seehelden jetzt an ſolchen Küſten und Flußmündungen landeten, die früher die Wachtſchiffe der Römer beſchützt hatten.

Mit dem neunten Jahrhunderte hörte in Dänemark die Sagengeſchichte auf, nachdem jetzt die Normänner, unter welchem allgemeinen Namen man Dänen, Schweden und Norweger begriff, in England landeten, und daſelbſt zwei Reiche ſtifteten *).

Unter Rollo ließen ſie ſich (911), auf der franzöſiſchen Küſte in der Normandie nieder, bevölkerten die Färoer, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Irland, und zogen dann nach Spanien, Italien und Sizilien. Wohin ſie kamen, verbreiteten ſie den Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit und Räubereien.

In ihrer Nationalverfaſſung änderte ſich durch dieſe Streifzüge wenig, ſie blieb ein Föderativſyſtem mehrerer Stämme, deren jeder ſein eigenes Haupt hatte, die zuſammen unter einem Oberkönige ſtanden.

Erſt als die deutſchen Könige aus dem Stamme der Karolinger ſich in ihre einheimiſchen Angelegenheiten miſchen wollten, zogen ſich die Stämme enger zuſammen, und es ſchieden ſich Norweger und Dänen in zwei abgeſonderte Staaten.

Don Mykillati, d. i. der Prächtige, vereinigte Seeland und die übrigen däniſchen Inſeln mit Schonen (Skaane), und gab dem Reiche zuerſt den Namen Dänemark. Gorm und Alte unterwarf zuerſt Jütland, und verband alle kleinen däniſchen Staaten unter ſeinem Zepter. Sein Enkel Swen,

*) Die Nachfolger Egbert des Großen, Königs von England mußten den Normännern, oder wie man ſie in England nannte, den Dänen, welche auf ihren Streifzügen zur See auch die engliſchen Küſten angegriffen und einen Theil des Landes erobert hatten, einen jährlichen Tribut (Danegeld) bezahlen. Alfred der Große weckte aber den Muth ſeiner Nation aufs Neue, überfiel die Dänen, vertrieb ſie, bekriegte ſie ſelbſt in der Folge zur See, und behauptete ſich in dem Beſitze ſeines Reichs. Doch nach ſeinem Tode wurde England wieder von den Dänen angegriffen, und nachdem Ethelred II. alle in England wohnenden Dänen hatte ermorden laſſen, ward das ganze Land von dem Dänen-Könige Swen erobert, worauf ſich die Dänen unter dem Könige Kanut und ſeinen Söhnen durch vierzig Jahre in England behaupteten und das Land nicht eher verließen, bis der ſächſiſche Prinz Eduard der Bekenner auf den engliſchen Thron kam.

ein kriegeriſcher Fürſt, bezwang einen Theil von Norwegen und England, und ſein größerer Sohn Kanut (Knud) vollendete nicht nur die Eroberung von England, ſondern beſiegte auch einen Theil von Schottland, und unterwarf ſich ganz Norwegen. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der chriſtlichen Religion und zur Einführung des Chriſtenthums, das jetzt eine völlige Umwandlung der Nation hervorbrachte.

Kanut ſtarb im Jahre 1036, und hinterließ ſeinen Nachfolgern ein mächtiges Reich. Aber ſchon nach einigen Jahren ging England und Norwegen verloren, und das däniſche Reich, welches Kanut auf den höchſten Gipfel ſeiner Macht gebracht hatte, fiel durch innere Unruhen entkräftet in die tiefſte Ohnmacht.

Mit Swen Magnus Eſtritſon beſtieg im Jahre 1047 eine andere Dynaſtie den Thron; aber auch von dieſer können nur unter die würdigen Regenten der große Waldemar, Kanut VI. und Waldemar II. gezählt werden.

Nach einer langen Reihe von Familienkriegen in dieſem Regentenhauſe ſtellte Waldemar I. während ſeiner 25jährigen Regierung nicht nur im Innern des Reichs die Ruhe nach und nach wieder her, ſondern wendete ſich auch erobernd gegen die wendiſchen Seeräuber, welche in Meklenburg und Pommern ihren Aufenthalt hatten.

In Verbindung mit Heinrich dem Löwen zog er wider ſie zu Felde, und ſchlug ſie; eroberte Rügen, und faßte in Pommern feſten Fuß. Ihm folgte ſein Sohn Kanut VI., welcher ſeine Herrſchaft in Meklenburg und Pommern noch weiter ausdehnte, und dem Grafen Adolph dem III. von Holſtein ſeine Länder entriß. Nach ihm beſtieg den Thron ſein Bruder Waldemar II., beigenannt der Sieger, dem gleich nach ſeinem Regierungsantritte zu Lübeck die rügiſchen, pommerſchen und meklenburgiſchen Fürſten als König der Slaven und Herrn von Nordalbingen (Holſtein) feierlich huldigten; ja der Kaiſer Friedrich II. ſelbſt trat ihm die Länder jenſeits der Elbe und Eyder, die früher dem deutſchen Reiche unterthänig waren, völlig ab.

Waldemar ſetzte aber ſeine Eroberungen noch weiter fort, und unterwarf ſich Pomerellen und einen Theil der preußiſchen, liefländiſchen und eſthländiſchen Küſten *). Seine Flotte beſtand aus 1400 Schiffen, ſein Heer aus 160,000 leicht Bewaffneten dann 2000 Küraſſiren und Bogenſchützen. An Einkünften bezog er außer den Naturalien bloß allein an gemünztem Silber 319000 Mark, eine für jene Zeiten ungeheuere Summe.

Waldemar hatte die däniſche Macht zu dem höchſten Gipfel, den ſie je erreicht, gebracht, und dennoch ſollte ihn ein einziger Unglücksfall von dieſem hohen Glanze wieder ſchnell herabſtürzen, deſſen Wiederherſtellung er nicht mehr bewirken konnte.

Die Veranlaſſung dazu gab ein von dem Könige ſchwer beleidigter Vaſall, Graf Heinrich von Schwerin, der aus Rache den verwegenen Entſchluß faßte, den König gefangen zu nehmen, um ihn dann nach Willkür, — da er ihm noch überdieß während ſeiner Abweſenheit in Paläſtina einige Beſitzungen entzogen hatte, — ſelbſt Bedingungen vorſchreiben zu können.

Die Ausführung der That geſchah am 6. Mai 1223 in der Nacht, als Waldemar mit ſeinem Sohne, den er bereits zum Könige von Dänemark hatte erwählen laſſen, auf der Inſel Lyöe, unweit Fünen, von der Jagd ermüdet, ohne Wache unter einem Zelte ſchlief. Graf Heinrich von Schwerin überfiel hier mit einer bewaffneten Schaar aus ſeinem Gefolge, den König mit ſeinem Sohne, verſtopfte beiden den Mund, daß ſie nicht nach Hilfe rufen konnten, und führte ſie zuerſt nach dem altmärkiſchen Schloſſe Lenzen, ſpäter aber nach dem feſten Dännenberg.

Dieſes frevelhafte Unternehmen wurde zwar durch den Neid, welche Waldemars große Eroberungen erregt hatten, mehr aber noch von jenen abhängigen Fürſten, die dahin ſtrebten das fremde Joch abzuſchütteln, mächtig unterſtützt, und ſcheint auch die Urſache geweſen zu ſeyn, daß die Verwendung der Dänen bei dem Papſte und dem Kaiſer die Freiheit ihres Königs daſelbſt auszuwirken lange unbeachtet und vergeblich blieb.

Endlich kam nach drei Jahren, während ein Reichsverweſer ernannt worden war, die Auslöſung zu Stande; jedoch aber nur unter ſehr harten Bedingungen für den König. Waldemar mußte dem Beſitze Holſteins und ſämmtlicher ſlaviſchen Länder bis auf Rügen entſagen; 45,000 Mark Silber nebſt andern Koſtbarkeiten verſprechen, auch einen Eid ſchwören, ſich wegen ſeiner Gefangenſchaft nicht rächen zu wollen. In der Folge ließ er ſich aber durch den Papſt von ſeinem gethanen Schwure löſen, und griff zu den Waffen, deren Erfolg jedoch unglücklich ausfiel. In der Schlacht bei Bornhövede unweit Kiel am 22. Juli 1227 ſtanden die Grafen von Schwerin und Holſtein, der Erzbiſchof von Bremen, der Herzog Albert von Sachſen und die Lübecker wider ihn auf, und ſchlugen ihn ungeachtet ſeiner Uebermacht völlig, womit auch die Herrſchaft der Dänen im nördlichen Deutſchland endete.

Graf Adolph IV. behauptete Holſtein und Hamburg, und Lübek bekam vom Kaiſer ſo viele Vorrechte, daß ſie der völligen Reichsfreiheit, die ſie nachher erhielten, ſchon ſehr nahe waren.

Nach einem ſo großen Verluſte ſuchte ſich Waldemar wenigſtens um das, was er noch zurückbehielt, durch ein neues Geſetzbuch verdient zu machen, und ſtarb dann im Jahre 1241, nachdem er früher das Königreich ſeinem Sohne Erich dem IV. und das Herzogthum Schleswig deſſen Bruder Abel beſtimmt hatte.

*) In der Schlacht, welche die Eroberung von Eſthland herbeiführte, trugen die Dänen eine große Fahne Danebrog genannt, die von rother Farbe war, und ein weißes Kreuz in der Mitte hatte. Der Sage nach ſoll ſie vom Himmel gefallen ſeyn, und erhielt ihr heutiges Andenken durch den Danebrog-Orden, welchen König Chriſtian V. geſtiftet hatte.

I.Bd.36.

England.

König Alfred als Harfner im Lager der Dänen.

Alfred ſchleicht in Harfnertracht in das Lager der Dänen, und belauſcht, während er ihnen Lieder vorſingt, ihre Reden.

Jahr 878.

Die Geſchichte von Großbritanien, wie es ſeit Jakob dem I. heißt, nennt Gallier und Belgier als die erſten einwandernden Völker auf dieſer Inſel, und führt die Römer als die erſten Eroberer an, welche dem Lande das fremde Joch auflegten, und es als eine römiſche Provinz durch 300 Jahre behaupteten.

In der Folge wurden aber die Römer bei dem Andrange der germaniſchen Völkerſtämme gegen Italien, ſelbſt hart gedrängt, und daher genöthigt, ihre Legionen aus Britanien zurück zu ziehen, wo dann die verweichlichten Einwohner den Einfällen und Verheerungen von den noch unbeſiegten Völkern, nämlich den Pikten und Skoten, welche den nördlichen Theil dieſer Inſel, ſo wie Irland in Beſitz hatten, freiwillig überlaſſen blieben.

Auf dieſe Weiſe preis gegeben und von allen Seiten bedrängt, ſuchte das ſchwache, in der römiſchen Knechtſchaft ganz kriegsentwöhnte Volk bei den an der Mündung der Elbe wohnenden Angeln, Sachſen und Jütten Beiſtand, welchen dieſe auch ungeſäumt leiſteten, nachdem ſie unter der Anführung ihrer Fürſten Hengiſt und Horſa im Jahre 449 auf mehreren Schiffen dahin kamen und die Skoten völlig zurücktrieben.

Für dieſe Dienſtleiſtung ſuchten ſich aber die beiden Anführer mit ihren Hilfsvölkern in Britanien ſelbſt feſtzuſetzen, drängten die Eingebornen in die weſtlichen Gebirge (Wales) zurück, und ſtifteten nach dieſer eigenmächtigen Beſitznahme des von ihnen befreiten, dann aber unterjochten Landes ſieben kleine Reiche, nämlich Kent, Suſſer, Weſſer, Oſtangeln, Eſſer, Mercia und Northumberland (angelſächſiſche Heptarchie), welche Staaten jedoch erſt im Jahre 827 von Egbert dem Großen, König von Weſſer, unter den Namen das Königreich England vereinigt wurden.

Die Herſtellung dieſer Einheit war für das Ganze ſehr heilſam, weil ſie der beſtändigen Fehde der Könige unter einander ein Ende machte; allein die dadurch im Innern bewirkte Ruhe ward bald durch äußere Feinde geſtört, da auch England das Ziel der Angriffe jener normaniſchen Abenteurer (bei den Engländern meiſtens Dänen genannt) wurde, die im neunten Jahrhunderte auf ihren Streifzügen zur See alle europäiſchen Küſten verwüſteten, und die Nachfolger Karl des Großen zwangen, ihnen Zins zu zahlen.

So erſchien ſchon im Jahre 787 eine Flotte däniſcher Seeräuber an der engliſchen Küſte, die aber unter Egberts kräftiger Regierung ſich noch nicht ſo dreiſt heranwagten, wie es unter ſeinem Sohne Ethelwolf geſchah, wo ſie häufiger kamen, die Küſten plünderten, und dann mit Beute beladen wieder heimkehrten.

Die erſte Ueberwinterung wagten dieſe ſeeräuberiſchen Schwärme im Jahre 851, worauf ſie dann im nächſten Frühjahre eine Unterſtützung von 350 Schiffen aus Dänemark erhielten, mit welchen ſie von der Inſel Thanet, die ihr Verſammlungsort war, in das ſüdliche England einbrachen. Hier plünderten und verheerten ſie die Städte London und Canterbury und drangen bis ins Herz von Surrey vor, wo ſie endlich bei Okely von Ethelwolf eine blutige Niederlage erhielten. Dieſe ſtellte aber die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her, da die Dänen ihre Landungen unaufhörlich wiederholten. Noch nie aber hatten dieſe ſeeräuberiſchen Schaaren das Reich ſo verheerend überſchwemmt, als zur Zeit, da der 22jährige Alfred, der jüngſte Sohn des Königs Ethelwolf und Enkel Egberts, den Thron beſtieg.

Nicht weniger als acht große Treffen und viele kleinere Gefechte lieferte ihnen der tapfere Alfred, gewann zur See einige Vortheile, und brachte ſie zu einem Vertrage, Weſſer unangetaſtet zu laſſen. Allein ſchon im nächſten Jahre fielen ſie wieder treulos ins Land ein, und nöthigten diejenigen Einwohner zur Flucht über das Meer, die ſich ihrer Herrſchaft nicht unterwerfen wollten.

Schon hatte Alfred, von ſeinen Unterthanen verlaſſen, und von dem däniſchen Heere umringt, den Entſchluß gefaßt, ſich verzweiflungsvoll in die Feinde zu ſtürzen, als noch zu rechter Zeit die Vorſtellung, ſich ſeinem Volke zu erhalten, bei ihm den Sieg davon trug. In dieſer Abſicht verbarg er ſich auf der Flucht in der Hütte eines Hirten, wo er ſich den Winter hindurch mit Pfeilſchnitzen und Muſik beſchäftigte. Hier war es, wie eine Sage von dieſem Aufenthalte ſich lange noch im Volke erhielt, daß das vielbeſchäftigte Hirtenweib, die ihn nicht erkannte, ihm einmal, als er am Heerde ſitzend, Bogen und Pfeile ſchnitzte, während ihrer Abweſenheit die Aufſicht über ihre Brote anvertraute, und als ſie dieſe bei ihrer Rückkunft ganz verbrannt fand, unter vielen Scheltworten den Vorwurf machte, daß er beſſer Brot zu eſſen, als zu backen verſtehe.

Da er ſich den Winter hindurch auf ſolche Weiſe verborgen gehalten, zog er im Frühjahre mit wenigen Gefährten, die in der Zwiſchenzeit ſeinen heimlichen

Aufenthalt entdeckt, und einige getreue Truppen verſammelt hatten, in eine waldige Gegend von Sommerſetſhire, wo er eine Verſchanzung aufwarf, und von hier aus raſche und unerwartete Streifereien durch die zerſtreuten feindlichen Poſten machte.

Indeſſen machte auch der in dem Schloſſe Kinwith belagerte Graf Oddune von Devonſhire mit einer kleinen Schaar einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, die von den Schweſtern der Anführer unter Zauberſprüchen gewebt, dem Volke ein Palladium war. Jetzt lag es daran die Stellung und Stärke der Dänen auszukundſchaften; zu welchem Wageſtücke ſich aber nicht ſo leicht Jemand herbeilaſſen wollte, bis endlich Alfred beſchloß, dieſes wichtige Geſchäft ſelbſt zu unternehmen.

Alfred ſchlich in der Kleidung eines Harfners mit ſeinem Inſtrumente in der Hand in das däniſche Lager, und machte ſich daſelbſt durch ſein Spiel und ſeinen Geſang ſo beliebt, daß er von den däniſchen Befehlshabern durch mehrere Tage aufgehalten und bewirthet wurde. Bei dieſer Gelegenheit beobachtete er die Schwächen des Lagers und die Nachläſſigkeit im Heere, und behorchte, während er ihnen Lieder vorſang, ihre Geſpräche. Als er von Allem, was er zu wiſſen brauchte, hinlängliche Kunde hatte, ging er ganz unbemerkt wieder aus dem Lager, und ließ, bei den Seinen glücklich angelangt, durch treue Boten alle ſtreitbaren Engländer der nächſtgelegenen Grafſchaften heimlich nach Brirton berufen, die auch ſich eiligſt am beſtimmten Orte einfanden.

Alfred zog jetzt an ihrer Spitze nach Edbington, und überraſchte durch ſeine unerwartete Erſcheinung die Dänen nicht wenig, die das engliſche Heer wie aus dem Boden gewachſen zu ſehen glaubten, was auch zur Folge hatte daß er ſie, bevor ſie noch zur Beſinnung kommen konnten, entſcheidend ſchlug. Die wenigen Dänen, die dem Blutbade entkamen, ſuchten ſich in einem befeſtigten Orte zu halten, allein durch den Mangel an Lebensmitteln wurden ſie auch hier bald nachgiebig gemacht, worauf es zu einem Vergleiche kam, nach welchem ſie im Beſitze ihrer frühern Eroberungen, nämlich: Oſtangeln, Northumberland und eines Theils von Mercia bleiben, das übrige Land aber räumen und Geiſel für die Aufrechthaltung dieſer Verabredung ſtellen ſollten.

Eine noch wichtigere Folge dieſes Sieges war, daß der Dänenfürſt Guthrum den Entſchluß faßte zum Chriſtenthume überzutreten, worauf er in den ihm zugeſtandenen Landſchaften als ein abhängiger Fürſt waltete, ſein Volk an ein ruhiges Leben und an die Einrichtungen fortgeſchrittener Kultur gewöhnte So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer ſchon faſt erloſchenen Nation wieder Daſeyn und Freiheit geſichert. Um aber auch das Begonnene zu befördern, verwendete er jetzt die Zeit des Friedens zur Befeſtigung und Wiedererbauung der zerſtörten Städte, ja ſelbſt zur Errichtung einer Flotte, welche ſtets gerüſtet in den Häfen des Reichs zur Wehr und Wache ſo verſtändig vertheilt war, daß es den herumſchweifenden Geſchwadern der Dänen ſchwer wurde, ſich dem Geſtade ungeſtraft zu nähern, oder es mit Beute beladen zu verlaſſen.

An den Plätzen, die am geeignetſten waren, die Landung des Feindes zu verhindern, oder ſeine Fortſchritte zu erſchweren, wurden feſte Schlöſſer gebaut, deren man gegen das Ende ſeiner Regierung mehr als fünfzig zählte. So wurde auch, um durch das Aufgebot zur Heeresfolge dem Ackerbaue nicht zu viele Hände zu entziehen, die freie waffenfähige Bevölkerung in zwei Klaſſen getheilt, welche ſich im Kriegsdienſte wechſelſeitig ablösten.

Aber eine neue Erſchütterung ſtand ſeinem Throne noch bevor, da nämlich eine ungeheuere Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüſtet hatten, unter ihrem Anführer Haſtings auf 330 Schiffen über den Kanal ſetzte, und an der Küſte von Kent landete.

Auf eine ſo ſtarke Anzahl war Alfred nicht gefaßt, und zum Unglücke auch Guthrum (nach der Taufe Athelſtan genannt) geſtorben, was zur Folge hatte, daß die Dänen aus Oſtangeln und Northumberland alle wieder aufſtanden.

Schwer war der Kampf gegen zwei ſolche Feinde, aber dennoch ſiegte Alfred nach einer dreijährigen Anſtrengung. Die neu angekommenen Normänner erhielten jetzt entweder Niederlaſſung bei ihren Landsleuten in Oſtangeln und Northumberland, oder ſie kehrten wieder nach Frankreich zurück.

Alfred rechnete in Allem 56 Treffen, in welchen er perſönlich mitgefochten hatte; und doch vertauſchte ſelch ein Krieger gerne das Schwert mit dem Zepter, und zeigte ſich in der Sorge für das Innere nicht weniger thätig und trefflich.

Die Verwaltung war in dem langen Zeitraume der däniſchen Verheerungen beinahe gänzlich verfallen, der Geiſt des Ungehorſams und der Gewalt hatte die Oberhand gewonnen. Alfreds Anordnungen für die Wiederherſtellung der Rechtspflege waren aber zweckmäßig und wirkſam, und ſo mußten oft beſtochene oder böswillige Richter dieſelbe Strafe erleiden, die ſie ungerechter Weiſe ausgeſprochen hatten.

Dieſe Strenge brachte auch ſo wohlthätige Folgen, daß man ſpäterhin zu ſagen pflegte: »Wenn der Wanderer ſeine Taſche voll Geldes auf dem Wege verloren hätte, würde er dieſelbe nach einem Monate noch unberührt auf derſelben Stelle gefunden haben.« Mit gleichem Eifer ſorgte Alfred auch für die Verbreitung höherer Bildung, und ging hier ſeinen Unterthanen mit dem beſten Beiſpiele voran.

Ausgezeichnete Gelehrte zog er an ſeinen Hof und beſchenkte ſie mit großer Freigebigkeit; auch kunſtreiche Handwerker und Kaufleute zog er durch große Begünſtigungen ins Land, und bevölkerte durch fleißige Koloniſten die verödeten Provinzen.

Dieſer Alfred, der ſo viel Herrliches vollbracht, verließ die Welt in einem Alter von nicht 52 Jahren, deren größten Theil er unter unaufhörlichen Anfällen einer ſchmerzhaften Krankheit verlebt hatte. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit Karl dem Großen verglichen, und ihn ſelbſt den Großen genannt.

I. Bd. 37.

Portugal.

Der König Sebaſtian in der Schlacht von Alkaſſar.

Der von einem mauriſchen Officier ſchwer verwundete König ſinkt ganz erſchöpft von ſeinem Pferde zu Boden.

Jahr 1578.

Portugal hatte ſich im ſechzehnten Jahrhunderte durch die glücklichen Entdeckungen ſeiner kühnen Seefahrer in entfernten Weltgegenden durch einträgliche Niederlaſſungen in jenen Ländern, und durch einen ausgebreiteten Handel zu einem bedeutenden Range unter den europäiſchen Staaten empor geſchwungen.

Unter der Regierung Königs Emanuels des Großen hatte dieſes Reich ihren höchſten Glanzpunkt erreicht, der ſich aber ſchon unter Johann dem III., dem Sohne und Nachfolger Emanuels, zu verdunkeln anfing, und endlich mit Johanns Tode, der die Krone auf ſeinen Enkel Sebaſtian vererbte, auf immer erloſch.

Dieſer Letztere, der nachgeborne Sohn des Infanten Johann und der Johanna, der jüngern Tochter Kaiſer Karl des V., war am 20. Jänner 1554 geboren, und noch ein dreijähriges Kind, als er zum Könige ausgerufen wurde.

Nach der Verfügung ſeines Großvaters, des verſtorbenen Königs, übernahm deſſen Witwe Katharina, eine Schweſter Kaiſer Karl des V., die Vormundſchaft und Regierung des Reichs, verwaltete aber beides nur durch vier Jahre, nachdem ſie den Großoheim des jungen Königs, den Kardinal Heinrich an ihre Stelle ſetzte, ſich aber in das Kloſterleben zurückzog. Heinrich übergab jetzt die Erziehung des jungen Königs, der viele Anlagen für die Wiſſenſchaften zeigte, den Jeſuiten, und dieſe bildeten den königlichen Zögling nach ihren Grundſätzen.

Sebaſtian wuchs durch dieſe Männer, die bereits den größten Einfluß auf die Reichsverwaltung erhalten hatten, mit der Vorſtellung auf, daß ſeine höchſten Pflichten Gehorſam gegen den heiligen Stuhl, und Kampf wider die Ungläubigen ſeyen; daher auch ſeine erſte Unternehmung ein Feldzug gegen die Mauren war *).

Er ſetzte in ſeinem neunzehnten Lebensjahre, da ihm bereits ſchon früher von ſeinem Vormunde die Reichsverwaltung übergeben worden war, mit 8 bis 900 Portugieſen nach Tanger über, zerſtreute die Mauren, welche die nordafrikaniſchen Gebirge bewohnten, und kehrte darauf ſiegreich nach Liſſabon zurück, wo man ihn mit großen Lobeserhebungen empfing, und dadurch zu neuen Thaten gegen die Ungläubigen aufmunterte.

Von Ruhmſucht entflammt, fand er auch bald Gelegenheit dazu, nachdem er dem Muley Mahomet, der aus dem Beſitze der Reiche Fez und Marokko von einem ſeiner Verwandten, Namens Muley Moloch, verdrängt worden war, Hilfe verſprach.

Er theilte dieſen Plan dem Könige von Spanien mit, der ihn aber davon dringend abrieth und die Folgen dieſes gefahrvollen Unternehmens aus einander ſetzte. Auch ſeine Räthe, ſo wie die verwitwete Königin ſtellten ihm das Mißliche dieſes Zuges vor; nachdem Muley Moloch als ein tapferer und kluger Mann bekannt war, und eine weit größere Macht hatte, als Sebaſtian hinüberführen konnte.

Aber der feurige Jüngling blieb taub gegen alle Warnungen, ließ in Portugal, in Italien und Deutſchland Truppen werben, und forderte ſelbſt den König von Spanien zur Theilnahme an dieſem Zuge auf, der ihm zuletzt 50 Schiffe mit 10,000 Mann zuzuſenden verſprach.

Um die Koſten zu dieſer Ausrüſtung beſtreiten zu können, legte er ſeinen Unterthanen eine beſondere Abgabe auf, und brachte damit eine Armee zuſammen, welche aus 9000 Portugieſen, 3000 Deutſchen, 4000 Italienern, 700 Engländern, 3000 Spaniern und mehreren Tauſend Schanzgräbern beſtand.

Nachdem Sebaſtian, von ſeiner Unternehmung begeiſtert, in der hohen Stiftskirche zu Liſſabon dem Gottesdienſte beigewohnt, und die Hauptfahne hatte einweihen laſſen, ſchiffte er ſich mit ſeinem Heere ein, und ſegelte im Juni 1578 von Liſſabon ab.

Sobald er in Afrika gelandet war, ließ ihm Muley Moloch den Frieden anbieten; Sebaſtian verwarf aber mit Stolz dieſen Antrag, marſchirte vorwärts, und vereinigte ſich mit mehreren Tauſend Afrikanern, die ihm der vertriebene Muley Mahomet zugeführt hatte.

Muley Moloch, dem die Geſchichte das ehrenvolle Zeugniß gibt, daß er ſich durch Weisheit, Thätigkeit, liebreiche Herablaſſung und andere treffliche Eigenſchaften unter den Fürſten ſeiner Nation auszeichnete, hatte indeſſen Alles aufgeboten, um ſeinem Gegner den kräftigſten Widerſtand zu leiſten, und ſich im Beſitze des marokkaniſchen Thrones zu behaupten. Die unruhigen Araber, welche der Gegenpartei zugethan waren, hatte er geſchlagen, ihnen ihre Pferde genommen, und zugleich die Päſſe, welche

*) Seine Frömmigkeit ward zum Fanatismus, und ſeine Tapferkeit zur Don Quixotiade. Um ſich vor andern Fürſten in der Art auszuzeichnen, nahm er den Titel des allergehorſamſten Königs an, weil der König von Frankreich der Allerchriſtlichſte, und der von Spanien der Allerkatholiſchſte hieß.

nach ihren Wohnſitzen führten, beſetzt, damit er im Rücken gegen ihre Angriffe geſichert blieb. Obgleich durch eine ſchwere Krankheit äußerſt entkräftet, zog er in Perſon den Portugieſen an der Spitze ſeines Heeres, welches weit über 100,000 Mann zählte, entgegen, und erwartete den jungen König Sebaſtian in der Ebene von Alkaſſar am Fluſſe Luco.

Sebaſtian hielt jetzt nochmals einen Kriegsrath, in welchem zwar einige für den Angriff, die meiſten Offiziere aber für den Rückzug ſtimmten, nachdem im Lager ſchon Mangel an Lebensmitteln eingetreten war. Selbſt Muley Mahomet war für den Rückzug nach der Küſte geneigt, da hier die Flotte im ſchlimmſten Falle Rettung gefunden hätte.

Sebaſtian hörte aber auf keinen Rath; ja er wollte nicht einmal den Angriff auf den Nachmittag verſchieben, wo durch die früh einbrechende Dunkelheit die Gefahr, wenn die Schlacht unglücklich ausfallen ſollte, doch wenigſtens vermindert worden wäre.

Am 4. Auguſt waren die Heerſchaaren bereits auf beiden Seiten in Schlachtordnung aufgeſtellt. Die Portugieſen ſchlugen ihr Lager auf einer weiten Ebene ohne Baum und Strauch zwiſchen zwei Flüſſen, die eine Meile weit von einander entfernt waren, in der Nähe von Alkaſſar auf, und umgaben es mit einer Wagenburg von Feldwägen, Karren, Tonnen und anderem Geräthe, um dadurch gegen nächtliche Ueberfälle geſichert zu ſeyn. Auf der andern Seite bewegten ſich die Maſſen des Muley Moloch in einem großen Halbmonde vorwärts. In der erſten Linie Tauſende von jenen, welche der Fanatismus aus dem Süden Spaniens vertrieben hatte, und auf beiden Flügeln 10,000 kühne Reiter, welche ihre Schaaren immer weiter ausdehnten, als wollten ſie das ganze portugieſiſche Heer einſchließen.

Muley Moloch, der wegen ſeiner ſchon bedenklich gewordenen Krankheit kein Roß beſteigen konnte, ließ ſich in einer Sänfte in die Nähe des Schlachtfeldes bringen, um hier den Ausgang des Kampfes abzuwarten Endlich begann die blutige Schlacht, in welcher die portugieſiſche Reiterei zuerſt gegen die Feinde hervorſprengte. Dieſe vermochten aber mit ihren leichten Roſſen dem Ungeſtüme der ſchwergerüſteten Gegner, ſo lange dieſe in geſchloſſenen Reihen blieben, nicht zu widerſtehen, und flohen in der größten Verwirrung, um dem wüthenden Gemetzel zu entkommen. Schnell gelangte dieſe Schreckensnachricht von der Flucht der mauriſchen Reiterei in das Lager des Muley Moloch, der ſich, ſchon beinahe halb entſeelt, mit der äußerſten Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte noch einmal emporraffte, ſeine Flüchtlinge ſammelte und ſie aufs Neue in die Schlacht führte.

Dieſe gewaltſame Anſtrengung war aber auch tödtlich für ihn; denn nach wenigen Minuten dieſer heroiſchen That, ſank er ganz erſchöpft zu Boden, und endete auf dem Schlachtfelde.

Der Kampf wurde jetzt auf der ganzen Linie der beiden ſtreitenden Theile mit der höchſten Erbitterung geführt, und blieb auch eine Zeit lang unentſchieden, bis endlich die außerordentliche Uebermacht der Mauren dem portugieſiſchen Heere alle Früchte ihres Muths, ſo tapfer und unerſchrocken dieſes auch anfangs kämpfte, entriß, und ſich der Sieg auf die Seite des überlegenen Mauren-Heeres neigte.

Von Allen, welche der Schlacht beiwohnten, zeichnete ſich keiner ſo ſehr durch Heldenmuth aus, als der König Sebaſtian. Unwiderſtehlich war er an der Spitze der Ritterſchaft in die dichteſten Schaaren der Feinde eingedrungen, und kämpfte noch immer mit heißer Begierde. Auch ſeine treuen Begleiter, ſo wie Muley Mahomet, der ſpäter auf ſeiner Flucht ertrank, trennten ſich ſelbſt in der tollkühnſten Gefahr nicht von ihm, und theilten das Schickſal des ganzen Heeres, welches theils auf dem Wahlplatze blieb, theils in eine ſchmachvolle Gefangenſchaft gerieth.

Ueber das unglückliche Ende des Königs Sebaſtian waren aber die Angaben verſchieden. Nach einigen Nachrichten blieb er im Kampfe unmittelbar, nach anderen wurde er gefangen genommen; doch ſcheint Folgendes wenigſtens einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben.

Als die Schlacht ſchon verloren war, und der König ſich in der größten Gefahr befand, riethen ihm viele ſeiner Getreuen, ſich dem weitern Kampfe zu entziehen, und ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen; da antwortete er: »Ein König muß ſterben, ſobald er ſeine Freiheit verliert,« und mit dieſen Worten ſtürzte er in die dichteſten Haufen der Feinde.

Mancher der Mauren erlag wohl noch unter den Streichen dieſes tapfern Helden, aber bald wurde er umringt und zur Ergebung genöthigt.

Als man ſich um den Beſitz dieſes vornehmen Gefangenen zankte, und der Streit unter den Mauren ſchon blutig zu werden anfing, eilte ein mauriſcher Officier herbei, gebot Ruhe, und machte dem Streite damit ein Ende, daß er dem Könige einen Hieb auf den unbedeckten Kopf über das Geſicht herab gab, worauf er von ſeinem Pferde zu Boden ſank.

Sobald die erſten Nachrichten von dieſer troſtloſen Niederlage von Alkaſſar, und dem Verſchwinden des Königs in Liſſabon eingetroffen waren, benachrichtigten die Reichsverweſer den Staatsrath davon, damit der erledigte Königsthron beſetzt werde. Die Rechtsgelehrten entſchieden aber, daß der Thron ſo lange nicht für erledigt angeſehen werden könne, bis nicht gewiſſe Nachrichten von dem Tode des Königs einlaufen würden; jedoch ſolle inzwiſchen Heinrich, der Großoheim des Königs, als rechtmäßiger Nachfolger die Regierung als Reichsverweſer übernehmen.

Kaum war der Kardinal Heinrich in dieſer Würde beſtätigt, ſo kam ſchon eine Meldung, daß Molochs Bruder, der am Morgen nach der Schlacht zum Sherif ausgerufen wurde, den Leichnam des Königs auf dem Schlachtfelde habe aufſuchen, und nachdem einige der Gefangenen ihn für den ihres Königs erkannten, zu Alkaſſar habe begraben laſſen. Auf dieſe Anzeige ward jetzt der Thron für erledigt betrachtet, und einige Tage darauf der alte 67jährige Kardinal zum Könige von Portugal gekrönt.

I.Bd.38.

Portugal.

Die falſchen Sebaſtiane.

Der letzte dieſer angeblichen Sebaſtiane wird auf einen Eſel gebunden und zur Schau durch die Straßen von Neapel geführt.

Jahr 1598.

Sebaſtians tollkühne Unternehmung gegen die Mauren in Afrika hatte nicht nur die Blüthe des portugieſiſchen Adels vernichtet, und die Kaſſen durch die Ausrüſtung der Flotte erſchöpft, ſondern auch einen Streit um die Krone Portugals veranlaßt, das nun unaufhaltſam ſeinem Verfalle entgegen eilte.

Bald auf die Nachricht von dem wahrſcheinlichen Tode des jungen Königs Sebaſtian in der Schlacht von Alkaſſar (1578) beſtieg Emanuels dritter Sohn, der alte 67jährige Kardinal Heinrich, den Thron. Aber während ihn und die Nation die verwickelte Frage beſchäftigte, wer unter den verſchiedenen Verwandten des königlichen Hauſes das nächſte Recht zur Herrſchaft haben ſolle, und ehe noch dieſe entſchieden war, ſtarb er im Jänner 1580.

Nun traten mehrere Thronwerber auf, unter denen ſich Philipp II., König von Spanien, als Sohn der älteſten Tochter des Königs Emanuels; — Antonio, Prior zu Crato, ein Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, der Emanuels zweiter Sohn geweſen; — Ranuccio Farneſe, Erbprinz von Parma; — und Katharina, vermälte Herzogin von Braganza, welche Beide von Emanuels jüngſtem Sohne, dem Herzoge von Quimaranez abſtammten, befanden.

Gegen die Letzte wandte Philipp ein, daß ſie ein Weib — gegen den Erbprinzen von Parma, daß er erſt ein Urenkel Emanuels — und gegen den Prior Antonio, daß er ein Baſtard ſey. Ob der Herzog Ludwig, wie Antonio behauptete, ſich ſeiner Mutter heimlich habe antrauen laſſen, war wenigſtens zweifelhaft. Indeſſen erklärte ſich aber das Volk aus Nationalhaß gegen die Spanier für Antonio, und rief ihn zum Könige aus, während der Adel ihm dieſe Würde mißgönnte.

Philipp, als der mächtigſte unter dieſen Mitwerbern, ſchickte jetzt ein Heer von 24,000 Mann, unter der Anführung des Herzogs Alba, einen der erſten Feldherrn ſeiner Zeit, nach Portugal; denn er gedachte damit die Ausführung ſeines Rechts am ſicherſten erzwecken zu können. Gewalt mußte entſcheiden, und bald nach der Schlacht, in welcher Antonio's ungeübter Haufe von Philipps wohlgeübten Truppen leicht beſiegt wurde, unterwarf ſich auch Liſſabon den Spaniern.

Auf den Kopf des Antonio wurden 90,000 Stück Dukaten geſetzt; allein dieſer entkam faſt durch ein Wunder den eifrigſten Nachforſchungen, und gelangte glücklich bis nach Calais, wo er Frankreich und England in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte. Beide Mächte ſandten ihm auch Flotten zu Hilfe; aber die franzöſiſche Flotte ward bei den Azoren geſchlagen, und die engliſche ſah ſich ebenfalls bald zum Rückzuge genöthigt.

Antonio mußte alſo jede weitere Hoffnung aufgeben, und ſtarb zuletzt zu Paris in Dürftigkeit und in ſteter Furcht vor den Meuchelmördern, welche von der ausgeſetzten Belohnung auf ſeinen Kopf zu einem Morde leicht hätten verleitet werden können. So beſaß Philipp das reiche Portugal, dabei aber keineswegs die Herzen der Portugieſen.

Er zeigte ſich, als er in das Land kam, zwar freundlich und milde, ließ aber ſeine wahren Geſinnungen bald auffallend kennbar werden, nachdem er von der allgemeinen Amneſtie, die er verkündete, 52 Perſonen ausnahm, welche hingerichtet werden mußten, und alle Uebrigen, die dem Antonio einen Dienſt geleiſtet hatten, für unfähig erklärte, ein Amt zu bekleiden; auch wurde ſeine Regierung immer willkürlicher und habſüchtiger. Dieſer Druck, verbunden mit dem Einfluſſe der Jeſuiten und der Inquiſition, lähmte endlich die Geiſteskraft der emporſtrebenden Portugieſen ſo ſehr, daß ſie von nun an eine eben ſo kraftloſe und geringe Nation wurden, als ſie unter Emanuels Regierung eine große und glückliche zu werden verſprochen hatten. Dazu kam noch, daß ſie in den Kampf Spaniens mit den Niederländern hineingezogen wurden, wo ſie den beſten Theil ihres Handels, und faſt alle ihre oſtindiſchen Beſitzungen verloren.

Die allgemeine Sehnſucht, das ſpaniſche Joch wieder abzuſchütteln, veranlaßten jetzt mehrere ſeltſame Entwürfe, die auf die Ungewißheit von dem Tode des unglücklichen Königs Sebaſtian in der Schlacht von Alkaſſar gebaut wurden.

Man ſtellte nämlich nach einander drei Menſchen auf, die dem Sebaſtian einigermaßen ähnlich ſahen, und die durch ihr Aeußeres, ſo wie durch ihre Erzählungen von wunderbaren Schickſalen, die ſie in der mauriſchen Gefangenſchaft erlebt haben wollten, wirklich die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen.

Der Erſte, von dem ſich das Gerücht verbreitete, daß er der König Sebaſtian ſey, ſoll der Sohn eines Webers geweſen ſeyn; er wurde aber von der Obrigkeit bald gehindert, ſeine Rolle weiter zu ſpielen, und kam als Betrüger zur Galeere.

Der Zweite, der Sohn eines Steinſchneiders, lebte einige Zeit als Einſiedler in der Nachbarſchaft der

Stadt Friceira, wo er durch ſeinen verborgenen Lebenswandel die Aufmerkſamkeit der Landleute ſo ſehr auf ſich zog, daß ſie ihn für den König Sebaſtian erkennen wollten. Aber auch dieſer wurde bald mit ſeiner im Plane führenden Betrügerei entdeckt, und von der ſpaniſchen Regierung für ſeine Frevelthat, da er ſich öffentlich als Fürſt zeigte, mit dem Strange beſtraft.

Der dritte dieſer Betrüger, dem gleiches Schickſal wie ſeinem Vorgänger traf, war ein Paſtetenbäcker, der ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen wußte, daß er durch ſein erkünſteltes Betragen ſogar eine natürliche Tochter des Prinzen Juan d'Auſtria dahin zu täuſchen vermochte, daß ſie ihn mit ihren Juwelen unterſtützte. Nicht ſo entſchieden und allgemein iſt aber ein vierter dieſer Sebaſtiane von den Geſchichtsſchreibern für einen Betrüger erklärt worden.

Im Jahre 1598, alſo zwanzig Jahre nach dem vermuthlichen Tode des Königs Sebaſtian, ließ ſich in Venedig ein Mann ſehen, den mehrere dort anweſende Portugieſen beim erſten Anblicke für den König erkennen wollten. Er hatte nicht bloß Figur, Gang und Stimme, ſondern ſelbſt eine Narbe an ſeiner rechten Augenbraune, und eine große Warze am Fuße, was Alles mit dem wahren Sebaſtian die vollkommſte Aehnlichkeit gehabt haben ſoll. Dieſe Entdeckung machte in Venedig auch bald ein ſo großes Aufſehen, daß der daſige ſpaniſche Geſandte an den hohen Rath das Anſuchen ſtellte dieſen Fremden, den er für einen Betrüger hielt, zu unterſuchen.

Der Gerichtshof ſäumte auch nicht dieſem Wunſche zu begegnen, und zog den Unbekannten, der ſich öffentlich für den todt geglaubten König Sebaſtian ausgab, gefänglich ein, worauf mit ihm in Gegenwart des ſpaniſchen Geſandten ein ſtrenges Verhör vorgenommen wurde.

In ſeiner Ausſage betheuerte er, daß er wirklich derjenige ſey, für den man ihn halte; — daß er ſchwer verwundet und betäubt auf dem Schlachtfelde von Alkaſſar liegen geblieben, und ſo der Gefangenſchaft wunderbar entkommen ſey; — daß er es nicht über ſein Ehrgefühl habe bringen können, ſich in dem Zuſtande eines Bettlers ſeinem Volke wieder zu zeigen; — daß er nach einer kümmerlichen Wallfahrt mehrere Jahre in Georgien als ein Klausner gelebt habe; und endlich, als in ihm die Begierde rege geworden ſey, ſeine Freunde und Landsleute noch einmal zu ſehen, ſo habe er die Reiſe nach Venedig unternommen, um ſich hier zu erkennen zu geben.

Er ſprach ſo freimüthig und von ſeiner Sache ſo gewiß, ja er erinnerte den Rath von Venedig ſogar an ſpezielle Dinge, die er einſt in Briefen mit demſelben verhandelt hatte, und die ſich wirklich noch in den Archiven der Republik vorfanden, daß man ihn durch drei Jahre in Verwahrung hielt, ohne ihn als einen Betrüger beſchuldigen zu können.

Die Portugieſen, welche ſich in Venedig befanden, und ihn ſämmtlich für ihren verlornen König erkennen wollten, thaten jetzt alles Mögliche, um ihm ſeine Freiheit zu verſchaffen, ja ſelbſt der König von Frankreich ließ den Rath von Venedig durch ſeinen Geſandten erſuchen in der Sache zu ſprechen, und ein Volk nicht länger über ihren König in Ungewißheit zu laſſen.

Endlich erfolgte das Erkenntniß, nach welchem man den Unbekannten ſeiner Haft entließ, jedoch befahl, daß er binnen acht Tagen die Republik verlaſſe. Nach dieſer Entſcheidung verließ er ganz im Geheimen Venedig, und trat ſeine Reiſe, als Dominikaner verkleidet, über Florenz nach Portugal an. Kaum hatte er das toskaniſche Gebiet betreten, ſo wurde er ſchon von den ſpaniſchen Ausſpähern, die ſeinen Weg von Schritt zu Schritt verfolgten, ergriffen, und dem Großherzoge übergeben. Dieſer behielt ihn aber nicht, ſondern ſchickte ihn nach Neapel, welches damals nach Spanien gehörte, um ſich dadurch die Gunſt des madrider Hofes zu erwerben. Als er nach Neapel gebracht ward, fingen die Unterſuchungen aufs Neue an; er zeigte ſich aber bei jedem Verhöre ganz ſchuldlos und unverdächtig, und beharrte durchaus auf ſeiner früheren Ausſage. Ungeachtet deſſen erklärte ihn aber der Vice-König für einen Betrüger, ließ ihn gebunden auf einem Eſel ſitzend zur öffentlichen Schau in den Gaſſen und Straßen der Stadt umherführen, und ſchickte ihn ſodann auf Befehl des madrider Hofes nach Spanien. Als ſich das Schiff der Küſte näherte, gerieth ganz Portugal ſo ſehr in Bewegung, daß man ihn ſogleich auf das ſpaniſche Schloß Lucar de Barameda bringen mußte, wo er auch nach einer kurzen Zeit ſtarb.

Dieß war das Ende eines Mannes deſſen Geſchichte ungemein viel Aufſehen machte; und ſelbſt Theilnahme bei fremden Höfen erregte, den die Portugieſen den wahren Sebaſtian nannten, und den ſelbſt die Stimme des unparteiiſchen Publikums jener Zeit, ja ſogar Männer vom erſten Range, nicht für einen Betrüger hielten. Nur die Spanier erklärten ihn dafür, und behaupteten er ſey eigentlich ein Kalabreſe geweſen, und habe Markus Tulius Contizone geheißen.

Indeſſen iſt ſchwer zu beſtimmen, wer von beiden Theilen Recht habe, die Spanier oder die Portugieſen. Die ungewiſſen Nachrichten von dem Tode des Königs Sebaſtian, die vielſeitig anerkannte Aehnlichkeit des Unbekannten mit dem Könige, das Verfahren des Gerichtshofes von Venedig gegen ihn, und endlich das Betragen der ſpaniſchen Regierung ſelbſt, die ihn nicht gleich den übrigen falſchen Sebaſtianen als überwieſenen Verbrecher öffentlich den Prozeß machen ließ, ſondern ſein Schickſal in den Schleier des Geheimniſſes verhüllte, laſſen mit Grund bezweifeln, ob der Unglückliche für den gehalten werden ſoll, wofür er ſich ausgab, oder ob er wirklich ein Betrüger war. Durch ſechs Jahre blieb nun Portugal noch eine ſpaniſche Provinz, bis endlich unter der Regierung des ſchwachen Königs Philipp des IV. die Portugieſen ſich von dem Drucke befreiten, ihr Vaterland wieder zu einem unabhängigen Staate erhoben und einen Abkömmling des alten Königsſtammes, nämlich den Herzog von Braganza, unter dem Namen Johann des IV. auf den portugieſiſchen Thron ſetzten.

I.Bd.39.

England.

Heinrich am Grabe des Erzbiſchofs Thomas Becket.

Der König knieet im Bußgewande auf den Stufen eines Grabmals und läßt ſich von Mönchen auf den entblößten Rücken geißeln.

Jahr 1174.

Einer der mächtigſten und zugleich gebildetſten Könige des Mittelalters war Heinrich II., geboren in der Normandie im Jahre 1132. Mit ihm kam das Haus Anjou oder Plantagenet auf den engliſchen Thron, und blieb in männlicher Nachkommenſchaft über drei Jahrhunderte im Beſitze desſelben. Wie die franzöſiſche Linie zu dieſer langen Herrſchaft über England gelangte, geſchah auf folgende Weiſe.

Wilhelm, in der Geſchichte der Eroberer genannt, war der uneheliche Sohn des Herzogs Robert, genannt der Teufel, von der Normandie und der Tochter eines Gerbers aus Falaiſe. Wilhelm zählte erſt neun Jahre, als ihm ſein Vater ſterbend das Land überließ, und ihm den König von Frankreich nebſt einigen großen Vaſallen dieſes Reichs zu Vormündern gab. Indeſſen entſtanden aber um den Beſitz ſeines Landes große Unruhen, und ſelbſt der König von Frankreich ſuchte ihm dieſes zu entreißen. Jedoch die großen Geiſtesgaben, ſo wie die Tapferkeit des jungen Wilhelm führten ihn bald durch alle dieſe Schwierigkeiten, und ſo wurde er kaum zum Manne herangereift, der Schrecken aller kleinen Fürſten Frankreichs.

Während dieſen Zwiſtigkeiten um den Beſitz ſeines Landes ſtarb Eduard, der König von England, ein naher Verwandter des jungen Wilhelm, der ihm ſchon früher, da er ohne Kinder war, die Thronfolge in England zugeſichert hatte. Allein nach dem Tode dieſes Königs ſetzte ſich ein Engländer, Namens Harold, die Krone auf, obgleich er anfangs verſprochen hatte, Wilhelms Abſichten zu befördern.

Wilhelm traf die nöthigen Anſtalten dieſe Untreue zu rächen, und verband ſich mit dem Beherrſcher von Norwegen, während er ſich zugleich gegen den Papſt erklärte, das Reich von ihm zum Lehen zu empfangen. Harold ſchlug zwar die Norweger aufs Haupt; aber bei Haſtings erhielten die Engländer eine gänzliche Niederlage, in welcher auch Harold ſeinen Tod fand.

England unterwarf ſich jetzt, und Wilhelm wurde am Weihnachtsfeſte zu London gekrönt. In ſeinem Teſtamente verordnete er, daß ſein älteſter Sohn Robert ſich mit der Normandie begnügen, und ſein zweitgeborner Sohn Wilhelm ihm in England nachfolgen ſollte. Dieſes geſchah auch, allein Wilhelm, nach der Farbe ſeiner Haare der Rothe genannt,, führte eine ſchlechte und ungerechte Regierung, und wurde im neuen Walde von Wincheſter, wo er ſich mit der Jagd unterhielt, durch einen Pfeil von unbekannter Hand ſo ſicher in die Bruſt getroffen, daß er augenblicklich leblos zu Boden ſank.

Nun rieß Wilhelm des Eroberers dritter Sohn, Namens Heinrich I., ohne ſich um die unbeſtrittenen Rechte ſeines älteſten Bruders Robert zu bekümmern, die Herrſchaft über England an ſich, eroberte auch die Normandie, und nahm ſelbſt ſeinen Bruder gefangen, den er bis an ſein Ende 28 Jahre lang in dem Schloſſe Cardiff an der Grenze von Wales eingeſperrt hielt.

Als Heinrich I. im Jahre 1135 gleichfalls mit Tode abging, hinterließ er nur eine rechtmäßige Tochter, Namens Mathilde, die früher an den deutſchen Kaiſer Heinrich dem V. vermält war, nach deſſen Tode aber den Grafen Gottfried von Anjou geheirathet hatte, den man wegen ſeiner Gewohnheit, daß er einen blühenden Ginſterzweig als Feder auf den Helm ſteckte, Plantagenet nannte.

Vor ſeinem Tode ſetzte Heinrich I. ſeine eheliche Tochter Mathilde zur Erbin aller ſeiner Länder ein; allein der Graf Stephan von Boulogne, ein Schweſterſohn des Verſtorbenen, kam ihr zuvor, und bemächtigte ſich mit Hilfe einer ihm ergebenen Partei der engliſchen Krone.

Stephan regierte bis zum Jahre 1151, jedoch in einer unruhevollen Zeit und mit vielem Kummer; ja er ſah ſich zuletzt noch genöthigt einen Vergleich zu ſchließen, in welchem er nach ſeinem Tode dem Sohne der Mathilde, Namens Heinrich, die Nachfolge auf den engliſchen Thron zuſichern mußte. Bald nach dieſem Vergleiche ſtarb auch Stephan, und Heinrich II. beſtieg den Thron.

Dieſer Fürſt, an Gaben ſeinen Großvater noch übertreffend, führte eine kluge und kräftige Regierung, doch war er ſtolz und jähzornig. Er ſtellte die Ruhe im Reiche wieder her, ließ eine Menge Raubſchlöſſer niederreißen, verbeſſerte die Münzen, und brachte ſtrengere Ordnung in das Gerichtsweſen. Wäre er nicht mit der Kirche in einen Streit gerathen, ſo hätte ſeine Regierung eine der glänzendſten und heilſamſten für England werden können; aber wie in Deutſchland unter dem mächtigen Kaiſer Friedrich dem I., ſo trug auch bei ihm die römiſche Curie einen entſcheidenden Sieg davon, und man ſah ihn, ſo wie jenen Fürſten zuletzt demüthig zu ihren Füßen.

Der Mann, welcher dem Könige dieſen Kampf bereitete, war Thomas Becket, zuerſt ſein Großkanzler und vertrauteſter Freund, der in der Kunſt zu regieren ungemeine Kenntniſſe beſaß. Auf dieſen

Poſten war Becket ſo ſehr bemüht bei dem Volke durch ſeine Freigebigkeit, als durch unbegrenzte Ergebenheit bei dem Könige ſich beliebt zu machen, daß dieſer, als das Erzbisthum Canterbury erledigt wurde, er allen ſeinen Einfluß verwendete, um die Wahl auf Becket zu lenken. Aber kaum befand ſich Becket zu jener hohen Würde erhoben, ſo wandte er ſeine Hand von dem Könige ab, und vertheidigte mit aller Kraft und Beharrlichkeit die wahren oder vermeintlichen Rechte ſeines neuen Amtes.

War Becket ſchon früher am königlichen Hofe der Mäßigkeit ergeben, und ein Feind jeder Ueppigkeit, ſo ſtieg jetzt ſeine Enthaltſamkeit bis zur eckelhaften Unſauberkeit. Mit dem gröbſten Haartuche war er am bloßen Körper bekleidet, geißelte ſich häufig, wuſch täglich auf den Knieen dreizehn Bettlern die Füße, und führte, kurz geſagt, das Leben eines ſtrengfrommen Menſchen. Daß er aber bei dieſem Wandel auch die Stellung und den Ruf beabſichtigte, um als Haupt der engliſchen Kirche dem Könige mit Nachdruck entgegen treten zu können, blieb nicht lange verborgen. Er forderte jetzt jene Ländereien zurück, welche die vorigen Könige dem erzbiſchöflichen Stuhle von Canterbury entzogen hatten, und zeigte dadurch, wie wenig er der weltlichen Macht zu ſcheuen gedenke. Heinrich klagte dagegen über die großen Mißbräuche bei den geiſtlichen Gerichten, und verlangte, daß alle Prieſter, die ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hätten, nach ihrer Degradation den weltlichen Gerichten zur Beſtrafung ausgeliefert werden ſollten. Um dieſe ſeine Forderung durch förmliche Geſetze feſtzuſtellen, berief er eine allgemeine Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Stände nach Clarendon, und legte ihnen hier mehrere Artikel vor, die ſich auf frühere Gewohnheiten gründeten, nämlich: jeder wegen eines Verbrechens angeklagte Geiſtliche ſoll ſich vor den weltlichen Gerichtshof ſtellen; die letzte Inſtanz aller geiſtlichen Sachen ſoll der König ſeyn; die Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſollen ihre geſammten Beſitzungen nur als vom König empfangene Lehen betrachten; alle Einkünfte erledigter Pfründen ſollen bis zur Wiederbeſetzung dem Könige zufließen.

Zwar unterſchrieben die Biſchöfe durch die Gewalt geſchreckt, mit welcher die Barone im Weigerungsfalle drohten, und auch Becket wich jetzt den Umſtänden. Wie aber leicht vorauszuſehen war, verweigerte Alexander den meiſten dieſer Artikel die päpſtliche Beſtätigung, worauf Becket erklärte, daß er durch den ihm abgedrungenen Schritt eine große Schuld auf ſich geladen hätte, und ſich daher zu allen prieſterlichen Verrichtungen ſo lange für unfähig halte, bis ihn der Papſt davon losgeſprochen haben würde.

Bald darauf flüchtete er ſich nach Frankreich, wo Ludwig VII., der nur auf eine Gelegenheit wartete, um Heinrich angreifen zu können, ihn bereitwillig in Schutz nahm. Auch der Papſt, was ganz natürlich war, ließ ihn nicht fallen; da er aber damals vom Kaiſer Friedrich dem II. hart bedrängt und aus Italien vertrieben war, ſo wollte er den König von England nicht zu ſehr aufreizen, weil dieſer leicht zur Partei des Gegenpapſtes hätte übertreten können, und ſuchte zwiſchen dem Könige und dem Erzbiſchofe eine Verſöhnung zu bewirken.

Dieſe gelang zwar dem Scheine nach, und Becket kehrte wieder nach England zurück, benahm ſich aber aufs Neue ſo feſt und unerſchütterlich, daß dem Könige eines Tages die unbedachtſamen Worte ausfuhren: »Iſt denn unter den Feigen, die mein Brot eſſen, Keiner, der mich von einem aufrühriſchen Prieſter befreit?« Sogleich eilten vier Dienſtmannen, die durch dieſe Klage ihre Ehre verletzt hielten, nach Canterbury, und ermordeten den Erzbiſchof, da er eben zur Veſper gehen wollte, in der Kathedrale an den Stufen des Altars (1170) *).

Heinrich erſchrack bei der Nachricht von dieſem Morde nicht wenig, und es ſcheint auch, daß er mit ſeiner Rede den Mord des hochverdienten Prälaten nicht beabſichtigt habe. Die That war aber geſchehen, und ſo blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als ſich wegen des begangenen Frevels bei dem Papſte zu rechtfertigen.

Dieſer ſandte auch ſogleich zwei Legaten nach der Normandie, um von Heinrich, der daſelbſt verweilte, das Bekenntniß ſeiner Schuldloſigkeit abzuverlangen, und ihn durch einen Vertrag dahin zu verpflichten, den Appellationen nach Rom in geiſtlichen Angelegenheiten kein Hinderniß in den Weg zu legen, ſo wie die Artikel von Clarendon bis auf den Vaſalleneid für die Biſchöfe aufzugeben.

Heinrich leiſtete alle dieſe Forderungen willig, und nachdem er von den Legaten vor die Thüre der Kirche zu Avranches geführt ward, beugte er ſich auf die Kniee, und ſchwur vor allem Volke den Tod des Erzbiſchofs Becket weder gewollt noch befohlen zu haben, zugleich betheuerte er auch, die Beſtimmungen der Uebereinkunft redlich und ohne Liſt zu erfüllen, worauf er dann von aller Schuld frei geſprochen wurde.

Zwei Jahre nach dieſer Begebenheit erhob Papſt Alexander den ermordeten Erzbiſchof Thomas Becket als einen Märtyrer unter die Zahl der Heiligen, worauf aus allen Theilen des Königreichs zahlreiche Wallfahrten, beſonders aus dem ſächſiſchen Volke zu ſeinem Grabe nach Canterbury ſtrömten, um ihre Andacht daſelbſt zu verrichten.

Selbſt Heinrich unternahm nach einigen Jahren eine ſolche Wallfahrt dahin; ob aus Gewiſſenszweifel, oder weil er es nöthig fand, dem Volke einen Beweis ſeiner reuigen Ausſöhnung mit der Kirche zu geben. In ein Bußgewand gehüllt und barfuß näherte er ſich dem Grabe des heiligen Mannes, knieete daſelbſt durch 24 Stunden unter Faſten und Gebet, und ließ ſich zuletzt von den Mönchen dieſes Stiftes am Rücken entkleiden und den entblößten Leib geißeln; ein Anblick, wodurch er alle Anweſenden bis zu Thränen rührte.

*) Bald nach der verübten That gingen die Mörder nach Rom, und als ſie dort Buße gethan hatten, ward ihnen geſtattet durch eine Wallfahrt nach Paläſtina ihr Verbrechen zu ſühnen.

I.Bd.40.

Schweden.

Die Schlacht bei Pultawa.

Der am Fuße gefährlich verwundete König von Schweden ermahnet im Getümmel der Schlacht ſeine Soldaten zur Tapferkeit.

Jahr 1709.

Außer Guſtav Adolph dem II., deſſen Thaten das ſchönſte Blatt in der ſchwediſchen Geſchichte bilden, hat kein König in Schweden einen ſo großen Ruhm erlangt, als Karl XII., deſſen ganze Regierungszeit eine fortlaufende Reihe von Kriegen und abenteuerlichen Unternehmungen bildet.

Karl war bei dem Tode ſeines Vaters erſt fünfzehn Jahre alt, und zeigte auch wenig Neigung für die Regierungsgeſchäfte, nachdem er mehr ſtarke Leibesbewegungen wie z. B. die Jagd liebte.

Dieſer Umſtand ſchien auch den eiferſüchtigen Nachbarn eine günſtig gekommene Gelegenheit zu ſeyn, das im Norden übermächtige Schweden, wozu Guſtav Adolph den Grund gelegt hatte, zu demüthigen. In dieſer Abſicht verbanden ſich nach einer, beſonders dieſem Jahrhunderte eigenthümlichen und höchſt unredlichen Politik, Friedrich von Dänemark, Auguſt von Polen und Peter von Rußland wider Karl, wodurch der in der Geſchichte bekannte große nordiſche Krieg erzeugt wurde, der zuletzt mit Schwedens Demüthigung endete.

Den Krieg mit Dänemark beſchloß Karl ſiegreich ſchon im Jahre 1700 durch den Frieden von Dravendahl, in Folge deſſen der Herzog von Holſtein, der mit der älteſten Schweſter Karls vermält war, in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingeſetzt wurde.

Kaum war Karl mit Dänemark in Ordnung gekommen, ſo wendete er ſich gegen ſeine andern beiden Gegner, von welchen Auguſt die Stadt Riga belagerte, während Peter die Feſtung Narwa und alles um den finniſchen Meerbuſen gelegene Land mit ſtarker Macht bedrohte.

Karl ließ jetzt 20,000 Mann nach Liefland überſetzen, und ging den Ruſſen entgegen, die er, 50,000 Mann ſtark, unter den Mauern der Stadt Narwa in einem befeſtigten Lager fand. Bei 10,000 Schweden ſtellten ſich unter dem heftigſten Feuer der Ruſſen in Schlachtordnung, und in weniger als einer Viertelſtunde war das ruſſiſche Lager erſtürmt.

Mehr als 18,000 Ruſſen blieben auf dem Platze oder warfen ſich in die Narwa; die andern wurden gefangen genommen oder zerſtreut.

Gleich nach dieſem Siege ſetzte Karl über die Düna, griff die Verſchanzungen der Sachſen an, und trug auch hier einen vollſtändigen Sieg davon.

Jetzt hätte Karl einen Frieden ſchließen können, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens gemacht haben würde; allein ſtatt deſſen drang er unaufhaltſam in Polen ein, wo er zu Cliſſow noch einen glänzenden Sieg über die Polen und Sachſen erfocht, und dann das ganze Land beſetzte. Dieſer Umſtand hatte zur Folge, daß der Kardinal Primas den polniſchen Thron für erledigt erklärte, und daß man durch Karls Einfluß den Grafen Stanislaus Lesczinski zum Könige erwählte.

Auguſt hoffte in Sachſen ſicher zu ſeyn, aber Karl verfolgte ihn auch bis dahin, beſetzte dieſes Land, und dictirte zu Altranſtädt dem gebeugten Könige die Bedingungen des Friedens, in welchen er dem polniſchen Königsthrone entſagen mußte.

Hier fällt jene Schattenſeite in Karls Leben, als er den Liefländer Patkul, der damals als ruſſiſcher Geſandter in Dresden war, und der eigentlich das Bündniß wider Schweden angeſtiftet hatte, ſich ausliefern, und dann auf eine barbariſche Weiſe hinrichten ließ.

Karl verweilte bis zum September 1707 in Sachſen, und trat dann mit ungefähr 43,000 Mann jenen abenteuerlichen Zug nach Rußland an, um Peter in ſeiner Hauptſtadt Moskau aufzuſuchen und gleichfalls zu vernichten.

Schon im Jänner 1708 paſſirte ſein Heer die Weichſel, um nach Grodno zu marſchiren, wo damals Peter ſich aufhielt. Dieſer aber zog ſich bei Karls Ankunft bis nach Petersburg zurück, worauf ſich Karl veranlaßt fand mit ſeiner ganzen Macht über die Berezina zu ſetzen.

Jenſeits dieſes Fluſſes fing der Marſch des ſchwediſchen Heeres außerordentlich beſchwerlich zu werden an, nachdem durch häufige Regengüſſe die Bäche und Flüſſe ausgetreten, und die ganze Umgegend in Sümpfe verwandelt war. Karl ſuchte alle dieſe Hinderniſſe zu bekämpfen, ging überall mit ſeinem Beiſpiele voran, durchwatete oft bis über die Bruſt die ſumpfigen Wege, und überraſchte auf ſolche Weiſe den ruſſiſchen General Scheremetew, der ſich bei der Stadt Hollowszin am Fluſſe Bibitſch aufs Beſte verſchanzt hatte, und nicht glauben konnte, daß das ſchwediſche Heer durch eine ſo ganz unwegſame Gegend zu ihm gelangen könne.

Karl verlor keine Zeit, und ſtellte noch ſpät am Abende ſein Heer in Schlachtordnung auf, um an dem nächſtfolgenden Tage ſeinen Angriff machen zu können. Hier ſahen die Ruſſen, was ſie nicht erwartet hatten, den König von Schweden in den Fluß ſpringen, und einen Haufen Soldaten ihm nachfolgen welche ihre Mäntel und Flinten über den Kopf

hielten und ſo dem fürchterlichſten Kanonenfeuer entgegen ſtürmten.

Sieben Angriffe der tapfern Schweden wurden zurückgetrieben, endlich aber krönte der Sieg ihre Beharrlichkeit, und Karl wurde Meiſter des Platzes, nachdem die Ruſſen die Flucht ergriffen hatten, die er bis Mohilew verfolgte, wo er dann auf Schiffbrücken über den Dnieper ſetzte.

Bereits auf dem ruſſiſchen Grunde in der Nähe von Smolensk angelangt, erſchien jetzt zu ſeinem Unglücke ein Mann, der ihn mit eitlen Hoffnungen blendete, und durch dieſe ihn bewog, ſtatt ſeinen Marſch nach Moskau zu verfolgen, einen Umweg durch die Ukraine zu machen, um ſich dort mit ihm zu vereinigen.

Dieſer Mann war der 64jährige Hetman der Koſaken, Namens Mazeppa, der bisher dem Zar zinsbar geweſen, ſich aber jetzt in dem unbeſchränkten Beſitz ſeines Gebiets der Ukraine zu ſehen wünſchte, was er durch Karls Hilfe und Waffen am ſicherſten auszuführen hoffte. Dieſer Vorſchlag mißfiel wohl allen einſichtsvollen Rathgebern; allein Karl beſtand hartnäckig darauf, ging von ſeinem Marſche nach Moskau ab, und folgte dem ehrſüchtigen Mazeppa in ſein Gebiet.

Ungeheure Waldungen und endloſe Steppen machten dieſen Zug des ſchwediſchen Heeres noch weit beſchwerlicher als den frühern durch Polen nach Smolensk, und da ſich zugleich Mangel an Lebensmitteln einſtellte, ſo erlagen in kurzer Zeit Menſchen und Thiere zu Tauſenden. Dazu kam noch ein feuchtkalter Herbſt, der den fürchterlichen Winter zu Anfang des Jahres 1709 berühmt gemacht hat, und die Leiden des Heeres mit jedem Tage vermehrte. Hunderte von Menſchen und Pferden erſtarrten, welche ſchaudervolle Scene ſelbſt den Muthigſten ſchon zaghaft machte; Karl behielt aber ſeine gewohnte Seelenſtärke, theilte mit ſeinen Soldaten alle Beſchwerden, und ging, da er faſt nichts mehr zu leben hatte, und auch keine Zeit verlieren wollte, im ſtrengſten Froſte über Schnee und Eis nach Hadziacz und Weprik.

Nach der Eroberung dieſes Ortes betrug die ganze Macht des ſchwediſchen Heeres kaum noch 28,000 Mann, die jetzt mitten in Feindesland von Ruſſen umringt waren. Indeſſen wäre es aber noch immer Zeit geweſen zu entkommen, und nach Polen zurückzuziehen; allein Karl ſetzte ſeinen Marſch raſtlos fort, um Pultawa, die Hauptſtadt der Ukraine zu erreichen, wo er meinte, daß man noch immer thun könne, was man wolle.

Endlich erreichte er Pultawa, wo Mazeppa zwar beſſere Nahrung verſchaffte; allein, ſtatt den verſprochenen 30,000 Koſaken konnte er kaum 6000 Mann dem Heere zuführen.

Karl ließ jetzt die Stadt, welche feſt war, und eine ruſſiſche Beſatzung von 8000 Mann hatte, förmlich belagern, aber bei dem Mangel an Leuten, um alle Zugänge zu decken, blieben ſeine Bemühungen vergebens; zudem hatte er auch nur mehr 18 Kanonen zu ſeiner Verfügung übrig.

Peter, der ſich jetzt bei ſeinem Heere eingefunden hatte, rückte mit 65,000 Streitern an, woraus leicht erklärbar war, daß eine Schlacht unvermeidlich ſey, die auch entſcheidend und zum Nachtheile für die Schweden ausfallen werde.

Der bereits am Fuße gefährlich verwundete Karl ließ ſich von zwei Pferden in einer Sänfte, wo das Getümmel des Kampfes am heftigſten war, umhertragen, hielt in einer Hand die Piſtole und in der andern den Säbel, und ermahnte ſeine Schweden zur Tapferkeit.

Noch ſchwankte der Sieg, da tödtete aber ein Kanonenſchuß die beiden Pferde an der Sänfte, und ein zweiter Schuß zertrümmerte dieſelbe gänzlich, daß der König wie Tod zur Erde ſank. »Der König iſt todt,« war jetzt der Ausruf durch die Schaaren, und machte die Armee beſtürzt und muthlos. Schon begann eine allgemeine Flucht, als der König ſich wieder erholte, und 24 Grenadiere herbeirief, die ihn auf einer von Picken gemachten Bahre einigen fliehenden Regimentern entgegen tragen mußten, um dieſe zum Stehen zu bringen. Aber alles Bemühen blieb vergebens; denn ſeine Träger wurden bis auf drei Mann getödtet, und er ſelbſt in der großen Verwirrung zur Flucht mit fortgeriſſen.

Die ganze ſchwediſche Armee, welche ſo viele Jahre ſchon die Bewunderung der Welt geweſen war, hatte jetzt aufgehört zu ſeyn, und beſtand nur noch aus einigen Hundert Getreuen, die dem Könige auf ſeiner Flucht nach dem Dnieper folgten.

Ungefähr 8000 Mann blieben in der Schlacht, über 6000 Mann geriethen in Gefangenſchaft, und ein großes Korps von 12,000 Mann unter dem Generale Löwenhaupt mußte ſich nach einigen Tagen an dem Dnieper, den er aus Mangel an Schiffen nicht paſſiren konnte, gleichfalls zu Kriegsgefangenen ergeben.

Der beſiegte Held, der bereits das Schrecken von drei mächtigen Beherrſchern geweſen, war jetzt zum ärmſten Flüchtlinge gemacht, und entkam nur mit Mühe auf einem Kahne über den Dnieper mit 300 Reitern von ſeiner Leibgarde, die durch den Fluß ſchwammen. Vom Dnieper eilte der König an die Ufer des Bug durch fünf ſchreckliche Tagreiſen; denn es ging durch unbewohnte Wüſteneien in einer brennenden Sonnenhitze, ohne Waſſer und Brot, da alle noch vorräthig geweſenen Lebensmittel bereits aufgezehrt waren *).

Erſt als man am Bug der damaligen Grenze des türkiſchen und ruſſiſchen Reichs angelangt war, erſchien ein Aga an der Spitze eines türkiſchen Reiterſchwarms, empfing den König ehrenvoll und begleitete ihn, mit allen Bequemlichkeiten verſehen nach Bender, wo er von dem Paſcha mit der ausgezeichnetſten Hochachtung aufgenommen wurde.

*) Schwarzes verſchimmeltes Brot von Hafer und Gerſte war noch die letzte übrige Nahrung. Ein Soldat gab dem Könige ein Stück davon; dieſer aß es ganz, und ſagte dann mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe: »Es iſt wohl nicht gut, aber man kann es eſſen.«

I.Bd.41.

Italien.

Die Zerſtörung von Aquileja durch den Hunnenkönig Attila.

Attila tritt unter ſeine Großen, und zeigt, als eine Vorbedeutung des gewiſſen Sieges, auf die aus der Stadt fliegenden Störche.

Jahr 452.

Die Hunnen, welche den großen Anſtoß gegeben hatten, der ſo viele Reibungen und neue Verhältniße in Europa hervorrief, hielten ihren Standplatz lange Zeit in den Ländern, welche am ſchwarzen Meere und an der untern Donau lagen, nachdem ihnen dieſe große und reiche Weideplätze darboten.

Das Verhältniß, in welchem damals die Völker zu ihnen ſtanden, die früher zu dem oſtgothiſchen Reiche gehörten, dann aber von ihren Waffen beſiegt waren, iſt in ein Dunkel gehüllt.

Ohne Berührung mit der zuſammenſinkenden Römerwelt und dem Kampfe derſelben mit den deutſchen Völkern waren ſie nicht, denn man findet Hunnen in römiſchen Kriegsdienſten; ja Aëtius ſchrieb ſogar mit hunniſchen Schaaren dem Kaiſerhofe Geſetze vor. Indeſſen brauchten ſie aber wieder eine neue Aufregung, um ſie wieder zu Heereszügen und Eroberungen zu bringen, und dieſe gab ihnen jetzt der furchtbar gewordene Hunnenkönig Attila.

Dieſer und ſein Bruder Bleda, nachdem Beide Fürſten der Hunnen geworden waren, machten den Anfang ihrer Laufbahne damit, daß ſie von dem Hofe zu Konſtantinopel ein auf das Doppelte erhöhtes Jahrgeld und andere Vortheile zu erzwingen ſuchten. In der Folge ſchaffte Attila ſeinen Bruder aus der Welt, und machte ſich zum Alleinherrſcher.

Die Geſtalt dieſes berühmten Eroberers zeigte die ganze Häßlichkeit des mongoliſchen Menſchenſtammes; allein in ihm wohnte ein ſtarker unternehmender Geiſt, deſſen kühnes Auftreten Staunen und Furcht erregte, und ihm Völker unterwarf, bevor ſie noch die Stärke ſeines tapfern Armes erfahren hatten. Bald verbreitete ſich auch von ihm ein Glaube an ſeine Unwiderſtehlichkeit, den er dadurch ſchlau zu erregen und zu beſtärken wußte, indem er vorgab, als hätte er das Schwert des Kriegsgottes gefunden.

Er wurde der Herr über alle germaniſchen und ſcythiſchen Reiche genannt, und von einer Schaar Könige umgeben, die bei ſeinen Winken zitterten, und ſeine Befehle wie gehorſame Diener zu vollziehen ſich beeilten. Attila wußte aber nicht bloß mit dem Schwerte dreinzuſchlagen, ſondern durchſchaute auch die Verhältniße mit Klugheit, und griff mit berechnender Liſt darin ein. Sein Hauptziel war das Erobern, wodurch die europäiſche Bildung ein ſchreckliches Schickſal erfahren haben würde, wenn er ſich der Länder, die ſie bewahrten, bemächtigt hätte.

Der Herrſcherſitz Attilas befand ſich damals in dem heutigen Ober-Ungarn zwiſchen der Theiß und der Donau. Das Lager, welches die Hunnen hier aufgeſchlagen hatten, war allmählig zu einem großen Dorfe geworden, und die Häuſer, ſelbſt jenes des Königs nicht ausgenommen, durchaus von Holz, jedoch nicht ohne einer gewiſſen rohen Pracht. Während das Gefolge des Königs mit koſtbaren Stücken aus der Kriegsbeute, mit prächtigen Kleidern, Waffen und geſchmückten Pferden prunkte, ſuchte er ſelbſt ſeine Auszeichnung darin, daß er allen dieſen Pomp verſchmähte. Die Geräthe an ſeiner Tafel waren von Holz; er aß nur Fleiſch wie ein echter Hunne, und enthielt ſich des Brotes, da er dieſes als eine weichliche Nahrung betrachtete.

Dieſer furchtbare Hunnenkönig zog im Jahre 450 an der Spitze einer Armee, deren Anzahl die Geſchichtsſchreiber auf 5 bis 600,000 Mann angeben, längs der Donau dem Rhein zu, auf welcher Strecke er weit umher Schrecken und Verwüſtung zurückließ. Er überſchritt den Rhein, brach in Gallien ein, und ſetzte dasſelbe in den elendſten Zuſtand.

In den Ebenen der Champagne hemmte aber eine fürchterliche Niederlage ſeinen Schreckenslauf, worauf er Gallien verlaſſen mußte. Kaum hatte er ſich wieder erholt und verſtärkt, ſo brach er über die juliſchen Alpen in Italien ein, und bezeichnete ſeinen Zug mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit.

In der Mitte des Monats Mai, im Jahre 452, erſchien er mit ſeinen wilden Schaaren vor der Stadt Aquileja *), welche ſehr feſt und volkreich, und zugleich die blühendſte unter allen italieniſchen Seeſtädten war.

Als die Einwohner von der Annäherung dieſer furchtbaren Barbaren Nachricht erhalten hatten,

*) Aquileja, jetzt auch Aglar, früher Velia oder Aquila genannt, war zur Zeit der römiſchen Kaiſer eine blühende Handelsſtadt am adriatiſchen Meere und am Timavus in Ober-Italien, und wurde im Jahre 168 durch Marc-Aurel zur erſten Feſtung des Reichs erhoben. Sie war der Schlüſſel Italiens gegen die Barbaren, und wurde ihres Reichthums wegen, zuletzt **Roma secunda** genannt. Auch war ſie ſpäter der Sitz eines Patriarchen, deſſen Diöces im Jahre 1750 in die Erzbisthümer Udine und Görz (ſpäter Laibach) getheilt wurde. In Aquileja verlor Kaiſer Maximin, und in der Nähe dieſer Stadt Konſtantius im Kampfe mit ſeinem Bruder Konſtans das Leben. Nach der Zerſtörung durch Attila entſtand hier wieder eine unbedeutende Stadt, die wegen den römiſchen Alterthümern von Fremden beſucht wird.

waren ſie auf weiter nichts bedacht, als ſich hinlänglich mit Lebensmitteln zu verſehen, ihre Weiber und Kinder, nebſt ihren Habſeligkeiten auf eine nahe Inſel in Sicherheit zu bringen, und ſich dann zum heftigſten Widerſtande bereit zu halten.

Der Hunnenkönig erſchien, umlagerte die Stadt mit ſeinen zahlreichen Schaaren, und forderte die Bürger zur Uebergabe auf. Dieſe beantworteten aber dieſe Aufforderung mit einem mächtigen Ausfalle, und tödteten mehrere Tauſende von den Barbaren.

Attila ließ jetzt eine Anzahl Wurfmaſchinen und bewegliche Thürme an die hohen und ſtarken Mauern bringen, und ſetzte damit Tag und Nacht ſeine wüthenden Stürme fort; aber alle dieſe Bemühungen blieben bei der Tapferkeit der Bürger vergebens, und ſo verlor der Feind wieder Tauſende aus ſeinem Heere, ohne einen Schritt vorwärts gerückt zu ſeyn.

Nachdem dieſe Belagerung ſchon einige Monate fruchtlos gedauert hatte, verſuchte er die Bürger dadurch zur Uebergabe zu zwingen, daß er die ganze umliegende Gegend durch Verwüſtung in eine Einöde verwandelte, und entfernt liegende Städte zerſtörte. Die Bürger wurden aber bei dieſen jammervollen Gräuelthaten dennoch nicht muthlos, da der Vorrath ihrer Lebensmittel, ihr ſtarker Arm und ihre Eintracht ihnen eine ſichere Stütze war.

Jetzt wagte der wüthende Attila das Aeußerſte, nachdem er die Mauern der Stadt mit einer Menge hölzerner Thürme umgeben, die Gräben ausfüllen, und von allen Seiten mit der größten Heftigkeit ſtürmen ließ; aber auch dieſer Gewaltverſuch blieb ohne den gehofften Erfolg; denn Tauſende der Feinde ſtürzten in die Tiefe, während die hölzernen Thürme durch Feuer zerſtört wurden.

Dieſe Belagerung hatte bei dem hartnäckigen Widerſtande bereits acht Monate gedauert, und dem Attila mehr als 40,000 Hunnen gekoſtet, ohne damit nur einen Schritt der Eroberung näher gekommen zu ſeyn.

Dieſes wichtige Aquileja, der Schlüſſel Italiens von der Nordſeite, ſollte aber und mußte in ſeine Hände fallen; denn dieß war ſein feſter Wille.

Er wählte nun nach einem wiederholten jedoch mißlungenen Sturme den Weg der Güte, bot den Bürgern Schonung ihres Lebens und ihrer Güter an, und fügte noch andere Verſprechungen großmüthig bei, wenn ſie ſich ihm freiwillig unterwerfen würden; allein die Einwohner ſetzten auf ſeine Worte kein Vertrauen, verwarfen alle ſeine ſchmeichelhaften Anträge, und wollten lieber untergehen, als ſich dem treuloſen und grauſamen Hunnenkönige unterwerfen.

Da alſo auch dieſes Mittel ohne den ſchon ſicher erwarteten Erfolg blieb, ſo fing ſeine Lage immer mehr bedenklich zu werden an. Auch ſein Heer wurde immer unzufriedener, und murrte über die zweckloſen Verluſte, worauf ſehr leicht eine Empörung hätte entſtehen können. Unter dieſen gefahrvollen Umſtänden verſammelte er jetzt ſeine Großen, um ſich mit ihnen zu berathen, was zu thun ſey, die nun einmüthig, wiewohl nicht nach ſeinem Sinne, für die Aufhebung der Belagerung ſtimmten.

Schweigend und erzürnt verließ er die Verſammlung, ſchwang ſich auf ſein Pferd, und ritt ohne Begleitung um die Stadtmauern. Da erblickte er mehrere Störche mit ihren Jungen aus der Stadt davon fliegen, worüber er ſo überraſcht wurde, daß er mit ſeinem Pferde ſtille hielt, und dieſer Auswanderung einige Zeit nachſah. Schnell kehrte er zurück, trat mit heiterer Stimme unter ſeine noch verſammelten Großen, und ſprach: »Sehet dieſe Vögel aus der Stadt ziehen, dieſe ahnen, daß für ſie keine Sicherheit mehr darin zu finden ſey; der Kriegsgott ſelbſt zeigt uns durch dieſe Vögel an, was wir zu thun haben, nämlich: nochmals zu ſtürmen.«

Als er hierauf ein Dankgebet an den Kriegsgott wegen dieſem Vorzeichen eines nahen und gewiſſen Sieges verrichtet und zugleich ein großes Opfer gelobt hatte, eilte er mit ſeinen Großen zu dem Heere, um auch dieſem den glücklichen Vorfall bekannt zu machen, und verſprach ihnen die Hälfte der großen Beute, die ſie in der Stadt finden werden. In einer Stunde waren auch alle Anſtalten zum nächſten Sturme getroffen, und dieſer mit dem größten Ungeſtüme unternommen worden. Die Bürger ſetzten ſich den Stürmenden mit Heldenmuth entgegen, und ſchon neigte ſich wie früher der Sieg auf die Seite der Belagerten. Da dieſes Attila, der auf allen Seiten den Muth ſeiner Krieger aneiferte, bemerkte, ergriff er in der höchſten Wuth einen Schild, und erſtieg ſelbſt auf einer Leiter die Mauer. Sein Beiſpiel feuerte auch die Hunnen an, die ſich jetzt unaufhaltſam ihm nachdrängten, ſo daß in wenigen Minuten auf dieſem Punkte die Mauer genommen war.

Tauſende der Stürmenden ſprangen in die Stadt hinab, und ſteckten auf den Befehl ihres Heerführers an vielen Stellen die Häuſer in Brand. Die Bürger legten aber noch nicht das Schwert aus der Hand, und fochten mit Löwenmuth ſo lange, bis ſie endlich der Uebermacht unterlagen, und als ein Heldenvolk unter den Händen ihrer Feinde den Tod fanden.

Dieſes einſt prächtige Aquileja ſtellte jetzt den bejammernswürdigſten Anblick dar, nachdem bereits die Hälfte der herrlichen Gebäude in Aſche lag. Das Blut floß in Strömen durch die Straßen, und Berge von Leichen lagen auf den Plätzen. Das Gräßlichſte kam aber noch hinzu, als die zurückgebliebenen Weiber, Kinder und Greiſe auf die grauſamſte Art und unter den ausgeſuchteſten Martern hingemordet wurden.

Zuletzt befahl Attila die ganze eroberte Stadt der Erde gleich zu machen, und die Hunnen befolgten dieſen Befehl ſo pünktlich, daß man kurz darauf kaum den Platz mehr finden konnte, wo Aquileja geſtanden war.

Von hier aus überſchwärmte Attilas Heer ganz Ober-Italien, und vertilgte auch hier Alles mit Schwert und Brand.

Damals flüchteten ſich Tauſende der Italiener auf die kleinen Inſeln im adriatiſchen Meere, und legten dadurch den Grund zu der nachmals ſo großen und herrlichen Stadt Venedig.

I.Bd.42.

England.

Die Schlacht bei Haſtings.

Der König, von einem Pfeile getroffen, ſinkt neben dem Reichs-Banner nieder, wo auch ſeine beiden Brüder gefallen waren.

Jahr 1066.

Alfred der Große hatte ſein bedrängtes Vaterland von den ſeeräuberiſchen Einfällen der Dänen befreit, ſeinen Thron durch eine Seemacht und gute bürgerliche Geſetze befeſtigt, und das Land in einen blühenden Zuſtand verſetzt; doch nach ſeinem Tode ſank ſein ſo ſchön und müheſam errichtetes Werk unter ſeinen Nachfolgern theils durch die vielſeitigen Unruhen im Lande ſelbſt, theils durch die erneuerten Einfälle der Dänen wieder zuſammen.

Alfred hatte von ſeiner Gemalin Alſwitha, der Tochter eines Grafen von Mercia, drei Söhne und drei Töchter, von denen Eduard I., ein tapferer Krieger, dem Vater in der Regierung folgte. Eduard hatte bald darauf einen mehrjährigen Kampf mit einem Vetter, Namens Ethelwald, um den Beſitz der Krone zu beſtehen, den er auch männlich und ſieghaft durchführte.

Nach ſeinem Tode folgte ihm ſein, an Kriegskunde und Tapferkeit ähnlicher Sohn Athelſtan, zwar aus unechter Ehe, aber ſchon als Knabe ein Liebling des großen Alfred.

Dieſer unterwarf die Dänen in Northumberland und Oſtangeln, und da der einſt abgetretene Theil Mercias ſchon von ſeinem Vater wieder in unmittelbaren Beſitz genommen ward, ſo war er der erſte König, welcher alle die von den verſchiedenen ſächſiſchen Stämmen eroberten und bevölkerten Länder im vollen Sinne des Wortes unter ſeine Herrſchaft brachte.

Nach ſeinem Tode folgte ihm ſein jüngerer Bruder Edmund, bei deſſen ſchwacher Regierung die Dänen in Northumberland, Oſtangeln und Mercia, wo ſie des vorigen Herrſchers ſiegreiches Schwert im Zaume gehalten hatte, einen neuen Aufſtand verſuchten, der nur mit großer Anſtrengung unterdrückt werden konnte.

Edmund ſtand aber nicht lange an der Spitze ſeines Volks, da er durch eine auffallende Gewaltthat ſein Leben verlor. Er feierte nämlich in Glouceſter ein Feſt, wo Leolf ein landkundiger Räuber, den er verwieſen, die Frechheit hatte, an dem königlichen Hofe zu erſcheinen, ſich an die offene Tafel des Königs zu ſetzen, und ihn mit einem Dolchſtiche tödtlich zu verwunden.

Obgleich von dieſem unglücklichen Fürſten Söhne vorhanden waren, ſo folgte ihm doch ſein Bruder Edred in der Regierung; — eine in jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Erſcheinung, da die Engländer wie die Deutſchen nicht gerne von der alten Familie abgingen, jedoch ſollten nur wehrhafte Männer Stab und Schwert des Herrſchers führen. Unter dieſem Regenten fing die Geiſtlichkeit an, einen großen Einfluß in den Staatsangelegenheiten zu nehmen, und vorzüglich war es der Benediktiner Dunſtan, welcher dem Könige vielen Verdruß machte.

Dieſes Uebel mehrte ſich aber noch mehr unter Edwy, einem Sohne Edmunds, der Edreds Nachfolger wurde, und bei dem ſich der geiſtreiche Mönch Dunſtan das Recht anmaßte, ihm ſeine Braut kurz vor der Vermälung zu entreißen, da er behauptete, daß ſie in einem verbotenen Grade mit ihm verwandt ſey *). Dunſtan wurde zwar wegen dieſer That verbannt; aber bald vereinigten ſich mit ihm würdige Männer, welche Urſache hatten, die Lebensweiſe des Königs, die ihn bereits auch bei dem Volke verhaßt gemacht hatte, zu tadeln, und dieſe wählten jetzt ſeinen jüngern Bruder Edgar zum Herrſcher, während Edwy auf das Land ſüdwärts der Themſe beſchränkt blieb.

Edgar war durch die Zeit ſeiner ſechzehnjährigen Regierung nie genöthigt geweſen, einzelne Streifzüge abgerechnet, das Schwert in einem größeren Kriege gegen den Feind zu ziehen, und erhielt deßhalb auch den Beinamen »der Friedfertige.«

Eine große, wohl ausgerüſtete Flotte, die jährlich die Runde um das Reich machte, flößte den normänniſchen Häuptlingen ſo viele Furcht und Achtung ein, daß ſie keine Landung wagten. Auch das angelſächſiſche Reich genoß zur Zeit dieſes Königs ſeines höchſten Glanzes und ſtand auf einem höheren Gipfel des Anſehens, als es ſelbſt unter Alfred und Athelſtan erreicht hatte.

Merkwürdig unter Edgars Regierung iſt die Ausrottung der Wölfe in England. Er verwandelte nämlich den bisher entrichteten Geldzins der Bewohner von Wales in eine jährliche Lieferung von 300 Wolfsköpfen, wodurch die Jagd nach dieſen Thieren ſo ſehr belebt wurde, daß zuletzt nicht ein einziges dieſer Thiere im Lande übrig blieb.

Mit Dunſtans Hilfe, der bereits zum Erzbiſchofe von Canterbury erhoben ward, folgte ihm ſein dreijähriger Sohn Eduard II., der Märtyrer,

*) Nachdem der unglücklichen Elgiva mit einem glühenden Eiſen die Schönheit ihres Geſichts grauſam entſtellt ward, wurde ſie nach Irland weggeführt. Als ſie es aber wieder wagte zurückzukehren, wurden ihr mit noch größerer Grauſamkeit die Sehnen an den Knieen durchſchnitten woran ſie nach einigen Tagen unter großen Schmerzen ihr Leben endete.

den aber ſeine Stiefmutter Elfride, da ſie ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone verſchaffen wollte, ſchon in ſeinem vierten Lebensjahre ermorden ließ. Dieſe unmenſchliche That auszuſühnen, baute die Mörderin Klöſter und legte ſich Büßungen auf, aber den Abſcheu des Volkes konnte ſie dadurch nicht mildern, da die Regierung ihres Sohnes, der damals noch minderjährig war, eine der unglücklichſten in der engliſchen Geſchichte wurde.

Unter dieſem ſchwachen Regenten erſchienen die Dänen zahlreicher wie früher, hauſeten im Königreiche nach ihrer altgewohnten Weiſe, und ſetzten ſich, da ihnen Ethelred keinen ernſtlichen Widerſtand leiſten konnte, im Lande feſt. Um dieſe wilden Gäſte zu vernichten, befahl jetzt Ethelred in ſeiner ſchwachſinnigen Staatsklugheit (ein Vorbild der Pariſer-Bluthochzeit) an einem Tage, nämlich am 13. November 1002, alle in ſeinen Staaten befindlichen Dänen umzubringen, welches Gebot mit ſo vielem Eifer ausgeführt wurde, daß ſogar eine Schweſter des Königs von Dänemark nicht geſchont blieb.

Ethelred hatte aber nur kurze Zeit die Freude über dieſe grauſame That zu frohlocken; denn bald darauf landete der König Swen mit zahlreichen däniſchen Schaaren, verheerte das Land, zwang die Thane nach der Flucht der königlichen Familie ihm den Huldigungseid zu ſchwören, und betrachtete ſich als Herrſcher des verlaſſenen Reichs. Zwar kam Ethelred nach dem Tode Swens, da ſich deſſen Sohn Kanut für den Augenblick im Lande nicht behaupten konnte, wieder nach London zurück, ſtarb aber bald darauf nach einer unrühmlichen Herrſchaft, und hinterließ ſeinem Sohne Edmund den Thron unter den traurigſten Ausſichten. Edmund behauptete bei ſeiner kühnen Tapferkeit wohl einige Siege, zuletzt blieben aber die Dänen dennoch im Vortheile, worauf nach dem Tode Edmunds, der ſeinen Vater nur ſechs Monate überlebt hatte, Kanut ganz England in Beſitz nahm.

Kanut war ein trefflicher Mann und einer der mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit; ja man hat ihn den Großen genannt, da er den heilloſen Verwirrungen im Reiche ein Ende machte, und die ſo nöthige Ruhe und Sicherheit wieder herſtellte.

Von Kanuts Söhnen und Nachfolgern läßt ſich nur Weniges im Vergleiche zu ihrem großen Vorfahr ſagen, da unter ihnen die däniſche Herrſchaft in England ſchon nach fünf Jahren (1041) ihr Ende erreicht hatte, worauf die Engländer Ethelreds jüngſten Sohn, Namens Eduard den III., der bei dem Volke ſich den Ruf eines Heiligen und den Beinamen des Bekenners erworben hatte, wieder einſetzten.

Unter dieſen Regenten, deſſen Regierung ein ängſtliches Schwanken zwiſchen Muth und Furcht war, erregte der tapfere und mächtige Graf Godwin, deſſen Tochter Editha an Eduard verheirathet war, bedenkliche Unruhen, die ſelbſt nach ſeinem Tode (1053) keine Aenderung herbeiführten, da deſſen Sohn Harold, der mit dem Ehrgeize des Vaters einen noch weit höheren Grad von Klugheit und Mannskraft vereinigte, ſich keine von den väterlichen Würden entreißen ließ.

Harold ward Statthalter von Weſſex, Suſſex, Kent und Eſſex, und in der That mächtiger als der König ſelbſt; auch wegen ſeines einſchmeichelnden Benehmens und ſeiner tapfern Thaten beim Volke ſehr beliebt. Hierauf baute er Hoffnung nach dem Tode des kinderloſen Eduards den Thron zu beſteigen, weil Edgar, ein Enkel Edmunds, der noch der einzige übrige Sprößling des alten ſächſiſchen Königsſtammes war, wegen ſeiner Jugend und Unerfahrenheit auf keinen Anhang rechnen konnte.

Endlich ſtarb König Eduard in ſeinem 65ſten Jahre, worauf Graf Harold nicht ſäumte, den königlichen Titel anzunehmen, und die Krönung von dem Erzbiſchofe von York zu empfangen.

Aber bald meldete ſich um dieſe königliche Würde ein furchtbarer Mitwerber, nämlich der Herzog Wilhelm von der Normandie *), der jetzt mit einer zahlreichen Armee bei Suſſex landete, und unaufhaltſam bis Haſtings vorrückte. Harolds Bruder, ein trefflicher Mann, gab bei der Landung der normaniſchen Flotte den klugen Rath eine Schlacht zu vermeiden und den Feind durch Zaudern und Mangel an Lebensmitteln zu ermüden, aber Harold beſtand auf baldige Entſcheidung, und ſo bereiteten ſich die beiden Heere zu dem verhängnißvollen Kampfe.

Es war am 14. October 1066 in der Gegend bei Haſtings, wo Wilhelm ſeine Krieger durch eine feurige Rede begeiſterte, in der er ihnen die Wichtigkeit des Treffens und der glücklichen Entſcheidung lebhaft vor Augen ſtellte; und ſogleich gingen die Normannen unter Anſtimmung des Schlachtenliedes vom tapfern Roland **), in drei Linien geordnet, auf die Feinde los. Den ganzen Tag hindurch vertheidigten ſich die Engländer, welche in eine dichte keilförmige Schlachtordnung zuſammengedrängt, die Hügel des Feldes beſetzt hielten, heldenmüthig gegen die im Ganzen weit beſſer berittenen und bewaffneten Normannen, bis endlich am Abende König Harold, von einem Pfeile am Kopfe getroffen, mit dem Schwerte in der Hand neben dem Reichs-Banner an der Stelle niederſank, wo bereits ſeine beiden Brüder gefallen waren. Da ermüdete auch allmählig der Kampf, und die Nacht machte vollends dem blutigen Gemetzel ein Ende.

Dieſes war die berühmte Schlacht bei Haſtings, welche den Herzog von der Normandie, von dieſer Zeit an Wilhelm der Eroberer genannt, auf den engliſchen Thron erhob, den ſeine Nachkommen in weiblicher Abſtammung noch heut zu Tage beſitzen.

---

*) Herzog Wilhelm von der Normandie war ein unehelicher Sohn des Herzogs Robert, und dieſer war ein Neffe der Königin Emma, welche Ethelreds Witwe und nachherige Gemalin des Königs Kanuts des Großen geweſen.

**) Der fabelhafte Held Roland, der in den alten Ritterbüchern und Geſängen eine große Rolle ſpielt, ſoll der Schweſterſohn Karl des Großen, und einer der zwölf Paladine dieſes Kaiſers geweſen ſeyn, und beſonders in Spanien ruhmvoll gefochten haben.

33

1. Bd. 43.

Deutſchland.

Die Befreiung Deutſchlands durch Hermann.

Der römiſche Feldherr Varus ſtürzt ſich bei dem Anblicke ſeines vernichteten Heeres im Teutoburgerwalde in ſein eigenes Schwert.

Jahr 9 n. Chr.

Die erſten eigentlichen Eroberungen in Deutſchland machte Druſus, der Stiefſohn des erſten römiſchen Kaiſers Auguſtus, der in mehreren Feldzügen bis an die Ufer der Elbe vorgedrungen war, wo ihn durch einen Sturz vom Pferde der Tod ereilte. An ſeine Stelle trat nun ſein Bruder Tiberius, der in der Folge römiſcher Kaiſer wurde, keineswegs aber die edlen Eigenſchaften ſeines früh geſtorbenen Bruders beſaß. Er war grauſam und übte Verſtellungskunſt in einem ſo hohen Grade, daß es ihm auch bald gelang die ſchlichten Deutſchen für ſich zu gewinnen, um ſie dann zu täuſchen.

So verlegte er um die kriegeriſchen Germanen zu ſchwächen ganze Völkerſchaften derſelben in das römiſche Gebiet, wie z. B. die Sicambrer nach Gallien, die Geten nach Thracien, die Rhätier und Salaſſer in verſchiedene andere Gegenden des Reichs.

Dieſes traurige Schickſal der deutſchen Völkerſchaften bewog den Marbod, einen Fürſten der Markomannen, (die Gränzmänner, welche zu dem großen, über das ſüdliche und öſtliche Deutſchland verbreiteten deutſchen Volksſtamme der Sueven gehörten;) dieſes Volk von der gefährlichen Nachbarſchaft der Römer zu entfernen, und mit ihnen tiefer in das Herz von Deutſchland zu ziehen. Marbod, ausgezeichnet an Körper und Geiſt, hatte als Jüngling in Rom gelebt und die Gunſt des Auguſtus gewonnen. Jetzt faßte er aber, da er Roms Herrſchaft und Stärke kennen gelernt hatte, den Entſchluß, ſich von der gefährlichen Berührung zu entfernen und eine Stellung einzunehmen, in welcher er von Roms Angriffen ſicher, daſſelbe zugleich auch bedrohen konnte.

Er führte ſein Volk aus den bisherigen Wohnſitzen zwiſchen den Main und Neckar gegen Oſten in das Land, welches von ſeinen Anbauern den Bojen ſchon damals Bejohemien oder Böhmen genannt wurde, errichtete ein ſtehendes Heer nach römiſcher Art, und unterwarf ſich die benachbarten Völker, ſo daß er über Böhmens Grenzen hinaus herrſchte.

Mit großer Beſorgniß ſahen die Römer dieſe Macht des kühnen Mannes, der im Beſitze der mittlern Donau die Alpengrenze bedrohte, und ſelbſt Italien gefährlich werden konnte. Als nun Tiberius nach Rom kam, und dem Senate von dieſer großen Veränderung in Germanien Nachricht gab, wurde der Krieg beſchloſſen, damit das gefährliche Beiſpiel nicht anſteckend werde. Schon führte Tiberius von Süden her eine für jene Zeit außerordentliche Heeresmacht gegen die Donau, und auch von Nieder-Deutſchland brach Sentius Saturninus auf, um ſich mit ihm zu vereinigen, als die Nachricht eintraf, daß die Völker Panoniens und Dalmatiens, gereizt durch die Mißhandlungen und Erpreſſungen der römiſchen Beamten, ſich empört hätten, und mit großer Macht im Felde ſtehen, um das ihnen verhaßte römiſche Joch abzuwerfen. Tiberius ſah ſich alſo genöthigt, dem Marbod einen vortheilhaften Frieden anzutragen, den dieſer auch einging.

Als Tiberius dadurch wieder freie Hand bekommen hatte, wandte er ſich gegen die empörten Völker und dämpfte, jedoch erſt nach einem dreijährigen Kampfe, den Aufſtand unter Strömen von Blut und großer Verwüſtung des Landes. Während dieſer Abweſenheit des Tiberius war Sentius Saturninus Statthalter in Nieder-Deutſchland geworden, dem jetzt ſein Beſtreben dahin ging, die Deutſchen durch Freundlichkeit und Lockungen zu gewinnen.

Längſt waren ſchon deutſche Schaaren zu römiſchen Kriegsdienſten gebraucht worden, und da auch die edleren und ausgezeichneten derſelben mit Bürgerrecht und Ehrenzeichen belohnt heimkehrten, ſo ſchien es in der That, als ob den Deutſchen — die bis auf den heutigen Tag an der Weiſe des Auslandes ſo vielen Geſchmack finden — die römiſche Sitte zu behagen anfinge, und als ob ſie ſich eben darum gegen das ihnen aufgebürdete Joch der Knechtſchaft weniger ſträuben würden.

Anders verfuhr aber der durch ſein Unglück in der Geſchichte ſo bekannt gewordene Quintilius Varus, der dem Tiberius als Statthalter in Germanien folgte, nachdem er früher eine ähnliche Stelle in Syrien bekleidet hatte.

Dieſer, als grauſam, geizig und dabei ſchwelgeriſch geſchilderte Mann glaubte mit römiſchen Hochmuth die deutſchen Völker am Nieder-Rhein und der Weſer als völlig Unterworfene behandeln zu dürfen, und ließ ihnen durch aufgetragene Lieferungen und eingetriebene Abgaben recht ernſtlich fühlen, als hätten ſie ihre Unabhängigkeit ſchon gänzlich verloren. Dazu kam noch, daß er ganz nach der Weiſe eines römiſchen Prätors ſelbſt zu Gerichte ſaß, die Händel von Sachwaltern führen, und dann nach Gutdünken freie deutſche Männer mit Ruthen züchtigen, auch wohl ihre Häupter unter dem Beile fallen ließ.

Ein ſolches Benehmen mußte alſo nothwendiger Weiſe bei dem deutſchen Volke Argwohn und Furcht erregen, und da die Gährungen immer allgemeiner wurden, ſo bildete ſich im Geheimen eine Verſchwörung

gegen den herrſchſüchtigen Varus. Unter denen, welche dieſe Schmach des deutſchen Volkes tief fühlten, und deren Gemüth darüber von Zorn und Schmerz erfüllt war, ragte beſonders ein Jüngling hervor, der den großen Gedanken faßte, die gefährdete deutſche Freiheit zu rächen und wieder herzuſtellen.

Dieſer junge Mann, von den Römern Arminius, von den neuen Schriftſtellern des deutſchen Volkes Hermann genannt, war der Sohn des Siegmars, einem der Vornehmſten unter den Cheruskern, der an Tüchtigkeit des Körpers wie der Seele, an Scharfblick, Geiſtesſtärke und Entſchloſſenheit vor ſeinem Volke hervorragte. Troß ſeiner Jugend hatte er bereits deutſche Bundestruppen für die Römer in den panoniſchen Krieg geführt, und war mit Bürgerrecht und Ritterwürde belohnt worden. Seine ganze Seele war aber jeßt mit dem Gedanken beſchäftigt, ſein Vaterland zu befreien, wiewohl er die große Schwierigkeit eines Angriffs auf Varus erkannte, der gegen eine ungebildete regelloſe Tapferkeit der Deutſchen mit einem wohlgeordneten Heere im Lande ſtand. Indeſſen verzweifelte er dennoch nicht an Rettung, und fing damit an, gleichgeſinnten Männern ſein Vorhaben mitzutheilen, unter welchen er Viele für ſeinen großen Plan gewann, das Vaterland vom Joche der Knechtſchaft zu befreien.

Als Segeſtes, ein mächtiger Mann unter den Cheruskern, welcher bequeme Ruhe und Anſehen unter fremder Abhängigkeit, gefahrvollen Kämpfen um die Freiheit vorzog, von dieſen geheimen Verabredungen Kunde erhielt, entdeckte er dem Varus dieſe Anſchläge der Verſchwornen *). Aber dieſer, ſich klüger haltend, verachtete in ſeiner vermeintlichen Sicherheit dieſe Warnung, wodurch es dem liſtigen Hermann gelang, durch verdoppelte Sorgfalt die Aufmerkſamkeit des Varus auf die ausgebrochenen Unruhen an der Weſer hin zu lenken, die in der Abſicht angeſtiftet waren, um das römiſche Heer in das Innere von Deutſchland zu locken.

Die als Hilfstruppen dienenden deutſchen Krieger zeigten bei dieſer Gelegenheit fortwährend unbedingte Ergebenheit und Gehorſam, ſo wie ihre Anführer, die bereits Hermanns Mitverſchworne waren, um dadurch den römiſchen Feldherrn Varus immer mehr in ſeiner blinden Sicherheit zu erhalten. Verabredete kleine Aufſtände erfolgten jeßt bald hie und da in entfernten Gegenden, und hatten in ſo ferne den erwünſchten Erfolg, daß ſie den Varus verleiteten, ſeine Streitkräfte zu zerſtreuen. Als das Hauptheer nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den von Hermann für ſeinen Plan gewonnenen Hilfstruppen beſtand, da ward jeßt der Aufſtand unter den Deutſchen allgemein.

*) Hermann warb um Thusnelda, die Tochter des Segeſtes, da aber der Vater ihn haßte und ihm die Tochter verweigerte, ſo entführte Hermann die Jungfrau, welche dem Befreier des Vaterlandes ihr Herz zugewendet hatte, und nahm ſie zum Weibe.

Hermann und ſeine Freunde, die das Vertrauen des Varus genoſſen, und Zutritt zu ſeinem Rathe hatten, vervielfältigten noch immer die Beweiſe eines anſcheinenden Dienſteifers, und drangen darauf, den Rebellen muthig entgegen zu gehen und ſie anzugreifen. Dadurch entfernte ſich mit jedem Tage das Heer immer weiter vom Rhein und vertiefte ſich in die Gegenden wo die verderblichſten Schlingen ihm zum Untergange gelegt waren.

Den Varus führte ſein Weg durch den dichten Teutoburgerwald, wo eingetretene ſchlechte Witterung bald die Schwierigkeiten des Fortzuges vermehrte. Schauerlich heulte der Sturmwind und entwurzelte große Bäume, welche den Weg verlegten. Der häufig herabſtürzende Regen verwandelte den Boden unter den Füßen der Römer in Moraſt, während die Deutſchen auf wohlbekannten beſſeren Wegen hinter den Römern anrückten und die Anhöhen beſeßten. Mit großer Mühe führte Varus, der erſt jeßt erfahren hatte, daß Hermann mit dem Nachtrabe, den er anführte, von ihm abgefallen ſey und die Leitung der feindlichen Schaaren übernommen habe, das Heer auf einen freien, zum Lager tauglichen Plaß, und befahl die meiſten Wägen und alles überflüßige Gepäck zu verbrennen, raſtete die Nacht, und zog am folgenden Tage durch die unwegſame Waldgegend weiter. Wieder erreichte er ein weites Feld und bezog ein Lager, aus welchem er am Morgen des dritten Tages aufbrach, um ſich einen Ausweg zu bahnen, aber in der Vertilgungsſchlacht dieſes Tages endete er mit ſeinem ganzen Heere. Die Begeiſterung der Deutſchen, ihre Freiheit zu erkämpfen, war ſtärker als der Muth, welchen die Verzweiflung den Römern eingab. Nur ſehr wenigen von ihnen gelang die Flucht, nachdem die meiſten niedergehauen wurden. Varus ſelbſt, der in dieſem Unglücke vielen Muth und große Standhaftigkeit bewieſen hatte, und bereits mit mehreren Wunden bedeckt war, ſtürzte ſich, da er ſchon Alles verloren ſah und die große Schmach nicht überleben wollte, zuleßt aus Verzweiflung in ſein eigenes Schwert.

Die Rache des gereizten Volkes kannte jeßt keine Mäßigung. An Altären zu Ehren der Götter errichtet, wurde das Blut der gefangenen römiſchen Kriegsoberſten vergoſſen, während andere an Bäume gehangen wurden. Vorzüglich übten die Deutſchen ihre Rache an den verhaßten Sachwaltern, durch eine ſchändliche Verſtümmlung. Der Gefangenen harrte aber ein noch traurigeres Schickſal, da jeßt mancher vornehme Römer den Deutſchen als ein gemeiner Knecht dienen mußte.

So groß in den Gauen Deutſchlands die Freude über den errungenen Sieg war, ſo groß war in Rom der Schrecken, als die Nachricht von der erlittenen Niederlage die Furcht der cimbriſchen Zeit wieder erneuerte. Selbſt Auguſtus, der ſonſt ſtets, auch im Unglücke eine gemeſſene Haltung bewahrte, verlor jeßt alle Beſonnenheit, ſtieß in Verzweiflung die Stirne an die Wand ſeines Palaſtes, und rief laut: »O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder.«

I. Bd. 44.

Ali Paſcha von Janina.

Der vom Körper getrennte Kopf des Ali Paſcha wird in einer feierlichen Audienz dem Sultane überliefert.

Jahr 1822.

Dieſer kühne und verſchlagene Rebell gegen die Pforte ward zu Tepeleni in Albanien im Jahre 1744 geboren, und ſtammte aus dem Geſchlechte der Häuptlinge eines unabhängigen mohamedaniſchen Stammes der Tocziden. Er war zugleich der Enkel eines von der Pforte ernannten Bei (Reichsoberhaupt), und ſchwang ſich durch Geiſtesſtärke und Liſt auf den Gipfel fürſtlicher Unabhängigkeit.

Schon als Knabe entrüſtete er ſich heftig, als er ſah und hörte, wie die benachbarten Paſcha's (türkiſche Statthalter) ſeinem Vater durch Gewalt und Liſt faſt alle ſeine Beſitzungen entriſſen hatten, und ſoll ſchon damals geſchworen haben, dieſes Unrecht einſt zu rächen.

Nach dem Tode ſeines Vaters ſtellte die Mutter den ſechzehnjährigen Ali an die Spitze ihrer Anhänger, und feuerte ſeinen Muth durch die Erinnerungen an ſeinen früheren Schwur an. Ali zog nun gegen den Kurd Paſcha, wurde aber geſchlagen und gefangen, und nur durch ſeine Schönheit und Lebhaftigkeit, welche den Paſcha rührten, mit einer körperlichen Züchtigung wieder entlaſſen.

Dieſer Unfall beugte ſeinen Muth keineswegs; denn bald griff er wieder zu den Waffen, und trieb mit einigen ſeiner Genoſſen Räuberei, war aber ſo unglücklich, daß er in die Gebirge fliehen mußte, wo er, um nicht zu verhungern, ſeinen Säbel verpfändete.

Seine Mutter ſuchte ihn jetzt in den verborgenen Gebirgsſchluchten auf, brachte ihm Lebensmittel, und gab ihm mit Stolz und Verachtung den Rath, er ſolle einen Weiberrock anziehen, und im Harem dienen.

Dieſer Vorwurf wirkte bei dem jungen Manne ſo ſehr, daß er noch einmal wagte mit einigen ſeiner Anhänger auf Krieg und Beute auszuziehen. Anfangs war er in ſeinen Räubereien glücklich, bald aber erreichte ihn die Hand des Paſcha, der ſeine Gefährten ſämmtlich niederhauen ließ, während er durch die Flucht entkam, und in den Ruinen eines einſam liegenden Gebäudes ſich verborgen hielt.

Hier ſaß er in nächtlicher Stille von Allem verlaſſen, über ſein Schickſal nachſinnend. Ohne zu wiſſen, was er that, und ſeiner faſt unbewußt, wühlte er mit einem Stücke ſpitzigen Holzes in der Erde herum; da ſtieß er ganz unvermuthet auf einen harten Gegenſtand, und fand zu ſeinem großen Erſtaunen ein Kiſtchen mit Gold.

Mit dieſem Funde verließ er ſogleich noch in derſelben Nacht dieſen einſamen Ort, und warb in wenigen Tagen eine Anzahl von 2000 verwegenen Jünglingen und Männern zuſammen, mit welchen er dem Paſcha entgegen zog, und auch ſeinen erſten Sieg erfocht, worauf er dann im Triumphe nach Tepeleni zu ſeiner Mutter zurückkehrte.

Ali verſöhnte ſich wieder mit der gegen ihn aufgebrachten Pforte, indem er den rebelliſchen Vezier (Miniſter) von Skutari beſiegen half, und bemächtigte ſich dadurch der ſeinem Vater entriſſenen Ländereien, ſo wie einiger griechiſchen Städte, was die Pforte auch ganz ruhig geſchehen ließ.

Um ſich der Pforte noch mehr zu empfehlen, überfiel er mit ſeiner wilden Schaar den ihr verhaßten Paſcha Selim von Delvino, ließ ihn enthaupten, und wurde hierauf deſſen Nachfolger. Durch Beſtechung wußte er den Divan (türkiſchen Staatsrath) in Konſtantinopel für ſich ſo weit zu gewinnen, daß er Paſcha von Trikala in Theſſalien wurde, und man ſeine durch Gewalt und Liſt errungene Bemächtigung der Stadt Janina für gut hieß. Um ſeine Herrſch- und Raubſucht zu bemänteln, leiſtete er im Jahre 1800 der Pforte in dem Vertrage mit Rußland weſentliche Dienſte, nachdem er bewirkte, daß alle venetianiſchen Plätze auf dem feſten Lande, folglich auch die Stadt und Felſenburg Parga der Pforte überlaſſen wurden. Nach einem dreijährigen Kampfe unterwarf er die rebelliſchen Sullioten (ein gemiſchter arnautiſch-helleniſcher Volksſtamm) worauf er zum Ober-Statthalter von Romanien erhoben wurde.

Nun ſah er im Innern ſeines Landes ſtreng auf Recht und Ordnung, und es herrſchte auch Sicherheit und Ruhe. Landſtraßen wurden gebaut und Gewerbe blühten auf, wodurch die europäiſchen Reiſenden, mit denen Ali ſich gerne unterhielt, in ihm einen thätigen und einſichtsvollen Regenten erkannten.

Ali wurde aber da er ſich jetzt in ſeiner Macht befeſtigt glaubte, immer ſtolzer, barbariſcher, trotziger und rachſüchtiger, und ließ ſogar alle die Kapitanis der griechiſchen Armatolen, die ihm bisher Beiſtand geleiſtet hatten, einzeln, und darunter auch den Vater des Heerführers Odyſſeus, ermorden. Um als der Anſtifter dieſer grauſamen That nicht verdächtig zu werden, wurden auch die dazu gedungenen Meuchelmörder umgebracht.

Endlich beſchloß die Pforte im Jahre 1820 ſich dieſes trotzigen und übermüthigen Emporkömmlings zu entledigen, und ſchickte den Paſcha Bei Ismael mit mehreren tauſend Türken, unterſtützt von den Kapitanis, gegen ihn aus.

Da dieſe Kapitanis dabei thätig mitwirkten und alle Stellungen des Ali in den Gebirgspäſſen umgingen, ſo ward er genöthigt, ſich mit ſeinen Anhängern in die Burg von Janina zu werfen, von wo aus er die Stadt Janina in Brand ſchoß.

Indeſſen wurde der, der Pforte verdächtige Paſcha Bei abgerufen, und Kavanos Oglu erhielt den Oberbefehl über Janina, der aber eben ſo wenig als ſein Nachfolger, der allen Griechen verhaßte Khurſchid, Paſcha von Morea, ausrichten konnte. Die Kapitanis traten wieder auf die Seite des Ali und dieſer ſchlug mit Hilfe der Sulioten, die er gleichfalls auf ſeine Seite zu bringen wußte, jeden Sturm auf Janina kräftig ab. Zu gleicher Zeit rief auch die Hetairia ganz Griechenland zu den Waffen, worauf durch einen Ueberfall im Lager die Türken gezwungen wurden, ſich in die feſten Plätze zu werfen, während Khurſchid ſich mit dem Reſte ſeines Heeres auf Epirus nach Macedonien zurückzog.

Indeſſen näherte ſich aber der Untergang des alten Paſcha von Janina mit ſtarken Schritten, da er die Albaneſer mit leeren Verheißungen hinhielt, und treulos an den Kapitanis handelte, die jetzt von ihm abfielen und ihn gänzlich verließen. Khurſchid betrieb gegen das Ende des Jahres 1821 die Belagerung des Seeſchloſſes mit verdoppeltem Eifer, und ſchloß mit einem neuen Heere Janina ein. Bei dieſer Gelegenheit leiſtete ihm ein italieniſcher Ingenieur, der ehemals in Alis Dienſten war, und auf wiederholte Beleidigungen ſein entſchiedenſter Feind wurde, den wirkſamſten Beiſtand, indem er ihm die ſchwachen Punkte des Seeſchloſſes angab.

Liſt mit Gewalt verbindend ließ Khurſchid kein Mittel unverſucht, ſelbſt die noch wenigen Anhänger Alis für ſich zu gewinnen, was ihm auch durch einen von Alis Officieren gelang, der ſich unter einem günſtigen Vorwande in die Feſtung ſchlich, und die, durch Beſchwerden der Belagerung ohnehin ſchon ermüdete Beſatzung mit leichter Mühe verführte.

Es geſchah jetzt ein neuer, jedoch nicht ſehr ernſtlich gemeinter Angriff, worauf die Türken als die Beſatzung ſich ergab, ſich des Seeſchloſſes bemächtigten. Alles ſchien beendigt, doch Ali fand noch eine Zuflucht, und dieſe war ein befeſtigter Thurm Aeſokaſtron genannt, welcher aus drei Stockwerken beſtand. Von dieſen bezog er das oberſte, verbarg in dem zweiten ſeine Schätze, und verlegte in das unterſte, welches mit Pulverfäſſern angefüllt war, etwa hundert ſeiner noch getreuen Soldaten, die ihn in dieſem Schlupfwinkel begleitet hatten. Jetzt kam es auf nichts Geringeres an, als zu verhindern, daß Ali von Verzweiflung getrieben ſich mit den Seinigen und mit ſeinen Schätzen in die Luft ſprengen möchte. Khurſchid ſetzte daher die Unterhandlungen fort, und gab ihm die bündigſten Verſicherungen auf die Schonung ſeines Lebens und ſeiner Schätze. Ali traute aber nicht, und erklärte, ſich lieber in die Luft zu ſprengen, als ergeben zu wollen. Bei dieſer Beharrlichkeit mußten nun andere Maßregeln ergriffen werden, und ſo beſchloß man die Beſchießung des Thurms; damit aber Niemand entwiſchen könne, wurde derſelbe mit kleinen Fahrzeugen umſtellt. Schon war Breſche geſchoſſen, und jede Ausſicht auf Rettung verſchwunden, als Ali auf das zudringliche Bitten der Seinigen ſich endlich nach kurzen Unterhandlungen in die Uebergabe des Thurms willigte. Seine Bedingung war, daß einige von ſeinen Soldaten in demſelben zurückbleiben ſollten, während er ſich auf eine in der Mitte des Sees gelegene Inſel zurückziehe, welche als neutrales Land betrachtet werden ſolle. Vorausgeſetzt ward dabei, daß Verzeihung und ſicheres Geleite nach Argyrokaſtran den bisherigen Verheißungen gemäß erfolgen würde.

Khurſchid genehmigte Alles, doch kaum war Ali auf der Inſel angelangt, und die Beſitznahme des Thurms erreicht, ſo erſchien Mehemed Paſcha, zweiter Seraskier (General) und Gouverneur von Moreo mit einem Firman (Befehl) des Großherrn, in welchem Ali zum Tode verurtheilt wurde.

Was nun die nähern Umſtände von Alis Tode betrifft, ſo werden dieſe verſchieden angegeben. Einige erzählen, Ali, als er anſtatt der gehofften Begnadigung ein Todesurtheil empfangen, habe durch einen Piſtolenſchuß den Mehemed Paſcha verwundet, und durch einen zweiten Schuß einen türkiſchen Officier, der den Paſcha begleitet hatte, zu Boden geſtreckt; hierauf ſey dann zwiſchen den Türken und den Seinigen ein Gefecht entſtanden, in welchem er von mehreren Kugeln getroffen, ſein Leben verlor.

Andere ſagen: Mehemed habe ihn in demſelben Augenblicke, wo er ihm das Todesurtheil wie eine Begnadigung überreichte, den Dolch in die Bruſt geſtoßen, und hierauf ſey jenes Gefecht erfolgt. Wie es ſich aber auch damit verhalten mag. Alis Leute, der Zahl nach geringer als fünfzig, konnten keinen anhaltenden Widerſtand leiſten, und wurden insgeſammt ermordet.

Alis Leichnam, dem ſiegenden Paſcha zugeführt, hatte das übliche Schickſal, daß von dem Körper der Kopf getrennt, dieſer nach Konſtantinopel geſchickt, und hier in einer feierlichen Audienz dem Sultane überliefert wurde.

Am folgenden Tage ſtellte man Alis Kopf an den Pforten des Serails zur Schau aus, wo die herbeiſtrömende Menge in einem daneben befindlichen Jafta die Beweggründe zu dieſer Hinrichtung leſen konnte. Der Körper blieb aber ſchon früher, gleich nach der Hinrichtung zur Schau ausgeſtellt, worauf ihn dann Khurſchid mit allen, dem Range eines Veziers und eines Paſchas von drei Roßſchweifen gebührenden Ehren zur Erde beſtatten ließ.

Unſtreitig beſaß dieſer Günſtling des Glücks außerordentliche Naturgaben, den kühnſten Unternehmungsgeiſt und den ſicherſten Scharfblick. Er vereinigte eine ungewöhnliche Kenntniß der Menſchen und der Verhältniße mit Entſchloſſenheit und Muth, Beharrlichkeit mit zeitgemäßem Nachgeben und fand ſelbſt in verzweifelten Lagen Hilfsquellen und Auswege.

Aber eben ſo gehaßt als gefürchtet, war er falſch, mißtrauiſch, unverſöhnlich, aus Habſuch blutdürſtig und jedes Mittel galt ihm gleich, wenn es nur ſchnell und ſicher zum Ziele führte.

I.Bd.45.

Deutſchland.

Der Krieg mit den Markomannen.

Die Deutſchen eilen herbei und erſchlagen die ans jenſeitige Ufer kommenden Löwen mit ihren Keulen.

Jahr 166.

Wie die Deutſchen in dem großen Befreiungskampfe vom Jahre 1813 den gewaltigen Kriegsmeiſter der neueſten Zeit durch gegenſeitige Vereinigung zuletzt überwältigten, ſo geſchah dieſes, wenn auch anfangs nicht mit gleichem Erfolge, ſchon um ſechzehn Jahrhunderte früher durch ein Bündniß von mehreren deutſchen Völkerſchaften, wider ihren gemeinſchaftlichen Feind, nämlich die Römer.

Es war dieſes der ſogenannte markomanniſche Krieg, welcher im Jahre 166 n. Chr. geführt wurde, der zwar anfangs für die Deutſchen ungünſtig ausfiel, jedoch ihnen bald die Ueberzeugung verſchaffte, daß ſie, wenn ſie ſich feſt vereinigen, ſelbſt den für unüberwindlich gehaltenen Römern, zuletzt überlegen werden können.

Das Vorbild eines Völkerbündniſſes wider auswärtige Feinde und des daraus entſpringenden Nutzens, hatte ſchon früher der tapfere Hermann durch ſeine, dem römiſchen Feldherrn Varus in dem Teutoburgerwalde beigebrachte Niederlage gegeben, welchem Beiſpiele während der Regierung des Veſpaſianus auch die Bataver folgten.

Dieſes altdeutſche Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte, war ſchon zu den Zeiten des Kaiſers Tiberius durch den berühmten Druſus den Römern bekannt, und von dieſen in Folge ihrer ſchlauen Politik unter die Zahl ihrer Bundesgenoſſen aufgenommen worden.

Für dieſe Ehre genoſſen ſie die Vorrechte, ihr Blut zum Beſten der Römer ſo oft und ſo viel ſie wollten zu opfern, nachdem die bereits verweichlichten Römer eben ſo ungerne über die Grenzen Italiens nach dem wilden und kalten Germanien gingen, wie im Mittelalter die Deutſchen mit ihren Kaiſern nach Italiens Fluren, welche ſie das Grab der Deutſchen nannten.

Die römiſchen Kaiſer waren alſo genöthigt den größten Theil der ſtreitbaren Mannſchaft aus den verbündeten Völkern auszuheben, in welcher Beziehung die Bataver beſonders hart in Anſpruch genommen wurden.

Man begnügte ſich bei dieſem Volke nicht bloß damit, daß man die Jugend zum Kriegsdienſte aushob, ſondern man erpreßte auch noch große Geldſummen dadurch, daß abſichtlich alte und ſchwächliche Familienväter zum Kriegsdienſte beſtimmt wurden, die ſodann nur mit großen Geldzahlungen wieder losgekauft werden konnten. Ein ſolches Verfahren konnte ganz natürlich keine guten Folgen bringen, und mußte zuletzt den Unwillen der ganzen Nation herbeiführen, die in ihrer Gemüthsſtimmung nur einen kühnen und einſichtsvollen Mann brauchte, der das Zeichen zum Aufſtande gibt. Dieſes that jetzt Claudius Civilis, ein Mann von ungewöhnlichen Gaben. Er ſchilderte ſeinen Landsleuten in einer Rede die Bedrückungen und ungebührliche Behandlung, welche ſie von den Römern, ihren ſogenannten Bundesgenoſſen zu erleiden haben, und bewog ſie, die Waffen wider dieſe Feinde zu ergreifen.

In kurzer Zeit ſtand das ganze Land der Bataver auf und verjagte die Römer aus dieſer Inſel. Damit aber noch nicht zufrieden, verließ Claudius Civilis Batavien, und griff die Römer am Rhein in der Gegend von Xanten an, wo er ſie völlig in die Flucht ſchlug, ſo daß ſich nur ein kleiner Theil des Heeres in das bei Xanten befindliche Lager retten konnte, welches er aber gleichfalls belagerte und in der Folge erſtürmte.

Von hier aus ſchickte er Geſandte an viele benachbarte deutſche Fürſten, die er einladen ließ, daß ſie ſich mit ihm wider ihren gemeinſchaftlichen Feind die Römer verbinden möchten. Dieſer Antrag fand auch bei den Meiſten Gehör, und ſelbſt die deutſchen Soldtruppen, die früher unter dem römiſchen Feldherrn Flaccus gegen ihre eigenen Landsleute gefochten hatten, empörten ſich jetzt wider ihn und ſchloſſen ſich den Schaaren des Claudius Civilis an.

Die Folge dieſer Vereinigung war, daß ſie die Römer über den Rhein verjagten und alle Feſtungen und Kaſtelle zerſtörten, die von den Römern längs des Rheinſtroms mit vieler Mühe und großem Koſtenaufwande hergeſtellt wurden.

Nur Mainz und Vindoniſſa, auf welch letzterer ein Habsburger ſein Stammſchloß baute, blieben von dieſer Zerſtörungswuth befreit, und ſo war der Rheinſtrom wieder frei, wie zuvor, als noch kein Römer in dieſe Gegenden gekommen war. Freilich gelang es in der Folge dem römiſchen Feldherrn Cerialis, der ein erprobter alter Kriegsmann war und mit einer großen Heeresmacht am Rhein erſchien, dem Civilis bei demſelben Xanten durch den Verrath eines Ueberläufers in den Rücken zu kommen und ihn zu ſchlagen. Civilis blieb aber eines guten Muthes und ſammelte bald wieder ein, größtentheils aus Deutſchen beſtehendes Heer, was dann zur Folge hatte, daß ſich der römiſche Feldherr Cerialis in Unterhandlungen einließ, durch welche der

bataviſche Krieg im Jahre 69 n. Chr. unter dem Kaiſer Veſpaſianus ſein Ende erreichte. Die Deutſchen erhielten aber die Lehre, daß ſie in Einigkeit den gefürchteten Römern allerdings gewachſen ſind, und obſchon ihnen an Zahl noch gering, dennoch Ehrfurcht und Achtung abgewonnen haben.

Dieſer Gedanke ſchlug auch immer tiefere Wurzel bei den Deutſchen, und die Furcht, welche ihnen der römiſche Feldherr Germanikus nach der Niederlage des Varus neuerdings eingeflößt hatte, verſchwand bald gänzlich. Auch findet man ſeit jener Zeit nur wenige Spuren mehr, daß die Nationen diesſeits des Rheins, welche ſonſt mit den Römern gerne Bündniſſe unterhalten hatten, dieſelben fortgeſetzt hätten. Nicht ohne Grund gibt man alſo dieſe Epoche des bataviſchen Kriegs als diejenige an, wo in Deutſchland jene große Völker-Vereinigung begann, welche den endlichen Umſturz des römiſchen Reichs herbeiführte.

Bereits hatten die Römer im Verlaufe der Zeit alles Land am diesſeitigen Ufer der Donau von ihrem Urſprunge bis zu ihrer Mündung in das ſchwarze Meer unter ihre Herrſchaft gebracht, und dasſelbe wie am Rhein durch Anlegung vieler Kaſtelle und Standlager geſichert. Ihre Länderhabſucht überſchritt aber auch dieſe natürliche Landesgrenze, da ſie es verſuchten in verſchiedenen Gegenden jenſeits der Donau Eroberungen zu machen. Beſonders merkwürdig iſt ihr Uebergang bei dem heutigen Wien unter dem Kaiſer Marc Aurelius im Jahre 166, welcher die Markomannen, einen mächtigen altdeutſchen Völkerſtamm, die in dem heutigen Mähren wohnten, und auch die Ebenen des Marchfeldes in Beſitz hatten, überwinden wollte.

Da die Markomannen weder an Zahl noch an Kriegsfertigkeit den Römern gewachſen waren, ſo verbanden ſie ſich nach dem Beiſpiele ihrer Vorfahren mit mehreren benachbarten Völkern, worunter die Quaden und Hermunduren die bekannteſten ſind, und erwarteten den Kaiſer in den Ebenen des Marchfeldes, das in der Folge mehrmalen Zeuge großer und das Schickſal vieler Völker entſcheidenden Schlachten werden ſollte.

In dieſem merkwürdigen Kampfe, gleichſam einem Vorſpiele der Völkerſchlacht bei Leipzig, erlag durch die Einigkeit der Deutſchen zuerſt der Präfekt Furius Victurinus mit dem größten Theile ſeines Kriegsheeres. Nach ihm hatte der römiſche Feldherr Vindex ein gleiches Schickſal, der zuletzt auf ſeiner Flucht von den Deutſchen eingeholt und erſchlagen wurde. Da zitterten die Römer vor den Donauvölkern, wie einſt vor den Cimbern und Cheruskern, und als auch die Peſt aus Aſien herüber gekommen war, und weit und breit würgte, als eine Hungersnoth wüthete, Erdbeben geſchahen und feurige Zeichen am Himmel geſehen wurden, da dachten die Abergläubiſchen an nichts anderes mehr, als daß die Herrlichkeit des römiſchen Reichs ſich zu Ende neige. Nur der Kaiſer verlor den Muth nicht. Er verkaufte ſeinen koſtbaren Hausrath und den Schmuck der Kaiſerin, um Kriegsvolk zu werben, verwandelte Sclaven, ja ſogar auch Miſſethäter in Soldaten, und führte ein großes Heer gegen die Deutſchen in das Donauland.

Auf den Rath der Wahrſager ließ er jetzt zwei Löwen, die er mitgebracht hatte, in die Donau jagen, weil man prophezeihte, daß dieſe Thiere den Feinden Verderben bringen würden; wenigſtens ſo glaubten es die Soldaten.

Die am jenſeitigen Ufer ſtehenden Deutſchen ſahen mit Verwunderung dieſe beiden, ihnen völlig unbekannten Thiere, und riefen lachend: »Sehet doch, was für große Hunde!« Als aber die Löwen brüllend ans Land kamen, eilten die Deutſchen herbei und erſchlugen ſie mit ihren Keulen.

Bald darauf überſetzte Marc Aurelius mit ſeinem Heere die Donau, und vereinigte ſich mit einem andern Hilfsheere, welches bei dem heutigen Wien dieſen Strom überſchritten hatte. Als dieſes die Markomannen, welche mit den Quaden, Hermunduren und noch andern deutſchen Stämmen verbunden waren, bemerkten, zogen ſie ſich in eine dürre und unfruchtbare Gegend des Marchfeldes, an die Grenze von Ungarn zurück, wo ſie den Kaiſer plötzlich von allen Seiten umringten und durch Hunger und Durſt aufreiben wollten. Die Lage des Marc Aurelius wurde jetzt mit jedem Tage bedenklicher und ſeine Verſuche ſich mit ſeinem Heere durchzuſchlagen, immer durch die vereinigte Tapferkeit der Deutſchen vereitelt. Auch war damals ein ſo heißer Sommer eingetreten, daß im römiſchen Lager durchaus Mangel an Waſſer war, und das Heer in Gefahr gerieth, vor Durſt zu verſchmachten.

Nur ein Wunder ſchien ihn und ſeine Kriegsvölker aus der drückenden Lage befreien zu können, und dieſes blieb zu ſeinem Glücke auch nicht aus. Unter ſeinen Kriegern befand ſich eine Legion, welche größtentheils aus Chriſten beſtand, während die übrigen Soldaten noch dem Götzendienſte ergeben waren. Dieſe chriſtliche Legion vereinigte ſich nun zum Gebete, um von ihrem Gotte Regen zu erflehen, und in der That zog kurze Zeit nachher ein furchtbares Ungewitter heran, wo die ſchon halb verſchmachteten Soldaten mit ihren Helmen das reichlich herabſtrömende Regenwaſſer auffingen und ihren brennenden Durſt ſtillten. Da zugleich auch im Lager der Feinde ein heftiges Ungewitter tobte, wodurch die Meiſten in großen Schrecken verſetzt wurden, ſo griff das ganze römiſche Heer zu den Waffen und drang unter dem furchtbaren Gekrache des Donners und Blitzes auf die Feinde los, welche über dieſen unerwarteten Angriff ſich plötzlich in eine wilde Flucht auflösten.

Bald nach dieſem Siege machte Marc Aurelius mit den Markomannen Frieden und verpflanzte den größten Theil des Volkes in das Innere von Italien, ſo, daß von nun an ihr Name aus der Geſchichte verſchwindet. Die mit den Markomannen verbündet geweſenen Völkerſtämme konnte er aber nicht überwältigen, ja ſelbſt alle Früchte ſeines Sieges gingen nach ſeinem Tode bei den Römern wieder verloren, die von jetzt an nie mehr ihren Fuß ſiegreich in dieſe Gegenden ſetzten.

I. Bd. 46.

Spanien.

Pelagius, Stifter der neuen ſpaniſchen Monarchie.

Die Weſtgothen dringen unter ihrem Anführer aus den Steinhöhlen hervor und treiben die angreifenden Araber in die Flucht.

Jahr 719.

Das heutige Königreich Spanien, bei den Römern Hiſpania genannt, wurde in der älteſten Zeit von Kelten, dem Hauptſtamme im weſtlichen Europa bewohnt, und die Römer ſelbſt nannten einen großen Theil dieſes Landes Celtiberia oder das Land der Kelten; verſtanden aber darunter außer Spanien auch noch das heutige Portugal.

Den Namen Spanien ſoll es von den Phöniciern erhalten haben, welche an den Küſten dieſes Reichs ſchon mehrere Jahrhunderte vor Chriſti Geburt Kolonien anlegten, um bei ihrem Welthandel beſtimmte Ruhepunkte zu haben *).

Als die weltbezwingenden Römer nach der Unterjochung von ganz Italien und des ſo ſehr gefürchteten Karthago beiläufig 200 Jahre v. Chr. in Spanien eindrangen, fanden ſie daſelbſt bereits eine Menge blühender Städte, und ein in den Künſten des Friedens und des Krieges gebildetes Volk, welches ſtolz- und freiheitsliebend und in der Vertheidigung des Vaterlandes zu den größten Aufopferungen fähig und bereitwillig war.

Pompejus und Cäſar erfochten darin wichtige Siege, und unter Auguſtus ſtand bereits ganz Spanien ſchon unter römiſcher Herrſchaft. Das von dieſem Reiche unterſchiedene und getrennte Portugal wurde die Provinz Luſitanien genannt, und theilte bis zu ihrer Eroberung von den Saracenen im Jahre 711 die gleichen Schickſale mit Spanien.

Es wäre eine fruchtloſe Mühe alle jene, wahrſcheinlich fabelhaften Könige zu nennen, welche vor dem Einfalle der Römer in Spanien geherrſcht haben ſollen; allein nach dem Untergange dieſes Weltreichs in Europa, welcher durch den Weltenſtürmer Attila und den unwiderſtehlichen Andrang der deutſchen Stämme herbeigeführt wurde, drangen zuerſt die Vandallen, Gothen und Alanen über die Pyrenäen in dieſes ſchöne Land, bis ſich zuletzt die Weſtgothen im nördlichen Theile desſelben feſtſetzten.

Um das Jahr 408 war Ataulph der erſte weſtgothiſche König in Spanien, ein Bruder der Gemalin des berühmten Alarichs, der zuerſt Rom erſtürmte. Von ihm bis zu Roderich, unter deſſen Regierung zuerſt die Saracenen in Spanien einfielen, um daſelbſt ein eigenes Reich zu gründen, werden namentlich über dreißig Könige angeführt.

Eben war Roderich, ein Sohn Theudefrieds, Herzogs von Cordova und Enkel des Königs Chindaſwinth, auf den weſtgothiſchen König Witiza (710) in der Regierung gefolgt, als die ausgeſchloſſenen Söhne des Witiza, damit unzufrieden, den Statthalter von Afrika, Namens Muſa, aufforderten, ins Land zu kommen.

Die Saracenen, ſchon längſt auf das ſchöne Nachbarland lüſtern, ließen ſich nicht lange erwarten und erſchienen unter ihrem Feldherrn Tarek mit 12,000 Mann an der ſpaniſchen Küſte, wo ſie bei einem Berge ihr Lager aufſchlugen. Da in der ſaraceniſchen Sprache ein Lager, Gibel heißt, ſo wurde die Gegend, wo Tarek ſich zuerſt feſtgeſetzt hatte, Gibeltarek genannt, woraus ſpäter die heutige Benennung Gibraltar entſtanden iſt.

Roderich, welcher den Saracenen den Eintritt nach Spanien verwehren wollte, griff ſie mit einer zahlreichen Armee an, wurde aber von Tarek in der neuntägigen Schlacht bei Xerez de la Frontera in Andaluſien entſchieden geſchlagen (Juli 711). Roderich ſelbſt ertrank auf ſeiner Flucht in dem Fluſſe Quadaleta, wo man zwar ſeine Krone und ſeine mit Gold und Edelſteine beſetzten Schuhe, nicht aber ſeinen Leichnam wieder fand.

Im nächſtfolgenden Jahre kam Muſa, der Beherrſcher der Araber, ſelbſt nach Spanien, führte neue Truppen dahin, machte in den Provinzen Alentejo, Merida und Eſtremadura bedeutende Fortſchritte, und eroberte in kurzer Zeit die Stadt Toledo. Auf dieſe Art kamen die Saracenen zu einem bedeutenden Theile des ſüdlichen Spaniens, wo ſie eine neue Herrſchaft begründeten, ſich die Beſiegten unterwarfen, und ihre Religion unterdrückten.

Ein großer Theil der aus der mörderiſchen Schlacht entkommenen Weſtgothen flüchtete indeſſen in die aſturiſchen Gebirge, zu welchen ſich viele vornehme Gothen und alle diejenigen geſellten, welche die Freiheit der Knechtſchaft vorzogen. Ihr neues Los war aber ſchrecklich, denn ſie ſahen ſich bei ihrer Freiheit dem größten Mangel und Elend preis gegeben, und hatten auch keine nahe Hoffnung, ſich aus dieſer zwar freiwilligen Verbannung retten zu können, bis endlich ganz unerwartet unter ihnen ein Mann auftrat, der ihnen Muth zuſprach und ſich als ihren Helfer und Befreier ankündigte.

---

*) Da die erſten Seefahrer dieſer Nation bei Entdeckung des heutigen Spaniens darin eine außerordentliche Menge von Kaninchen fanden, welches Thier in der phöniciſchen Sprache Spanya genannt wird, ſo gaben ſie dem ganzen Lande den Namen Spanien, das heißt: Kaninchenland.

Dieſer Held war Pelagius oder Don Pelayo, ein Prinz von königlich gothiſchem Geblüte, welcher gleichfalls mit einem Häuflein Chriſten in die aſturiſchen Gebirge ſich geflüchtet, theils von der allgemeinen Noth ſeines Vaterlandes dazu getrieben, theils aus Rache gegen die Araber, die ſeine Schweſter entehrt hatten.

Dieſer Prinz war klug, thätig, tapfer und voll Liebe zur Religion ſo wie zum Vaterlande. Er verſammelte bei ſeiner Ankunft ſogleich die Weſtgothen um ſich, und ſprach zu ihnen: »Brüder! wir wollen kämpfen für unſern alten Kriegsruhm, unſere Häuſer und Altäre, für unſere Weiber und Kinder. Wir wollen den wilden Arabern zeigen, daß wir Männer ſind, entſproßen aus dem Blute der hochberühmten Weſtgothen. Von dieſen Feinden haben wir nichts zu hoffen, denn ſie ſind treubrüchig, von Gott aber und unſerer Tapferkeit können wir Rettung und Heil erwarten. Auf Brüder, folgt mir! Ich will für euch ſorgen, euch leiten und anführen.« Durch dieſe Worte ſtärkte Pelagius den wankenden Muth ſeiner Landsleute und Religionsgenoſſen, und dieſe ſchwuren einmüthig und unter Thränen, weder Gefahr noch Anſtrengung zu ſcheuen, und ſeinen Rathſchlägen und Befehlen Folge zu leiſten.

Da ſie ſeine Tapferkeit und Geiſtesüberlegenheit ehrten, und er überdieß auch mit dem Hauſe des unglücklichen Roderichs verwandt war, erwählten ſie ihn voll freudiger Erwartung zu ihrem Könige, und ſo entſtand in Aſturiens Gebirgen aus den Ueberreſten des alten, ein neu weſtgothiſches Königreich.

Der kluge und umſichtige Pelagius kannte aber das Gefährliche ſeiner Lage ſehr gut; denn er konnte und durfte es nicht wagen, den bisher noch immer ſiegreichen Arabern im offenen Felde entgegen zu treten.

Sein ganzes Treiben beſtand alſo darin, daß er ihnen bloß auflauerte und ſie bei günſtiger Gelegenheit überfiel, wodurch er mit den Seinigen nach einigen glücklich ausgefallenen Gefechten ſo ſehr ermuthigt wurde, daß er in mehrere von den Arabern beſetzte Städte Aſturiens eindrang, wo er noch viele gleichgeſinnte Anhänger fand.

Der damalige Ober-Statthalter der Araber, El Hhorr, der ſich gerade, als dieſer Aufſtand in Aſturien vorging, in Frankreich befand, ertheilte ſogleich ſeinem Unter-Generale den Auftrag, den Empörer Pelagius anzugreifen, und wirklich rückte dieſer im Jahre 719 mit einem mächtigen Heere in Aſturien ein.

Die Nachricht von ſeiner Ankunft ſetzte die Vertheidiger des Vaterlandes in nicht geringe Furcht und Schrecken; Pelagius blieb ſich aber in ſeinem Heldenmuthe gleich, und wählte aus ſeinen Kriegsleuten Tauſend der Tapferſten, mit welchen er auf den ſteilen Felſenklippen von Convadonga eine große natürliche Höhle des Berges Auſena beſetzte. Er verſah ſich hier mit Waffen aller Art und mit Lebensmitteln auf viele Tage, auch ließ er mehrere Ausgänge eröffnen.

Alle dieſe Vorbereitungen geſchahen in der Abſicht, um eine allfällige Belagerung aushalten und zugleich auch Ausfälle machen zu können. Als man ſchon in unabſehbaren Reihen die Saracenen anrücken ſah und ihr Befehlshaber den Pelagius zur Unterwerfung auffordern ließ, machte der Erzbiſchof von Sevilla den Verſuch, den kühnen Helden zu bewegen, daß er von dem Vorſatze zur Vertheidigung zurückweichen, und das Schickſal des Vaterlandes nicht einer einzigen Schlacht preis geben wolle, nachdem im Falle einer Niederlage das ganze chriſtliche Spanien verloren gehen müßte; aber Pelagius verließ ſich auf den Muth ſeiner Soldaten und ſeine feſte Stellung, und nahm die ihm dargebothene Schlacht mit ſtandhafter Entſchloſſenheit an.

Die Gothen verrichteten in dieſem blutigen Kampfe Wunder der Tapferkeit, denn ſie fochten für ihr Vaterland, ihre Freiheit, ihre Weiber und Kinder; allein die Uebermacht des Feindes wurde immer fühlbarer, und ſchon ſchien Spanien verloren. Da ſtürzte Pelagius mit ſeinem Hinterhalte aus den Steinklüften hervor und gab der Schlacht eine andere Wendung. Die bereits ſieggeglaubten Araber ſahen jetzt zu ihrer großen Beſtürzung die Berge und Wälder ringsum ſich gleichſam bewegen, und da ſie in der erſten Hitze ihre Reihen gebrochen hatten, ſo wurden ſie in den Engpäſſen zu Tauſenden gemordet. Die unzähligen Pfeile, Wurfſpieße und Steine, welche ſie gegen die Höhle, in der ſich der Kern der gothiſchen Kriegsleute verborgen gehalten hatte, abſchleuderten, prellten größtentheils wieder auf ſie zurück, und vermehrten große Unordnung unter den feindlichen Schaaren. Pelagius ſelbſt focht wie ein Löwe, und wird auch in der ſpaniſchen Geſchichte der zweite Leonidas genannt.

Von Schrecken über das furchtbare Blutbad ergriffen, eilten die Ungläubigen von dem Gebirge herab in das Thal der Deva, aber hier traf ſie neuer Schrecken und Verderben; denn ein Theil des Berges, welcher an das Ufer der Deva ſtieß, ſtürzte unter einem furchtbaren Gekrache zuſammen, und verſchlang eine große Menge von Arabern, daß nur wenige mehr von dem großen Heere dieſer ſchrecklichen Niederlage entkamen.

Pelagius rückte nach dieſem glücklichen Siege ſogleich vor die Stadt Gijon, und bekam ſie auch nach wenigen Tagen in ſeine Gewalt. Dieſe Stadt war ihm von großer Wichtigkeit, denn ſie konnte ihm für den Fall der Noth einen Rückzug zur See ſichern, daher er ſie auch zu ſeiner Reſidenz machte. Seine Nachfolger vertauſchten aber dieſe Stadt mit Oviedo, und wurden ſo lange Könige von Oviedo genannt, bis ſie den Saracenen Leon abnahmen und dann ihre Benennung von dieſer Provinz führten.

Der Held Pelagius, durch ſeinen erfochtenen Sieg noch jetzt als der Gründer eines neuen chriſtlichen Staates »Oviedo« verehrt, ſtarb im Jahre 737, und hinterließ einen Sohn, Namens Favila der ihm in der Regierung folgte, und ſich gleichfalls gegen die feindlichen Araber mit Glück behauptete.

I. Bd. 47.

Italien.

Theodorich hält einen Triumph im römiſchen Purpur.

Der Senat und das Volk, der Papſt und die Geiſtlichkeit kommen dem Könige im feierlichen Zuge entgegen, um ihn zu empfangen.

Jahr 500.

Der Einfall der Hunnen in Europa zu Ende des vierten Jahrhunderts brachte im mitternächtlichen Europa jene merkwürdige Wanderung der daſelbſt wohnenden Völker hervor, welche in der Geſchichte mit dem Namen Völkerwanderung bezeichnet wird. Zwar waren ähnliche Bewegungen in dieſem Welttheile bereits ſchon früher vor ſich gegangen, allein ſie hatten nicht jene Allgemeinheit erreicht, wie zur Zeit des hunniſchen Einfalls, wo ein benachbartes Volk das andere drängte, theils als bereits überwunden und mit den Hunnen vereinigt, theils aus Furcht unterjocht zu werden.

Gewiß hätte das abendländiſche Kaiſerthum ungeachtet ſeiner ſchon fühlbaren Schwäche noch Jahrhunderte hindurch, gleich ſeinem Nachbar dem morgenländiſchen fortbeſtehen können, wenn nicht der heftige Stoß von Aſien her die Nationen gezwungen hätte, jetzt, wie einer allgemeinen Verabredung folgend, mit geſammter Macht auf den alternden römiſchen Koloß hinzuſtürmen und ihn endlich umzuſtürzen *).

Eines der erſten Völker, welches die Hunnen bei ihrem Eindringen in Europa vorfanden, waren die Oſtgothen, ein deutſcher kräftiger Völkerſtamm, der ſeinen Sitz an der baltiſchen Küſte zwiſchen der Weichſel und der Oder hatte. Wie alle Deutſchen ließen ſie ihr gelbes Haar lang wachſen, hatten Bärte und trugen Pelze. Ihre Wohnplätze an der Oſtſee verlaſſend, zogen ſie in die Gegenden des ſchwarzen Meeres, wo ſich dann noch andere Stämme mit den ihrigen vereinigten. Durch fortgeſetzte Züge und Eroberungen entſtand um das Jahr 350 das große gothiſche Reich, das vom Don, der Europa von Aſien trennte, bis zur Theiß, die ſich in die Donau ergießt, und vom ſchwarzen Meere bis zur Weichſel und Oſtſee ſich erſtreckt. Alſo Thrazien, Möſien, Serbien und Bulgarien (Dacien), einen Theil von Ungarn, das Banat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau, bis an den Pruth, große Strecken von Polen, Rußland, Preußen umfaßte, und im Norden ſlaviſche, finniſche und lettiſche Stämme in ſich aufgenommen hatte.

Hier kamen die Gothen von Weſten her mit dem römiſchen Reiche, von Oſten her mit dem byzantiniſchen Kaiſerthume in vielfache Berührung, und die Geſchichte iſt voll von Kämpfen, welche dieſes Volk nach der einen wie nach der andern Seite hin zu beſtehen hatte. Durch innere Unruhen theilte ſich endlich um das Jahr 369 das gothiſche Reich in das Reich der Oſtgothen am ſchwarzen Meere vom Don bis zum Dnieper und in das Reich der Weſtgothen in Dacien vom Dnieper bis zur Donau. Aber bald folgte auch den innern Stürmen ein äußerer, welcher die Macht der Gothen in dieſen Gegenden ſtürzte.

Um das Jahr 375 drangen nämlich Schwärme von Hunnen und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Aſien herüber, und drängten die Oſtgothen nach den Weſtgothen hin, die von dem Kaiſer Valens die Erlaubniß erhielten, ſich in dem verödeten Thrazien nieder zu laſſen. Durch den Druck der kaiſerlichen Statthalter ſahen ſich dieſe aber bald zur Empörung genöthigt, und lieferten dem Kaiſer bei Adrianopel eine entſcheidende Schlacht, worauf ſie dann bedeutende Rollen in Konſtantinopel ſpielten.

Nach manchen Schickſalen erlangten endlich auch die Oſtgothen, jedoch aber erſt nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila und der Zerſtörung des hunniſchen Reichs einen neuen Wohnſitz in Pannonien und Slavonien, worin ſich drei Brüder aus dem Geſchlechte der Amaler theilten. Um aber von dieſem beuteluſtigen und kriegeriſchen Volke durch Einfälle und Plünderungen verſchont zu bleiben, bezahlten die griechiſchen Kaiſer jährlich eine große Geldſumme, und errichteten darüber Verträge, zu deren Sicherung Theodomir, einer jener drei Brüder, ſeinen ſiebenjährigen Sohn Theodorich (um das Jahr 455 n. Chr. nahe bei Wien geboren, und nachmaliger König von Italien) als Geiſel nach Konſtantinopel ſandte, welchen der Kaiſer auf eine ſeinem Range angemeſſene Weiſe erziehen und unterrichten ließ.

Theodorich fand hier wirklich viele Gelegenheit die Kenntniſſe und Einrichtungen der byzantiniſchen Griechen mit regem Sinne aufzufaſſen, und kehrte, als er achtzehn Jahre alt war, unverderbt und wohlgebildet zu ſeinem Vater zurück, nach deſſen Tode er einſtimmig als ſein Nachfolger im Reiche anerkannt wurde. (475).

Dieſer junge Regent ſtand anfangs im Bündniſſe mit dem griechiſchen Kaiſer Zeno, gerieth aber in der Folge mit dieſem ſelbſt in Krieg, der ihm dann

---

*) Alarich brach im Jahre 396 in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien, ſo wie König der Weſtgothen. Als ſolcher zog er dann zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Italien, eroberte zweimal Rom, und führte den Untergang des römiſchen Reichs mit herbei.

einige Provinzen abtreten und noch andere Vortheile bewilligen mußte. Inzwiſchen hatte der Anführer der Heruler, Namens Odoaker, den letzten abendländiſchen Kaiſer Auguſtulus entthront, und ſich zum König von Italien gemacht.

Theodorich, entweder aus Ruhmbegierde und Eroberungsſucht, oder auf Antrieb des Kaiſers Zeno, der wohl wünſchen mochte, auf eine gute Art von einem ſo mächtigen und unternehmenden Nachbar befreit zu werden, faßte jetzt den Entſchluß, den Anmaßer Odoaker (denn als ſolchen betrachtete ihn der byzantiniſche Hof) aus dieſem ſchönen Lande zu vertreiben, und ſelbſt mit ſeinem Volke hier feſten Fuß zu faſſen.

Auf die Nachricht von der Ankunft dieſes furchtbaren Schwarmes eilte Odoaker mit ſeinem Heere herbei, wurde aber in der Gegend von Aquileja geſchlagen, und mußte ſich an die Etſch in der Nähe von Verona zurückziehen, wo er eine Schlacht verlor, und genöthigt wurde, ſeine Sicherheit hinter den Mauern von Ravenna zu ſuchen.

Theodorich durchzog nun ganz Italien, unterwarf es ſich völlig; erhielt von den Vandallen den Beſitz von Sicilien, und kehrte dann nach Ravenna zurück, um der Herrſchaft Odoakers ein Ende zu machen. Aber drei Jahre lang vertheidigte ſich der tapfere Mann, bis zuletzt das Murren der Einwohner ihn zwang einen Vergleich mit den Gothen abzuſchließen, welchen der daſige Biſchof ſo weit zu Stande brachte, daß Theodorich und Odoaker mit gleichem Rechte in Italien regieren ſollten.

Die erſten Tage der neuen Freundſchaft wurden jetzt mit Feſten und Gaſtmälern gefeiert, aber bald verurſachte dieſes neue Verhältniß gegenſeitig Mißtrauen und Argwohn, und ſo ereignete es ſich, daß Odoaker mit ſeinem Gefolge niedergehauen, und Theodorich von den Oſtgothen zum alleinigen König von Italien ausgerufen wurde.

Theodorich hatte, wie auch die letzten abendländiſchen Kaiſer, ſeinen Wohnſitz gewöhnlich in Ravenna, und ordnete von hier aus mit einem durchdringenden Herrſcherblick die Verwaltung ſeiner weitläufigen Staaten. Ihm gehorchten nicht nur Italien mit den dazu gehörigen Inſeln, ſondern auch ein Theil des ſüdlichen Galliens, die Länder zwiſchen den Alpen bis gegen die Donau hinauf, und ein großer Theil von Pannonien und Dalmatien. Auswärtige fürchteten ſeine Macht, die er durch Bündniſſe und durch Verheirathungen noch mehr zu ſichern wußte. Der Kaiſer Anaſtaſius, welcher nach dem Erlöſchen des weſtlichen Kaiſerthums die Oberhoheit über Italien wenigſtens durch Anerkennung oder Verwerfung der dortigen Regierung üben wollte, beſtätigte, wiewohl ungerne und zögernd, Theodorichs Herrſchaft, und dieſer ließ ſich einen ſolchen Schein gefallen, weil er dadurch in den Augen der Italiener Weihe und Rechtmäßigkeit erhielt, übrigens blieb er aber ganz unabhängig von ihm.

Die Zuneigung der Römer gewann er dadurch, daß er ihnen alle ihre Rechte beſtätigte, und unter ihnen die Künſte des Friedens und des Handels zu befördern ſuchte.

Seinen Gothen gab er den dritten Theil der Länder Italiens als Lehen mit der Verpflichtung Kriegsdienſte dafür zu leiſten. Die Regierungsform und Staatsverfaſſung, ſo wie die Eintheilung der Provinzen, welche unter den Kaiſern Statt gefunden hatte, behielt er bei, daß der Uebergang der Herrſchaft von den Römern zu den Gothen kaum bemerkbar war. Er ſtellte Grafen in jeder Stadt an, welche die Gerichtspflege verwalten mußten, und ließ die Streitigkeiten zwiſchen Römern und Gothen von einem gothiſchen Grafen mit Zuziehung eines rechtskundigen Römers ſchlichten. Wie ſein ganzes Volk, war Theodorich dem arianiſchen Glauben zugethan, aber er übte gegen anders Denkende eine für jene Zeiten bewunderungswürdige Duldung und Milde. Die Katholiken wurden weder verfolgt noch irgend in ihren Rechten gekränkt; in ihre Kirchen-Angelegenheiten miſchte er ſich nur mit großer Behutſamkeit und nur ſo weit, als es nöthig war; ſo nahm er auch die Juden gegen Verfolgungen in Schutz.

Im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung machte er eine Reiſe nach Rom, und hielt daſelbſt einen Triumph im römiſchen Purpur, wo Senat und Volk, Papſt und Geiſtlichkeit ihm im feierlichen Zuge entgegen kamen, und ihm mit großer Freude und Ehrenbezeigung, wie es früher nur bei Kaiſern geſchah, huldigten.

Theodorich verweilte hier über ein halbes Jahr, um die Meiſterwerke der noch immer prächtigen Stadt bewundern zu können, verbot die Zerſtörung und Beſchädigung alter Kunſtwerke, und ſetzte große Summen zur Wiederherſtellung des Verfallenen und Zerſtörten aus. Auch andere Städte Italiens erhielten unter ſeiner Regierung nützliche und koſtbare Einrichtungen und Verſchönerungen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die vorher faſt erſtorben waren, blühten wieder auf, und brachten dem, durch ſo lange Leiden entkräfteten Lande reichlichen Segen; ja man muß geſtehen, daß nach Roms blühendſten Zeiten dieſes ſchöne Land nie ſo glücklich und wohlhabend war, als unter Theodorichs einſichtsvollen und nachdrücklichen Regierung.

Zu ſeiner Vertheidigung gegen fremde Feinde zur See rüſtete er eine zahlreiche Flotte leichter Schiffe aus, und die Landkriege, die er führen mußte, wurden immer ſchnell geendigt, ohne die Ruhe Italiens zu unterbrechen. In einem Kriege mit den Burgundern eroberte er Marſeille und die Landſchaften zwiſchen der Durance, den Alpen und dem mittelländiſchen Meere und der Rhone.

Die Regierung dieſes denkwürdigen Fürſten warf einen vorübergehenden Glanz auf den Namen der Gothen, und ſchuf eine glückliche Epoche mitten unter den ſtürmiſchen und unglücklichen Auftritten, welche den Verfall des römiſchen Reichs begleiteten.

Theodorich ſtarb im Glanze ſeines Glücks am 20. Auguſt 526, und hinterließ das oſtgothiſche Reich, da er keine Söhne hatte, ſeinem Enkel Athalarich, dem Sohne ſeiner Tochter Amalaſuntha; aber durch innere Zwiſtigkeiten wurde nachher das gothiſche Reich erſchüttert und der Untergang desſelben herbeigeführt.

England.

Die Bekehrung der Angelſachſen zum Chriſtenthume.

Aethelbert, König von Kent, wird von dem römiſchen Abte Auguſtinus getauft.

Jahr 597.

Schwerlich dürfte die chriſtliche Religion irgendwo größere Verfolgungen erlitten haben, als in Britanien durch die Grauſamkeit der ſächſiſchen Heiden, welche bei der Eroberung dieſer Inſel, deren Bewohner ſich ſchon ſeit Jahrhunderten zum Chriſtenthume bekannten, alle Kirchen in Brand ſteckten, die Altäre mit dem Blute der Geiſtlichen befleckten, und alle Bekenner des Chriſtenthums, die ihnen unter die Hände fielen, ſchonungslos nieder machten *).

Dieſen kläglichen Zuſtand der chriſtlichen Religion in einem ſonſt katholiſchen Lande zog zuerſt Papſt Gregor in Betrachtung, und ſchickte einige Miſſionarien nach England; ja, er war ſogar anfangs ſelbſt geſonnen eine Reiſe dahin zu machen, um das Bekehrungsgeſchäft zu beginnen, wurde aber durch die Liebe ſeines Volks davon abgehalten. Dennoch gab er ſein gutes Vorhaben nicht auf, und ertheilte, als er auf den päpſtlichen Stuhl gelangte, einem frommen und unerſchrockenen Mönche, Namens Auguſtinus, nebſt mehreren andern ſeines Ordens, den Auftrag, eine Reiſe nach England zur Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens zu unternehmen.

Wirklich übernahmen dieſe ehrwürdigen Männer dieſes zwar verdienſtliche, jedoch zu jener Zeit gefährliche Werk, und ſchifften im Jahre 597 nach der Inſel Thanet.

Indeſſen hatten dem wackern Auguſtinus ſchon einige günſtige Umſtände vorgearbeitet, daß er ſein Bekehrungsgeſchäft mit leichter Mühe vornehmen konnte. Der König von Kent, Namens Aethelbert, war mit Bertha, einer Tochter Cariberts, Grafen von Paris, vermält, der ein Abkömmling Chlodwigs, des erſten Königs von Frankreich war. Da Bertha dem Chriſtenthume angehörte, ſo mußte ihr Aethelbert noch vor der Ehe verſprechen, daß er ihr, ſo wie jenen Perſonen, die ſie in ihrer Umgebung hatte, die freie Ausübung ihrer Religion zugeſtehe. Unter den Begleitern auf ihrer Reiſe befand ſich auch ein franzöſiſcher Prälat, Namens Luidhard, der unweit Canterbury der Reſidenz Aethelberts, eine ſchon von den alten Bräten erbaute Kirche, welche dem heiligen Martin geweiht war, zur freien Ausübung des Gottesdienſtes benützte. Das erbauliche Betragen dieſes Prälaten oder erſten Biſchofs unter den Angelſachſen, und ſeine Predigten, ſo wie der Königin Eifer in der Religion, machten ſowohl bei ihrem Gemale, als auch deſſen Unterthanen einen tiefen Eindruck, und gewannen Viele für die Lehre des Chriſtenthums. Daher kam es auch, daß der römiſche Abt Auguſtinus bei ſeiner Ankunft in England einen bereits bearbeiteten Boden vorfand, der ſeinem beſchwerlichen Unternehmen auf jeden Fall förderlich ſeyn mußte. Von der Inſel Thanet ſchickte nun Auguſtinus einen Dolmetſch nach Kent, und ließ den König von ſeiner Ankunft und der Abſicht derſelben verſtändigen. Aethelbert nahm denſelben gnädig auf, und erließ ſogleich einen Befehl, daß man den heiligen Mann, ſo wie ſeine übrigen Begleiter, welche bisher ohne Obdach waren, und ſelbſt Mangel an den nöthigen Lebensbedürfniſſen hatten, gut verſorgen ſolle.

Unermüdlich war der Eifer des Auguſtinus zur Bekehrung der heidniſchen Sachſen geweſen, und ſeine ernſtlichen Reden, ſo wie ſein untadelhafter Lebenswandel begann in kurzer Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther der Sachſen zu nehmen, welche jetzt einzuſehen anfingen, daß ihr ehemaliger Gottesdienſt viel Lächerliches und Grauſames an ſich habe. Aethelberts Herz wurde aber noch lange Zeit von dem Lichte des wahren Glaubens nicht erhellt, bis endlich die dringenden Bitten ſeiner geliebten Gemalin dasſelbe erweichten, und die Beredſamkeit Auguſtinus das Werk der Bekehrung bei ihm vollendeten. Es iſt merkwürdig, daß bei der Bekehrung der heidniſchen Könige vorzüglich ihre chriſtlichen Frauen thätig waren; denn auch Chlodwig, Frankreichs erſter König wurde durch ſeine Chlotilde zur Annahme des Chriſtenthums bewogen.

Sobald Aethelbert in dem neuen Glauben unterrichtet war, wurde er in der Kirche des

*) Zu dieſen Gräuelthaten wurden die Angelſachſen von ihren Prieſtern und Lehrern, den Druiden, verleitet, indem dieſe ihren bisherigen Einfluß bei dem Volke zu verlieren befürchteten, wenn dieſes ſich zum Chriſtenthume hinneigen ſollte. Die Sachſen, ohnehin noch roh und ſinnlich, ließen ſich auch leicht dahin bereden, daß ihr furchtbarer Donnergott, Thor genannt, höher ſtehe als der unſichtbare Gott der Chriſten, welcher Krieg und Menſchenblut verabſcheuet und nur Sanftmuth und Liebe will. Eben ſo verächtlich waren ihnen die Bekenner der chriſtlichen Lehre, welche ſie bereits überwunden hatten, weil ein Barbar die Würde des Mannes nur nach der perſönlichen Tapferkeit desſelben zu ſchätzen pflegt. Da die Chriſten auch die Gemeinſchaft bei ihren Trinkgelagen meideten, und ihren Gottesdieſt nur zur Nachtszeit und heimlich übten, ſo war es den Druiden ein Leichtes, ihren Zöglingen Haß und Mißtrauen wider die Bekenner einer Lehre einzuflößen, die weder die Eichbäume noch die heilige Miſpel anbeten, und ſich von den Menſchenopfern mit Abſcheu abwenden.

heiligen Martins von dem Abte Auguſtinus mit großer Feierlichkeit getauft, welchem hohen Feſte auch ſeine Gemalin, ſo wie viele andere edle Sachſen beiwohnten. Das Beiſpiel des Königs wirkte aber auch auf ſeine Unterthanen, und wie es bei dem fränkiſchen Chlodwig ungefähr ein Jahrhundert früher der Fall war, ſo ließen ſich bald nach Aethelbert auch viele ſeiner Großen und unzählige Andere, noch in demſelben Jahre (598) taufen, wodurch das Chriſtenthum in dem älteſten Königreiche der Sachſen immer feſtere Wurzel faßte.

Bald verſchwanden in Kent auch die heidniſchen Tempel in den Hainen, oder ſie wurden gereinigt, und zum chriſtlichen Gottesdienſte eingerichtet. Um bei dieſer ſchnellen Umwälzung alles Aergerliche zu vermeiden, ließ Auguſtinus die alten heidniſchen Götzenbilder hinwegſchaffen; jedoch nicht die Altäre umſtürzen, damit das Volk bei ſeiner alten Gewohnheit bleibe und die bekannten Oerter ihres ehemaligen Gottesdienſtes fortwährend beſuche. Auf dieſe Art gewöhnten ſich die Sachſen an den neuen Gottesdienſt, und ſobald ſie die beſſere Lehre desſelben eingeſehen hatten, verſpotteten ſie aus eigenem Antriebe ihre ehemaligen Gottheiten, und blieben dem Chriſtenthume getreu und anhängig.

Aethelbert errichtete in Canterbury eine chriſtliche Kirche, und Auguſtinus wurde zum Biſchofe derſelben geweiht. Seine Gehilfen aber zerſtreuten ſich durch ganz Kent und in die benachbarten Königreiche, und vollendeten in unglaublich kurzer Zeit die glücklich angefangene Bekehrung zum Chriſtenthume durch den größten Theil Englands.

Northumberland war das erſte Königreich, welches nach Kent den chriſtlichen Glauben annahm, und wieder war es eine Frau, welche dieſe Veränderung bewirkte. Der König dieſes Landes, des größten ſächſiſchen Königreichs in England, Namens Edwin, hatte Ethelburga, eine Tochter Aethelberts von Kent zur Gemalin, und dieſe Prinzeſſin wußte ihren ſonſt tapfern und geſchäftigen Herrn ſo lange zu bereden, bis er ſich endlich zur Annahme des Chriſtenthums bequemte.

Hier war es Paulin, ein Schüler des frommen Auguſtinus, der das Bekehrungswerk vollendete, und welcher dem franzöſiſchen Abte Luidhard ähnlich, die Königin nach Northumberland begleitet hatte, und in Verbindung mit ihr den König bekehrte.

Dem Beiſpiele Edwin's folgte im Jahre 636 Carpuald, König von Oſtangeln, welcher zwar bald vom Chriſtenthume wieder abfiel, was aber ſein, in Frankreich erzogener Stiefbruder Siegbert wieder einführte. Auch Mercia, nach Northumberland das mächtigſte Königreich der Sachſen in England, verdankt einer Frau, nämlich der Oswyda, Tochter des Königs von Northumberland, welche den König von Mercia geheirathet hatte, die Einführung des Chriſtenthums, durch die Bekehrung ihres Gemals im Jahre 643. Im Königreiche Eſſex wurde das Evangelium durch den König Siegbert im Jahre 655 vollſtändig, und in Suſſex durch den König Ciſſa beiläufig in dem Jahre 690 eingeführt. Hingegen verbreitete ſich die Lehre Chriſti in dem Königreiche Weſſex, welches in der Folge alle übrigen Königreiche verſchlang, ſchon im Jahre 635 unter dem Könige Cunigel, der auf Zureden ſeines Schwiegerſohns Oswald, Königs von Northumberland, ſich in dieſem Jahre taufen ließ.

Somit hatte ſich ſeit Auguſtinus Landung in England im Jahre 597 in dem Zeitraume von nicht völlig einem Jahrhunderte die chriſtliche Religion durch das ganze heutige England verbreitet, abgeſehen von dem jetzigen Schottlande, deren rauhe und wilde Bewohner erſt viel ſpäter die Segnungen des Chriſtenthums annahmen.

Obſchon aber die Neubekehrten noch lange Zeit hindurch viele ihrer alten heidniſchen Gebräuche beibehielten, und in ihren Sitten nichts weniger als mild wurden, ſo hatte doch dieſe neue Lehre, ſobald ſie in die Maſſe des Volks eingedrungen war, bei demſelben einen höchſt wohlthätigen Einfluß in Bezug auf die Gefangenen und Menſchenopfer, ſo wie auf das gewöhnliche Betragen überhaupt geäußert.

Viele Sachſen, welche ihre Brüder in Deutſchland beſuchten, brachten die Grundſätze der neuen Lehre zu ihnen, und breiteten auf ſolche Weiſe den Samen des Chriſtenthums auch ſchon zu jener Zeit in Deutſchland aus, und obſchon er damals noch nicht feſte Wurzeln faßte, ſo ging er doch nicht gänzlich zu Grunde. Ueberhaupt muß man beherzigen, daß alte und gleichſam eingewurzelte Gewohnheiten, welche einer andern Religion ihren Urſprung verdanken, ſich unter einem Volke nicht in einem Menſchenalter vertilgen laſſen, und daß man bei der Pflanzung einer neuen Lehre, welche Segen bringt, nur mit Milde und Behutſamkeit verfahren ſoll, damit die Pflanzung ſich in der Folge eines fröhlichen Gedeihens erfreue, was der edle und fromme Auguſtinus, dieſer Apoſtel Englands, ſehr wohl zu leiten verſtand *).

Zu bemerken wäre hier noch der Urſprung des Peterpfennings, welchen England noch durch mehrere Jahrhunderte alljährlich nach Rom ablieferte. Offa nämlich, der König von Mercia, welcher den König der Oſtangeln zu einem Gaſtmale lud, ermordete denſelben — obſchon er ein Chriſt war — bei der Tafel, und um dieſe Frevelthat abzubüßen, gab er der Geiſtlichkeit den zehnten Theil ſeiner Güter, machte eine Bußwallfahrt nach Rom, und erhielt dort die Losſprechung von ſeiner Sünde.

Um aber völlig genug zu thun, ſtiftete er in Rom eine Schule für Geiſtliche, und um dieſe ſtets im guten Stande zu erhalten, legte er einer jeden Familie, welche dreißig Pfennige beſaß, eine jährliche Abgabe von einem Pfennig auf. Dieſe Abgabe wurde in der Folgezeit durch das ganze Königreich ausgedehnt, und erhielt den Namen Peterpence oder Petergroſchen.

---

*) Auguſtinus, der Apoſtel der Engländer, war ein Benediktiner, und ſtarb als Erzbiſchof von Canterbury im Jahre 610.

I. Bd. 49.

Schweden.

Die kalmariſche Union.

Margarethens Urenkel, der Herzog von Pommern, wird mit königlicher Pracht als ihr Nachfolger gekrönt.

Jahr 1397.

Die Urbewohner der ſkandinaviſchen Halbinſel (Skandinavien nennt man gegenwärtig die drei nordiſchen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden) ſollen von einem finniſchen Stamme, Finnen und Lappen geweſen ſeyn, die dann von den ſpäter eingewanderten Gothen und Schweden unterworfen und höher nach Norden gedrängt wurden.

Wie jedes alte Reich eine Fabelzeit beſitzt, ſo iſt es auch hier der Fall, wo Odin, der Abkömmling eines Gottes, vor ungefähr 1800 Jahren nach Skandinavien gekommen, Sigtun zum Sitze ſeiner Herrſchaft erbaut, und das Land ſelbſt Godheim, das iſt Heimat der Götter, genannt haben ſoll.

Mit dem neunten Jahrhunderte hört aber die Sagengeſchichte auf, und ſeit dieſer Zeit, wo auch die erſten Verſuche zur Einführung des Chriſtenthums geſchahen, fängt die Geſchichte an heller zu werden.

Normänner, unter welchem allgemeinen Namen man jetzt Dänen, Schweden und Norweger begriff, landeten in England, ſtifteten daſelbſt zwei Reiche, ließen ſich auf der franzöſiſchen Küſte in der Normandie nieder, bevölkerten die Färoer, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Irland, und zogen nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin ſie kamen verbreitete ſich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit und Räubereien, da dieſe mehr heidniſchen Völker von ihrem frühern Zuſtande nur allmälig zu der Kultur und den Einrichtungen der ſüdlicheren Länder übergingen, und die durchgeſetzte Einführung der chriſtlichen Religion mehr Feſtigkeit erhielt.

Von dieſer Zeit an bis zur kalmariſchen Union oder bis zur Vereinigung Schwedens, Dänemarks und Norwegens ſtritt die ſich nach und nach ausbildende Hierarchie mit einer nicht minder drückenden Ariſtokratie darüber, wem die Herrſchaft über das Volk zufallen ſollte, und ſo fielen in der Schlacht bei Fotevig in Schonen (1134) fünf Biſchöfe und ſechzig Prieſter auf dem Wahlplatze. Die Geſchlechter wechſelten bald auf dem Throne, bald herrſchten ſie neben einander, bis ſie ſich in den fortdauernden Fehden aufrieben, und das Haus der Folkunger, deſſen Urſprung ſich in die Sagenzeit verliert, auf den Thron kam.

Nach hundert Jahren verloren aber die Folkunger ihrer Bedrückungen wegen den Thron, und 24 Herren wählten jetzt, nachdem ſie Magnus und ſeinen Sohn Hakon der Nachfolge für verluſtig erklärt hatten, den Schweſterſohn des letzten Königs aus jenem Geſchlechte, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, und gaben ihm die Krone, ohne daß ſie das Volk um ſeine Meinung befragten.

Faſt noch wilder und unruhiger als in Schweden ging es in Norwegen her, wo die Zerrüttungen größtentheils eine Folge des Mangels an feſter Erb- und Thronfolge waren.

Es erhoben ſich öfters Baſtarde der Könige, die ein eben ſo gutes Recht an den Thron zu haben behaupteten als die ehelichen Söhne. Sie fanden auch Anhänger und erregten heftige Parteikämpfe, bis Hakon V. die Ruhe wieder herſtellte, und ſein Sohn Magnus VII. die Thronfolge ſicherte.

Noch wichtiger, aber auch in Bezug auf Deutſchland während der hohenſtaufiſchen Zeit iſt die Geſchichte von Dänemark, wo nach einer langen Reihe von Familienkriegen erſt Waldemar III. dieſes Reich aus dem Zuſtande der Zerſtücklung und Ohnmacht rettete, und in demſelben Ruhe und Ordnung wieder herſtellte.

Als dieſer König, der von dem Sprichworte: »Morgen iſt wieder ein Tag,« das er im Munde führte, den Beinamen Atterdag erhalten hat, die Regierung antrat, war das Reich unter ſechs Beſitzer getheilt, und ſein Antheil ſo klein, daß der Ertrag desſelben kaum zu ſeinem Unterhalte hinreichte.

Aber mit unermüdeter Thätigkeit erreichte er endlich ſeinen Zweck, die getrennten Landſchaften zu vereinigen, und im Ganzen Friede und Ordnung trotz allen Schwierigkeiten, welche ihm innere und äußere Feinde entgegen ſetzten, wieder herzuſtellen.

So gelang es ihm auch, ſeine Tochter Margaretha (die nordiſche Semiramis) an den norwegiſchen König Hakon dem VIII. zu vermälen, wodurch er die Vereinigung Norwegens mit Dänemark zu erreichen hoffte, was auch nach ſeinem Tode geſchah. Margaretha, eine Frau von großer Umſicht und Kraft, brachte es nämlich dahin, daß die Dänen ihrem Sohne Olaf, obſchon derſelbe erſt fünf Jahre alt war, mehreren andern Bewerbern vorzogen und zum Könige erwählten, für welchen ſeine Mutter die Regentſchaft erhielt.

Nach dem Tode ihres Gemals ward Olaf auch König von Norwegen, genoß aber dieſe Würde nicht lange, nachdem er ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre zu Falſterbo plötzlich ſtarb. Nun wurde ſeine Mutter, die ſich während ihrer vormundſchaftlichen Regierung Vertrauen und Liebe im hohen Grade erworben hatte, von den Dänen, ſo wie von den Norwegern, als

Königin anerkannt. Ein Beiſpiel ohne Gleichen, da noch nie im Norden ein Weib regiert hatte *).

Margaretha, deren Gemal Hakon, ein Sohn des ſchwediſchen Königs Magnus Smeks geweſen, glaubte jetzt auch Anſprüche auf die ſchwediſche Krone zu haben, und ſäumte nicht, dieſe geltend zu machen, nachdem ſich dazu gerade eine günſtige Gelegenheit darbot.

König Albrecht von Schweden (aus dem Hauſe Mecklenburg) hatte eine große Partei gegen ſich, welche für Hakon geneigt war, und die ſich noch dadurch vermehrte, als Albrecht nach dem Frieden mit Dänemark ſich ganz unbeſorgt verſchwenderiſchen Genüſſen ergab, und ſich den Adel durch unverſtändige Maßregeln entfremdete.

Margaretha, im Vertrauen auf die Unterſtützung von Seite des unzufriedenen ſchwediſchen Adels, rückte nun im Jahre 1388 mit einem Heere in Weſtgothland ein, und forderte die Einwohner auf, Albrechts drückendes Joch abzuſchütteln und ſich unter ihren Schutz zu flüchten.

Albrecht, im Vertrauen auf ſeine Stärke, verachtete aber ſeine gefährliche Feindin, und überſchickte ihr zum Zeichen der Geringſchätzung einen großen Wetzſtein, auf welchem ſie ihre Nadeln ſchärfen ſollte; nannte ſie den König Hoſenlos, und that das Gelübde, ſein Haupt nicht eher mit dem königlichen Hute zu bedecken, bis er Dänemark und Norwegen erobert haben würde.

In Weſtgothland, auf einer Ebene bei Falköping trafen nun die Heere der beiden Gegner zuſammen; das däniſche von dem ſchwediſchen Reichsmarſchall, das ſchwediſche vom Könige Albrecht ſelbſt angeführt. Zwiſchen beiden befand ſich ein großer Moraſt, durch welchen Albrecht es wagte den Angriff zu machen; allein er, ſo wie ein großer Theil ſeines Heeres verſanken in die Tiefe, während der andere Theil die Flucht ergriff, wodurch der vollſtändigſte Sieg ohne vieles Blutvergießen errungen ward.

Albrecht mit ſeinem Sohne und vielen mecklenburgiſchen Rittern wurden gefangen genommen, wo nun Margaretha den Uebermuth des Königs damit beſtrafte, daß ſie ihm zur Erinnerung an ſeinen Schwur eine hohe Zeugmütze mit einem langen hinten herabhängenden Streife aufſetzen, und ihm mit ſeinem Sohne nach Bindholm in ein ſiebenjähriges Gefängniß bringen ließ.

Damit hatte aber Margaretha den ſchwediſchen Thron noch nicht errungen; denn die Herzoge von Mecklenburg und einige Hanſeſtädte vertheidigten noch immer die Sache des gefangenen Königs. Auch war Stockholm noch in den Händen ſeiner Söldner, die von den berüchtigten Vitalien-Brüdern **) unterſtützt wurden.

So dauerte der Kampf beider Parteien noch ſechs Jahre fort; aber bevor noch dieſe Verwirrung gänzlich gelöſt war, und König Albrecht ſeinen Anſprüchen entſagt hatte, ſchritt Margaretha ſchon zur Ausführung ihres großen Planes, die Vereinigung der drei nordiſchen Reiche dauernd zu bewirken.

Nachdem ſie alſo jedes der drei Länder bewogen hatte, den Enkel ihrer Schweſter, den Herzog Erich von Pommern, als ihren Nachfolger anzuerkennen, verſammelte ſie die Stände derſelben zu Kalmar, und brachte daſelbſt den Abſchluß der in der Geſchichte berühmten kalmariſchen Union zu Stande, welche von dieſer Stadt den Namen führt.

Nach dieſer ſollten die ſkandinaviſchen Reiche von nun an nur einen Herrſcher haben, dem ſie bei jeder Thronerledigung mit gemeinſchaftlicher Ueberlegung zunächſt aus den Söhnen des verſtorbenen Königs zu wählen hätten. Jedes Reich ſollte nach ſeinen eigenthümlichen Geſetzen und mit Zuziehung ſeiner Reichsräthe regiert werden; im Falle eines Krieges ſollten ſie verpflichtet ſeyn einander mit aller Macht beizuſtehen.

Den feierlichen Akt der Krönung verrichtete der Erzbiſchof von Lund, wobei ſich eine zahlreiche und glänzende Verſammlung eingefunden hatte. Margaretha, von königlicher Pracht umgeben, ſaß unter einem Thronhimmel, ſtieg aber nach den geſprochenen Gebeten von demſelben herab, und ſetzte dem an den Stufen des Thrones knieenden Erich die Krone von Schweden ſelbſt auf das Haupt.

Von nun an regierte Margaretha mit Erich gemeinſchaftlich, und zwar nicht ohne großen Segen für die vereinigten Reiche. Aber nach dem Tode dieſer Fürſtin zeigten ſich bald wieder feindſelige Reibungen zwiſchen Schweden und Dänemark, die bis zum Jahre 1524 fortdauerten, wo dann durch Guſtav Waſa *) die Union aufgehoben, und Schweden zu einem für ſich beſtehenden Wahlreiche erhoben wurde.

Margaretha ſtarb im Jahre 1412, und hinterließ den Ruf einer großen Königin. Sie vereinigte mit den Talenten einer Heldin auch einige Herrſcher-Eigenſchaften, und bediente ſich mit Vortheil der von der Natur ihr verliehenen Gaben der weiblichen Schönheit und des männlichen Muthes.

*) Die Vereinigung Norwegens und Dänemarks dauerte vom Jahre 1387 bis zum Jahre 1813.

**) Unter dem Vorwande, das belagerte Stockholm zu verproviantiren, erhielten alle jene begünſtigten Freibeuter, welche die nordiſchen Küſten und Meere unſicher machten, den Namen: Vitalien-Brüder.

*) Der unter den Namen Guſtav Waſa bekannte König von Schweden war der Sohn des Reichsraths Erich Johannſohn von Gripsholm und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Als der tyranniſche Chriſtian II. von Dänemark ſich des ſchwediſchen Thrones zu bemächtigen ſtrebte, faßte Guſtav Waſa den Entſchluß, ſein Vaterland zu retten, wurde aber in ſeiner Ausführung unterbrochen, da Chriſtian ihn nebſt ſechs andern vornehmen Schweden als Geiſel nach Kopenhagen bringen ließ. Gegen Ende des Jahres 1519 entfloh aber Guſtav aus ſeinem Gefängniſſe, und errang im Jahre 1521 einen vollſtändigen Sieg über die Feinde des Vaterlandes, worauf er von den Ständen den Titel eines Reichsverweſers erhielt, nach zwei Jahren aber als ihr König ausgerufen ward.

I.Bd.50.

Schweden.

Das Blutbad in Stockholm.

Nach den blutigen Hinrichtungen wurden die Körper der Gemordeten auf Karren vor die Stadtthore gebracht und daſelbſt verbrannt.

Jahr 1520.

In Folge der kalmariſchen Union, welche durch ein feierliches Geſetz vom Jahre 1397 die drei Königreiche: Schweden, Dänemark und Norwegen zu einer einzigen Monarchie vereinigte, ſtanden dieſe zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts noch unter einem gemeinſchaftlichen Könige, bis endlich Chriſtian II., der ſich den ſchwediſchen Thron durch die Hinrichtung der vornehmſten Herren ſichern wollte, Schwedens völlige Abſonderung von der Union bewirkte.

Chriſtian war ein entſchloſſener, muthiger und geiſtvoller, zugleich aber wankelmüthiger, gewaltthätiger und rachſüchtiger Fürſt, deſſen Grauſamkeit und Blutdurſt ſein Andenken geſchändet haben. Seine vorzüglichſten Rathgeber waren aus dem niedern Stande: nämlich eine niederländiſche Apfelhöckerin, Namens Sigbrite, eine verſchmitzte Frau von mancherlei Kenntniſſen und einſchmeichelnden Gaben, und einer ihrer Verwandten, Namens Slaghök. Als Chriſtian im Jahre 1513 die Regierung antrat, zwang ihm der Adel eine ſo harte Wahlcapitulation zu unterſchreiben, daß, wenn er dieſe genau befolgt hätte, er eigentlich nur der Knecht des Adels, und dieſer in der That der König geweſen wäre, worüber nun ein immerwährender Kampf zwiſchen ihm und den herrſchſüchtigen Ariſtokraten entſtand.

Schweden ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, verſuchte Chriſtian vergebens, ſo lange dort der Sohn des Reichsverweſers Svante Sture's an der Spitze der Angelegenheiten ſtand, nachdem dieſer ſein Vaterland gegen alle Unternehmungen von Seite Dänemarks und den Druck des Volks zu ſchützen bemüht war. Dieſer tapfere und ſtaatskluge Sten Sture II. wurde nach dem Tode ſeines Vaters zwar nicht ohne Widerſpruch einiger andern Mitglieder zum Reichsverweſer erwählt, worüber der Erzbiſchof von Upſala, Guſtav Trolle, der mit dieſer Wahl nicht zufrieden, und zugleich auch vom Könige Chriſtian dem II. einigermaßen dazu aufgereizt war, Unruhen im Lande erregte. Sten Sture belagerte jetzt dieſen Friedensſtörer in ſeinem Schloſſe, und zwang ihn zuletzt ſich in ſeine Gewalt zu ergeben, worauf ihm die Reichsſtände als einen Rebellen des Todes ſchuldig erklärten; allein Sten Sture vermittelte dieſen Ausſpruch dahin, daß er nur ſeines hohen Amtes entſetzt und als ein Privatmann auf ſeine Güter verwieſen wurde.

Damit war aber Guſtav Trolle nicht zufrieden, und brachte auf Anrathen des Königs die Sache vor den Papſt, der ſogleich befahl, den Erzbiſchof in ſeine vorige Würde wieder einzuſetzen, die Schweden aber hart zu beſtrafen, welche Vollſtreckung dem Könige übertragen ward.

Chriſtian ſäumte auch nicht dieſen erwünſchten Auftrag zu befolgen, und kam im Jahre 1519 an der Spitze einer Armee nach Schweden, wo er zuerſt den päpſtlichen Befehl publicirte, und dann Stockholm belagerte; allein für dießmal wurde er von den tapfern Schweden zurück getrieben und genöthigt mit dem Reichsverweſer Sten Sture in Friedensunterhandlungen einzugehen. Indeſſen wurde aber auch dieſer Reichsverweſer von dem Papſte mit dem Banne belegt, weil er den päpſtlichen Legaten die Einhebung des Ablaßgeldes verweigerte, worauf nun Chriſtian im folgenden Jahre mit einer größeren Armee nach Schweden kam, um den Schuldigen zu beſtrafen.

Sten Sture ging dem Könige auch jetzt mit ſeinen tapfern Schweden entgegen, verlor aber in einem Treffen bei Vogeſund ſein Leben, worauf Chriſtian, da Niemand war, der die Fortſetzung des Kampfes unternehmen wollte oder konnte, raſch vor Stockholm rückte. Hier gelang es ihm die Einwohner durch Liſt und Verſprechungen dahin zu bringen, daß ſie ihm die Thore öffneten und er ſeinen Einzug halten konnte.

Der Adel verſammelte ſich jetzt, und erkannte Chriſtian als König an, jedoch unter der Bedingung, daß er nach ſchwediſchen Geſetzen und den kalmariſchen Verein gemäß regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache üben ſollte.

Chriſtian bewilligte Alles, erneuerte ſeine Zuſagen in Briefen an alle Landſchaften, und beſtätigte ſie, als er im Herbſte nach Schweden kam, nochmals durch einen Eidſchwur und den Genuß des heil. Abendmals. Hierauf geſchah am 4. November in der Hauptkirche zu Stockholm durch den Erzbiſchof von Upſala die feierliche Krönung, auf welche dann, um den betrogenen Adel recht ſicher zu machen, die herrlichſten Feſte folgten. Chriſtian hatte aber ſein Herz voll Rache und Blutdurſt gegen die Schweden, und dachte an nichts anderes, als beides, ſowohl durch Liſt als durch Gewalt zu befriedigen.

Zuerſt veranſtaltete er einen glänzenden Ball im königlichen Schloſſe, wozu der ſchwediſche und däniſche Adel geladen wurde. Dieſer erſchien auch ſehr zahlreich, und überließ ſich ganz der ungebundenen Fröhlichkeit. Am dritten Tage der Feſtlichkeiten wurde aber von dem Erzbiſchofe von Upſala, Guſtav Trolle

der von dem vorigen Reichsverweſer Sten Sture einige Zeit gefangen gehalten worden war, dem Könige eine Klage gegen ſeine vorigen Feinde übergeben, und zugleich eine Urkunde vorgelegt, in welcher der König durch die Namens-Unterſchriften alle ſeine Gegner kennen lernen konnte.

Als nun am 7. November, dem dritten Tage der Feſtlichkeiten, bei denen der König ungemein viele Güte und Freundlichkeit blicken ließ, ſich Alles der froheſten Heiterkeit überließ, befahl der heuchleriſche Fürſt alle Thore der Stadt mit zahlreichen Wachen zu beſetzen, das Schloß mit erprobten Truppen zu umringen, und 70 bis 80 Herren vom ſchwediſchen Adel ſowohl auf dem Balle als auch in ihrer Wohnung in Verhaft zu nehmen. An den folgenden Tagen wurden alle Straßen und Plätze der Stadt mit Wachen vermehrt, und auf dem Markte Kanonen aufgeführt, während man durch einen Trompeter bekannt machte, daß bei Lebensſtrafe es Niemand wagen ſolle, an dieſem Tage aus ſeinem Hauſe zu gehen. Die ganze Stadt war jetzt voll banger Erwartung, was kommen werde, bis endlich um die Mittagszeit die Verhafteten auf dem Marktplatze geführt, und ihre Verurtheilung zum Tode ihnen öffentlich bekannt gemacht wurde.

Da dieſe Unglücklichen den Blutdurſt des Königs kannten, ſo ging auch kein Wort der Klage über ihre Lippen.

Der Reichsrath Erich Johannſohn von Gripsholm, Vater des nachmaligen Königs Guſtav Waſa, war der Erſte, der durch des Henkers Schwert fiel; ihm folgte der Biſchof von Strengnäs, und dieſem der Biſchof von Scaren. Sodann kamen 70 bis 80 Ritter, Grafen und Edelleute an die Reihe, dann die drei Bürgermeiſter der Stadt, und eine große Anzahl achtbarer Bürger, die ſchonungslos und ohne Verhör herbeigeſchleppt wurden.

Der Marktplatz wurde bei dieſem Morden ſo ſehr mit Blut überſchwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. An den beiden folgenden Tagen wurden die Hinrichtungen fortgeſetzt, während die Soldaten die Menge der Zuſchauer mit ſcharfen Schwertern aus einander trieben. Gegen das weibliche Geſchlecht bewieſen dieſe Blutmenſchen nicht die geringſte Schonung, und mordeten dieſes unter den jammervollſten Todesarten. Nachdem dieſes grauſame Schauſpiel drei bis vier Tage gedauert hatte, ließ der blutdurſtige König bekannt machen, daß alle diejenigen, welche ſich etwa noch verborgen gehalten haben, nun ohne Furcht wieder hervor kommen können, indem ihnen kein Leid mehr widerfahren ſolle. Aber kaum hatten ſich mehrere dieſer Unglücklichen aus ihren Schlupfwinkeln hervorgewagt, ſo wurden ſie auf den Befehl des Wütherichs grauſam zum Tode hingeſchleppt. Ja ſelbſt den ſchon halb vermoderten Körper des vorigen Reichsverweſers Sten Sture, ſo wie jenen ſeines Söhnleins, ließ er aus dem Grabe heraus ziehen und öffentlich verbrennen.

Durch drei Tage lagen die Körper der Gemordeten auf dem Marktplatze zur Schau, und zwar die der Geiſtlichen, Adeligen und Bürger in beſonderen Haufen, bis ſie vor die Stadtthore gebracht und daſelbſt verbrannt wurden.

Nachdem dieſer blutdurſtige Tyrann ſeine Mord- und Rachſucht an den Einwohnern von Stockholm befriedigt hatte, verfuhr er auf gleiche Weiſe in vielen andern ſchwediſchen Städten. In Finnland ward ein ähnliches Blutbad angerichtet, und Chriſtian ließ ſich öffentlich verlauten, er wolle alle ſchwediſchen Männer noch ſo kirre machen, daß keiner mehr einen Degen oder eine Armbruſt ſolle tragen dürfen.

Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurück reiſete, ward das Morden überall fortgeſetzt.

In Jönköping gab Chriſtian eine furchtbare Probe ſeiner unmenſchlichen Grauſamkeit. Er ließ nämlich dort einen gewiſſen Lindorm Ribbing enthaupten, und nach ihm ſeine beiden Knaben, einen von acht und einen von fünf Jahren. Als der jüngere von dem Blute ſeines älteren Bruders beſpritzt wurde, ſagte das unſchuldige Kind zu dem Henker: »Lieber! beflecke meine Kleider nicht ſo ſehr, ſonſt bekomme ich Schelte von meiner Mutter.« Der rohe Henker war durch dieſe Worte gerührt, und warf das Schwert weg, aber der Tyrann blieb unbewegt, und ließ einen andern Henker herbei rufen, welcher zuerſt den Knaben, dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte.

Man vergleicht dieſes Blutbad nicht mit Unrecht mit der pariſer Bluthochzeit im Jahre 1572, nur verſchlang dieſe wegen der Größe der Stadt mehrere Opfer *).

Chriſtian, der durch ſolche unmenſchliche Thaten ſeinen Thron von Schweden befeſtigt zu haben glaubte, mußte ihn aber bald an Guſtav Waſa abtreten, der von der göttlichen Gerechtigkeit dazu berufen war, ſein Vaterland wieder zur Selbſtſtändigkeit zu erheben. Chriſtian ſelbſt wurde in ſeinem eigenen Lande entthront und erſt nach zwölf Jahren aus der Gefangenſchaft befreit, welche er auf dem Schloſſe Sonderburg in der Geſellſchaft eines Zwerges und ſpäter eines alten Invaliden in einem finſtern Thurme hatte zubringen müſſen.

Er ſtarb in einem hohen Alter, im Jahre 1560 (79 Jahre alt), während ſeine treffliche Gemalin Eliſabeth (Iſabella), eine Schweſter Kaiſer Karl des V., die bis zu ihrem Tode eine treue Gefährtin in ſeinem Unglücke war, ſchon vor ſeiner Gefangenſchaft ſtarb.

---

*) Die pariſer Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht war das ruchloſe Werk der Katharina von Medici und mehrerer franzöſiſcher Großen unter Karl dem IX., König von Frankreich, in der Nacht vom 24. zum 25. Auguſt. Nach der Ermordung Coligny's gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schloſſes in der Stunde der Mitternacht den verſammelten Bürger-Compagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzlung aller Hugenotten, wobei der König ſelbſt vom Schloſſe herab auf die Vorübereilenden ſchoß. Zu gleicher Zeit veranlaßten königliche Befehle auch die Provinzen zu einem gleichen Blutbade, und ſo wurden faſt in allen Provinzen die größten Abſcheulichkeiten begangen.

I.Bd.51.

Orient.

Die Zerſtörung Jeruſalems durch Titus.

Titus eilet mit ſeinem Unterfeldherrn in das Allerheiligſte und rettet die koſtbaren Tempelgefäße aus den Flammen.

Jahr 70.

Jeruſalem, eine der älteſten Städte der Welt, ſoll in den früheſten Zeiten Salem geheißen haben, und ſchon 2000 Jahre vor Chriſti Geburt wird Melchiſedek, ein Zeitgenoſſe Abrahams, König von Salem genannt. Dann beſaßen die Jebuſiter die Stadt, und als 1500 Jahre vor Chriſti Geburt die Iſraeliten Paläſtina eroberten, ward ſie dem Stamme Benjamin zugetheilt. Doch ſcheinen in der Folge die Jebuſiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, indem David die Stadt eroberte, ſie nach ſeinem Namen nannte, und die Burg Zion baute. Sein Sohn Salomon verſchönerte dieſe Stadt ungemein, und ließ durch die kunſtreichen Tyrier den Tempel erbauen, der an Schönheit und Reichthum alle Tempel des Alterthums übertraf.

Dieſer unvergleichliche Tempel, welcher den Sitz Jehovas, des einzigen und alleinigen Gottes der ganzen Schöpfung zu einer Zeit vorſtellte, wo alle Völker des Erdballs der Vielgötterei ergeben waren, wurde im Verlaufe der Zeit, ſo wie Jeruſalem ſelbſt, mehrmalen zerſtört, jedoch wieder aufgebaut.

Zur Zeit der Römer-Weltherrſchaft und nach dem Abgange des heldenmüthigen Makkabäiſchen-Stammes, alſo um die Zeit der Geburt Chriſti, ließ der von den Römern über Judäa eingeſetzte König Herodes den Tempel mit der größten Pracht vom Grunde aus neu aufbauen, um ſich dadurch die Neigung des Volkes zu gewinnen, die er durch ſeine harten Auflagen und ſeine Tyrannei eingebüßt hatte.

Der Tempel beſtand damals aus drei großen mit Mauern umgebenen Höfen, in deſſen letzten ſich der eigentliche Tempel in majeſtätiſcher Pracht erhob, der aber nur den Dienern des Altars allein zugängig war, während in das ſogenannte Allerheiligſte, wo die Schaubrote, der Tiſch Arons mit den zwei Cherubins und die Geſetztafeln Moſes ſtanden, nur die Hohenprieſter eintreten konnten.

Das Allerheiligſte war durch einen großen und koſtbaren Vorhang von dem Vorderraum oder dem Heiligen geſchieden, und daran knüpfte ſich eigentlich der Glaube der Juden von der Einheit und Allgegenwart Gottes und die Verheißung des zu kommenden Meſſias oder Welterlöſers.

Nach dem Tode des Königs Herodes, der in der Geſchichte den Beinamen des Großen führt, ward das jüdiſche Reich unter drei ſeiner ihm überlebenden Söhne getheilt, von welchen der Aelteſte derſelben Archelaus, mit dem Titel eines Ethnarchen, den größten Antheil erhalten hatte. Da dieſer wohl die Grauſamkeit, aber nicht die Klugheit ſeines Vaters hatte, ſo gab Auguſtus den dringenden Bitten der Juden nach, ſetzte den Archelaus ab, und ließ deſſen Antheil durch römiſche Landpfleger verwalten. Dieſe übten aber auch einen harten Druck, worüber unter den Juden eine große Gährung entſtand, die in der Folge alle bürgerliche Ordnung auflöſte, und endlich zur offenen Empörung ausbrach.

Nachdem der Krieg ſchon einige Zeit gewüthet hatte, ſandte Nero den Veſpaſian als Feldherrn nach Judäa, aber die Juden wehrten ſich als Verzweifelnde, und widerſtanden durch ſechs Wochen einem römiſchen Heere von 60,000 Mann vor Jotapata, ehe dieſe Feſtung erobert werden konnte. Ueber 40,000 Juden verloren dabei ihr Leben, und von 40 entwiſchten, welche ſich in eine Höhle geflüchtet hatten, tödteten ſich 38 lieber unter einander ſelbſt, als daß ſie die angebotene Verzeihung angenommen hätten. Von den zwei übrig Gebliebenen war einer der Schriftſteller Joſephus, welcher die Geſchichte dieſes Krieges, ſo wie die ſeines Volkes in griechiſcher Sprache beſchrieben hat *).

Ein ſo gefährlicher, gegen ſo mächtige Feinde geführter Krieg hätte alle innern Zwiſtigkeiten wohl unterdrücken ſollen; allein bei den Juden wütheten ſie jetzt nur deſto ſchlimmer. In Jeruſalem hatte ſich nämlich eine Rotte, die Zeloten (Eiferer) genannt, vor welcher die Gemäßigten, die den Frieden wünſchten, zitterten, des Tempels bemächtigt, und dieſe Rotte führte eine furchtbare Schreckensregierung. Bald zerfielen aber auch dieſe Zeloten in zwei Parteien, welche einander mit der größten Heftigkeit bekämpften, ſo daß Veſpaſian den Angriff auf Jeruſalem verſchob, weil er darauf rechnete, daß dieſe Wüthenden einander ſelbſt aufreiben würden.

Als er zum Kaiſer erhoben worden war, übergab er das Heer in Judäa und die Fortſetzung des Krieges ſeinem Sohne Titus, der im Jahre 70 n. Chr.

---

*) Der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus Flavius ging nach der Eroberung Jeruſalems mit Titus nach Rom, und ſchrieb hier ſeine »Geſchichte des jüdiſchen Krieges« hebräiſch, dann griechiſch; ein Werk, das unter allen Geſchichtsbüchern dem Livius am nächſten kommt. Seine »Jüdiſchen Alterthümer« enthalten die Geſchichte der Juden von den älteſten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's, und ſeine zwei Bücher vom »Alterthume des jüdiſchen Volkes« ſind koſtbare Bruchſtücke aus alten hiſtoriſchen Schriftſtellern.

wo bereits die Zerrüttung und das Elend den höchſten Grad erreicht hatten, mit einem großen Heere anrückte und ſein Lager vor Jeruſalem aufſchlug.

Dieſe Stadt war aber ſo ſtark befeſtigt, daß es kaum möglich ſchien mit Waffengewalt ſie zu erobern. Sie hatte von Natur eine feſte Lage, und war mit drei ſtarken Mauern und vielen prächtigen und ſtarken Thürmen umgeben. Die erſte oder alte Mauer wurde ihrer großen Dicke wegen für unerſteiglich gehalten, und hatte ſechzig feſte und hohe Thürme; die zweite hatte deren vierzehn und die dritte achtzig. Ausserdem war der Tempel und die Burg Antonia ſehr feſt, und die Menge von Waffen und Kriegsgeräthſchaften wie der ſtreitbaren Männer groß.

Als Titus die Belagerung anfing, war in der Stadt eine ungeheuere Menge Juden aus allen Gegenden des Reiches zur Feier des Paſſahfeſtes verſammelt, der es bald an Lebensmitteln fehlen mußte. Auch war die Stadt in drei Parteien getheilt, die alles thaten, um ſich gegenſeitig zu verderben. An der Spitze der einen ſtand Eleazar, an der andern Johannes und an der dritten Simon.

Am grauſamſten wüthete unter dieſen drei Tyrannen, denen der Abſchaum von Menſchen aus Paläſtina und Idumäa zu Gebote ſtand, Johannes mit ſeinen 20,000 Zeloten. Er vertrieb die Partei des Eleazars aus dem Tempel, erſchlug ihn, und hielt den Tempel und die Burg Antonia beſetzt. Simon hatte den übrigen Theil der Stadt in Beſitz genommen, in welcher er ſich gegen die friedlichen Bewohner Raub, Plünderung und Mord auf die grauſamſte Weiſe erlaubte.

Als die Belagerung ihren Anfang nahm, ruhten die Tyrannen mit dem innern Krieg und vereinten ſich zum gemeinſchaftlichen Kampfe gegen die Römer, nachdem ſie die zweimalige Aufforderung zur Uebergabe hartnäckig und mit Spott verworfen hatten.

Schon am 28. April warfen die römiſchen Mauerbrecher ein großes Stück der erſten Mauer nieder, und bemächtigten ſich, wiewohl erſt nach einem harten Kampfe, der zehn Tage gedauert hatte, auch der zweiten Mauer.

Hier erfuhr Titus von Ueberläufern und Gefangenen, daß die Hungersnoth in der Stadt bereits den höchſten Grad erreicht habe, daß eine peſtartige Krankheit viele Menſchen hinwegraffe, und daß beſonders die Zeloten, ſo wie die Simoniten, mit einer tigerartigen Grauſamkeit gegen die unſchuldigen Einwohner verfahren.

Der menſchenfreundliche Feldherr, der gerne die Stadt vom Verderben retten wollte, ließ nun durch den Joſephus nochmals Verzeihung anbieten, aber das eigenſinnige Volk wollte ſich durchaus nicht ergeben, und antwortete mit Vorwürfen und Schimpfworten. Da befahl Titus, der Burg Antonia und dem Grabmale des Hohenprieſters Johannes gegenüber, als den ſchwächſten Theil der Stadt, einen hohen Wall aufzuwerfen, und daſelbſt Maſchinen aufzuſtellen. Aber die Zeloten untergruben von der Stadt aus den Wall, daß er zuſammenſtürzte, machten hierauf einen wüthenden Ausfall auf die Römer, und vernichteten die römiſchen Kriegsmaſchinen. Bevor aber dieſes geſchah, ſchlichen täglich mehrere Einwohner, um dem Hungertode zu entgehen, aus der Stadt in das römiſche Lager, von wo aus mehrere die Erlaubniß erhielten weiter ziehen zu können.

Titus bot jetzt den Eingeſchloſſenen nochmals Verzeihung an, und forderte ſie zur Uebergabe der Stadt auf; aber wie früher blieben ſeine Ermahnungen auch dießmal fruchtlos.

Bereits war den Juden alle Hoffnung auf Rettung abgeſchnitten, und das Elend in der von Fremden und Flüchtlingen vollgedrängten Stadt grenzenlos geworden. Täglich ſtarben viele Tauſende durch Hunger, eben ſo viele entleibten ſich ſelbſt oder fielen unter den Schwertern der Zeloten. Man genoß und verzehrte ſchon die unnatürlichſten Dinge, welche die Hungernden einander noch aus dem Munde rießen; ja, eine Mutter ſchlachtete ſogar ihren Säugling, ſättigte ſich damit, und ſetzte dann den Ueberreſt davon den wiederkehrenden Räubern vor.

Nachdem die Römer die äußerſten Mauern ſchon erſtürmt hatten, richtete Titus ſeinen Angriff auf die feſte Burg Antonia, eroberte dieſe, und ließ ſie von Grund aus niederreißen, um dadurch einen freien Platz zum Angriffe des Tempels zu gewinnen, wohin er jetzt ſeine ganze Macht richtete.

Titus wünſchte ſehnlichſt dieſes Prachtgebäude zu erhalten, und wollte es mit Sturm nehmen, aber mitten im heftigſten Gewühle ergriff ein Römer einen großen Feuerbrand, und warf dieſen in eines der Gemächer, welche das Heilige umgaben. In kurzer Zeit ſtanden ſämmtliche Nebengebäude in hohen Flammen, welche auch bald das Allerheiligſte ergriffen. Titus eilte bei dieſem ſchaudervollen Anblicke herbei, und befahl ſeinen Soldaten mit aller Strenge das immer mehr um ſich greifende Feuer zu löſchen; aber alle Drohungen und Ermahnungen blieben vergebens, denn die ergrimmten Soldaten hörten unter den Hinwürgen und Gemetzel nicht mehr ſeine Worte. Nun eilte er ſelbſt mit ſeinem Unter-Feldherrn in das Heilige und Allerheiligſte, und rettete den koſtbaren Räucher-Altar, den Tiſch der Schaubrote und die goldenen Leuchter aus den Flammen, während die wüthenden Soldaten weder Alter, Geſchlecht, noch Stand verſchonend, ein allgemeines Blutbad anrichteten. Tauſende fanden ihren Tod theils in den Flammen, theils durch das Einſtürzen der Mauern. Die beiden Anführer Johannes und Simon flüchteten ſich indeſſen nach der obern Stadt, und verſchanzten ſich in der königlichen Burg Davids auf dem Berge Zion; aber auch dieſer Theil ward nach mehreren Wochen eingenommen, worauf Titus Alles, was von Gebäuden noch übrig war, niederreißen und der Erde völlig gleich machen ließ.

Nach den Berichten des Joſephus ſind während der Belagerung mehr als eine Million Juden theils durch das Schwert, theils durch Hunger und Krankheiten ums Leben gekommen. Mit dieſem Vernichtungs-Kriege hatte der jüdiſche Staat für immer geendet, und die Reſte des Volkes verbreiteten ſich über die ganze kultivirte Erde.

I.Bd.52.

Deutſchland.

Karl der Große im Kampfe gegen die Sachſen.

Karl zerſtört die von den heidniſchen Sachſen für ein geheiligtes Götterbild gehaltene Irmenſäule.

Jahr 772.

Als Karl nach dem Tode ſeines jüngern Bruders Karlmann ſich des ganzen Reiches, welches jetzt ſchon ganz Frankreich und einen großen Theil von Deutſchland umfaßte, bemächtigt hatte, entwarf er den Plan, ſeine gefährlichen Nachbarn, die Sachſen zu unterjochen und zum Chriſtenthume zu bekehren.

Der kriegeriſchen Sachſen gedenkt zuerſt Ptolomäus im zweiten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Ihr erſter Wohnſitz war zwiſchen der Trave, Eyder und der Elbe, wo Holſtein und Schleswig liegt. Sie zogen Plünderung und Seeräuberei den friedlichen Gewerben und das Umherſchweifen feſten Wohnſitzen vor, waren dem Götzendienſte ergeben, und brachten ihren Göttern Menſchenopfer. Im vierten Jahrhunderte gingen ſie weiter, und machten nebſt andern deutſchen Völkern viele Einfälle in die benachbarten römiſchen Provinzen, wo ſie ſich endlich in dem heutigen Weſtphalen feſtſetzten. Auf dieſe Weiſe wurden ſie Nachbarn der Franken, und verheerten mit dieſen gemeinſchaftlich die galliſchen Provinzen.

Als aber die Franken ſich in Gallien niedergelaſſen hatten, konnten beide kriegeriſche Völker nicht lange neben einander ruhig bleiben, und geriethen daher ſehr bald in Krieg. Die vorzüglichſte Urſache des entſtandenen und bei jeder Gelegenheit wiederkehrenden Zwiſtes war die Lage der Grenzen, die faſt allenthalben auf der freien Ebene zuſammen trafen, und nur an wenigen Orten durch Wälder und Gebirge unterſchieden waren.

Mehrere fränkiſche Könige hatten mit ihnen blutige Kriege geführt, und ſo war die Sache ſchon ſo weit gekommen, daß die Franken ſich über die Sachſen eine gewiſſe Herrſchaft anmaßten, die ihnen aber nie Folge leiſten wollten, wodurch der gegenſeitige Nationalhaß immer höher ſtieg.

Zur Zeit Karl des Großen begriff man unter Sachſen alle Länder, die zwiſchen dem deutſchen Meere bis an den Nieder-Rhein lagen, wo es dann gegen Oſten mit Böhmen grenzte. In ſich ſelbſt war aber Sachſen in drei Theile getheilt. Von dem weſtlichen Theile hat Weſtphalen noch ſeinen Namen, das gegen Morgen liegende hieß Oſtphalen, und die zwiſchen beiden Theilen wohnenden Sachſen wurden Engern genannt. Sie hatten keinen allgemeinen Beherrſcher, ſondern jeder Gau erkannte einen beſondern Fürſten oder Ober-Richter. Brach ein Krieg aus, ſo wählten alle ſächſiſchen Gaue einen von dieſen durch das Los zum Herzoge oder oberſten Heerführer, der aber, ſo bald der Krieg beendet war, dieſe Würde wieder niederlegen mußte, und keinen Vorzug mehr vor den übrigen beſaß. Die andern wurden in drei Stände getheilt, in Edelleute, Freie und Freigelaſſene, die insgeſammt bei den Landesverſammlungen Stand und Stimme hatten. Dieſe Landtage hielten ſie jährlich mitten in den ſächſiſchen Landen an der Weſer bei dem Orte Maclo, wozu von jedem Gaue zwölf tüchtige Männer aus jedem Stande abgeſendet wurden, die über das allgemeine Wohl zu berathen hatten.

Die Sachſen ſahen das ihnen bevorſtehende Ungewitter, was ihnen Karl der Große zugedacht hatte, voraus, und trafen daher auf ihrem Landtage die möglichſten Anſtalten ſowohl zur Gegenwehre als zur Befeſtigung ihrer an mehreren Flüſſen, Wäldern und engen Päſſen gelegenen Schlöſſer.

Karl drang nun mit einem Heere in Sachſen ein, und eroberte zuerſt die Veſte Herisburg in Weſtphalen, worauf er dann die von den Sachſen für ein geheiligtes Götterbild gehaltene Irmenſäule oder Irmenſul, urſprünglich ein Symbol des Gottes Irmin zerſtören ließ.

Dieſes Götterbild ſoll eine hohe eherne Säule mit Knäufen geweſen ſeyn, und auf einem Fundamente von gewaltigen Granitſteinen geruht haben. Oben hatte ſie eine Art Krone, in welcher ein beſtändiges Feuer unterhalten wurde, und ſtand in der Gegend des heutigen Paderborn tief in einem Eichenwalde.

Karl dachte durch die Vernichtung dieſes Heiligthums den gefangenen Sachſen zu zeigen, daß ihr oberſter Gott ohnmächtig ſey, und wirklich ſahen ſie mit Entſetzen ihren erzenen Gott zur Erde ſtürzen, während diejenigen, die zur Zerſtörung desſelben Hand angelegt hatten, unbeſchädigt blieben. Karl drang hierauf weiter in Sachſen ein, und kam bis an die Weſer; da erſchienen aber viele ſächſiſche Abgeordnete, baten um Frieden, und ſtellten dem Könige aus ihren Vornehmſten zwölf Geiſel. Karl kehrte nun wieder nach Franken zurück, war aber kaum mit ſeinem Heere von den Sachſen entfernt, ſo jagten ſie die zurück gebliebenen fränkiſchen Prieſter, welche ſie zum Chriſtenthume bekehren ſollten, aus dem Lande, fielen plündernd und verheerend in das heutige Heſſen ein, und bemächtigten ſich der Veſte Herisburg.

Auf dieſe Nachricht ging Karl ſogleich zurück, und überfiel die Widerſpenſtigen noch ehe ſie es vermutheten. Er eroberte trotz einer verzweifelten Gegenwehre das Schloß Siegeburg, befeſtigte das zerſtörte Schloß Herisburg, und rückte dann bei Bruinsberg

an die Weſer, wo er die Sachſen mit dem größten Verluſte zurücktrieb.

Nun machten die Oſtphalen durch ihren Fürſten den Anfang, baten um Frieden, wie ſie es jedesmal nach einem Verluſte und der Anweſenheit eines großen fränkiſchen Heeres zu thun gewohnt waren, legten dem Könige Huldigung ab, und lieferten ſo viele Geiſel als er von ihnen verlangte. Daſſelbe thaten auch die Engern und ihr Herzog; allein die Weſtphalen blieben widerſpenſtig, und ſo kam es zwiſchen ihnen und den zurück gebliebenen Franken zu einem neuen Gefechte, in welchem ſie, obwohl ſie das Kürzere zogen, dennoch entſchloſſen blieben, den Kampf gegen die Franken fortzuſetzen. Karl mußte nun ſelbſt mit ſeiner Macht dahin ziehen, worauf er ſie auch zur Unterwerfung nöthigte. Obgleich er ſchon früher beſchloſſen hatte, ſie gänzlich auszurotten, wenn ſie nicht ſämmtlich den chriſtlichen Glauben annehmen würden, ſo bewilligte er ihnen dennoch den Frieden, nahm Geiſel oder Leibesbürgen und kehrte mit dieſen wieder nach Frankreich zurück.

Bald aber liefen wieder Nachrichten ein, daß die Sachſen neuerdings, theils mit Liſt, theils mit Gewalt ſich des Schloſſes Herisburg bemächtigt und ſolches gänzlich zerſtört hätten, und auch Siegeburg belagern. Da erſchien Karl abermals mit einem Heere und zerſtreute die Feinde; dieſe nahmen aber wie gewöhnlich ihre Zuflucht zur Verſtellung, und ergaben ſich auf Gnade oder Ungnade dem Sieger. Die Gewalt der Waffen vermochte jetzt viele Sachſen zur Taufe, und damit begnügt ging Karl, nachdem er Herisburg wieder neu hergeſtellt und noch eine zweite Veſte an der Lippe angelegt hatte, mit den ſächſiſchen Leibbürgen nach Frankreich zurück.

Dieſe kurze Anweſenheit des Königs hatte aber den angelobten Gehorſam der Sachſen bald vergeſſen gemacht, und ſo waren ſie unter der Anführung ihres Feldherrn Wittechind (Wittekind) *) bis an die Rheingegenden gedrungen, hatten die neu erbauten Veſten zerſtört, und das ganze Land mit Schwert und Brand verheert, bis Karl dieſen wüthenden Feinden mehrere Kriegsvölker entgegen ſchickte und ſie nach einem blutigen Treffen bei Lobichal zerſtreute. Aber wie immer hatte dieſe empfindliche Niederlage auf die Sachſen nur wenig Eindruck gemacht, denn ſie erſchienen bald wieder in einem völligen Aufſtande gegen die Franken.

Wittechind, der jetzt Herzog der Engern und Weſtphalen war, kehrte aus ſeinem freiwilligen Exil zurück, bemühte ſich den Landesgenoſſen die chriſtliche Religion verhaßt zu machen, und forderte ſie zur Beſchützung ihres alten Glaubens auf.

Alle von den Franken erbauten Kirchen wurden hierauf zerſtört, die Prieſter und Bekehrer mit dem Schwerte vertrieben, und die zur Dämpfung des wüthenden Aufſtandes abgeſchickten fränkiſchen Befehlshaber mit ihren Kriegsvölkern in einer entſcheidenden Niederlage beſiegt.

Karl, über dieſe Nachricht beſtürzt, ſammelte eiligſt ein neues Heer, und führte es in eigener Perſon nach Sachſen; allein wie früher, erſchienen auch jetzt die ſächſiſchen Edlen zitternd vor dem erzürnten Könige, wälzten die ganze Schuld der Empörung auf den Wittechind, und flehten um Gnade.

Karl verlangte die Auslieferung des Unruheſtifters; die Sachſen entſchuldigten ſich aber mit ſeiner abermaligen Flucht nach Dänemark, worüber der König, da er ein Einverſtändniß der Sachſen mit dem geflüchteten Anführer vermuthete, ſo ſehr ergrimmte, daß er an einem Tage 4500 Gefangenen die Köpfe abſchlagen ließ. Gleich nach dem Abzuge der Franken erſchien Wittechind wieder in Sachſen, brachte das ganze Land zum Aufſtande, und zog mit einem andern mächtigen Herzoge, Abbio genannt, den Franken entgegen; aber Karl rückte ohne vielen Zeitverluſt mit einem Heere nach Sachſen, und ſchlug neuerdings den Feind in zwei blutigen Treffen, worauf es die Sachſen lange nicht mehr wagten, den Franken Widerſtand zu leiſten.

Auch Wittechind fand durch dieſe erlittene Niederlage bei den Sachſen nicht mehr ſo viel Gehör wie zuvor, daher er ſich von ihnen entfernte, und bei den Normännern in Dänemark ſeine Zuflucht nahm, um durch einen Einfall in Friesland ſich an den Franken zu rächen. Karls Anweſenheit war alſo in den ſächſiſchen Provinzen wieder nöthig, wo er mit der Belagerung von Herisburg, welche die Sachſen bereits eingenommen hatten, den Anfang machte. Hier theilte er das Heer, und führte einen Theil desſelben ſelbſt durch Thüringen nach Oſtphalen, während er den andern Theil nach Weſtphalen ſchickte, um daſelbſt den Aufruhr zu dämpfen.

Nach dieſem Feldzuge verfloſſen einige Jahre, bis die Sachſen ſich wieder aufs Neue empörten, um das fränkiſche Joch abzuwerfen, und das von ihnen verhaßte Chriſtenthum mit dem Glauben ihrer Väter zu vertauſchen.

Karl verſchob aber keine Zeit, um die unruhigen Sachſen zu beſtrafen, und brach durch Thüringen in Sachſen ein. Allein die Gegenwart des mächtigen Königs flößte ihnen ſogleich wieder die alten Friedensgedanken ein, den ihnen Karl aber dießmal nur unter der Bedingung gab, daß ſie die vertriebenen Prieſter der chriſtlichen Religion zurück rufen ſollten, und daß er den dritten Mann von dem ſächſiſchen Heere ausmuſtere und in andere Provinzen ſeines Reiches verſetze. Dieſer letzte Punkt war zwar hart; allein die Sachſen mußten ſich dieſen gefallen laſſen, und ſo ſollen auf dieſe Art bei zehntauſend Mann ohne Weib und Kinder aus dem Lande weggeführt worden ſeyn.

Ueber Alles dieſes blieben aber die Sachſen noch immer unruhig, und Karl ſah ſich noch einmal genöthigt, blutige Rache an dem nicht zu bändigenden Volke zu nehmen, bis endlich der Friede zu Selz im Jahre 803 dieſem dreißigjährigen blutigen Kampfe ein Ende machte.

*) Wittechind ſoll ſein Leben im Jahre 807 in einer Schlacht wider den ſchwäbiſchen Herzog Geroald verloren haben, und ſein Leichnam zuerſt in Paderborn, dann in Engers beigeſetzt worden ſeyn.

I.Bd.53.

Deutſchland.

Die Krönung Kaiſer Karl des Großen.

Karl knieet in dem Feierkleide eines römiſchen Patriciers am Altare in der St. Peterskirche, und empfängt von dem Papſte die Kaiſerkrone.

Jahr 800.

Was Alexander der Große den Macedoniern, was Cäſar den Römern war, das war Karl der Große den Franken. So wie die beiden Erſten in ihren unaufhörlichen Kriegen von einem Ende der Welt zum andern zogen und immer den Sieg an ihre Fahnen feſſelten, ſo geſchah es auch bei Karl, der bald in einem Winkel von Deutſchland, bald in Italien, Spanien und wieder in Ungarn erſchien, und die ihm widerſtrebenden Nationen mit ſeinem gewaltigen Arme beſiegte.

Er war der Sohn des fränkiſchen Königs Pipin, der, wiewohl er Pipin der Kleine genannt wurde, doch ein echter Heldenſproße Karl Martells war, der die Araber unweit Portieurs und Tours beſiegte, wodurch die europäiſche Civiliſation gerettet wurde.

Karl wurde im Jahre 742 zu Ingelheim bei Mainz geboren, und beſtieg nach dem Tode ſeines Vaters im vier und zwanzigſten Jahre ſeines Alters mit ſeinem jüngern Bruder Karlmann den fränkiſchen Thron. Bald aber entſtanden zwiſchen beiden Brüdern über die Bedingungen der Ländertheilung Zwiſtigkeiten, welchen erſt der nach vier Jahren erfolgte Tod Karlmanns ein Ende machte. Karl verſtieß hierauf die hinterlaſſene Witwe ſeines Bruders, eine Tochter des Königs der Longobarden Deſiderius, nebſt ſeinen beiden Neffen, und bemächtigte ſich der Alleinherrſchaft über das große Reich, welches aus ganz Frankreich und einem Theile Deutſchlands beſtand.

Karl ſelbſt hatte früher auch eine Tochter von dieſem Könige zur Gemalin gehabt, ſie aber unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit nach wenigen Jahren dem Vater wieder zurück geſchickt. Nun kam auch die zweite Tochter, Karlmanns Witwe, mit ihren beiden Söhnen zu dem Vater, um bei dieſem Hilfe gegen den Schwager zu ſuchen.

Deſiderius, durch dieſe Behandlung ſeiner Töchter aufs Aeußerſte gekränkt, wandte ſich jetzt an den Papſt Hadrian, damit er die beiden Söhne Karlmanns krönen möchte; allein Hadrian achtete Karl weit höher als den Beherrſcher der Longobarden, und ſchlug ihm dieſe Bitte ab.

Deſiderius nahm nun Rache, beſetzte einen Theil des Kirchenſtaates, und wollte das Exarchat von Ravenna, das Pipin dem päpſtlichen Stuhle geſchenkt hatte, dieſem wieder entreißen.

In dieſer dringenden Verlegenheit wandte ſich jetzt der Papſt um Hilfe an Karl, und dieſer war auch dazu bereitwillig und zog ſogleich mit einem mächtigen Heere auf verborgenen Wegen über die Alpen.

Deſiderius, der im freien Felde ſich nicht zu ſtellen wagte, ſchloß ſich in Pavia ein, mußte ſich aber nach einer ſtrengen Belagerung und durch Hungersnoth und Krankheiten gedrängt, endlich ergeben. Nach ſeiner Gefangenſetzung in das Kloſter Korvey war das longobardiſche Reich, welches über zweihundert Jahre gedauert hatte, zu Ende, und Karl ließ ſich hierauf mit der bekannten eiſernen Krone zum Könige von Italien krönen, behielt aber mit weiſer Mäßigung die bisherigen Geſetze und Verfaſſungen der Lombarden bei.

Das ganze Leben Karl des Großen war von jetzt an eine ununterbrochene Reihe von Siegen, von welchen als die merkwürdigſten folgende eine Erwähnung verdienen.

Im Jahre 778 ging er nach Spanien, wo die Statthalter von Saragoſſa und Aragonien ihn gegen den arabiſchen Fürſten Abdoraman um Hilfe baten; dann zog er über die Pyrenäen, unterwarf ſich das ganze Land bis an den Ebro, eroberte Pampelona, machte ſich zum Herrn der Grafſchaft Barcelona, und verbreitete überall den Schrecken ſeines Namens.

Zwar erlitt er bei ſeiner Rückkehr in dem Thale Ronceval von den Saracenen eine bedeutende Niederlage, indeſſen hatten aber ſeine Siege in Spanien den Zuſtand der Chriſten in Gallicien, Anturien und Biskaia merklich verbeſſert.

Auch jenſeits des Rheins in Deutſchland breitete der große Karl die fränkiſche Monarchie anſehnlich aus, wo beſonders ſeine Kriege mit den Sachſen merkwürdig waren. Dieſe wurden oft geſchlagen, erhoben ſich aber immer wieder, durch ihren berühmten Herzog Wittechind zum Widerſtande aufgereizt.

Die Beſiegung dieſes unruhigen und damals noch heidniſchen Volkes, ſo wie ihre Bekehrung zum Chriſtenthume, war die wichtigſte Aufgabe, die ſich Karl zur Löſung geſtellt hatte. Da die Bewohner dieſes Landes ein ſtark gebautes rauhes und kriegeriſches Volk waren, ſo dauerte dieſer blutige Krieg über dreißig Jahre, in welchem Karl mehr als zwanzig Feldzüge unternahm, bis ſie und ſelbſt Wittechind ſeine Oberherrſchaft anerkannten und ſich zum Chriſtenthume bekehrten.

Alle anderen Völkerſchaften Deutſchlands, die Baiern unter Taſſilo, die Juten und Frieſen erlagen ſeinem Heldenſchwerte. Er unterjochte die Slaven in Pommern, und trieb die Hunnen und

Avaren, die ſich in Ungarn niedergelaſſen hatten, bis jenſeits des Raabfluſſes.

Während dieſer vielen Kriege und ſiegreichen Schlachten erließ er Geſetze und Verordnungen, die das Privateigenthum, die Familien und Nationalrechte beſtimmten, und den Wohlſtand ſeiner Unterthanen beförderten.

Zur nothwendigen Verbeſſerung des Staates und der Kirchenangelegenheiten hielt er häufig Reichsverſammlungen und Concilien, und war unermüdeten Eifers, ſelbſt zu unterſuchen und zu ordnen.

Seine vornehmſten Rathgeber, die er hoch achtete, waren Alcuin, Abt des heiligen Martins bei Tours und ſein Geheimſchreiber Eginhard. Dieſe beiden Männer waren es vorzüglich, die Karls viel umfaſſenden Geiſt auf die Wiſſenſchaften zu lenken wußten, daher auch ſeine Regierung für die Literatur des Mittelalters unvergeßlich bleibt.

Je mehr ſich aber ſeine Macht ausbreitete, deſto mehr dachte er ſelbſt darauf, den von ſeinem Vorfahren Karl Martell gehegten Plan der Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums in Ausführung zu bringen, und bald ergab ſich auch hiezu die günſtige Gelegenheit.

Im Jahre 796 ſtarb Papſt Hadrian, welchem Leo III. auf dem päpſtlichen Stuhle folgte. Karl war ſo eben mit einem Zuge gegen die Sachſen beſchäftigt, als er die Nachricht erhielt, daß in Rom gegen den neuen Papſt ein gefährlicher Aufſtand erregt worden ſey, welchen zwei Anverwandte des verſtorbenen Papſtes veranlaßt hatten.

Karl, der ſich wie ſeine Vorfahren als den Beſchützer des römiſchen Stuhles betrachtete, wollte eiligſt nach Italien aufbrechen, um die, dem Oberhaupte der Kirche angethane Schmach zu rächen; da erſchien aber ganz unvermuthet der aus ſeiner Gefangenſchaft entflohene Leo in Deutſchland, und ſuchte bei Karl, der ihn zu Paderborn mit allen Zeichen der Hochachtung empfing, einen kräftigen Schutz.

Karl verſprach ſeinem hohen Gaſte die mögliche Hilfeleiſtung, ſetzte ihn wieder auf den päpſtlichen Stuhl, gab ihm eine ſtarke Bedeckung von Kriegsvölkern, und erfüllte im Jahre 800 ſein weiteres Verſprechen zur Beſtrafung der Schuldigen, da er mit einem Heere in Rom ſelbſt eintraf.

Karl ging durch Spoleto nach Rom, wo ihm der Papſt in Begleitung des römiſchen Senats bis nach Noviento entgegen kam. Nach aufgehobener Tafel beurlaubte ſich aber der heilige Vater von ſeinem Gaſte und zog ſich wieder nach Rom zurück. Tags darauf folgte ihm Karl dahin, wo er mit großer Feierlichkeit empfangen wurde.

Karl unterſuchte nun den wider den Papſt gemachten Aufſtand, bewies ſich aber dabei ſowohl gegen den Papſt als die Bürger Roms ſo klug, daß er die Gemüther von beiden völlig gewann.

Nach beendigter Unterſuchung wurden die beiden Hauptaufrührer Campulus und Paſchalis, die nahe Anverwandte des verſtorbenen Hadrians waren, zum Tode verurtheilt, aber auf des Papſtes Leo eigene Fürbitte bloß verwieſen.

Da der heilige Vater jetzt ſeine Dankbarkeit gegen Karl glänzend an den Tag legen wollte, ſo geſchah dieſes durch folgende feierliche Handlung. Als Karl am erſten Weihnachtsfeſte in der St. Peterskirche der Meſſe beiwohnte und knieend vor dem Hochaltare ſeine Andacht verrichtete, näherte ſich ihm während den Kirchenceremonien der Papſt mit einer koſtbaren Krone, und ſetzte ihm dieſe zur höchſten Ueberraſchung auf das Haupt.

Jubelnd wurden die Worte des heiligen Vaters »Lange lebe der große und friedfertige Karl, von Gott gekrönter römiſcher Kaiſer, dem der Herr Friede und Sieg nebſt langen Leben verleihe« von den Römern dreimal wiederholt, und von nun an verbreitete ſich Karls Größe durch die ganze Welt.

Er empfing Geſandte vom Patriarchen zu Jeruſalem, von den Kaiſern Nicephorus und Michael, und auch zweimal von dem berühmten Kaliſen Harun al Rhaſchid, mit welchen weiſen und hochgebildeten Regenten der Araber, Karl einen dauernden Briefwechſel unterhielt.

Sein Reich umfaßte jetzt ganz Frankreich, den größten Theil von Katalonien, Navara und Aragonien, dann Flandern, Holland, Friesland, die Provinzen Weſtphalen und Sachſen bis zur Elbe, Franken, Schwaben, Thüringen und die Schweiz, ferner Oeſterreich, Ungarn, Dacien, Böhmen, Iſtrien, Dalmatien und mehrere Kantone Slavoniens, endlich ganz Italien bis unter Calabrien.

Von ſeinen vier rechtmäßigen Söhnen blieb ihm nur einer, Namens Ludwig, König von Aquitanien, übrig, den er auch, da er bei ſeinem Alter die Abnahme ſeiner Geiſteskräfte fühlte, zum Mitregenten ernannte.

Zwei Jahre darauf ſtarb er, nachdem er 72 Jahre gelebt und 47 Jahre regiert hatte. Er wurde zu Aachen, ſeinem Lieblingsaufenthalte, in der von ihm erbauten Marienkirche begraben, wo man ſeinen Leichnam in ein Gewölbe hinabließ und auf einen Thron von Gold im vollen kaiſerlichen Ornate ſetzte.

Auf dem Haupte trug er eine Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf den Knieen lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Zepter und Schild. Man verſiegelte die Gruft und errichtete dann über derſelben eine Art von Triumphbogen mit der Aufſchrift: »Hier ruht der Körper Karl des Großen, und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und es 47 Jahre glücklich regierte.«

In ſeinem Privatleben war Karl ſehr liebenswürdig, ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hausweſen war ein Muſter von Sparſamkeit, ſeine Perſon ein ſeltenes Beiſpiel von Einfachheit und Größe. Am meiſten haßte er Kleiderpracht bei Männern, doch zeigte er ſich bei feierlichen Gelegenheiten in aller Pracht der Majeſtät. Er beſaß eine eindringende natürliche Beredſamkeit, und in dem Ausdrucke ſeines Aeußern lag etwas Ehrfurcht Erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen.

I.Bd.54.

Deutſchland.

Karl des Großen Sorge für die Volksbildung.

Karl tritt ganz unerwartet in das Schulzimmer und läßt die verſammelten Schüler reicher und armer Aeltern prüfen.

Jahr 810.

Karl der Große hatte bereits eine endloſe Reihe von Kriegen mit den Longobarden, Saracenen, Sachſen, Avaren und Slaven geführt, und in allen dieſen die ſiegreiche Oberhand erhalten, als er auf Anſuchen des von den Römern mißhandelten Papſtes Leo die alte Hauptſtadt der Welt beſuchte, um daſelbſt ganz unerwartet von dem dankbaren Papſte zum Kaiſer des Occidents (abendländiſch oder weſtrömiſches Kaiſerthum) gekrönt zu werden.

Dieſe Würde, ſeit mehr als dreihundert Jahren aus dem Abendlande verſchwunden, mußte allerdings dem Beſitzer derſelben einen beſondern Glanz verleihen. Es ſcheint aber, daß Leo ſeinem Beſchützer dieſe Würde nur in der Abſicht verliehen habe, um ihn ſo wie ſeine Nachfolger näher an den römiſchen Hof zu binden, und wirklich vergingen ſeit jener Epoche einige Jahrhunderte, in welchen die meiſten Regenten Deutſchlands dieſes bloßen Kaiſertitels wegen nach Rom gingen, um von dem jeweiligen Papſte gekrönt zu werden, da ſie, wenn dieſer feierliche Akt nicht geſchah, nur Könige genannt wurden.

Auf dieſe Art hatten nun die Päpſte im Mittelalter ganz unbemerkt eine gewiſſe Oberhoheit über die weltlichen Regenten erhalten, von welcher aber einige derſelben durch den Mißbrauch dieſer zugeeigneten Gewalt Deutſchland in eine bedauernswerthe Lage verſetzten.

Nach der Kaiſerkrönung verweilte Karl noch ein Jahr in Rom, und ging dann nach Aachen, da er ſich dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz gewählt hatte. Der lange Aufenthalt in Rom war indeſſen für Karl vom großen Nutzen, indem dieſe einſtige Hauptſtadt der Welt noch immer viele Schätze und ſeltene Merkwürdigkeiten einer vergangenen Größe zählte, und noch bis zur Stunde ein Sammelplatz ausgezeichneter und gelehrter Männer war, mit welchen der große Kaiſer einen beſtändigen Umgang hielt. Sonſt nicht wiſſenſchaftlich gebildet, konnte er alſo dadurch nur gewinnen, und dieß zeigte ſich auch bald nach ſeiner Ankunft in Aachen.

Er ließ nämlich die vorhin ganz unanſehnliche Stadt durch mehrere prachtvolle Paläſte verſchönern, wozu er die Baumeiſter aus Rom mitgebracht hatte, und zierte dieſe Gebäude mit mancherlei Kunſtſchätzen, die er gleichfalls aus Rom herbeiſchaffte.

Dieſes Beiſpiel wirkte auch auf ſeine nächſte Umgebung, und verbreitete ſich zuletzt ſehr wohlthätig auf die entfernten Gegenden, wo viele alte und ſchon halbverfallene Reſidenzen der fränkiſchen Großen verſchwanden, um neuen und geſchmackvollen Prachtgebäuden Platz zu machen.

Was aber dem großen Karl vorzüglich am Herzen lag, war die geiſtige Bildung ſeines Volkes, das in dieſer Beziehung noch immer auf einer ſehr niedern Stufe ſtand. Ja der Kaiſer ſelbſt konnte kaum ſchreiben, und das Wenige, was er ſonſt wiſſenſchaftliches in ſeinem langen Leben erlernte, verdankte er größtentheils nur ſeinem eigenen Fleiße. Karl berief nun an ſeinem Hofe einen engliſchen Mönch, Namens Alcuin, den er in Italien kennen gelernt hatte, und der die beſondere Gabe beſaß, ſeine vielfältigen Kenntniſſe auf eine den Zuhörern ſehr anziehende und befriedigende Art mitzutheilen, wodurch er dem Könige ſo ſehr gefiel, daß er ihn zum Lehrer ſeiner Söhne und Töchter machte. Bald darauf kam ihm ein munterer wißbegieriger Knabe, Namens Eginhard, aus dem Odenwalde gebürtig, vor Augen, den er ſeinen Söhnen als einen Sporn zur Nacheiferung und zum Geſellſchafter gab, und der in der Folge das Leben ſeines Wohlthäters in einem guten Latein beſchrieb.

Noch einen andern Jüngling von feinem Geiſte gewann Karl für den ſchönen Bund in dem glücklichen Angilbert, der ſpäterhin Kaplan an dem kaiſerlichen Hofe wurde, welche Stelle der Kaiſer mit ſeltener Güte in ein weltliches Ehrenamt verwandelte, als die ſchöne, Karls liebſte Tochter ihm heimlich ihr Herz geſchenkt und ihn vom Vater ſich zum Gemale erbeten hatte *). Der große Mann war, ſo oft ſeine Zeit es erlaubte, bei dem Unterrichte zugegen, welchen Alcuin ſeinen Söhnen gab, und lernte ſelbſt noch von ihm. Latein ſprach er fertig, im Griechiſchen konnte er wenigſtens ein Buch verſtehen, und bei ſeiner ſo großen Thätigkeit nahm er ſich oft noch einige Zeit zum Leſen.

Beſonders verehrte er die beiden berühmten Kirchenväter Hieronimus und Auguſtinus, deren

*) Etwas Aehnliches wird auch von Eginhard erzählt; daß nämlich eine andere von Karls unehelichen Töchtern, Emma genannt, ihn eines Abends auf den Schultern über den Schloßhof getragen habe, damit nicht die männliche Spur im Schnee den unerlaubten Beſuch verrathen möchte. Indeſſen hatte aber der alte Kaiſer an dieſem Tage eine ſchlafloſe Nacht gehabt, und ſah, am Fenſter ſtehend, unbemerkt dieſem ſeltſamen Auftritte der Liebenden zu, die er dann am folgenden Morgen in ihrem vermeintlichen Geheimniſſe bei der Tafel entlarvte.

beredten Ausdruck er nicht genug bewundern konnte. »Ha« — rief er einſt voll edlen Eifers — »wenn ich doch zwölf ſolche Männer in meinem Reiche hätte,« worauf ihm aber Alcuin erwiederte: »Der Schöpfer des Himmels und der Erde hat nur dieſe Zwei gehabt, und Du verlangſt ihrer Zwölfe!«

In dieſem gelehrten Vereine, welchen dieſe und noch mehrere andere ausgezeichnete Männer, die an dem kaiſerlichen Hofe berufen wurden, bildeten, verläugnete Karl durchaus den Kaiſer. Er ließ ſich David nennen, Alcuin hieß Flaccus, Angilbert Homer u. ſ. w.

Hier beſprach man ſich über die Ausbildung der Mutterſprache, ſammelte ältere deutſche Heldenlieder, verſuchte eine deutſche Grammatik, erfand deutſche Namen für die Monate und Winde, und berathſchlagte über die Erziehung des Volkes und beſonders der Geiſtlichen.

Karl gab nur geſchickten Männern die beſſeren Pfründen, und befahl auf das ſtrengſte bei allen Kathedralen und Klöſtern die Errichtung von Schulen, in welchen Leſen, Schreiben und das Chriſtenthum, für die Geiſtlichen aber höhere Wiſſenſchaften gelehrt werden ſollten. Die Schule im Kloſter des heiligen Martin zu Tours, welcher Alcuin ſpäter als Abt vorſtand, hat noch lange Zeit ihren Ruf erhalten. Auch Paris, Soiſſons und viele deutſche Klöſter hatten gute Schulen. Für die Geiſtlichen, welche ſelbſt keine Predigten ausarbeiten konnten, ließ Karl durch Paul Warnefrid im Kloſter zu Montecaſſino eine Sammlung von Vorträgen älterer Kirchenlehrer entwerfen, und machte dieſe zum Kirchengebrauche mit einer Vorrede bekannt, in welcher er ſelbſt die Geiſtlichen zum eigenen Studium der heiligen Schrift aufmunterte.

Ferner ermahnte er die Mönche zum Bücherabſchreiben, und brachte für ſich eine Bibliothek zuſammen, welche auf ſeinen Befehl nach ſeinem Tode zum Beſten der Armen verkauft wurde.

Zu Aachen wurde eine Muſterſchule für künftige Volkslehrer errichtet, aus welcher in wenigen Jahren eine Menge gebildete Pädagogen hervortraten, um den in verſchiedenen Diſtrikten bereits errichteten Volksſchulen vorzuſtehen. Um die Jugend lernbegieriger zu machen, ſetzte Karl Belohnungen auf den Fleiß, äußerte aber auch ſein Mißvergnügen über ungeſchickte und faule Schüler.

Karls Befehle wurden pünktlich erfüllt, und da er beſtändig in Bewegung war, und unvermuthet bald da, bald dort erſchien, um ſich ſelbſt von ſeinen Anordnungen zu überzeugen, ſo läßt ſich mit gutem Grunde vermuthen, daß man ſeine Befehle auch genau befolgte.

Einſt beſuchte Karl eine ſolche von ihm errichtete Schule, wo er den über die unerwartete Erſcheinung etwas befangenen Lehrer aufforderte, eine Prüfung mit den anweſenden Schülern in ſeiner Gegenwart vorzunehmen.

Karl ſtellte bei dieſer Gelegenheit ſelbſt mehrere Fragen an die Schüler, und unterhielt ſich mit ihnen auf die herablaſſendſte Weiſe.

Endlich als die Prüfung beendet war, mußten ſich die Geſchickten auf ſeine rechte und die Ungeſchickten und Faulen auf ſeine linke Seite ſtellen, wo ſich fand, daß unter den letzteren gerade die meiſten Söhne ſeiner vornehmern Diener ſtanden. Nun wandte er ſich zu den Fleißigen, die größtentheils von armen Aeltern waren, und ſprach: »Ich freue mich meine Lieben, daß ihr ſo gut einſchlagt, bleibt dabei und werdet immer vollkommener. Ihr verfolgt euer wahres Beſtes, und zu ſeiner Zeit ſoll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber« — und hier wandte er ſich zornig zur Linken, unter welchen viele Söhne der vornehmen Aeltern ſtanden, »ihr faulen Burſchen, die ihr euch ſo reich und vornehm dünkt und des Wiſſens nicht nöthig zu haben meint, ihr faulen unnützen Buben, ich ſage euch, euer Adel und eure hübſchen Geſichter gelten Nichts bei mir, und ihr habt nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht.« So beſuchte er auch oft das Seminarium zu Aachen und wohnte dem Unterrichte der Zöglinge bei, wo er Lob und Tadel ſpendete, ohne Rückſicht auf Stand und Geburt.

Da er nur den Umgang mit gebildeten und gelehrten Männern liebte, ſo waren auch ſeine Miniſter und Räthe nur aus den verſtändigſten Männern zuſammengeſetzt. Für Alles ſchien er geboren, und alle Meiſter überſah er. Wenn er auf ſeine Wirthſchaftshöfe kam, ließ er ſich die Rechnungen vorlegen, wo Alles bis auf die Anzahl der Eier eingetragen ſeyn mußte. Er überzählte die Einnahmen und Ausgaben, rechnete ſeinen Verwaltern nach, und machte Bauanſchläge, als wäre er bloß ein Landmann.

Viele große Plane, zu denen theils ſein Zeitalter noch nicht reif war, theils aber auch ihm die nöthigen Vorkenntniſſe mangelten, konnten nicht ausgeführt werden. So konnte er mit der Einführung von gleichem Maße und Gewichte nicht durchdringen, und einen andern großen Plan, zur Verbindung des deutſchen Meeres mit dem mittelländiſchen und ſchwarzen mittelſt zweier Kanäle, von denen der eine die Verbindung zwiſchen der Moſel und Saone hergeſtellt, der andere aber einen Weg von dem Rheine nach der Donau eröffnet haben würde, nicht ausführen. Dafür errichteten aber die von ihm beſchützten Künſte andere koſtbare Denkmale für die Nachwelt. Die Stadt Aachen, ſchon zu Cäſars Zeiten bekannt, und ſpäter von den Römern Aquisgranum genannt, wurde von ihm beſonders verſchönert, und erhielt ihren franzöſiſchen Namen Aix la Chapelle von einer prächtigen Kapelle, die der große Kaiſer aus den ſchönſten Mamorarten erbauen ließ. Die Pforten dieſes Tempels waren von Bronce, und ſein Dom trug eine maſſiv goldene Kuppel.

Der kaiſerliche Palaſt war äußerſt prachtvoll und mit vielen herrlichen Gemächern und Säulengängen geziert. Auch ließ Karl Bäder erbauen, welche ſo geräumig waren, das mehr als hundert Perſonen darin herumſchwimmen konnten. Er ſtellte den Leuchtthurm in Boulogne her, und iſt als der Schöpfer von Frankreichs Marine zu betrachten, da er verſchiedene Häfen anlegen ließ.

I. Bd. 55.

Wilhelm der Eroberer, König von England.

Der Sohn wirft ſich vor dem im Zweikampfe verwundeten Vater auf die Kniee, und bittet ihn reuevoll um Verzeihung.

Jahr 1078.

Durch die Schlacht bei Haſtings, welche nach einem blutigen Kampfe mit der gänzlichen Niederlage der Engländer und dem Tode des tapfern Harolds endigte, kam Wilhelm von der Normandie, der uneheliche Sohn des Herzogs Robert, genannt der Teufel, den dieſer mit Arlotte der Tochter eines Gärbers aus Falaiſe im Jahre 1024 erzeugte, auf den engliſchen Thron.

Zwar hatte Harold bei ſeinem Tode einen Sohn Namens Edgar hinterlaſſen, der auch bereits von den Engländern als ſein Nachfolger anerkannt worden war. Allein dieſer ſchwachſinnige Jüngling, ohne feſten Willen und Entſchiedenheit ſetzte ſeine Rathgeber, die mit Angſt und Ungewißheit kämpften, ſo ſehr in Verlegenheit, daß ſie es bald am räthlichſten fanden, dem Herzoge Wilhelm, der durch ſeinen Sieg der Schrecken des Landes geworden, ſich zu unterwerfen.

Wilhelm, beigenannt der Eroberer, verſtand aber auch ſeinen Vortheil zu benützen, und machte ſich raſch zum Herrn vom Dover, dem feſteſten Orte der ganzen Gegend, um dadurch den Rücken frei zu haben. Von hier aus eilte er nach London, welches ſchon damals eine große und ſehr bevölkerte Stadt war, unterwarf ſich durch ſtrenge Maßregeln die Einwohner, und empfing am 26. December 1066 in der Weſtmünſter-Abtei zu London, unter dem Schutze der ganzen bewaffneten Macht der Normannen, von dem Erzbiſchofe Alfred von York die Krone.

Wilhelms erſte Sorge beſtand jetzt darin, die vielen und tapfern Abenteurer, die ſeinem Glücke gefolgt waren, und zu ſeiner Erhebung beigetragen hatten, zu belohnen und die Geiſtlichkeit ſich geneigt zu machen, wozu er den anſehnlichen Schatz Harolds, deſſen er ſich bemächtigt hatte, verwendete.

Ueberdieß überſendete er dem Papſte die Fahne Harolds nebſt koſtbaren Geſchenken, und ließ auf dem Schlachtfelde bei Haſtings ein Kloſter erbauen. Die mächtigen Grafen des Reiches, wie jetzt die ehemaligen Aldermänner durchgängig heißen, wurden zunächſt in ihren Würden und Beſitzungen beſtätigt; die Bürger von London wurden mit neuen Vorrechten bedacht, und auch Edgar der Sohn des verſtorbenen Harolds erhielt ein anſehnliches Grund-Eigenthum.

Als Wilhelm durch dieſe milden Maßregeln und durch die verſchwenderiſchen Belohnungen ſeiner Anhänger alles befriedigt, das Volk gewonnen und durch eine ſtrenge Kriegszucht in ſeinem Heere ſo wie eine unparteiiſche Rechtspflege ſich für jeden möglichen Anfall ſicher geſtellt zu haben glaubte, überließ er ſeinem Bruder die Staatsverwaltung, und zog im Geleite vieler engliſchen Großen, denen er nicht am beſten trauete, nach der Normandie zurück.

Die eigentliche Urſache dieſer Reiſe lag aber in einer geheimen Eitelkeit des neuen Königs, da er dadurch ſeinen ehemaligen Landsleuten ſeine gegenwärtige Größe zeigen wollte. Darin fand er ſich auch im vollſten Maße befriedigt, indem die außerordentliche Pracht ſeiner Begleiter, jene der angeſehenſten Normänner weit übertraf, und ſelbſt die Fremden in Erſtaunen ſetzte. Man bewunderte ſeine Tapferkeit ſo wie ſein Glück, und pries ihn und ſeine Anhänger glücklich. Allein bald zeigte ſich durch dieſen prahlſüchtigen Zug kein anderer Nutzen, als daß er durch ſeine Begleitung den Stolz der Normannen rege gemacht hatte, die jetzt Wilhelm verachteten, während die von ſeiner Gegenwart befreiten Engländer zur Wiedererlangung ihrer Freiheit die Waffen ergriffen.

Es läßt ſich wohl einſehen, daß ein ſo plötzlich erobertes Land, wie es in England unter Wilhelm der Fall war, ſich nicht gleich und ohne einiger Zuckung einer fremden Herrſchaft zu unterwerfen geneigt findet. So geſchah es, daß ſich bald nach Wilhelms Abreiſe die Einwohner empörten, da die mit Würden und Beſitzungen verſchwenderiſch belohnten Normannen, welche dem Könige das Reich erobert hatten, den Eingebornen ihr erlangtes Uebergewicht durch ihre Anmaßungen ſchwer empfinden ließen.

Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die vielſeitigen Mißhandlungen dieſer Fremden zu ertragen, ſtanden zuerſt einzelne Gemeinden, dann aber ganze Landſchaften auf, die zuletzt nichts Geringeres im Sinne hatten, als alle Normänner, wie es einſt den Dänen geſchah, an einem Tage zu ermorden, wozu die Zeit des Gottesdienſtes am Aſchermittwoche beſtimmt war, da an dieſem Tage die Normänner ohne Waffen in die Kirche zu gehen pflegten.

Dieſes ſchändliche Vorhaben wurde aber noch vor der Ausführung entdeckt, und durch die Beſtrafung der Hauptanführer vereitelt. Auf die Nachricht von dieſen Vorfällen eilte Wilhelm nach England zurück, und bewirkte durch ſeine Ankunft, daß die Empörer bald ihre Waffen niederlegten und um Gnade baten. Aber kaum war hier die Ruhe wieder hergeſtellt, ſo brachen neue Aufſtände beſonders im nördlichen England aus, wo zwei mächtige angelſächſiſche Häuptlinge Edwin und Mercar ſich zu Gunſten des angelſächſiſchen Kronbewerbers Edgar Atheling mit den Königen von Schottland und Dänemark verbanden.

Wilhelms Schnelligkeit, womit er jetzt die Verbündeten einzeln überraſchte, rettete ihn aus dieſer gefährlichen Lage, und erſtickte durch ſeine unvermuthete Gegenwart durchgehends den Keim eines wiederholten Aufruhrs.

Nun behandelte er England als ein erobertes Land, und da es kaum noch Ländereien gab, deren Beſitzer nicht als Aufrührer geächtet waren, ſo vollzog er ſeinen Plan einer gänzlichen Veränderung der öffentlichen Verhältniſſe, indem er alle Ländereien in Baronien eintheilte und das normanniſche Lehenweſen einführte. Doch blieb ſowohl in der Volksverfaſſung, als in der Rechtspflege, noch Vieles von der alten angelſächſiſchen Verfaſſung übrig, die bereits zu tiefe Wurzeln gefaßt hatte, um ſie gänzlich auszurotten.

Auch das Eigenthum der Geiſtlichkeit, die er anfangs durch ſeine Freigebigkeit gewonnen hatte, unterwarf er gleichen Einrichtungen, und beſetzte die wichtigſten geiſtlichen Pfründen mit Normannen. Selbſt die vorherrſchende Landesſprache ſuchte er zu beſchränken, indem er die franzöſiſche zur Sprache des Hofes und der Gerichte machte, und ſie in allen Schulen als Hauptgegenſtand des Unterrichts einführte.

Dieſe gänzliche Umgeſtaltung der Landesſprache ward aber dann zu einem Gemiſche aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, zu einer zwiſchen den neu lateiniſchen und rein germaniſchen Sprachen in der Mitte ſtehenden Mundart, aus der das heutige Engliſch hervorging.

Während dieſen neuen Einrichtungen ließ er auch nach Alfreds Beiſpiel das berühmte »Doomsday book,« ein großes ſtatiſtiſches Regiſter aller liegenden Gründe des Königreichs ſammt ihren Beſitzern oder Inhabern, ihren Werth, ihre Bevölkerung, Weide, Forſt, Viehzucht ꝛc. aufnehmen, nach welchem ſich 700 Baronien und 60215 Ritterlehen (Knight-fees) im Lande vorfanden.

Da Wilhelm über die Lehen-Vertheilung ganz nach Willkür ſchaltete, ſo war er vorſichtig genug, nicht Alles wegzugeben, und behielt ſich 14000 Höfe, in den verſchiedenen Provinzen von England, deren Ertrag ihm nebſt den anſehnlichen Steuern, die er erheben ließ, ſeine Einkünfte ſo beträchtlich vermehrte, daß er unbedenklich der reichſte Monarch ſeiner Zeit genannt werden konnte. Auch eignete er ſich die ausgedehnteſten Jagdfreiheiten zu, und beſaß 68 Forſte. Bei Wincheſter, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, legte er einen ganz neuen Wald von ſechs Meilen Länge an, dem zu Gefallen alle innerhalb dieſes Bezirks liegenden Häuſer, Kirchen und Klöſter niedergeriſſen wurden.

Zugleich erſchienen auch tyranniſche Geſetze gegen den Wilddiebſtahl, nach welchem auf die Erlegung eines Haſen in den königlichen Forſten, die Strafe der Blendung beſtimmt war, während zu derſelben Zeit der Mord eines Menſchen, mit einer Geldſumme gebüßt werden konnte. Da die Normandie ein Lehen von Frankreich war, und ein Vaſall keine Eroberungen ſich zueignen konnte, in ſo ferne ſie mit ſeinem Lehen Eins wurden, ſo entſpann ſich daraus ein unangenehmes Verhältniß zwiſchen England und Frankreich, in Folge deſſen das letztere fortwährend behauptete, England ſey ihm lehenspflichtig, und gerieth auch darüber mit Wilhelm in einen Krieg, der nachher Jahrhunderte lang, unter jedem Regenten wiederholt wurde.

Außer dieſen Feindſeligkeiten und den Aufſtänden der Engländer, ſo wie ſeiner normanniſchen Barone, mit denen er während ſeiner ganzen Regierung zu thun hatte, und die ihm nur wenig ruhige Tage übrig ließen, bekam er aber den meiſten Verdruß mit ſeinem älteſten Sohne Robert, genannt der Kurzhoſe, ein Prinz voll Tapferkeit, jedoch mehr kühn als ſtaatsklug.

Dieſer bemerkte nämlich, daß der Vater alle ſeine Zärtlichkeit ſeinen übrigen Brüdern ſchenke, ihn ſelbſt aber kalt und gleichgültig behandle; zudem verweigerte er ihm auch die früher zugeſagte Abtretung der Normandie, worüber nun der Sohn einen Aufruhr in der Normandie gegen den Vater erhob. Wilhelm nahm zu dieſem Kriege nicht ſeine Normannen, ſondern weislich überdacht ein Heer von Engländern, mit welchem er über das Meer zog, um den Sohn aus dem Lande zu vertreiben.

Der gegenſeitige Kampf, der mit der größten Erbitterung geführt wurde, hatte bereits fünf Jahre gedauert, als ſich Robert mit ſeinen Anhängern, ſchon auf das Aeußerſte getrieben, in dem Schloſſe Gerberoy in der Landſchaft Beauvoisis feſtſetzte. Hier, ſeiner Schuld bewußt, wehrte ſich Robert mit auſſerordentlicher Tapferkeit, allein zuletzt ſollte ein ſeltſames Ereigniß dieſe blutige Fehde beenden.

Während der harten Belagerung dieſes Ortes fielen unter den Engländern und Roberts Anhängern mehrere Scharmützel und Zweikämpfe vor, und ſo führte der Zufall bei einem ſolchen Ausfalle, auch den Sohn mit ſeinem eigenen Vater im Zweikampfe zuſammen. Beide waren durch die heruntergelaſſenen Viſire unkenntlich, und fochten daher mit gegenſeitiger Wuth ſehr tapfer, bis endlich der Sohn den Vater am Arme verwundete und vom Roſſe warf. Der nachfolgende Hieb würde dem gefallenen Könige unvermeidlich das Leben gekoſtet haben, wenn er nicht um Hilfe gerufen, und Robert, ganz beſtürzt über dieſen Hilferuf, darin die Stimme ſeines Vaters erkannt hätte.

Von dem Bewußtſeyn ſeines Verbrechens gerührt, ſprang er ſogleich vom Roſſe, warf ſich vor dem Vater auf die Kniee, bat reuevoll um Verzeihung, und half dem heftig Erzürnten auf ſein eigenes Roß.

Der König hob nun, unter den Verſprechungen des Sohnes, ſich eines völligen Gehorſams zu unterwerfen, die Belagerung auf, und ging nach der Normandie, wo dann durch die Vermittlung der Mutter, eine förmliche Verſöhnung zwiſchen Vater und Sohn zu Stande kam.

Wilhelm ſtarb im Jahre 1087, während eines Kriegszuges gegen Philipp, König von Frankreich, wo er die Stadt Nantes an der Seine eroberte und ſie in Flammen aufgehen ließ. Als er über die Schutthaufen jagte, ſtürzte ſein Pferd, und warf ihn mit ſeinem ſchweren Leibe (Wilhelm hatte eine übermäßige Dicke) ſo heftig auf den Sattelknopf, daß er ſogleich umkehren mußte, und an den Folgen dieſer Quetſchung in der Abtei St. Gervais, bei Rouen ſtarb.

I.Bd.56.

Schweden.

Guſtav Waſa auf der Flucht.

Das Weib vom Hauſe tritt in das Zimmer, wo ſich Guſtav Waſa am Feuer wärmen wollte, und jagt ihn mit dem Spaten in der Hand zur Thüre hinaus.

Jahr 1520.

Guſtav Erichſon mit dem Beinamen Waſa, geboren nach der gewöhnlichen Angabe am 12. Mai 1490 *), im Kirchſpiele Orkeſtad, drei Meilen von Stockholm entfernt, war der Sohn eines Reichsraths aus einem alten und verdienten Geſchlechte. Sein mütterlicher Großoheim der Reichsvorſteher, Sten Sture der ältere, ließ ihn an ſeinem Hofe erziehen, wo Guſtav ſchon als Knabe ſo ausgezeichnete Gaben, ſo vielen Geiſt und Muth zeigte, daß man große Hoffnungen von ihm faßte.

Vaterlandsliebe flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihm die verwickelten Umſtände, in denen ſein Vaterland während der Regierung Chriſtian des II. ſich befand.

Bevor dieſer däniſche Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er lange gegen den Reichsvorſteher kämpfen, bei welcher Gelegenheit Guſtav Erichſon, der ſchon damals als junger Kriegsmann ſein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigen half, nebſt mehreren andern Leibesbürgen zur Befeſtigung der Friedensunterhandlung an Chriſtian abgeſendet wurde.

Hinter dieſem Vorſchlage lag aber eine höchſt treuloſe Politik verborgen, nachdem der König die ſchwediſchen Geiſel verhaften und mit der Drohung nach Dänemark bringen ließ, ſie alle enthaupten zu laſſen, wenn die Schweden nicht die kalmariſche Union anerkennen, und ſeinen Freund den verjagten Erzbiſchof Trolle wieder einſetzen würden.

In Dänemark verwendete ſich jetzt für den jungen Erichſon ein angeſehener Edelmann Namens Baner, der ihm zugleich verwandt war, und ſtellte 6000 Thaler zur Bürgſchaft für ihn. Dafür wurde er ihm auch, jedoch mit der Bedingung übergeben, daß er ihn ſorgfältig zu hüten und ſich für ſeine Flucht verantwortlich machen wolle.

So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Baners Schloſſe, wo er an nichts anders als an ſein Vaterland dachte, das ſeiner ſo ſehr bedurft hätte. Als er endlich erfuhr, daß Chriſtian neuerdings große Kriegsrüſtungen betreibe, um die Schweden unter ſeine ſtrenge Herrſchaft zu bringen, entfloh er in Bauernkleidern an einem Morgen in der Dämmerung aus dem Schloſſe, und entging zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Nachforſchungen ſeiner Verfolger.

In Flensburg angekommen, ſchloß er ſich an eine kleine Geſellſchaft deutſcher Viehhändler an, die aus Jütland Ochſen getrieben hatten, und die ihm auch auf ſein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienſte nahmen. Mit dieſen kam er im September 1519 nach Lübeck, entdeckte ſich hier dem Bürgermeiſter, und erwarb ſich bei dieſem Manne ſo viel Zutrauen, daß er ihn gegen Baners Anſprüche, der ihm indeſſen nachgeeilt war, und ihn von den Lübeckern zurück verlangte, in Schutz nahm.

Nach ſieben Monaten ſetzte Guſtav ſeine Reiſe weiter fort, und erhielt das Verſprechen, daß man ihm künftig mit Geld und Soldaten unterſtützen wolle, wenn die Umſtände einen ſolchen Beiſtand nöthig machen ſollten.

Ein Kauffahrtteiſchiff ſetzte ihn im Mai 1520 glücklich in Schweden ans Land, wo er ſich nach Kalmar begab, nachdem dieſe Stadt nebſt Stockholm um dieſe Zeit den Dänen noch widerſtand. Aber die Bürgerſchaft daſelbſt war muthlos, und die Beſatzung des Schloſſes bedrohte ihn bei ſeiner Ermahnung ſich tapfer zu vertheidigen, mit dem Tode, was ihn veranlaßte, in Bauerntracht weiter zu eilen.

Da er es nicht wagte nach Stockholm zu gehen, ſo wanderte er zunächſt unter unzähligen Gefahren nach Smaland, dann nach Südermanland, auf welcher Reiſe er die Nächte bald im Korne, bald in den dunklen Wäldern verſteckt zubrachte.

In Südermanland beſuchte er ſeine Schweſter, die mit dem Reichsrathe Brahe vermält war, und machte hier ſein Vorhaben bekannt, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und ſich an deſſen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtſamen Verwandten erſchracken über ein ſolches Wageſtück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben.

Guſtav zog nun weiter und verbarg ſich auf einem Gute ſeines Vaters Räfsnäs, indeſſen ſein Schwager nach Stockholm reiſete, um den däniſchen König zu huldigen. Während jetzt Guſtav in Räfsnäs zwiſchen allerlei kühnen Entwürfen ſchwankte, ging in Stockholm das furchtbare Blutbad vor ſich, bei welchem ſein Vater und ſeine Vettern mitgefallen waren. Dieſe ſchaudervolle Nachricht verſtärkte jetzt noch mehr ſeine längſt gefaßten Entſchlüſſe; aber woher ſollte er die Macht nehmen, oder wohin ſollte er fliehen, um ſeinen Verfolgern zu entkommen, da

*) Nach Geijers Geſchichte Schwedens, wird 1496 für die richtigere Jahreszahl gehalten.

Chriſtian ſeinen Aufenthalt in Südermanland erfahren und auf ſeinen Kopf einen hohen Preis geſetzt hatte.

Wohin er kam, verſchloß man jetzt die Thüren vor ihm, da diejenigen mit dem Tode bedroht waren, die ihn verborgen halten würden, ja ſelbſt das Karthäuſer-Kloſter zu Gripsholm, das ſeine Vorfahren geſtiftet hatten, verweigerte ihm eine Freiſtatt.

Guſtav flüchtete nun an die weſtliche Grenze Schwedens in die Thäler an den norwegiſchen Gebirgen, die von den Darlekarlen (Thalmännern) bewohnt werden — einem Stamme, der noch jetzt ſeine einfachen Sitten, ſeine Freiheitsliebe, ſeine Ehrlichkeit und Gaſtfreiheit bewahrt. Dieſen Männern wollte er ſich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes ſchildern, und wenn er ſie zum Kriege begeiſtern könnte, ſich an ihre Spitze ſtellen. Nachdem er einſam öde Steppen, ſtarre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er in die Gegend von Falun, das durch ſeine Kupferbergwerke berühmt iſt. Hier ſteckte er ſich in eine grobe Knechtstracht und verdung ſich bei einem reichen Bergmanne im Kirchſpiele Wika, auf deſſen Hofe er durch Dreſchen und andere Handarbeit ſein Brod verdiente.

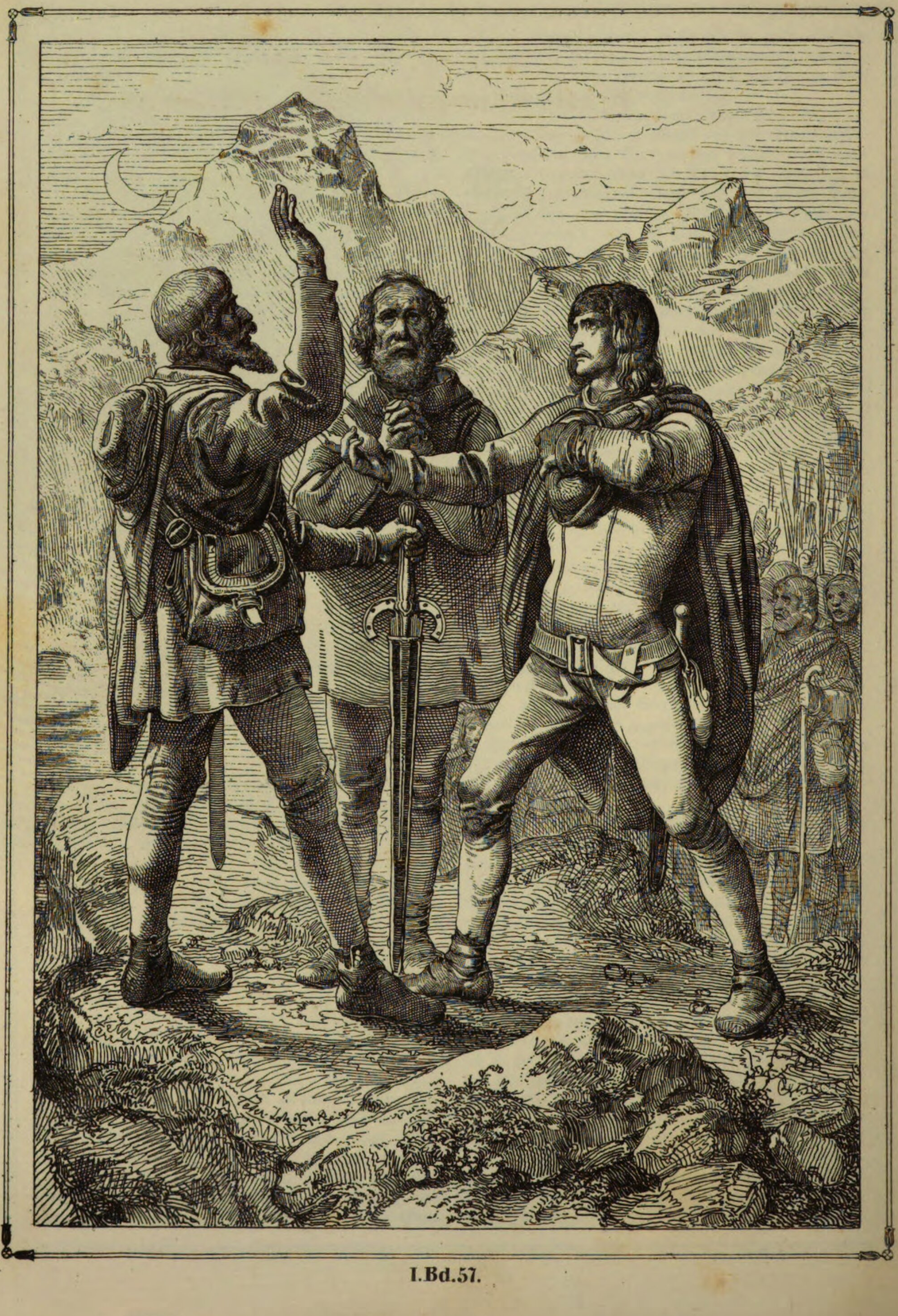
Aber auch hier war er nicht lange ſicher, da nicht nur ſeine Sitten ſeinen Mitknechten auffielen, ſondern auch eine Magd einen goldgeſtickten Halskragen unter dem wollenen Wamms bemerkte, worauf ihn der Herr vor ſich kommen ließ, um ihn über ſeine Herkunft auszuforſchen. Guſtav erinnerte ſich mit dieſem Manne in Upſala ſtudirt zu haben, und forderte ihn, als er ſich ihm entdeckt hatte, zur Theilnahme an ſeinem großen Unternehmen auf. Aber wie gewöhnlich, erregte er auch hier nur Erſtaunen und feiges Schrecken, und zuletzt die Warnung, tiefer ins Gebirge zu flüchten, und ſich an keinem Orte lange aufzuhalten. Guſtav wanderte alſo wieder weiter, und erreichte einen Edelhof, deſſen Beſitzer Arendt Persſon ihn freundſchaftlich aufnahm, aber nicht aus Liebe, ſondern aus Eigennutz. Er berechnete ſchnell, welche Belohnung er von Chriſtian erhalten könnte, wenn er ihm dieſen gefährlichen Gaſt ausliefere, und entfernte ſich, nachdem er Guſtav ganz ausgeforſcht hatte, unter einem ſchicklichen Vorwande vom Hauſe, um den gemachten Fang dem däniſchen Statthalter in der Gegend, welcher ſein Schwager war, anzuzeigen. Dieſer folgte ihm auch ſogleich mit zwanzig Mann, die aber den Flüchtling nicht mehr fanden, da Persſons mitleidigere Gattin ihm einen Wink von dem Vorhaben ihres Mannes gegeben, und ihm ſelbſt ein Pferd und einen Schlitten zur ſchnellen Flucht geliehen hatte. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Swärdſiö, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in ſeinem Hauſe verborgen hielt, und ihn dann nach Iſala zu einem Kronſchützen, Namens Sven Elfsſon, führte. Aber auch hier ſuchten ihn die däniſchen Späher auf, und traten eben in Elfsſons Stube, als Guſtav noch am Feuer ſtand, um ſich zu wärmen. Nur die Geiſtesgegenwart des Weibes vom Hauſe konnte ihn jetzt retten, nachdem ſie, während die Soldaten mit ihrem Manne ſprachen, zornig in die Stube trat, auf den faulen Knecht, der ſich nur immer wärmen wolle, ſchimpfte, und ihn mit einem Spaten in der Hand zu den übrigen Arbeitern zur Thüre hinausjagte.

Guſtav beſchloß nun noch weiter zu fliehen, aber wohin er kam, wurde er überall von den herumſtreifenden Dänen verfolgt. Da legte ihn ein Wirth auf einen Schlitten, bepackte dieſen mit Stroh und führte ihn ſo verborgen nach Rättwik. Aber auch auf dieſem Wege begegnete ihm eine däniſche Streifwache, welche den Schlitten anhielt, und das Stroh an mehreren Orten ſo tief durchſtach, das Guſtav am Fuße verwundet wurde. Da ſich aber dieſer über den empfindlichen Schmerz nicht bewegte ſo blieb er wieder unentdeckt.

Als der Bauer beim Weiterfahren bemerkte, daß ſeine Schlittenſpure im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab er ſogleich ſeinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, täuſchte dadurch die auflauernden Kundſchafter, und brachte ſeinen Flüchtling glücklich nach Rättwik. Hier erzählte Guſtav den Bauern die Gräuelthaten in Stockholm, von welchen in dieſe entlegenen Thäler noch wenig Nachricht gekommen war, und ermahnte ſie, ſich wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren aufzumachen und das fremde Joch abzuwerfen. Die Bauern waren darüber bewegt, wollten aber erſt wiſſen wie ihre Nachbaren geſonnen ſeyen, worauf Guſtav nach Mora dem volkreichſten Kirchſpiele in dieſen Thälern ging. Allein hier fand ſeine Beredſamkeit ſo wenig Erfolg, daß er ſeine Flucht wieder weiter fortſetzen und ſeinen Weg über das Gebirge nach der norwegiſchen Grenze nehmen mußte. Kaum war er aber daſelbſt in dem Kirchſpiele Lima angekommen, ſo kamen ihm ſchon Eilboten auf Schlittſchuhen von Mora nach, welche ihm erzählten, daß das Landvolk daſelbſt, über das harte Verfahren der Dänen erbittert, bereits zu den Waffen gegriffen habe, er möchte daher zu ihrer Anführung zurückkehren. Guſtav beſtieg jetzt vor Freude und Hoffnungen erfüllt einen Schlitten, und fuhr nach Mora, wo er im Triumphe empfangen wurde.

Schon am erſten Tage ſeiner Zurückkunft ſah er ſich von einigen hundert Kampfgenoſſen umgeben, deren Anzahl ſich mit jedem Tage ſo ſehr vermehrte, daß er zu Ende Jänner **1521** ein Heer von **3000** und drei Monate ſpäter **15000** Mann beiſammen hatte. Als er dieſe zahlreiche Mannſchaft einigermaßen in geſchloſſenen Gliedern zu kämpfen unterrichtet hatte, begann er den Krieg gegen die Dänen, und zwar mit ſo gutem Erfolge, daß ſie theils geſchlagen, theils zerſtreut und aus vielen Städten vertrieben wurden. Hierauf ſchrieb er nach Wadſtena einen Reichstag aus, auf welchem in großer Anzahl die Abgeordneten aus allen Theilen Schwedens herbeiſtrömten, wo er einſtimmig zum Reichsverweſer und Obergeneral des Königreichs ernannt, nach zwei Jahren aber öffentlich als König von Schweden ausgerufen wurde.

Guſtav Waſa, durch die Wahl der Nation auf den Thron erhoben, gab dem Reiche, welches jetzt wieder ihre Selbſtſtändigkeit behauptete, eine Feſtigkeit, die es vorher nie gehabt hatte, und regierte mit vieler Weisheit und Kraft bis zu ſeinem am **29.** September **1560** erfolgten Tode.



I.Bd.57.

Schweiz.

Der Schweizerbund im Rüttli.

Am Ufer des Waldſtädter Sees ſchwören die verſammelten Schweizer den feierlichen Eid, ihre Freiheit behaupten zu wollen.

Jahr 1307.

Das erſte Volk, das wir auf dem ſchweizeriſchen Boden antreffen, ſind die Helvetier; ein galliſcher Stamm, der in wilder, freier Verfaſſung in vier Gaue getheilt, zwiſchen dem Rhein, der Jura und den Alpen ſich niedergelaſſen hatte. Sie waren mit bundesverwandten Völkern, meiſtens gleicher Abkunft umgeben, fielen mit dieſen zwiſchen den Jahren 58 und 10 v. Chr. unter römiſche Herrſchaft, und nahmen Vieles von den Sitten und der Sprache ihrer Ueberwinder an, bis ſie mit dieſen von den deutſchen Völkerſchaften überwältigt wurden.

Um das Jahr 400 n. Chr. bemächtigten ſich die Allemannen — ein Kriegsbund mehrerer deutſchen Stämme, die zu Anfange des dritten Jahrhunderts ſich dem römiſchen Gebiete näherten — des größten Theiles der jetzigen Schweiz, und machten ihre Sprache und Sitten dort einheimiſch. Ein kleinerer Theil fiel den Burgundern und Longobarden zu, die aber nicht zahlreich genug waren, das eroberte Land gänzlich zu beſetzen, daher die Sprache und Sitten der Ueberwundenen, die von den Galliern eben ſo viel annahmen, wie von den Römern, ein Gemiſch wurden.

Die bis dahin unbewohnten Thäler am nördlichen Saume der Alpen ſollen von Deutſchen, gothiſchen Stammes, bevölkert worden ſeyn. Später fiel ganz Helvetien dem fränkiſchen Reiche anheim, und blühte unter dieſer Herrſchaft zu einigem Wohlſtande empor. Bald mußte aber dieſer unter den ſchwachen Nachfolgern Karl des Großen verſchwinden, da deren Statthalter überall ſich unabhängig zu machen ſuchten, und in beſtändige Kriege verwickelt waren. Ja es gelang ſogar einigen derſelben, im Weſten eigene Reiche, Burgund dies- und jenſeits der Jura zu errichten; aber die deutſchen Könige wußten ſich in der übrigen Schweiz bald wieder Anſehen zu verſchaffen, und Burgund an ſich zu bringen.

Helvetiens Schickſal war nun gänzlich mit dem des deutſchen Reiches, von welchem es einen Theil ausmachte, verknüpft, und blieb es auch bis zur Zeit, wo die Krone dieſes Wahlreichs in einem und demſelben Hauſe erblich zu werden anfing.

Die Kaiſer ließen jetzt die Schweiz durch die Herzoge von Zähringen verwalten, welche auch die Wohlthäter des Landes wurden, nachdem ſie die innern Kriege abwehrten, die Städte begünſtigten und dazu neue erbauten, wie z. B. Bern und Freiburg im Uechtlande, jedoch verfiel nach ihrem Ausſterben (1218) Alles wieder in das alte Unweſen, nachdem eine Menge größere und kleinere Herren im Lande regierten. Unter dieſen waren die mächtigſten die Grafen von Habsburg, Kyburg und Savoyen, von denen im allgemeinen jeder that, was ihm Gut dünkte, da Stärke allein das Recht gab.

Die kleinen Freien, die Klöſter, die Landſtädte wurden unterdrückt oder mußten den Schutz irgend einer mächtigern Partei nachſuchen; die größern Städte, nämlich Zürich, Bern und Baſel, verbanden ſich zu ihrer Sicherheit mit einander, und trachteten überdieß ſich ſo unabhängig als möglich zu machen, indem ſie den Kaiſern und Andern, welche Rechte bei ihnen beſaſſen, dieſelben abkauften. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts fing aber die Schweiz an, eine andere Geſtalt zu erhalten. Das Haus Habsburg erhob ſich, beſonders als Graf Rudolph im Jahre 1273 deutſcher Kaiſer und Herr von Oeſterreich geworden war, auch in der Schweiz zu einer ſolchen Gewalt, daß der Wille des Kaiſers daſelbſt allein geltend war. Indeſſen ſchonte aber Rudolph mit weiſer Mäßigung die Rechte der freien Städte und Länder, nachdem dieſe es hauptſächlich waren, die früher ihm und ſeinem Hauſe Beiſtand geleiſtet und zu ſeiner Größe beigetragen hatten.

Nicht ſo handelte ſein Sohn und Nachfolger Albrecht I., der die Beſitzungen ſeines Vaters in der Schweiz erhielt, die beſonders im Aargau bedeutend waren, und ſo wurde unter ihm der erſte Keim zu jenem denkwürdigen Bunde gelegt, der nachmals die ganze Schweiz umfaßte, und dieſes Land unter republikaniſchen Formen dem deutſchen Reichsverbande völlig entzog. Die nähern Umſtände dieſer Befreiung werden von den ſchweizeriſchen Geſchichtsſchreibern mit mannigfachen Sagen durchflochten und in folgender Weiſe erzählt.

Albrecht ernannte Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg zu Vögten. Von Natur trotzig und herriſch, beſtraften dieſe beiden Männer jeden Fehler ſtreng, und reizten die Gemüther durch hochmüthige Verachtung. Als Geßler vor dem neu erbauten ſtattlichen Hauſe des Werner Stauffacher, einem wohlbegüterten und angeſehenen Landmanne zu Schwyz, vorbeiging, ſagte er: »Ich will nicht, daß die Bauern Häuſer bauen ohne meine Bewilligung; will auch nicht, daß ihr ſo frei lebet, als ob ihr ſelbſt Herren wäret, ich werde mich unterſtehen, es euch zu wehren.« So geſchahen noch mehrere Thaten von arger Willkür und Tyrannei, die endlich zur Selbſthilfe aufreizten.

Wolfenſchieß, Vogt auf Roßberg, kam eines Tages zu dem ſchönen Weibe des Konrad Baumgarten ins Haus, befahl ihr, ihm ein Bad zu bereiten, und wollte ſie in der Abweſenheit ihres Mannes verführen; aber das treue Weib fand noch Gelegenheit ihrem Manne von dieſem Bedrängniße Nachricht zu geben, und dieſer eilte herbei und erſchlug den Wolfenſchieß mit einer Axt. Einem andern Bauern aus dem Melchthale in Unterwalden, Namens Heinrich, ließ Landenberg einer geringen Urſache wegen zwei ſchöne Ochſen vom Pfluge nehmen und dazu ſagen, »die Bauern könnten den Pflug wohl ſelbſt ziehen.« Als bei dem Wortwechſel darüber Heinrichs Sohn, Namens Arnold, den Knecht des Vogts durch einen Schlag mit dem Stocke im Zorne den Finger zerbrach und dann die Flucht ergriff, befahl der grauſame Vogt deſſen alten Vater die Augen auszuſtechen.

Arnold hielt ſich jetzt bei Walther Fürſt von Attinghauſen im Lande Uri verborgen, zu welchem auch Stauffacher kam, der voll Unruhe wegen Geßlers Aeußerungen über ſein Haus, angeſpornt war, ſich mit ſeinen Freunden über das, was dem Lande Noth thue zu berathen. Nachem ſie hierauf ihre Vertrauten und Verwandten in ihren Geſinnungen erforſcht hatten, brachten ſie aus verſchiedenen Orten Freunde in das Rüttli — eine Wieſe in einer einſamen Gegend am Ufer des Waldſtädter-Sees — wo ſie in der Nacht ſich verſammelten.

Dieſes geſchah am Mittwoche vor dem Martinstage im November 1307. Walther Fürſt, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher, jeder von zehn Männern ſeines Landes begleitet, ſtreckten hier an dieſem Orte die Hände gegen den Himmel, und ſchwuren den feierlichen Eid, daß Keiner den Andern verlaſſen ſolle, ſie wollten kein Blut vergießen, aber die Freiheit behaupten, und dieſe ihren Enkeln aufbewahren. Dieſem Bündniſſe traten auch die anweſenden dreißig herzhaften Männer bei, und hoben gleichfalls ihre Hände empor, um bei Gott und den Heiligen denſelben Eid zu leiſten. Auch Wilhelm Tell, der Schwiegerſohn des Walther Fürſt, gehörte zu dieſem Bunde, anfangs jedoch mehr darum wiſſend als zum Handeln ſelbſt entſchloſſen.

Mittlerweile trieb der Landvogt Geßler die Sache ſo weit, daß die Schweizer vor einem Hute, welchen er als Zeichen der landesherrlichen Gewalt zu Altdorf auf eine Stange hatte ſtecken laſſen, ihr Haupt entblößen ſollten, um dadurch ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Tell unterließ aber vor dieſem Sinnbilde der Oberhoheit ſeine Reverenz zu machen, und dieß gab nun die Veranlaſſung, daß ihn Geßler verurtheilte einen Apfel vom Haupte des eigenen Kindes zu ſchießen. Der Schuß glückte; da aber Tell geſtand, daß der zweite Pfeil, den er bei ſich führte, im Falle des Mißlingens für den Landvogt beſtimmt geweſen ſey, ſo führte ihn dieſer gefangen mit ſich fort über den Waldſtädter See. Hier drohte ein ſtarker Sturm dem Fahrzeuge Verderben, und weil Tell als ein kräftiger und erfahrener Schiffer bekannt war, ſo wurde er losgelaſſen, um das Fahrzeug glücklich ans Ufer zu lenken. Bei dieſer Gelegenheit benützte Tell den günſtigen Augenblick mit ſeinem Geſchoße in der Hand auf einen nahen Felſenriff (der noch heut zu Tage die Tellsplatte genannt wird) zu ſpringen, während durch einen heftigen Stoß das Fahrzeug wieder in den See zurückprallte.

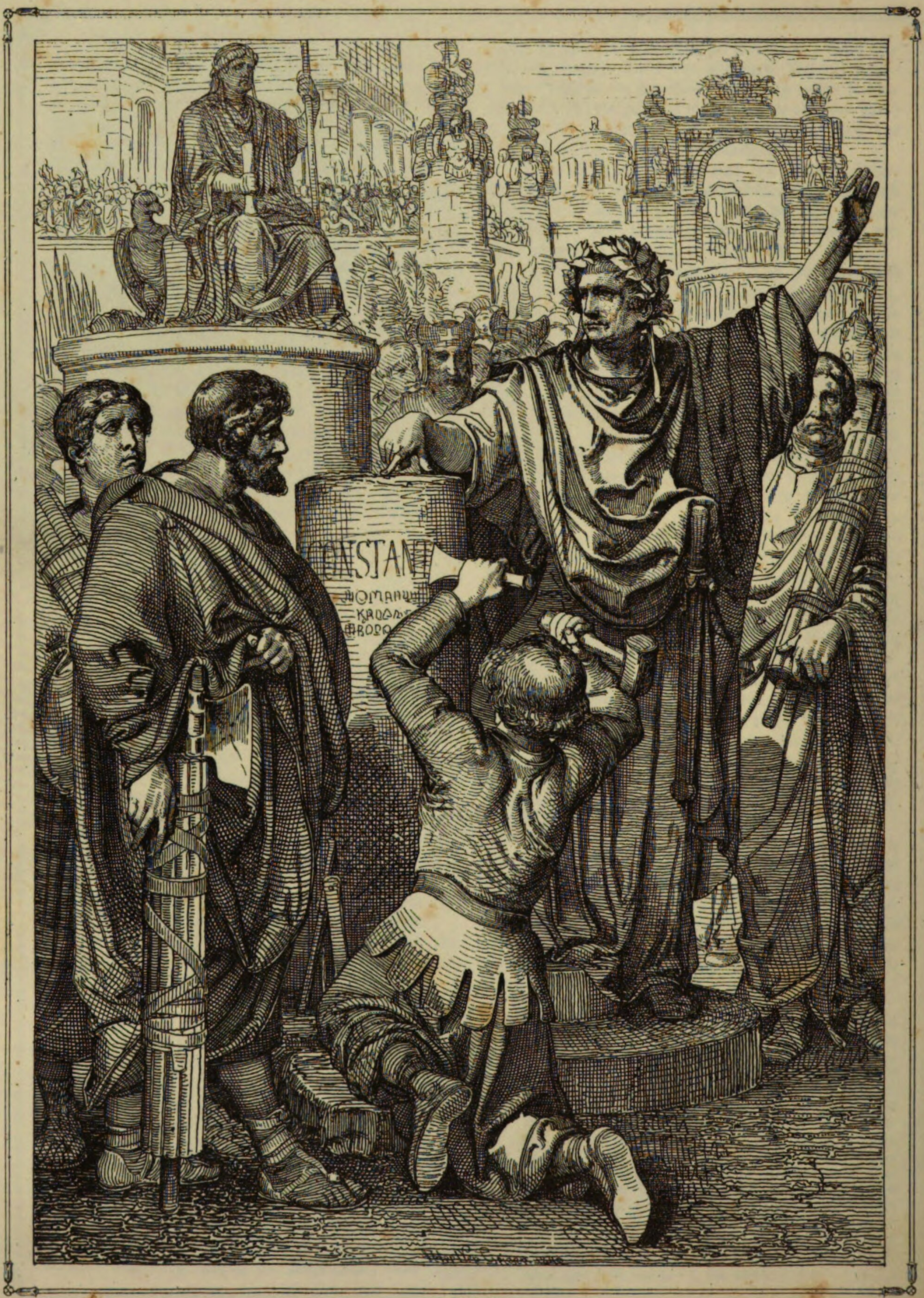
Geßler entging zwar jetzt dem heftigen Sturme; aber, als er bei Küßnacht landete, und durch einen hohlen Felſenweg ritt, traf ihn das tödtliche Geſchoß des hier lauernden Tell, und ſtreckte den ſicher geglaubten Landvogt zu Boden *).

Dieſe kühne That und der Tod des Landvogts ward nun das Zeichen zum allgemeinen Aufſtande, und zum Kriege zwiſchen den Schweizern und Oeſterreich. Den erſten Verſuch machten die ermuthigten Bauern damit, die feſten Burgen zu gewinnen. So ließ ſich zu Unterwalden ein Jüngling am erſten Tage des Jahrs 1308 von ſeinem Mädchen auf dem Schloſſe Roßberg an einem Seile in ihre Kammer ziehen, und brachte zwanzig Freunde auf dieſelbe Weiſe hinein, mit denen er ſich des Burgamtmannes und ſeiner Knechte verſicherte. Landenberg, der zu Sarnen wohnte, begegnete, als er an demſelben Morgen in die Meſſe ging, zwanzig Männern von Unterwalden, die nach alter Sitte Kälber, Ziegen, Lämmer und dergleichen zum Neujahre brachten, und ließ ſie mit ihren Geſchenken in die Burg ziehen. Kaum waren ſie aber im Thore, ſo zog jeder auf ein gegebenes Zeichen ein Eiſen aus der Bruſt hervor und ſteckte es an einen ſpitzen Stock. Mit dieſer Wehre und dreißig andern Geſellen, die aus einem Hinterhalte herbei eilten, bemächtigten ſie ſich des Schloſſes und ſeiner Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und bald wurden auch aus den übrigen Orten des Bundes die Zwingherren vertrieben. Dem Landenberg, der auf der Flucht hinter Sarnen eingeholt ward, geſchah nichts zu Leide, jedoch wurde er an die Gränze geführt, wo er ſchwören mußte, das Gebiet der Waldſtädte nicht wieder zu betreten.

Landenberg eilte nun zum Könige Albrecht, von dem er Hilfe und Rache erwartete, aber bevor noch dieſer das Vorgefallene zu ahnden vermochte, ward er von ſeinem Neffen Johann von Schwaben ermordet, und die Schweizer konnten jetzt, bei der, wegen der Kaiſerwahl in Deutſchland entſtandenen Unruhen ihren Plan nach Freiheit ungeſtört ausbilden.

---

*) So erzählt die Sage, die ſich durch Kapellen, durch Bezeichnung des Felſenriffs, durch eine Menge Gemälde und ſo vieles Anderes bewährt, und die von Vielen bezweifelt, von Johann von Müller wieder als wahr angenommen worden iſt. In neueſter Zeit hat Ideler in ſeiner Abhandlung »die Sage vom Schuſſe des Tell,« die hiſtoriſche Wahrheit dieſes Schuſſes aufs Neue wankend zu machen geſucht, indem er alle Anſichten über dieſen Gegenſtand, und alle ähnliche Sagen zuſammenſtellt. Jakob Grimm nimmt ſogar die ganze Perſon des Tell für eine mythiſche. Sonderbar iſt es, daß die »Urkunde zur Geſchichte der eidgenoſſiſchen Bünde,« herausgegeben und erklärt von Kopp, die Angabe enthalten, daß in der Reihe der küßnachter Landvögte gar kein Geßler ſich finde.



I.Bd.58.

Orient.

Die Gründung des neuen Herrſcherſitzes der oſtröm. Kaiſer zu Byzanz.

Konſtantin der Große hält einen feierlichen Einzug in die neue Stadt, und weiht ſie unter großen Ceremonien ein.

Jahr 330.

Als Konſtantin, der Sohn des Konſtantinus Chlorus und der Helena, unter den Mauern Roms das Heer des Maxentius, welcher auf der Flucht in die Tiber ſtürzte, geſchlagen hatte, zog er triumphirend in Rom ein, wo ihm der Senat zum erſten Auguſtus und **Pontifex Maximus** erklärte. Konſtantin hatte durch das Zeichen des Kreuzes, welches ihm in flammenden Strahlen am Himmel erſchienen iſt, geſiegt, und war ſeit jener Erſcheinung ein Bekenner Chriſti geworden *). Er ließ dieſes Zeichen in die rechte Hand aller jenen Bildſäulen, die man ihm zu Ehren errichtete, ſetzen, und verbot von dieſem Augenblicke an, die Hinrichtungen durch das Kreuz, welche Todesart bisher als die ſchimpflichſte unter allen übrigen betrachtet wurde.

Gleich nach ſeinem Einzuge in Rom gab er das merkwürdige Toleranz-Edikt zu Gunſten der Chriſten, und befahl bei Drohung der kaiſerlichen Ungnade, daß man alle noch in den Gefängnißen aufbewahrten Chriſten freilaſſe und von nun an keinen derſelben ſeines Glaubens wegen verfolge.

Jedem wurde freigeſtellt, ſich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er ſeiner Denkungsart am angemeſſenſten fand; den Chriſten aber wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte, und ſie durften von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeſchloſſen werden.

Auch an Licinius, dem Beherrſcher der öſtlichen Provinzen, der mit Konſtantins Schweſter verheirathet war, ſchickte er ein Schreiben, in welchem er ihn bat, die bisher verfolgten Chriſten in ſeinen Schutz aufzunehmen und zu öffentlichen Aemtern zuzulaſſen.

Von dieſem Zeitpunkte an, welcher den Sieg des Chriſtenthums und den Sturz des Heidenthums herbeiführte, wurde der Chriſtenverfolgung Einhalt gethan, nachdem Kaiſer Diocletian den letzten und ſchrecklichſten Verſuch, der zehn Jahre dauerte, zur Unterdrückung und Ausrottung der Lehre Chriſti und ihrer Bekenner gemacht hatte *). Aber bald äußerte Licinius aus Eiferſucht über Konſtantins Ruhm einen unverſöhnlichen Haß gegen ihn, den er dadurch an den Tag legte, daß er die Chriſten, gegen die er ſich anfangs ſo willfährig zeigte, zu verfolgen anfing, und mit der Vernichtung Konſtantins das alte Heidenthum auf die Trümmer der von Konſtantin erbauten Kirchen zu ſetzen ſuchte.

Beide Kaiſer griffen jetzt zu den Waffen und trafen in Pannonien auf einander, wo aber Licinius entſcheidend geſchlagen, und nachdem er ſpäter die Feindſeligkeiten erneuerte, auf Konſtantins Befehl hingerichtet wurde. Konſtantin war nun der alleinige Beherrſcher des abend- und morgenländiſchen Reiches, wo er ſeine Hauptſorge dahin richtete, die öffentliche Ruhe zu befeſtigen und die chriſtliche Religion zu verbreiten.

In dieſen Beziehungen machte er eine Menge der wohlthätigſten Einrichtungen. Er hob alle Anſtalten der Ausſchweifung auf, befahl die Kinder der Armen auf Koſten des Staats zu erziehen, gab die Erlaubniß ſich über die Beamten zu beklagen, und verſprach ſogar den Klägern eine Belohnung, wenn ihre Beſchwerden ſich gegründet finden würden. Er verringerte die Grundſteuer um ein Viertel und ließ, um eine richtige Vertheilung zu erhalten, einen neuen Kataſter anfertigen. Von dem Vermögen der Kriminal-Verbrecher, welches der Fiskus zu ſeinem Vortheile einzog, nahm er das der Frauen aus, und milderte das Schickſal ihrer Kinder.

Da, wie er ſagte, der Tod im Gefängniße für einen Unſchuldigen entſetzlich, für einen Schuldigen aber zu ſüß ſey, ſo befahl er die Gefangenen auf der Stelle zu richten. Er verbot ungeſunde Kerker und verletzende Feſſeln, erlaubte den Kranken, Witwen und Waiſen von dem Ausſpruche des Ortsrichters zu appelliren, und verſagte dieſe Appellation ihren Widerſachern. Bei der Theilung der hinterlaſſenen Sklaven nach einem Todesfalle, verbot er die Männer von den Weibern und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Eheſcheidungen, welche unter den

*) Als Konſtantin ſeine Waffen gegen Maxentius, der ſich mit Mariminus wider ihn verbunden hatte, richtete, erblickte er auf dem Heerzuge nach Italien, wie man erzählt ein flammendes Kreuz über der Sonne, mit der Inſchrift: **In hoc signo vinces** (mit dieſem Zeichen wirſt du ſiegen) und in der darauf folgenden Nacht erſchien ihm Chriſtus ſelbſt, und befahl ihm, eine Fahne in Geſtalt einer Lichtſäule zu führen, die er geſehen hatte. Konſtantin ließ nun eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde, und ſchlug einige Tage darauf unter den Mauern Roms das Heer des Maxentius (312).

*) Während der Chriſtenverfolgung unter dem Kaiſer Diocletian wurden im ganzen römiſchen Reiche ihre Kirchen zerſtört, ihre heiligen Bücher ihnen weggenommen und verbrannt, und alle nur erſinnlichen Mittel unmenſchlicher Grauſamkeit angewendet, um ſie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bringen.

Römern ſehr gewöhnlich waren, erſchwerte er. Den Chriſten erlaubte er nicht nur Kirchen zu bauen, ſondern bewilligte auch die Koſten dazu von ſeinen Domainen zu nehmen.

Mitten unter den Regierungsſorgen und den Arbeiten des Krieges berief er das Concilium von Arles zuſammen, um dem Schisma der Donatiſten ein Ende zu machen, und beſuchte ein anderes allgemeines Concilium, das er zu Nicäa in Bithynien zur Beilegung der arianiſchen Streitigkeiten verſammelte, wo er durch ſeinen Einfluß ſo viel bewirkte, daß die orthodoxe Kirche den Sieg davon trug.

Da nunmehr das römiſche Reich allenthalben im tiefen Frieden lag, ſo beſchloß Konſtantin die Gründung eines neuen Herrſcherſitzes, und legte den Grund zu einer neuen Hauptſtadt des Reiches.

Rom, von deſſen Bürgerſchaft die Herrſchaft über ſo viele Länder an die Imperatoren übergegangen war, hatte ſeit dem Anfange des dritten Jahrhunderts ſchon allmälig von ſeinem Anſehen eingebüßt, da viele Kaiſer ihre Regierungszeit mehr in den Feldlagern als in der Hauptſtadt verlebten, woher es kam, daß man eine große Zahl derſelben als Ausländer mit Gleichgiltigkeit betrachtete.

Diocletian, welcher die republikaniſchen Erinnerungen mehr als einer ſeiner Vorgänger auszulöſchen bemüht war, ſah Rom ſchon mit unverholenem Widerwillen an, und Konſtantin, der in dem Sinne dieſes Vorgängers zu handeln fortfuhr, fand in der Herrſchaft, die er dem Chriſtenthume bereiten wollte, neuen Grund, eine Stadt zu meiden, welche in dem großen geſchichtlichen Daſeyn eines Jahrtauſends ihren Ruhm mit der heidniſchen Götterverehrung eng verknüpfte. Daher der Gedanke, ſich einen neuen Herrſcherſitz zu gründen, der ihn und den glänzenden Hofſtaat, mit welchem er ſich umgab, von der Stätte jener republikaniſchen Größe weit entfernte. Er wählte dazu den Boden des alten Byzanz in Thrazien an dem Bosporus, welches von Severus faſt gänzlich zerſtört worden war, deſſen glückliche Lage aber die größten Vortheile vereinigte*). Das Klima war gemäßigt und milde, die Zufuhr von zwei Meeren leicht, der Handel war durch die Nähe ſo vieler Küſten und einem trefflichen Hafen begünſtigt, und der fremde Anfall durch die ungemein natürliche Feſtigkeit erſchwert. Dazu kam noch,

*) Byzanz, eine Stadt am thraziſchen Bosporus und am linken Ufer des Bathymias, auf einem nach drei Seiten auslaufenden Vorgebirge, war urſprünglich eine Kolonie von Megara, die in der Folge von Mileſiern und andern griechiſchen Völkern erweitert wurde. Sie ſoll den Namen von Byzas, einem mythiſchen Anführer der Megarenſer um das Jahr 650 v. Chr. erhalten haben. Ihre Lage begünſtigte den Handel ungemein und ſetzte ſie in den Stand, den Handel anderer Völker nach dem ſchwarzen Meere einzuſchränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Die Römer nannten ſie Metropolis, und nachdem ſie durch Konſtantin erweitert und zur Reſidenz der oſtrömiſchen Kaiſer erhoben worden war, erhielt ſie den Namen Konſtantinopel.

daß die Donau und der Euphrat jetzt mehr der Beachtung und des Schutzes bedurften, als der Rhein, was Konſtantin vorzüglich dazu beſtimmt haben mag, den Kaiſerſitz jenen beiden Punkten zu nähern. Uebrigens ward aber auch durch dieſen Schritt Konſtantins, die Kluft zwiſchen dem Abend- und Morgenlande unausfüllbar geworden, und das römiſche Reich von nun an in zwei nicht wieder vereinbare Theile zerriſſen. Die Prachtgebäude, die er in dieſer neuen Hauptſtadt des Reiches aufführen ließ, unter denen auch chriſtliche Kirchen glänzten, ſo wie Werke der Bildnerkunſt berühmter Meiſter, die aus den anſehnlichſten Orten des Reiches zuſammen gebracht wurden, ſollten mit denen der alten Hauptſtadt wetteifern, da Konſtantin beſchloſſen hatte, dieſe neue Reſidenz zur zweiten, und wenn möglich zur erſten Hauptſtadt des Reiches zu machen. Für eine zahlreiche Bevölkerung ſorgte er durch lockende Vorrechte für die Einwohner und durch heilſame Geſetze für Sicherheit und Freiheit. Vornehmen ließ er noch überdieß Ländereien anweiſen, während der große Haufe Kornſpenden, wie in Rom, erhielt. Dadurch ward nun Byzanz eine der volkreichſten und blühendſten Städte des Reiches, die ſich mit Antiochia und Alexandria meſſen konnte.

Um dieſen neuen Herrſcherſitz der alten Weltherrſcherin Rom, die jetzt von ihrer Höhe herabſank, auch in anderer Rückſicht nachzuahmen, ſchloß Konſtantin ſieben Hügel durch eine Mauer ein, die an Höhe, Dicke und Schönheit die trefflichſte der Welt war. Nachdem innerhalb zwei Jahren dieſe Wunder der Baukunſt zu Stande gebracht waren, hielt Konſtantin am 11. Mai 330 ſeinen feierlichen Einzug in dieſe neue Stadt, um ſie zur Ehre Chriſti und der ſeligſten Jungfrau Maria einzuweihen. Er ging in Purpur und im ganzen kaiſerlichen Ornate von einer Menge Biſchöfe und Prälaten, und einem zahlreichen Volke begleitet, von dem Seethore in die Stadt, wo er bei einer ſteinernen Säule, die neben ſeiner eigenen Bildſäule auf einem großen Platze aufgerichtet war, ſtehen blieb.

Hier ſtreckte er ſeine Rechte aus, erklärte Byzanz für die zweite Stadt ſeines Reiches, und wollte, daß ſie Neu-Rom heiße. Allein das jubelnde und dankbare Volk achtete in Bezug dieſer Benennung nicht ſeiner Rede, ſondern griffelte in die Säule den Namen Konſtantinopel oder Konſtantins-Stadt, welcher Name auch die Oberhand behalten, und ihr bis auf den heutigen Tag geblieben iſt*).

Dieſe Nebenbuhlerin Roms, die ſich allmälig zur erſten Stadt der Erde erhoben hatte, war von dieſer Zeit an die Haupt- und Reſidenzſtadt der oſtrömiſchen Kaiſer, bis ſie im Jahre 1453 von den Osmanen unter Mohammed dem II. erobert und der Herrſcherſitz der türkiſchen Sultane wurde.

*) Konſtantinopel wird bei den Morgenländern Konſtantinia, bei den Türken Stambul oder Iſtambol, bei den Wallachen und Bulgaren Zaregrad, d. h. Königsſtadt genannt.

I.Bd.59.

Deutſchland.

Die Kirchenbuße Kaiſer Ludwig des Frommen.

Ludwig knieet in der Kirche vor dem Altare, legt ſein Wehrgeheng ab und empfängt von den Prieſtern das Büßerkleid.

Jahr 833.

Nach dem Tode Kaiſer Karl des Großen folgte ihm in der ungeheueren fränkiſchen Monarchie ſein einziger noch am Leben gebliebener Sohn Ludwig, beigenannt der Fromme (le débonnaire), d. i. gutherzig aus Schwäche.

Schon dieſer Beiname beweiſet, daß Ludwig nicht der Mann war, der ein ſo großes durch unzählige Siege von ſeinem Vater gegründetes Reich beherrſchen konnte, und ſelbſt ſein Vater dachte lange Zeit nicht daran, dieſen ſtillen und friedeliebenden Sohn einſt zum Alleinherrſcher des fränkiſchen Reiches erheben zu müſſen. Dieſes war auch die Urſache, daß er ihn in ſeiner Jugend ganz außer Augen ließ, und dann die Provinz Aquitanien gab, damit er doch einige Regierungs-Kenntniße erlangen möchte. Wäre nun Ludwig bloß ein Privatmann geblieben, oder hätte er nur die Verwaltung der ihm allein überlaſſenen Provinz zu beſorgen gehabt, ſo unterliegt es keinen Zweifel, daß er einer der liebenswürdigſten Staatsmänner oder geachtetſten Regenten geweſen wäre. So aber rief ihn der Tod ſeiner beiden ältern Brüder, des tapfern Karls und des unternehmenden Pipins, an den Hof ſeines ſterbenden Vaters, wo er plötzlich ein Reich regieren ſollte, das aus den hiterogenſten Beſtandtheilen eben erſt zuſammengeſetzt ward, und über Völker herrſchen, welche durch ſeines großen Vaters unabläßige Kriege, kampf- und ſtreitluſtig geworden waren. Beiden war der ſchüchterne und gefahrſcheuende Ludwig nicht gewachſen, worin nun ein großer Theil ſeines nachmaligen Mißgeſchicks verborgen liegt.

Den erſten politiſchen Fehler beging er bei ſeiner Thronbeſteigung dadurch, daß er auf Anrathen ſeiner Freunde faſt alle alten und erprobten Diener ſeines Vaters von ihren bisherigen Dienſtplätzen entfernte, und dieſe mit ſeinen Vertrauten beſetzte.

Dadurch hatte er nicht nur Männer beſeitigt, welche ihn in den Tagen der Gefahr hätten retten können, ſondern er machte ſie noch zu ſeinen perſönlichen Feinden.

Einen zweiten Fehler beging er damit, daß er auf dem Reichstage zu Aachen im Jahre 817 ſein Reich unter ſeine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig theilte, und Lothar als den älteſten Sohn mit dem verliehenen Kaiſertitel zum Mitregenten annahm.

Bald aber nach dieſem Reichstage zeigten ſich auch ſchon die bittern Früchte dieſer unvorſichtigen Länder-vertheilung, nachdem ſein Neffe Bernard, der Sohn und Nachfolger Pipins, Königs von Italien, welcher der ältere Bruder Ludwigs war, Anſprüche auf die Kaiſerwürde machte, und behauptete, daß ihm dieſelbe als einem Enkel Karl des Großen früher als dem Lothar gebühre. Ludwig zog ihm nun eiligſt mit einem Heere entgegen, und Bernard ging von den Anſprüchen wieder ab, und bat um Gnade.

Nach dem Ausſpruche der Großen wurde jetzt dieſer Prinz als ein Empörer zum Tode verurtheilt, allein Ludwig verzieh; konnte aber bei ſeiner Begnadigung die Strafe der Blendung, auf welcher ſeine Räthe beſtanden, nicht hindern, die dann ſo unglücklich vollzogen wurde, daß er bald darauf ſtarb.

Seit dieſem Augenblicke machte Ludwigs Gewiſſensunruhe ihn immer abhängiger von den Tröſtungen der Kirche, und was er that, geſchah jetzt nur auf den Rath ſeiner geiſtlichen Vertrauten.

Dieſes merkten bald die Völker, was endlich zur Folge hatte, daß häufige Empörungen, beſonders in den entfernten Theilen des Reiches entſtanden, die nur mit Mühe unterdrückt werden konnten. Dazu kam noch, daß Ludwig nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin ſich zum zweiten Male mit der ſchönen und geiſtreichen Judith vermälte, welche eine Tochter des Grafen Welf von Baiern war, und die ihm einen vierten Sohn, Karl, den Kahlen, gebar.

Ludwigs Sorge war, auch dieſem geliebten Kinde ein Land zu verſchaffen und wollte, da bereits alles Land ſchon vertheilt war, daß ſeine Söhne erſter Ehe ihrem jüngſten Bruder einen Theil ihrer Länder abtreten möchten, wozu aber Keiner einwilligte.

Endlich ließ ſich Lothar auf Bitten ſeines Vaters herbei, dem kleinen Karl ein Stück ſeines Landes abzutreten; aber bald kam dieſer wieder auf andere Geſinnungen, und widerrief ſein gemachtes Verſprechen, worauf auch die beiden andern Söhne Ludwigs erklärten, Nichts von ihrem Vermächtniſſe abzulaſſen. Auf dieſe Aeußerung, wodurch des Vaters Sorge für ſeinen jüngſten Sohn ganz vereitelt war, und bei dem ungünſtigen Verhältniße, daß ſelbſt die meiſten Großen ohne Scheue ſich mit ſeinen Söhnen in Verbindungen einließen, verlor jetzt Ludwig gänzlich den Muth, und ſtellte auf Zureden ſeiner Gemalin, den Markgrafen Bernhard von Barcelona und Herzog von Septimanien, einen tüchtigen Kriegsmann, als Reichskämmerer an die Spitze der Verwaltung, während er zugleich ſeinen erſt ſechsjährigen Sohn Karl wider die erſte feſtbeſchworne Theilung des Reiches zum Herzoge von Allemanien ernannte.

Darüber erbittert, griffen die Söhne erſter Ehe zu den Waffen, und begünſtigt durch die mißvergnügten Großen, welche bereits größtentheils ihrer Aemter entſetzt und vom Hofe entfernt waren, nöthigte Pipin im Jahre 830 ſeinen Vater, als er gegen die ſtets unruhige Bretagne zu Felde zog, und ſich gerade zu Compiegne aufhielt, dahin einzuwilligen, daß er ſich von ſeiner Gemalin Judith trenne, ſie in ein Kloſter ſchicke, und er ſelbſt ein Mönch werde. Bald darauf kam auch Lothar mit einem Heere aus Italien an, worauf Ludwig nebſt ſeinem jüngſten Sohne Karl in einer Art Gefangenſchaft gehalten wurde, und Mönche ſeine Geſellſchafter waren, die ihn jetzt zum Mönchsleben vorbereiten ſollten. Ludwig blieb aber ſtandhaft und traf im Geheimen die Anordnung, daß auf dem Reichstage zu Nimwegen die deutſchen Herren mit zahlreicher Begleitung erſchienen und Alles für ungültig erklärten, was geſchehen war. Voll Verdruß über ſeine hartnäckigen Söhne dachte jetzt Ludwig an eine neue Theilung des Reiches, in welcher dem jüngſten Sohne Karl, das dem Pipin gehörige Aquitanien zu Theil werden ſollte. Aber kaum erfuhr Pipin dieſe Abſicht des Vaters, ſo verband er ſich mit ſeinen Brüdern, nachdem dieſe bei einer neuen Theilung gleichfalls im Nachtheile ſtanden, und dieſe beſchloſſen gemeinſchaftlich den wankelmüthigen Vater von der Regierung gänzlich zu entfernen.

Beide Theile, Vater und Söhne, lagerten ſich jetzt im Jahre 833 mit ihren Heeren im Elſaß am Rothfeld unweit Kolmar, nachher das Lügenfeld genannt. Hier verlor aber Ludwig den günſtigen Augenblick des Kampfes; denn während der Papſt Gregor IV., der mit Lothar nach Deutſchland gekommen war — angeblich um die Söhne mit dem Vater auszuſöhnen — mit ihm unterhandelte, wurden ſeine Truppen verführt, und gingen zu den Söhnen über. Nur einige Biſchöfe, Aebte und Grafen blieben treu; aber auch dieſen rieth der verlaſſene Kaiſer zu ſeinen Söhnen überzugehen, indem er nicht wollte, daß ſeinetwegen ein Einziger das Leben verliere. Er ſelbſt mußte ſich mit ſeiner Gemalin und dem Prinzen Karl in das Lager der Söhne begeben, worauf Judith nach Tortona verwieſen wurde. Als die Brüder das Reich unter ſich getheilt hatten, brachte Lothar den gefangenen Vater nach Soiſſons in ein Kloſter, und ſchickte den jungen Karl in das Kloſter Prüm zur Aufbewahrung. Hierauf wurde ein Reichstag nach Compiegne berufen, der auf Lothars Anklage beſchloß, daß Ludwig ſich der öffentlichen Kirchen-Buße unterwerfen ſolle.

Dieſes geſchah auch am 13. November 833, wo Ludwig nach einigem Zögern unter Begleitung vieler Biſchöfe, Aebte und Großen des Reiches, ſo wie eines zahlreichen Volkes, in der Kirche des Kloſters St. Medardus erſchien, um Buße zu thun für ſeine Sünden.

Vor dem Altare lag ein härenes Bußgewand, auf welchem er niederknieen und in dieſer Stellung weinend eine Schrift ableſen mußte, welche ein langes Verzeichniß ſeiner Uebelthaten enthielt. Als dieſes geſchehen war, ſtand er auf, gürtete ſein Wehrgehäng ab, und legte es auf den Altar, worauf ihm die Prieſter das Büßerkleid anzogen und in das Kloſter zurückführten.

Die Abſicht bei dieſer unwürdigen Handlung ging dahin, ihn in der Meinung des Volkes herabzuſetzen, und einem alten Geſetze zu Folge als Einem, der eine Kirchenbuße gethan, der Waffenführung, folglich auch der Königs- und Kaiſerwürde unfähig zu machen. Aber dieſer Zweck wurde nicht erreicht, denn das Mitleid des Volkes erwachte wieder, und auch Lothars Anmaſſungen reizten die Eiferſucht der Brüder, deren Plan es eigentlich gar nicht geweſen war, den Kaiſer abzuſetzen. Sie zogen nun gegen Lothar zu Felde, und da ſich dieſer zu ſchwach fühlte, ſo gab er den Vater wieder frei, bat um Gnade, und erhielt ſie auch, jedoch unter dem Verſprechen, ohne Erlaubniß des Vaters Italien nie wieder zu verlaſſen.

Kaum ſah ſich aber Ludwig wieder in dem Beſitze der Macht, und Judith an ſeiner Seite, als er eifrig das alte Streben fortſetzte für ſeinen Lieblingsſohn Karl durch neue Reichsvertheilungen zu ſorgen, die abermals zu Mißhelligkeiten zwiſchen dem Kaiſer und Ludwig führten. Indeſſen ſtarb Pipin, und die Kaiſerin, welche den herrſchſüchtigen Lothar am meiſten fürchtete, beſchloß jetzt, dieſen für ſich und ihren Sohn zu gewinnen, damit Ludwig von Baiern der Uebermacht weichen mußte.

So überredete ſie den ſchwachen Kaiſer zu einem neuen Plane, daß nämlich Ludwig nichts als Baiern behalten, die nachgelaſſenen Söhne Pipins ganz übergangen werden, und Lothar und Karl der Kahle ſich in das Uebrige theilen ſollten. Darüber ſtanden aber die Aquitanier im Namen der Söhne Pipins auf, und auch Ludwig von Baiern, der ſich mit Recht beſchwerte, daß er, der es bisher mit ſeinem Vater am treueſten gemeint, nun aber am ſchlechteſten belohnt werden ſolle, erhob ſich, nahm Schwaben in Beſitz und überzog den alten betrübten Vater mit Krieg. Darüber wurde aber der Unglückliche von Schmerz ganz zuſammengedrückt und endete auf einer Rheininſel, Ingelheim gegenüber.

An ſeinem Sterbelager ſtand ermahnend und tröſtend ſein natürlicher Bruder, der Biſchof von Metz, der jetzt den Kaiſer aufforderte, nicht mit Zorn im Herzen von der Welt zu ſcheiden; Ludwig wollte aber nichts hören. Endlich ſprach er: »Nun wohl, ich will meinem Sohne Ludwig vor Gott und vor Euch vergeben, aber Eure Sache wird es ſeyn, ihn zu erinnern, daß er die grauen Haare ſeines Vaters mit Gram in die Grube gebracht habe.«

Schwer hatten ſich wirklich die Kinder an dem Vater verſündigt, doch iſt die Hauptquelle der Verwirrung, welche die bürgerlichen Kriege über das Reich gebracht, mehr in der ſträflichen Nachgiebigkeit des Kaiſers für ſeine zweite Gemalin Judith, und deren ehrgeizige Plane zu Gunſten ihres Sohnes Karl zu ſuchen.

I.Bd.60.

Polen.

Die Schlacht bei Tannenberg.

Jagello ſtürzt auf die Hauptfahne der deutſchen Ordensritter los, und reißt dieſe unter einem wüthenden Kampfe zu Boden.

Jahr 1410.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, ſeit tauſend Jahren faſt nur durch Unglück denkwürdig, bietet in ſeiner Geſchichte dem Staatsmanne wie dem Geſchichtsſchreiber, dem Fürſten wie den Völkern eindringliche Lehren und Warnungen, und dem unparteiiſchen Beobachter ein größeres Intereſſe dar, als irgend ein Land der alten und neuern Zeit.

Das Land, die größte Ebene Europas, hatte, Lithauen eingeſchloſſen, in der Zeit ſeiner Blüthe einen Flächenraum von mehr als 13,000 Quadrat Meilen mit 15 Millionen Einwohner, die von hunderttauſend Familien beherrſcht, der Freiheit ihrer Republik ſo wenig theilhaftig wurden als der Fruchtbarkeit ihres Bodens.

Die Peitſche des Edelmanns war die Seele der National-Oekonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeiſtes ward durch den Trunk erſtickt.

Polen war das Land ungeheurer Widerſprüche, das kleinſte ſeiner Uebel waren Schaaren Wölfe und andere Raubthiere. Das Volk, ein Zweig der Sarmaten an dem Boryſtheines, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr aber in dem zweihundertjährigen Kampfe mit den Germanen und in dem eigenen Parteigewühle eine wunderbare elaſtiſche Gediegenheit, zuſammengeſetzt aus Nachgeben und Widerſtand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtſinn und Vaterlandsſtolz.

Den erſten ſlaviſchen Stämmen, die ſchon im ſechſten Jahrhunderte den alten Finnenſtamm vor ſich hertrieben, den Dniper herauf und die Weichſel hinab zogen, und dort als Lithauer, hier an den baltiſchen Ufern als Preußen und Letten ſich verzweigend, Hütten baueten, folgten im ſiebenten Jahrhunderte die Lechen. Dieſe waren ein anderer ſlaviſcher Stamm, der unter Piaſt, einem Fürſten eigener Wahl ſeit dem Jahre 840 zwiſchen der Weichſel und Wartho ſich vereinigten, nach dem Vorgange ihres Fürſten Mieczyslaw, der in Folge ſeiner Verheirathnng mit Dombrowka, der Tochter des Königs von Böhmen, im Jahe 965 ſich hatte taufen laſſen, das Chriſtenthum, und gegen Ende des zehnten Jahrhunderts den Namen Polen, d. i. »Slaven der Ebene« annahmen.

Einer ihrer erſten Wahlfürſten war Piaſt aus niedriger Herkunft, und aus dieſem Geſchlechte nahmen die Polen bis zu deſſen Ausſterben (1370) immer ihre Regenten, unter denen Boleslaus I., beigenannt der Große, der bis zum Jahre 1025 regierte, der eigentliche Begründer der Macht Polens und des Königreichs wurde. Damals erſtreckten ſich die weſtlichen Grenzen des Staats bis Glogau und Kroſſen, die nördlichen bis an die pommeriſche und preußiſche Küſte, die öſtlichen bis Kiew; auch eroberte Boleslaus noch Böhmen, Mähren, die Lauſitz und Meißen, und drang bis Magdeburg verheerend vor.

Indeſſen waren aber die innern Verhältniße des Landes keineswegs geeignet, einem ſo ausgedehnten Staate eine bleibende Feſtigkeit zu verſchaffen, da die unzähligen adeligen Familien im Lande Alles, das Volk hingegen gar Nichts galt, und in einer drückenden Leibeigenſchaft gehalten wurde.

Die beſtändigen Zwiſtigkeiten unter den Adeligen ſelbſt, beſonders auf ihren Landtagen, die in Rückſicht der dabei vorfallenden Unordnungen und Gewaltthätigkeiten zum Sprichworte geworden ſind, zerrütteten die Ruhe des Landes häufig, und gaben zuletzt den angrenzenden Nachbarſtaaten Gelegenheit, ſich in die Angelegenheiten Polens einzumiſchen, worin das Element der theilweiſen Unterjochung und Zerſtücklung dieſes Reiches liegt, obſchon der gemeine Pole ſelbſt tapfer und kampfluſtig iſt. Polens Unglück fing eigentlich ſchon unter Boleslaus dem III. an, der dieſes Reich unter ſeine vier Söhne theilte, und die, obſchon er dem älteſten, als den Beſitzer Krakaus, eine Art Obergewalt über die andern Fürſten ertheilte, in beſtändiger Fehde unter ſich lebten.

Als daher Konrad, Herzog von Maſovien, die deutſchen Herren gegen die Preußen zu Hilfe rief, und dieſe ſich nach und nach das baltiſche Küſtenland von der Oder bis zum finniſchen Meerbuſen hin unterwarfen, da verlor Polen mit ſeiner nördlichen Vertheidigungslinie zugleich ſeinen Seehandel und eine Hauptquelle ſeiner Macht.

Zwar hatte Wladislaw I., der ſich im Jahre 1305 als König von Polen in Krakau krönen ließ, den erſten Kern der lockern Ländermaſſe, Großpolen an der Wartha mit Kleinpolen an der obern Weichſel zu einem Ganzen verbunden, aber dies war ſchon zu ſpät, denn die deutſchen Herren hatten den polniſchen Staat ſchon überflügelt, und ſo mußte ſein Sohn Kaſimir, der als Geſetzgeber und Bildner dieſes Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der Weichſel im Frieden von Kaliſch 1343 gänzlich entſagen.

Mit Kaſimir erloſch im Jahre 1370 der piaſtiſche Mannsſtamm *), worauf Polen unter Ludwig dem Großen jedoch nur auf kurze Zeit mit

*) Als Herzog von Schleſien regierte eine Nebenlinie der Piaſten noch bis zum Jahre 1675.

Ungarn vereinigt wurde. Nach dem Tode dieſes Königs trug der polniſche Reichstag den erledigten Thron deſſen jüngſter Tochter Hedwig an, jedoch unter den Bedingungen, daß ſie dem Eheverlobniſſe mit dem Herzoge Wilhelm von Oeſterreich entſage, ſich nicht anders als mit Genehmhaltung ihrer Unterthanen vermälen und zugleich verſprechen ſollte, daß ihr Gemal nirgends anders als in Polen reſidiere. Hedwig nahm dieſe Bedingungen an, und kam nach Polen, wo ſie unter dem lauteſten Jubel empfangen und mit der größten Pracht in Krakau gekrönt wurde.

Unter den Mitbewerbern um ihre Hand befand ſich auch der Großherzog Jagello von Lithauen, den jetzt die Königin zu ihrem Gemale wählte, nachdem er in die geſtellten Bedingungen einwilligte, Lithauen mit Polen unzertrennlich zu vereinigen, und die von dem deutſchen Orden entriſſenen Provinzen wieder zu erobern. Jagello traf hierauf im Juli 1386 mit einem großen Gefolge in Krakau ein, trat mit demſelben zur chriſtlichen Religion über, wo er in der Taufe den Namen Wladislaus II. erhielt, und vollzog einige Tage darauf ſeine Vermälung mit ungemeiner Pracht. Dieſe Vereinigung Polens mit Lithauen gab dem Staate eine neue Kraft, und Jagello war auch allerdings der Mann, der davon Gebrauch zu machen verſtand. Sein erſtes Beſtreben war, den deutſchen Ordensrittern alle jene Bezirke wieder abzunehmen, welche ſie einſt von Polen abgeriſſen hatten, und dann den Seehandel wieder herzuſtellen. Zu dieſem Zwecke rüſtete er eine Armee von beinahe hunderttauſend Mann, und näherte ſich damit dem preußiſchen Gebiete.

Aber auch die deutſchen Ordensritter, welche Jagellos Abſicht bereits errathen hatten, waren nicht ſäumig und zogen dem Polenkönige bis Tannenberg mit einem zahlreichen Heere entgegen, um hier ſeine Ankunft abzuwarten.

Die deutſchen Ordensritter hatten ihren Urſprung dem Biſchofe Adalbert aus Bremen gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts zu verdanken, welcher den heidniſchen Letten und Preußen mit Hilfe der deutſchen Ritter das Evangelium verkünden laſſen wollte. Dieſe halb geiſtlichen halb weltlichen Ordensritter, ähnlich den Johannitern, drangen wirklich in Preußen und an den Küſten der Oſtſee vor, bekehrten die dortigen Völker, wiewohl größtentheils mit dem Schwerte, und warfen ſich auch als ihre Herren auf.

Zur Zeit des Jagello beſaßen ſie ſchon ganz Preußen, Pommern, und den größten Theil der Oſtſee, und drangen immer weiter gegen Polen vor. Sie ſtanden unter einem Großmeiſter, der ſeinen Sitz in Marienburg hatte, und dieſer ſtand wieder unter dem Papſte, jedoch in ſehr lockern Verhältnißen. Zu bedauern iſt, daß viele der Mitglieder dieſes Ordens, ſobald ſie reich und mächtig geworden waren, ſich mehrerlei Unterdrückungen und Grauſamkeiten zu Schulden kommen ließen, wodurch ſie beim Volke ſich immer mehr verhaßt machten.

Als Jagello die Nachricht erhielt, daß die Ordensritter mit ihrem Heere ſich bei Tannenberg gelagert hatten, ließ er unter ſeinen Kriegsſchaaren eine Betſtunde halten, fiel ſelbſt auf ſeine Kniee und nahm das heilige Abendmahl, worauf er dann ſein Heer zur Schlacht ordnete. Der Großmeiſter des Ordens von Jungingen war in der Erwartung, von dem Polenkönige angegriffen zu werden, da aber dieſer den Angriff verzögerte, ſo ſchickte der Großmeiſter zum Zeichen der Kampfaufforderung zwei mit Blut beſtrichene Schwerter. Jagello nahm die Schwerter an, und ließ dem Großmeiſter erwiedern: »Dieſes Geſchenk ſei ihm ein Zeichen ſeines Sieges, da die Beſiegten dem Sieger ihre Schwerter zu überreichen pflegen.« Gegen die Mittagszeit des 15. Juli 1410 geſchah bei Tannenberg die verhängnißvolle Schlacht, in welcher Jagello mit ſeinen Lithauern auf dem rechten Flügel den Angriff machte. Bald wurde er aber nach einem harten Kampfe wieder zurückgedrängt, was zur Folge hatte, daß ſein linker Flügel die Flucht ergriff und Jagello im Mittelpunkte mit ſeinen Polen allein war, wo jetzt der hartnäckigſte Kampf entſtand, in welchem von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit verrichtet wurden.

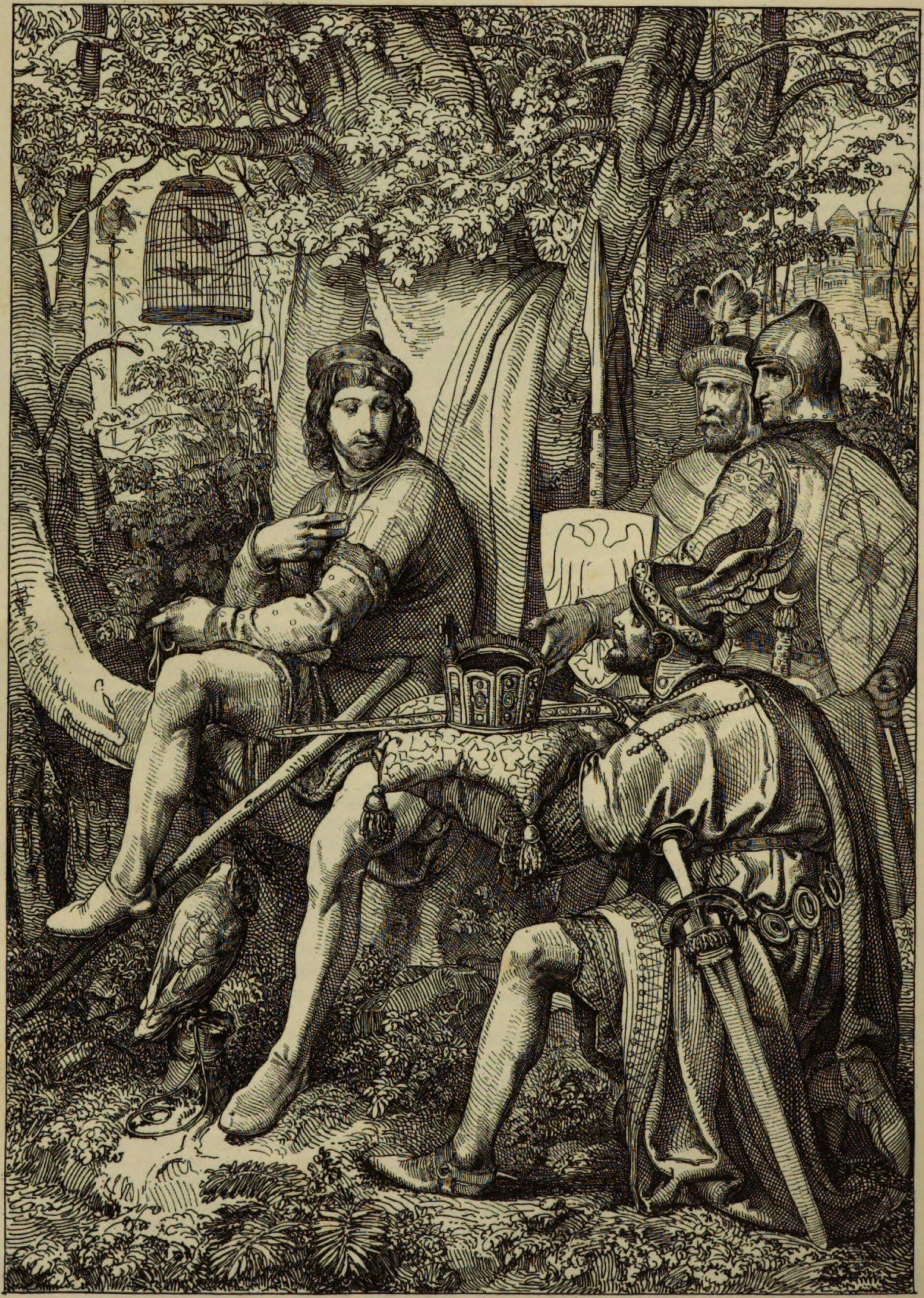
Schon hatte ſich nach einem ſechsſtündigen blutigen Wüthen der Sieg auf die Seite der deutſchen Ritter gewendet, als Jungingen von der Kampfbegierde hingeriſſen, die bisher wie eine feſte Mauer ſtehenden Ordensſchaaren trennte und den in Verwirrung und Flucht gerathenen Polen nachſetzte.

Sobald Jagello, der ſelbſt ſchon auf dem Punkte ſtand die Flucht zu ergreifen, dieſe unbeſonnene Hitze der Ordensritter bemerkte, gab er ſogleich dem Herzoge von Lithauen den Befehl, mit dem Nachhuthe in die geöffnete Lücke einzudringen, während er ſelbſt die fliehenden Polen ſammelte und mit dieſen das Ordensheer von allen Seiten umzingelte.

Als der Großmeiſter den geſchehenen Fehler gewahr wurde, ſuchte er ſich mit den Seinen wieder zu vereinen; allein die Uebermacht des Feindes war ſchon zu groß geworden, und die getrennten Glieder konnten nicht ſo leicht mehr in Ordnung gebracht werden. Die Ritter ſtrengten jetzt ihre letzte Kraft an, aber bald ward der Großmeiſter verwundet und ſank zu Boden, während an ſeiner Seite die Ordensfahne, welche Heinrich von Plauen trug, vom Jagello ergriffen und mit dem wüthenſten Kampfe gegen die herbei eilenden Ordensritter zu Boden geriſſen wurde.

Der Sieg fur den heldenmüthigen König war höchſt vollkommen entſchieden, und die Macht des deutſchen Ordens plötzlich von ihrer Höhe in einen Abgrund geſtürzt, aus dem er ſich nie wieder, bis zu der früher behaupteten Stufe emporrichten konnte.

Vierzigtauſend ſeines Heeres lagen erſchlagen, unter ihnen der Großmeiſter und ſechshundert Ritter. Von dieſen waren wenig, welche als Greiſe und Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachſen, übrig. Viele glaubten, daß des Ordens letzte Stunde gekommen ſey, ja Angſt und Beſinnungsloſigkeit ſtiegen ſo hoch, die Treue wankte ſo ſehr, daß Burgen und Städte, Ritter und Bürger ſich dem Feinde ohne Widerſtand ergaben.



I. Bd. 61.

Deutſchland.

Heinrich I. empfängt die Reichs-Inſignien.

Heinrich ſitzt am Vogelherde, als ihm die Botſchaft von der Königswahl mit den Reichs-Inſignien überbracht wurde.

Jahr 919.

Die Nachfolger Karl des Großen, von ihm die Karolinger genannt, bilden bis zum Erlöſchen dieſes Stammes eine fortlaufende Kette von untüchtigen Regenten, und die Geſchichte führt ſie gleichſam nur ſpottweiſe in ihren Leibes- und Geiſtesgebrechen auf. So findet man z. B. einen Karl den Dicken, einen Karl den Kahlen, einen Ludwig den Einfältigen, einen Ludwig das Kind u. ſ. w.

Ludwig der Fromme ſtarb im Jahre 840 mehr an einem gebrochenen Herzen, wozu ihm ſeine eigenen Söhne Lothar, Pipin und Ludwig, nachmals der Deutſche genannt, durch ſo viele Jahre hindurch brachten, als in Folge ſeines Alters. Ja nach ſeinem Tode ſtritten ſich die Brüder ſelbſt um die Oberherrſchaft, und verurſachten dadurch allenthalben blutige Kriege.

Lothar war nämlich im Jahre 817, als ſein Vater das Reich Karl des Großen unter ſeine drei Söhne theilte, zum Mitregenten angenommen worden. Damit begannen aber ſchon damals die Zerwürfniſſe, welche in Folge blutiger Familien- und Volkskriege die Herabwürdigung des kaiſerlichen Anſehens, die Erhebung der Kirche zur Schiedsrichterin in Thronſtreitigkeiten, ſo wie die Trennung Deutſchlands, Frankreichs und Italiens herbeiführten.

Ludwig beſtimmte für Lothar Deutſchland und den Kaiſertitel, und gab ihm nach dem Tode ſeines Neffen, den unglücklichen Bernard, der an ſeiner Blendung ſtarb, Italien, worauf er vom Papſte die kaiſerliche Krönung erhielt. Nun ward aber dem Kaiſer von ſeiner zweiten Gemalin Judith ein Sohn, Namens Karl der Kahle, geboren, welchem der Vater auf Judiths Zureden einen Theil der ſchon vertheilten Länder beſtimmte. Darüber empörten ſich jetzt die drei Söhne erſter Ehe, und ſtießen ihren ſchwachen Vater, durch Verrath und Treuloſigkeit begünſtigt, ſchimpflich vom Throne. Ludwig gelangte zwar wieder zu ſeiner Macht, und ordnete eine neue Theilung an, nach welcher er noch überdieß die beiden Söhne Pipins (der im Jahre 838 ſtarb) von der Erbfolge ausſchloß, und deſſen Land unter Lothar und ſeinen jüngſten Sohn Karl theilte. Ueber dieſe Theilung aufgebracht, griff Ludwig der Deutſche zu den Waffen, und da in dieſer Verwirrung der Kaiſer ſtarb, ſo wollte er als kaiſerlicher Nachfolger die ganze Monarchie in Beſitz nehmen.

Damit unzufrieden verbanden ſich jetzt die feindlichen Brüder, und ſchlugen ihren ältern Bruder Lothar bei Fontenai in Burgund ſo entſcheidend, daß er ſich nach dieſer empfindlichen Niederlage nicht mehr erheben konnte.

Um endlich den vielen Streitigkeiten wegen des Länderbeſitzes ein Ende zu machen, kamen die drei Brüder im Jahre 843 zu Verdun in Frankreich zuſammen, und bewirkten hier jene merkwürdige Theilung, wodurch die große fränkiſche Monarchie nach einem ſo kurzen Beſtande in drei von einander unabhängige Reiche, nämlich in Italien, Frankreich und Deutſchland zerſtückelt wurde. Ludwig erhielt Oſtfrankreich (Deutſchland) bis an den Rhein, und jenſeits desſelben noch die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gauen. Weſtfrankreich (ſpäter blieb dieſem Lande allein der Name Frankreich) bekam Karl der Kahle, und Lothar nahm die Kaiſerwürde, Italien und alles Land zwiſchen Frankreich und Deutſchland von der Nordſee an, die Schelde Maas und den Rhein hinauf, und dann wieder die Rhone hinunter bis zum Mittelmeere.

Von Ludwigs Regierung in Deutſchland läßt ſich gerade nicht viel Rühmliches ſagen. Er führte den Krieg mit dem berühmten mähriſchen Herzoge Zwentibold unglücklich, und erlitt auch von den Normannen (einem ſeeräuberiſchen Volke) empfindliche Niederlagen, welche dadurch immer kühner gemacht, alle Küſten Deutſchlands, und ſelbſt Frankreichs, ungeſtraft plünderten, ja ſie ſtreiften ſogar in die ſeeausmündenden Flüſſe, und plagten und verheerten zu beiden Seiten derſelben das Land tief hinein mit ihren unwillkommenen Beſuchen.

Um dieſen wiederholten Einfällen der Normänner und Slaven, beſonders der Wenden, kräftige Sicherheitsanſtalten entgegen zu ſetzen, entſtanden die Markgrafen und Burgen. Ludwig vergrößerte auch noch ſein Gebiet durch Köln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Straßburg, Baſel, und mehrere Ortſchaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbſchaft ſeines Neffen zufielen.

Nach dem Tode Ludwigs machten ſeine Söhne Karlmann, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke abermals eine Theilung in Deutſchland, nach welcher Ludwig den größten Theil dieſes Reichs erhielt. Karlmann und Ludwig aber ſtarben bald darauf, und ſo wurde der überlebende Karl wieder Herr von ganz Deutſchland.

Da auch zu jener Zeit die Glieder des karolingiſchen Stammes in Frankreich und Italien ausgeſtorben waren, ſo wurde unter ihm das mächtige Reich ſeines Urgroßvaters Karl des Großen

faſt in ſeinen ehemaligen Grenzen wieder vereinigt. Der Geiſt dieſes großen Ahnherrn, der nur allein dieſe Maſſe ſo ungleichartiger Theile zuſammen zu halten vermochte, war aber längſt entflohen, und Karl in der Achtung ſeiner Völker ſo ſehr geſunken, daß ihn die deutſchen Fürſten im Jahre 887 der Regierung für verluſtig erklärten, das bisherige Erbreich in ein Wahlreich verwandelten, und ſeinen Neffen Arnulph von Kärnthen auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben.

Nach mehreren harten Kämpfen mit den Slaven in Mähren, gegen welche er die Ungarn herbeirief, erwarb er ſich zuletzt im Jahre 896 durch die Beſiegung des Herzogs Berengar von Friaul, der ſein Geſchlecht in weiblicher Linie von Karl dem Großen ableitete, auch die Kaiſerkrone.

Arnulph beſaß aber dieſe Würde nicht lange, da er bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien ſtarb, worauf die deutſchen Fürſten aus beſonderer Rückſicht für ſeine Verdienſte, ſeinen ſechsjährigen Sohn Ludwig das Kind, zum Nachfolger erwählten.

Unter dieſen ſchwachen Regenten verlor ſich das königliche Anſehen gänzlich bei den Großen. In Sachſen ſchaltete der Herzog Otto der Erlauchte ohne Rückſicht auf das Reich, und in Franken wüthete heftige Fehde zwiſchen den beiden mächtigen Geſchlechtern der Babenberger und Rothenburger. Dieſe Schwäche des zwieträchtigen Staates benutzten die Ungarn zu furchtbaren Einfällen, in welchen ſie das offene Land verheerten, und die Einwohner in harte Gefangenſchaft ſchleppten.

Voll tiefen Jammer über alles dieſes Mißgeſchick erfüllt, welches Ludwig nicht zu wenden vermochte, ſtarb er ſchon im achtzehnten Jahre ſeines Alters, und mit ihm erloſch auch der Stamm der deutſchen Karolinger.

Deutſchland ward nun in den kläglichſten Zuſtand verſetzt, und bedurfte eines kräftigen Regenten, zu deſſen Wahl ſich die deutſchen Fürſten in Mainz und Worms verſammelten, wo ihre Stimmen auf den Herzog Konrad von Franken fielen, der ſogleich unter dem Namen Konrad I. zum König ausgerufen wurde, und eigentlich als der erſte deutſche Wahlkönig zu betrachten iſt. Deutſchland behauptete ſich auch ſeitdem als ein Wahlreich bis zum 6. Auguſt 1806, an welchem Tage Kaiſer Franz II. die deutſche Kaiſerkrone nach der Errichtung des Rheinbundes niederlegte, und der deutſche Reichsverband für aufgelöst erklärt wurde.

Konrad hatte thätig zu wirken, um die Ruhe in Deutſchland, welche durch die widerſpänſtigen Fürſten ſelbſt geſtört wurde, ſo wie das ſo tief geſunkene königliche Anſehen wieder herzuſtellen; konnte aber dabei nicht verhindern, daß die Ungarn zweimal in Deutſchland verheerend einfielen, und zuletzt bis Elſaß und Lothringen vordrangen. Konrad ſtarb ſchon im Jahre 919, beſchloß aber ſein Leben mit einem Zuge wahrhaft deutſchen Edelſinns.

Er ließ nämlich vor ſeinem Ende ſeinen Bruder Eberhard zu ſich kommen, und ſagte zu ihm in Gegenwart vieler anderer Fürſten und Herren: »Lieber Bruder, ich fühle es, daß ich ſterben werde, laſſe Dir alſo Deine eigene Wohlfahrt und das Beſte der Franken empfohlen ſeyn. Wir ſind im Stande Heere zu ſtellen, haben Städte und Waffen-Vorrath und Alles, was zum königlichen Glanze gehört, nur Glück und Geſchicklichkeit haben wir nicht. Dieſes aber beſitzt im vollen Maße der erprobte und tapfere Sachſenherzog Heinrich; auf dieſem beruht alſo allein das Wohl des Reichs. Nimm dieſe Zeichen der Königswürde, Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, gehe damit zu Heinrich, und melde ihm, daß ich ihn Euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe.«

Heinrich ſelbſt wußte von dieſer Wahl nicht das Geringſte, und konnte auch kaum glauben, daß bei der, zwiſchen den Franken und Sachſen beſtandenen Feindſchaft der ſterbende Konrad die Wahl auf ihn gelenkt haben ſollte *).

Es geht die Sage, daß Eberhard, der gleich nach dem Tode ſeines Bruders mit den Reichs-Inſignien nach dem Harze abging, den Sachſenherzog auf der Jagd mit Vogelfang und Waidwerk beſchäftigt gefunden habe, wovon ihm die meiſten Chronikenſchreiber den Beinamen des Voglſtellers gaben.

Heinrich verdient aber eher der Große genannt zu werden, da er das zerfallene Reich in weniger als zwanzig Jahren zur erſten Macht der Chriſtenheit erhob, und den Deutſchen den alten Ruhm ihrer Tapferkeit gegen ihre Feinde wieder gab.

Er war von männlich ſchöner Geſtalt und großer Milde der Sitten und des Umgangs. Muth und Frömmigkeit waren ihm ſchon als Eigenſchaften ſeines Zeitalters im hohen Grade eigen.

In früheren Jahren hatte er einſt, mehr zu Fuß als zu Pferde, zur Büßung ſeiner Sünden eine Reiſe nach Rom unternommen.

Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltſame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele bezeichnen ihn in jeder ſeiner Handlungen. Jagte er, ſo ließ er nicht ab, bis er mit eigener Hand dreißig, ja oft vierzig Eber, Hirſchen und Bären oder anderes Wild an einem Tage erlegt hatte.

War er in Waffenübungen, ſo legte er nicht früher die Lanze weg, als bis kein Gegner mehr zu beſiegen war, und ſtand er einmal an der Spitze der Truppen, ſo ging es über Rhein und Main, Elbe und Havel, und kein Zug verfehlte ſeines Zieles.

Seine Leidenſchaftlichkeit hätte ihn zu vielem Böſen hinreißen können, wenn ſie nicht durch einen früh gereiften Verſtand geleitet worden wäre; aber er ſah immer das Gute zuerſt, und ſo findet ſich in ſeiner ganzen Regierung keine Spur von einer Ungerechtigkeit.

---

*) Als im Jahre 912 der Sachſenherzog Otto ſtarb, wollte Konrad an deſſen Sohn Heinrich nicht die ganze Lehnsfolge in Sachſen und Thüringen bewilligen. Heinrich war aber tapfer, mächtig und von ſeinem Volke ſehr geliebt, und widerſetzte ſich ſtandhaft, worauf Konrad vom Kriege abließ, ohne daß es zum Frieden gekommen zu ſeyn ſcheint, und Heinrich blieb im Beſitze ſeiner Länder.

I.Bd.62.

Schweiz.

Der Kampf im Engthale bei Morgarten.

Herzog Leopold wird durch die Hilfe eines landeskundigen Mannes aus dem Gewühle der Schlacht gerettet.

Jahr 1315.

Wenn Albrecht I. ruhigen Gemüths die Ereigniſſe ſeines Herrſcherlebens überſchaute, ſo mußte er ſich geſtehen, daß Furcht und Waffengewalt dieſe einzigen Hebel ſeiner Regierung, nicht die Mittel ſeyen, die Macht zu erhalten oder zu erhöhen, die ſein Vater Rudolph durch Recht auf der Unterthanen Liebe gegründet.

Die Oeſterreicher hatten ſich zweimal, die Steiermark einmal empört; die Erwählung ſeines Sohnes zum römiſchen König, die Errichtung des Königreichs Arelat waren mißglückt; ſeine Angriffe auf Holland und Seeland, auf Thüringen und Meiſſen waren geſcheitert, und Böhmen nach einem kurzen Beſitze wieder verloren. Die Pläne zur Vergrößerung ſeines Hauſes beſchäftigten ihn ſo ſehr, daß die wichtigſten Reichsangelegenheiten daneben in den Hintergrund traten. Die drei geiſtlichen Kurfürſten waren geſtorben; er ſuchte aber keinen Einfluß auf die Wahl ihrer Nachfolger, ob er gleich wußte, daß viele Reichsfürſten ihm feindlich geſinnt waren. Eben, ſo wenig traf er Anſtalten gegen die Schweiz, und begnügte ſich nur damit, ihren Handel zu ſperren, und ihnen mit ſeiner Heeresmacht zu drohen. Endlich, als durch einen gemeinſchaftlichen Aufſtand die Zwingburgen niedergeriſſen und die aufgedrungenen Landvögte verjagt wurden, da erſt eilte er auf dieſe Nachricht aus Thüringen in die Gegend des Rheins, dann nach Thurgau und Aargau, und unternahm große Rüſtungen, um die in Verbindung getretenen Waldſtädte zu züchtigen, was aber durch ſeinen unverſehens erfolgten Tod von der Hand ſeines Neffen Johann von Schwaben (Parricida) plötzlich unterbrochen wurde.

Der deutſche Kaiſerthron war nun erledigt, auf welchen erſt nach einer ſiebenmonatlichen Zwiſchenregierung, während die Schweizer unter ſich zur Bewahrung ihrer Freiheit einen zehnjährigen Bund ſchloſſen, Heinrich VII., Graf von Luxemburg, folgte, der es jetzt ſeinem Intereſſe angemeſſen fand, den ſchweizeriſchen Waldſtädten als Gegnern Oeſterreichs die errungene Freiheit zu beſtätigen.

Anders geſtalteten ſich aber die Verhältniße der Eidgenoſſen nach dem Tode Heinrichs (geſtorben 1313), da jetzt Friedrich der Schöne, älteſter Herzog von Oeſterreich, und Herzog Ludwig von Baiern mit einander ſich um die deutſche Kaiſerkrone bewarben.

Hierüber entſtand eine Doppelwahl, nachdem die Wahlfürſten und ganz Deutſchland ſich theilten, bei welcher Gelegenheit die ſchweizeriſchen Waldſtädte, welche durch die Erhebung Friedrichs des Schönen ihre Reichsfreiheit zu verlieren nicht ohne Grund befürchten mußten, eifrig die Partei Ludwigs von Baiern ergriffen.

Darüber erzürnt beſchloß jetzt Herzog Leopold von Oeſterreich, ein Bruder Friedrichs des Schönen, durch die Beſtrafung und Unterwerfung der Schweizer nicht nur bloß die Ehre und die Rechte ſeines Hauſes wieder herzuſtellen, ſondern auch allen Anhängern Ludwigs ein warnendes und abſchreckendes Beiſpiel zu geben.

Zu dieſem Zwecke ſammelte er ein zahlreiches Heer, bei dem ſich auch die übrigen durch die Befreiung der Waldſtädte an Gütern und Rechten gekränkten Herren, ſo wie die Blüthe der oberländiſchen Ritterſchaft einfanden, und drohte, die Bauern mit Füſſen zu zertreten. Ja er ließ ſogar unter ſeine Schaaren viele tauſend Stricke vertheilen, um die Widerſpänſtigen damit zu erwürgen oder wegzuführen, und ihre Heerden, die ihren einzigen Reichthum ausmachten, fortzuſchleppen.

Als die Waldſtädte von dieſer drohenden Gefahr Nachricht erhielten, verbanden ſie ſich feſt zu dem Entſchluſſe, den ſtolzen und mächtigen Feind zu erwarten, und ſich männlich zu wehren. Auf den Rath des alten kriegserfahrenen Rudolph Reding von Biberegk vereinigten ſie ihre Hauptſtärke in dem engen Paſſe bei Morgarten im Canton Zug, wo ſie nach der Berechnung aller Umſtände den Hauptangriff des Herzogs vermutheten, der ſie von drei Seiten anzugreifen bedrohte.

Die ganze Macht der Schweizer belief ſich nur auf 1300 Mann, die bloß mit Hellebarden und Streitkolben als ihre einzige Waffe verſehen waren, und mit denen ſie jetzt den Kampf gegen das zahlreiche und wohlgerüſtete öſterreichiſche Heer zu beſtehen hatten. Sie verließen ſich aber größtentheils auf die natürliche Beſchaffenheit ihres Landes, die dem Feinde, wie der Greis Reding wohl bemerkt und vorausgeſagt hatte, ſeine Menge und ſeine übermüthige Reiterei unnütze machen würde; ja dieſe kleine Schweizerſchaar war ſo voll Muth und Vertrauen auf ihre eigene Stärke, daß ſie fünfzig Verbannte, welche auf die Nachricht von der Gefahr des Vaterlandes herbeigekommen waren, um ſich an den Reihen anzuſchließen, ſelbſt nicht einmal innerhalb ihrer Grenzen aufnehmen wollten. Dieſe tapferen Männer beſchloſſen nun außerhalb der Landmark für die Rettung ihres Vaterlandes ihr Leben zu wagen, und

lagerten ſich jenſeits der Grenze auf dem Berge Morgarten, während die 1300 Schweizer voll Muth und Kampfbegier ſich an den Bergſattel legten, um daſelbſt den Feind zu erwarten.

Da ging die Morgenröthe des 15. Novembers 1315 auf, und die harrenden Schweizer erblickten im Sonnenſtrahle die glänzenden Helme und Küraſſe der heranziehenden Ritter mit ihren großen Schwertern. So weit das Auge reichte waren überall zahlreiche Speere, Lanzen und ſchimmernde Rüſtungen zu ſchauen. Bei dieſem überraſchten Anblicke eines Feindes, der ſeit, als die Schweiz beſtand zum erſten Male ihren Boden in der Abſicht betrat, um ihre Freiheit zu vernichten, fielen ſie jetzt auf ihre Kniee nieder, und baten Gott in dieſem bevorſtehenden harten Kampfe um ſeinen Beiſtand.

Als die Ritter in das Engthal bei Morgarten einrückten, und die Straße zwiſchen Berg und Waſſer mit ihrer zahlreichen Reiterei anfüllten, ſo daß die Reihen ſchon dicht an einander gedrängt waren, da wälzten und ſchleuderten in demſelben Augenblicke jene fünfzig Verbannte unter dem lauteſten Geſchrei viele aufgehäufte Steine vom Berge herab in die ritterlichen Schaaren, wodurch eine große Verwirrung entſtand, die ſich bald dem nachdrängenden Fußvolke mittheilte. Sobald dieſes die auf den Höhen gelagerten 1300 Schweizer bemerkten, ſtürzten auch ſie auf ihre bisher ſo ſtolzen Feinde herab, und richteten mit ihren Keulen und Hellebarden unter den gepanzerten Rittern ein großes Blutbad an.

Das Fußvolk, welches des Engpaſſes wegen in dichten Reihen ganz unbeſorgt heran marſchirt war, ſah jetzt mit Entſetzen die hartbedrängte und gleichſam in einem Netze gefangene Reiterei, von welcher ein großer Theil durch die ſcheu gewordenen Roſſe in den nahen Egeriſee geſchleppt wurde.

Was ſich retten konnte, floh oder ſuchte durch die Gebirge zu entkommen, wobei vieles Fußvolk unter dem großen Gedränge und der überhand genommenen Verwirrung von den Hufen der Pferde niedergetreten wurde.

Außer dem Grafen Rudolph fielen drei Freiherrn von Bonſtetten, zwei von Hollwyl, drei von Urikon, vier von Toggenburg, zwei Geßler und auch der Landenberg.

Herzog Leopold ſelbſt konnte ſich nur mit Mühe und durch die Hilfe eines landeskundigen Mannes auf einem abgelegenen Pfade aus dem Gewühle der Schlacht nach der Stadt Winterthur retten, wo Schmerz und Scham von verachteten und halbnackten Bauern eine ſo ſchimpfliche Niederlage erlitten zu haben, ſeine Seele heftig beſtürmten. Aber mit andern wichtigen Sorgen wegen ſeines bedrängten Bruders Friedrich beſchäftigt, der nach dem Tode Heinrich des VII. ſeine Anſprüche auf die Kaiſerkrone erneuerte, konnte er jetzt nicht an Rache denken, und mußte mit den verhaßten Gegnern einen Waffenſtillſtand eingehen *).

Dieſer erſte Sieg der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen über ein wohlgeordnetes und zahlreiches Heer befeuerte noch mehr ihren Eifer und ihre Ausdauer, wodurch ſie ſich in den benachbarten Gauen viele Anhänger und Freunde erwarben.

Da hauptſächlich die Schweizer (Schwyzer) zum Siege ſo viel beigetragen hatten, ſo wurde auch ihr Name oft rühmlich genannt, und ſpäter als Ehrenname dem ganzen Helvetien beigelegt, welches von dieſer Zeit an die Schweiz genannt wird.

So bildete ſich aus dem Vereine von wenigen Männern, 33 an der Zahl, und dem Beitritte der drei Waldſtädte Schwyz, Uri und Unterwalden jener große Bund, dem bis zum Jahre 1353 Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern beitraten, welche acht Orte, weil bis zum Jahre 1481 keine neuen Glieder aufgenommen wurden, die acht alten Orte hießen, und bis zum Jahre 1798 mancherlei Vorrechte genoſſen.

Dieſe Verbindung, die ſich die junge Eidgenoſſenſchaft nannte, blieb etwa hundert Jahre nach ihrem erſten Entſtehen bei den Grundſätzen, durch welche ſie geſtiftet wurde. Die einzelnen Freiſtaaten trachteten auf friedliche Weiſe ſich auszudehnen, die vielen fremden unter ihnen befindlichen Güter und Rechtſame durch Kauf an ſich zu bringen, und ließen die erworbenen Leute gleicher Rechte wie ſie ſelbſt genießen. Allein kaum hatten ſie nach den glänzenden Siegen bei Sempach, wo Arnold von Winkelried den Heldentod ſtarb (1386) und Näfels (1389) ſich auf die Stufe erhoben, in einem vorläufigen Friedensvertrage von ihren bisherigen Feinden als ſelbſtſtändig anerkannt zu werden, als ihr bisher demüthiger Sinn ſich zu wenden anfing, und ſie aus Angegriffenen in die Stellung von Angreifenden übergingen. Sie ſtreckten ihre Hände aus nach dem öſterreichiſchen Erbgute, dem Aargau und Thurgau, nach dem der Grafen von Toggenburg, nach dem ſchönen Lande jenſeits der Alpen, und waren auch meiſtens ſo glücklich, wiewohl zuweilen erſt nach harten Niederlagen, wie bei Arbedo (1422) und St. Jakob (1444), dieſe Länder auch wirklich an ſich zu bringen.

---

*) Herzog Friedrich von Oeſterreich, beigenannt der Schöne, hatte ſchon nach dem Tode ſeines Vaters gegen Heinrich dem VII. nach der Kaiſerkrone geſtrebt, und erneuerte alſo nach dem Tode dieſes Regenten ſeine Anſprüche um ſo kräftiger, wodurch er ſich aber auf das heftigſte mit ſeinem bisherigen Freunde Ludwig von Baiern, deſſen Wahl vorzüglich vom Könige Johann von Böhmen begünſtigt wurde, entzweiete. Beide Parteien, die öſterreichiſche und die bairiſche, kamen, jede mit ihren Wahlkanditaten im October 1314 bei Frankfurt am Main zuſammen; jedoch nur Ludwig wurde eingelaſſen, und dem Volke als neu gewählter König vorgeſtellt. Friedrich belagerte die Stadt, aber vergebens. Er ließ ſich nun von ſeiner Partei zu Bonn auf offenem Felde krönen, während Ludwig zu Aachen mit aller Feierlichkeit gekrönt wurde. In Folge dieſer Spaltung des Reichs entſpann ſich zwiſchen Oeſterreich und Baiern ein unheilvoller achtjähriger Kampf, der erſt durch die Hauptſchlacht bei Mühldorf endete, wo Friedrich gefangen genommen und auf die feſte Burg Trausnitz gebracht wurde.

I.Bd.63.

Orient.

Die Regierung des morgenländiſchen Kaiſers Zeno.

Der an den Kaiſer ausgelieferte Baſiliskus wird mit Weib und Kinder in eine Ciſterne geworfen, und dem Hungertode preis gegeben.

Jahr 477.

Mit Konſtantin dem Großen beginnt eigentlich die Reihe der morgenländiſchen Kaiſer, oder der Anfang des byzantiniſchen oder des griechiſchen Kaiſerthums, welches das occidentaliſche oder weſtrömiſche Kaiſerthum beinahe um tauſend Jahre überdauerte.

Dieſe lange Exiſtenz hatte es aber nicht etwa der Tüchtigkeit ſeiner Regenten, welche größtentheils ſchwachſinnig, ſchwelgeriſch oder grauſam waren, zu verdanken, ſondern bloß dem Umſtande, daß bei der im vierten Jahrhunderte begonnenen großen Völkerwanderung die Nationen Aſiens und Europas dieſes Reich nur im Durchziehen und in ſeinen fernen Provinzen berührten, ihre ganze Wuth aber in Italien erſchöpften, wo ſie, wie in einem allgemeinen Sammelplatze, zuletzt ihre bleibenden Wohnſitze aufſchlugen.

Nach den Anordnungen des verſtorbenen Kaiſers Konſtantin des Großen ſollte das Reich unter ſeine drei Söhne, Konſtantin, Konſtantius und Konſtans getheilt werden; aber bald entſtand unter dieſen ein unvertilgbarer Bruderzwiſt, der dem Konſtantius und Konſtans das Reich und Leben koſtete, worauf ſich Konſtantin die ganze Macht ſeines Vaters einräumte und bis zum Jahre 361 regierte.

Nach ſeinem Tode wurde Julian, früher Präfect in Gallien, allgemein als Kaiſer des ganzen Reichs anerkannt, welches er aber nur drei Jahre regierte, da er in dem Perſerkriege durch einen Wurfſpieß in die linke Seite ſeinen Tod fand.

Wegen ſeines förmlichen Abfalls vom Chriſtenthume wird er von den chriſtlichen Schriftſtellern der Abtrünnige (apostata) genannt. Er zog nämlich die jüdiſche Religion, ihres äußerlichen Cultus wegen, der chriſtlichen vor, und begünſtigte theils dieſerwegen, theils um die Chriſten zu kränken, die Juden; ja er wollte ſogar den vom Titus zerſtörten Tempel zu Jeruſalem wieder aufbauen laſſen; aber Erderſchütterungen und Feuerausbrüche aus den alten Tempelgewölben verletzten und erſchreckten die Arbeiter, und ſo ward das Unternehmen nicht ausgeführt.

Sein vom Heere faſt nur durch Zufall erwählter Nachfolger Jovianus, ein Mann ohne Kraft und Entſchloſſenheit, ſtarb ſchon im nächſten Jahre, worauf man zu ſeinem Nachfolger den kraftvollen Valentianus wählte, der ſeinen Bruder Valens, mit dem Titel Auguſtus, zum Herrſcher des Orients einſetzte, obſchon die Eigenſchaften desſelben keine großen Hoffnungen einflößen konnten. Unter dieſen beiden Regenten erwarb ſich beſonders der Feldherr Theodoſius durch ſeine zerſtreuten Siege wider die Deutſchen und Afrikaner großen Ruhm, und wurde auch nach dem Tode der beiden Brüder und ihres Nachfolgers Gratianus zum Auguſtus des byzantiniſchen Kaiſerthums ernannt.

Theodoſius richtete den Glanz des römiſchen Staates wieder auf, und vereinigte das morgenländiſche und abendländiſche Kaiſerthum zum letzten Male unter einen Zepter. Kurz vor ſeinem Tode vertheilte er es aber unter ſeine beiden Söhne Arkadius und Honorius, unter welchen ſich eine ſcharfe immerwährende Trennung der öſtlichen und weſtlichen Römerwelt von nun an ſelbſt bildete.

Nach dem Tode des Arkadius, der eine äußerſt ſchwache Regierung führte, ſaß ſein ſiebenjähriger Sohn Theodoſius II. auf dem Throne des Morgenlandes, und ſechs Jahre ſpäter wurde deſſen nur um zwei Jahre ältere Schweſter Pulcheria zur Auguſta und Reichsregentin erhoben. Sie führte ein ſtrenges klöſterliches Leben, widmete ſich aber dabei auch den Staatsgeſchäften mit Thätigkeit und Einſicht.

Der gutmüthige Theodoſius theilte ſeine Zeit zwiſchen religiöſen Uebungen, dem Schönſchreiben, worin er es zu einer großen Vollkommenheit brachte, und der Jagd, blieb aber der Welt und aller ernſten Theilnahme an ihren Angelegenheiten fremd bis an ſeinen Tod, den er durch einen Sturz vom Pferde fand; worauf Pulcheria den verdienten 55jährigen römiſchen Feldherrn Marcian zum Gemale und Mitregenten annahm.

Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von den Grenzen ab, doch unterſtützte er das römiſche Reich nicht thätig genug in den hunniſchen und vandaliſchen Kriegen.

Pulcheria ſtarb vor ihm im Jahre 453, und er um vier Jahre ſpäter, worauf Leo I., ein von den gleichzeitigen Schriftſtellern ſehr gerühmter Fürſt, von dem Patriarchen zu Konſtantinopel als orientaliſcher Kaiſer gekrönt wurde. Das erſte Beiſpiel, welches man in der alten römiſchen Geſchichte findet, daß ein Fürſt die Krone aus den Händen eines Biſchofs erhielt.

Leo I., welcher den Beinamen des Großen führte, verwaltete das Reich mit Klugheit und Mäßigung, und machte ſich beſonders bei den Geiſtlichen durch ſeinen Religionseifer ſehr beliebt.

Unter ihm erregten die Euthychianer, eine Secte der Arianer, unter dem mächtigen und tapfern Oberfeldherrn Aſpar, der als Arianer auf die Krone nicht ſelbſt Anſpruch machen konnte, große Unruhen im Morgenlande, wobei vorzüglich die rechtgläubige Geiſtlichkeit viele Drangſale von ihnen auszuſtehen hatte.

Es war dieſes gleichſam der Anfang jener Kirchenſtreitigkeiten, welche von nun an faſt bis zum Untergange des byzantiniſchen Reichs mit nur kurzen Unterbrechungen fortdauerten, und unter welchen ſich beſonders die Kämpfe der Bilderſtürmerei auszeichneten.

Leo, welcher auf die Macht des gefürchteten Aſpar eiferſüchtig war, richtete jetzt ſein Augenmerk auf ſeinen Feldherrn Zeno, der aus der rauhen Landſchaft Iſaurien gebürtig, und von niedriger Abkunft ſtammte. Leo gab ihm ſeine einzige Tochter Ariadne zur Gemalin, aus welcher Ehe ein Sohn entſproß, der nach ſeinem Großvater Leo genannt wurde. Mit dieſem Manne hoffte er den kühnen Aſpar und ſeinen bedeutenden gothiſchen Anhang zu bändigen, und ernannte ihn zum Befehlshaber ſeiner Leibwache, ſo wie zum Oberfeldherrn aller Armeen im Morgenlande, worauf Zeno mit des Kaiſers Gutheißung den gefürchteten Aſpar ermorden ließ.

Indeſſen hatte ſich aber Zeno allgemein verhaßt gemacht; denn ſein Inneres war ſo rauh und häßlich wie ſeine äußere Geſtalt, was nun Leo den I. veranlaßte, ſeinen Enkel unter dem Namen Leo II. als ſeinen Nachfolger zu erklären.

Als Leo I. im Jahre 474 ſtarb, folgte ihm wirklich ſein gleichnamiger Enkel; allein da er noch ein vierjähriges Kind war, ſo erhielt deſſen Vater, der Iſaurier Zeno, die Mitregentſchaft.

Indeſſen ſtarb aber der junge Leo ſchon nach einigen Monaten, vielleicht durch Mitwirkung ſeines grauſamen Vaters, der nun als Alleinherrſcher ſich auf dem Platze Hippodromus feierlichſt zum Kaiſer krönen ließ. Kaum war dieſes geſchehen, ſo zeigte er ſich in ſeiner ganzen Häßlichkeit, überließ ſich allen Ausſchweifungen, und zog dadurch den Haß und Fluch des ganzen Volkes noch mehr auf ſich.

Weder die Saracenen, die in Meſopotamien, noch die Hunnen, die in Thracien einfielen und dieſe Länder verwüſteten, konnten ihn aus ſeinem Laſterleben aufſchrecken, bis ſeine Schwiegermutter Verina, die ehrgeizige Witwe Leo des I., den Entſchluß faßte, ihn zu ſtürzen, und ihrem Bruder, dem Feldherrn Baſiliskus, die Krone zu verſchaffen.

Kaum hörte Zeno, was gegen ihn im Werke ſey, ſo entfloh er mit ſeiner Gemalin Ariadne aus der Reſidenz, nahm eine Menge Koſtbarkeiten und Schätze mit, und begab ſich nach Iſaurien, worauf Baſiliskus in Konſtantinopel einzog und ſich hier zum Kaiſer krönen ließ.

Aber auch dieſer zeigte ſich dem entthronten Zeno, einem Wütheriche, gleich, verfolgte die Rechtgläubigen auf die grauſamſte Weiſe, zog die Euthychianer wieder ins Land, verwarf das chalcedoniſche Concilium, und ließ mehrere angeſehene Perſonen des Landes verweiſen oder hinrichten. Ja ſelbſt gegen ſeine Schweſter Verina und deren Anhänger handelte er grauſam, und ließ ſogar ihren Günſtling Patricius ermorden. Dieſes Verfahren verſetzte nun die Verina ſo ſehr in Wuth, daß ſie jetzt beſchloß ihren Bruder, dem ſie früher zur Thronbeſteigung eine hilfreiche Hand geboten hatte, wieder vom Throne zu ſtürzen.

In dieſer Abſicht, ſetzte ſie ſich auf eine liſtige Weiſe mit dem geweſenen Kaiſer Zeno in Verbindung, und erleichterte dieſem ſein Vorhaben ſich des entriſſenen Thrones wieder zu bemächtigen *).

Durch dieſe Unterſtützung hatte Zeno eine große Armee zuſammengebracht, an deren Spitze er gegen Konſtantinopel vorrückte. Allein Baſiliskus wagte es nicht, ſeinem mächtigen Gegner ſelbſt entgegen zu gehen, und vertraute ſein Heer zwei geſchickten Feldherren an, die aber von der Kaiſerin Verina und von den vornehmſten Senatoren ſo weit gewonnen wurden, daß Zeno ohne Hinderniß und Widerſtand vor Konſtantinopel rücken konnte, wo ihm von der Kaiſerin Verina, dem Volke und dem Senate die Thore geöffnet wurden.

Baſiliskus flüchtete jetzt mit ſeiner Gemalin und ſeinen Kindern in die Kirche der heiligen Irene, wo er ſeine Krone niederlegte und Schutz zu finden hoffte; allein der Patriarch wußte ihn dahin zu bereden, ſich dem Sieger auf Gnade zu ergeben, und lieferte ihn an Zeno aus.

Dieſer ließ ihn nun mit Weib und Kindern nach Limnas in Kappadocien bringen, daſelbſt in eine ausgetrocknete Ciſterne werfen, und dieſelbe mit großen Steinplatten verſchließen, wo er mit den Seinen den Hungertod erlitten haben ſoll.

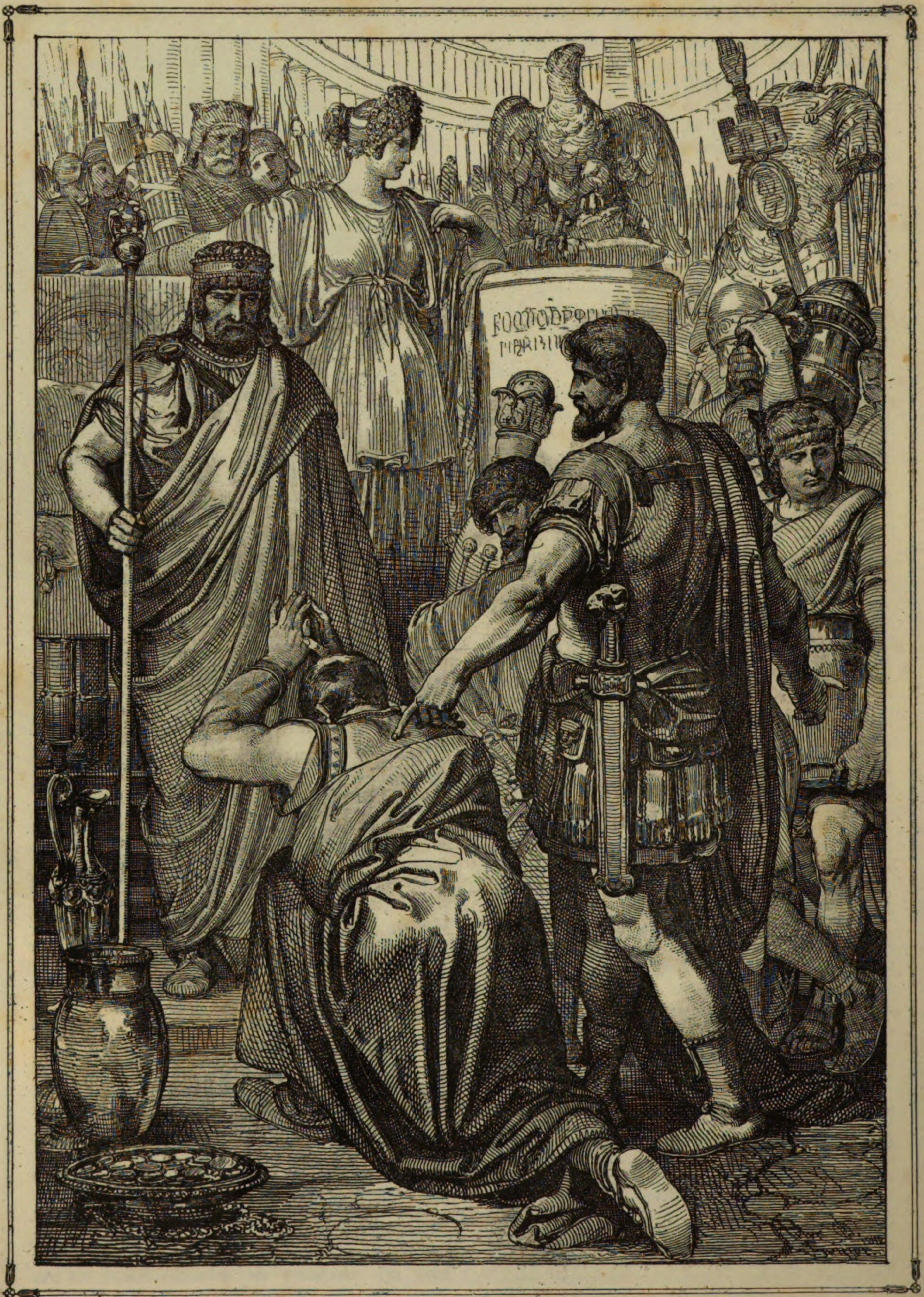
Zeno fing aber ſein ausſchweifendes Leben wieder neuerdings an, und beging ſo ungeheuere Verſchwendungen, daß die Einkünfte des Reichs nicht mehr hinreichend waren, um ſeine nimmerſatten Bedürfniſſe zu decken.

Endlich wurde ſelbſt ſeiner Gemalin Ariadne ſein Laſterleben ſchon zum Abſcheu, und von ihr ſein Tod zwar auf eine ſonderbare, aber ſeinem Leben angemeſſene Weiſe beſchloſſen.

Sie ließ nämlich, als er eines Tages durch den übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke in einen todesähnlichen Schlaf verſunken war, im Einverſtändniſſe mit einigen vertrauten Hofbeamten ihn für todt ausrufen, und da man dieſe Nachricht auch gerne glaubte, ihn ſogleich in ein wohlverwahrtes Grab legen, wo er nach ſeinem Erwachen auf die martervollſte Weiſe ſeinen Tod fand.

---

*) Während dieſes geſchah, brach in Konſtantinopel eine fürchterliche Feuersbrunſt aus, durch welche der ſchönſte Theil der Stadt in Aſche gelegt wurde. In dieſem Brandunglücke ging auch die große und berühmte Bibliothek, welche aus 120,000 Manuſcripten beſtand in Flammen auf. Unter dieſen befanden ſich auch die 48 Bücher der Iliade und Odyſſee des Homer, welche mit goldenen Buchſtaben auf die Eingeweide oder Haut einer Schlange geſchrieben waren, deren Länge über hundert Schuh betragen haben ſoll.



I.Bd.64.

Orient.

Beliſar zerſtört das Vandalenreich in Afrika.

Beliſar, umgeben von den vornehmſten der gefangenen Vandalen und den reichſten Beuteſtücken, erſcheint im feierlichen Zuge vor ſeinem Kaiſer.

Jahr 534.

Obſchon das im Jahre 330 von Konſtantin dem Großen geſtiftete morgenländiſche oder griechiſche Kaiſerthum bei weitem jene Drangſale nicht zu erleiden hatte, welchen das abendländiſche ausgeſetzt war, auf welches der ganze Norden Europas und Aſiens bei den Völkerwanderungen hinſtürmte, ſo war es dennoch bei aller dieſer Verſchonung gegen Ende des fünften Jahrhunderts ſo ſchwach und in ſolcher Zerrüttung, daß es den Römern keinen Beiſtand wider die Barbaren leiſten konnte, ſo oft und ſo dringend ſie auch von dieſen darum gebeten wurden.

Die Urſache dieſer auffallenden Vernachläßigung des occidentaliſchen Reichs von Seite der Griechen lag aber vorzüglich in der Schwäche und Untüchtigkeit ihrer Regenten, welche ſeit Konſtantin dem Großen bis auf Juſtinian faſt durchaus unfähig waren, nur ihr eigenes Reich zu verwalten.

Und dennoch maßten ſie ſich eine Art von Oberherrſchaft über das geſunkene Abendland an, und wollten dieſelbe nicht aufgeben, obſchon dieſes einſt ſo mächtige Kaiſerthum längſt in den Händen der ſogenannten Barbaren vertheilt war. Als Zeno der Iſaurier im Jahre 491 an einem ſchaudervollen Tode geſtorben war, wurde Anaſtaſius, ein alter ſchwacher Mann, nachdem ſich Ariadne, die Witwe des verſtorbenen Zeno mit ihm vermält hatte, zum Kaiſer des Morgenlandes ausgerufen.

Anaſtaſius meinte es mit ſeinem Volke gut, bekümmerte ſich um die Geſetzpflege, und ſchaffte eine drückende Steuer, das ſogenannte Chrysargyrum, ab, welche alle fünf Jahre von allen Ständen des Volks, ſelbſt die niedrigſten nicht ausgenommen, eingetrieben werden mußte, und wodurch die Aeltern oft genöthigt waren, ihre Kinder zu verkaufen. Eben ſo vertrieb er alle Angeber oder heimlichen Ankläger aus Konſtantinopel, und verbot auch den Verkauf der öffentlichen Aemter, was der habſüchtige Zeno eingeführt hatte.

Als Anaſtaſius geſtorben war, wurde der Befehlshaber der Leibwache Juſtin, damals ſchon im 68ſten Lebensjahre ſtehend, durch die Soldaten zum Kaiſer erhoben. Er war ein Mann von niederer Herkunft und ohne Kenntniſſe, wußte ſich aber geſchickter und kluger Männer zur Führung der Regierungsgeſchäfte zu bedienen, und ſtrebte nach dem Ruhme ſtrenger Rechtgläubigkeit.

Sein Neffe Juſtinian, von gleicher Herkunft, beim Volke und dem Senate ſehr beliebt, wurde von ihm mit den höchſten Würden bekleidet, und vier Monate vor ſeinem Tode unter lautem Jubelrufe des Volks, und mit allgemeiner Zuſtimmung zum Mitregenten erhoben, dann nach Juſtins Tode zum Alleinherrſcher beſtimmt.

Juſtinians Gedanken waren jetzt auf nichts Geringeres, als auf die Wiederherſtellung des alten Kaiſerreichs, wie es Konſtantin beſeſſen hatte, gerichtet. Er war zwar kein Feldherr, aber er hatte den Blick, die rechten Männer heraus zu finden, und die Geſchicklichkeit, ſich ihrer für ſeine Zwecke zu bedienen. Was ihm an perſönlichen, furchtgebietenden Anſehen und Entſchloſſenheit abging, erſetzte ſeine Gemalin Theodora, ein kühnes leidenſchaftliches Weib, die ſich durch Schönheit und Geiſt einen ſo ſeltenen Weg zum Kaiſerthrone gebahnt, und ſich auf dieſem Platze ſo wohl befeſtigt hatte, daß ihr Name neben dem ihres Gemals auf allen Geſetzen und öffentlichen Denkmälern miterwähnt werden mußte.

Juſtinian hatte mit dem perſiſchen Reiche, ſeinem Grenznachbar in Oſten, ſchon ſeit ſeiner Thronbeſteigung einen koſtſpieligen und beſchwerlichen Krieg geführt, als es endlich ſeinen Unterhändlern gelang, mit dem neuen Großherrn Chosroes dem I. (bei den morgenländiſchen Schriftſtellern unter dem Namen Koshru Nushirvan berühmt), einen Frieden zu ſchließen oder vielmehr mit 11,000 Pfund Goldes zu erkaufen.

Die in Aſien verlorene Ehre wollte er nun in den beiden andern Welttheilen wieder erobern, und warf in dieſer Abſicht zuerſt ſein Auge auf Afrika, wo noch immer die Vandalen herrſchten, jedoch nicht jene tapfern abgehärteten Vandalen, die einſt unter Genſerich (auch Geiſerich) Rom erobert hatten, ſondern ein unter dem heißen Himmelsſtriche verweichlichtes, und in alle Lüſte verſunkenes Volk.

Schon mit dem Tode des Stifters Genſerich fing die Kraft des Reichs zu ſinken an, noch mehr nahte es ſich aber dem blutigen Untergange, als Genſerichs Nachkommen wegen der Thronfolge einen unverſöhnlichen Streit veranlaßten.

Hilderich, ein milder Mann, der bei ſeiner Thronbeſteigung den Katholiken Ruhe gönnte, und ſich näher an das byzantiniſche Reich anſchloß, erregte dadurch bei den Vandalen großes Mißvergnügen, wodurch es ſeinem Vetter Gelimer gelang, den ſchwachen König vom Throne ins Gefängniß zu werfen, und ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen.

Dieſe Veranlaſſung ergreifend, erhob ſich jetzt Juſtinian, drang in mehreren Briefen an Gelimer auf die Wiedereinſetzung Hilderichs, und

da dieſes nicht fruchtete, ſo trug er ſeinem Feldherrn Beliſar den Krieg gegen Gelimer auf.

Beliſar, einer der größten Helden ſeiner Zeit, dem der Kaiſer Juſtinian den größten Theil des Glanzes ſeiner Regierung verdankte, war ein Illyrier, wahrſcheinlich zu Germania, vielleicht dem jetzigen Tſchermen, eine Tagreiſe von Adrianopel, aus einer edlen Familie Thraciens geboren. Er diente Anfangs unter der Leibwache des Kaiſers, erhielt aber bald den Oberbefehl eines Heeres an der perſiſchen Grenze, wo er im Jahre 530 über den perſiſchen König Kobad einen vollſtändigen Sieg davon trug. Als aber die Perſer im nächſten Jahre in Syrien eingedrungen waren, um Antiochien zu überfallen, verlor er eine Schlacht, zu der ihm die Ungeduld ſeiner Soldaten gezwungen hatte, und dieſe von ihm vorhergeſehene Niederlage — die einzige, die er als Feldherr erlitt — bewirkte ſeine Zurückberufung.

Aber auch jetzt blieb Beliſar die Stütze ſeines Fürſten, und ſtellte mit einer kleinen Anzahl treuer Anhänger die Ruhe wieder her, als zwei Parteien, die ſich die Grünen und die Blauen nannten, große Verheerungen in Konſtantinopel anrichteten, wo das Leben und die Herrſchaft Juſtinians in die größte Gefahr geſetzt, und ſchon Hypatius zum Kaiſer gewählt war.

Juſtinian ſchickte ihn nun im Jahre 533 mit zehntauſend Fußſoldaten und fünftauſend Reitern, unter denen vierhundert Heruler unter der Anführung des tapfern Pharas, und ſechshundert Hunnen waren, nach Afrika, um das Reich des Vandalenkönigs Gelimer zu erobern.

Die Flotte, ſechshundert Schiffe mit ciliciſchen, ägyptiſchen und joniſchen Seeleuten bemannt, landete glücklich an der afrikaniſchen Küſte, von wo Beliſar mit unumſchränkter Vollmacht verſehen, ſeinen Zug über Leptis und Adrumentum gerade auf Karthago zu richtete. Hier erließ er eine Proklamation an die Vandalen, in welcher er erklärte, nicht als Feind, ſondern als Freund und Befreier des rechtmäßigen Königs gekommen zu ſeyn. Gelimer ohne Kunde und Vorbereitung gegen dieſe unerwartete Ueberraſchung ſammelte eiligſt einige Schaaren, aber ſeine Krieger wurden bald zerſtreut, während ihm nichts übrig blieb, als eine ſchnelle Flucht zu ergreifen, worauf der Sieger an der Spitze ſeiner Truppen in Karthago ſeinen Einzug hielt.

Seine erſte Sorge war jetzt, die Hauptſtadt ſchnell zu befeſtigen; ſeine zweite, gegen das neue und ſtärkere vandaliſche Heer auszuziehen, welches Gelimer und deſſen Bruder zuſammengebracht hatten, welche beide Sorgen auch bald mit einer vollſtändigen Niederlage der Vandalen beendet waren.

Beliſar kehrte wieder triumphirend nach Karthago zurück, und konnte ſeinem Kaiſer berichten, daß er in weniger als drei Monaten die Eroberung des Vandalenreichs vollendet habe. Die entfernten Landſtriche zu unterwerfen ſandte er einzelne Schaaren aus, und willig ergaben ſich den griechiſchen Anführern Sardinien, Korſika, die baleariſchen Inſeln, und in Afrika die Küſtenſtädte bis Ceuta hin.

Gegen den entflohenen König, der ſich in ein numidiſches Bergſchloß geworfen hatte, ward der Heruler Pharas mit ſeinen Truppen geſandt, welchem er ſich zuletzt, vom Hunger gezwungen, ergab.

Beliſar blieb hierauf noch einige Zeit in Afrika, und bewerkſtelligte die Einrichtung der neuen Provinz, nach welcher Afrika einen römiſchen Praefectus Praetorio erhielt, unter dem drei Conſularen und drei Präſides, jeder von fünfzig Unterbeamten umgeben, die ſechs Provinzen verwalteten. Vier Duces mit ihren Truppenabtheilungen wurden in Afrika, ein fünfter in Sardinien ſtationirt. Das drückende Steuerweſen wurde ſogleich wieder organiſirt, die Güter der Vandalen wurden für den Fiskus eingezogen, und der arianiſche Gottesdienſt, welcher die Vandalen von der rechtgläubigen Kirche trennte, ward unterſagt.

Im Herbſte des Jahres 534 kehrte Beliſar nach Konſtantinopel zurück, wo ihm der dankbare Kaiſer Juſtinian einen Triumph bewilligte, eine Ehre, die ſich ſeit Tiberius nur die Kaiſer allein vorbehalten hatten *).

Im feierlichen Zuge, jedoch zu Fuß, begab ſich Beliſar von ſeinem Hauſe nach dem Hippodrom, umgeben von den vornehmſten der gefangenen Vandalen und den reichſten zur Schau getragenen Beuteſtücken, unter welchen ſich auch die heiligen, von Genſerich entführten Tempelgefäße aus Jeruſalem (der goldene Tiſch und der ſechsarmige Leuchter), die einſt den Triumph des Titus geſchmückt hatten, befanden. Als ihm der Kaiſer mit ſeinen Gewaltträgern entgegen kam, neigte ſich Beliſar ehrfurchtsvoll vor ſeinem Gebieter, und ließ die Trophäen vor ſeinen Füßen niederlegen, worauf Gelimer, der im königlichen Purpur hinter Beliſar einherging, ſich dem Kaiſer zu Füßen warf.

Dieſer vom Schickſale ſo tief gebeugte Herrſcher erhielt hierauf von Juſtinian anſehnliche Güter in Galatien, wohin er ſich mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden zurückzog. Die gefangenen Vandalen und ebenſo viele der tüchtigſten ihrer Landsleute, welche freiwillig römiſche Dienſte nahmen, erhielten Standlager an der perſiſchen Grenze.

So wurde ein großes Reich zertrümmert, und hörte, nachdem es 106 Jahre beſtanden hatte, auf, weil es nicht durch innere Kraft und Neigung des Volks belebt, ſondern von fremden Herrſchern ohne Weisheit und Liebe zuſammen gehalten ward.

---

*) Beliſar, welcher dem Kaiſer und ſeinem Vaterlande mehr und größere Dienſte geleiſtet hatte als je ein Feldherr vor und nach ihm gethan, wurde zuletzt durch die Machinationen der auf ſeinen Ruhm eiferſüchtigen Höflinge der Theilnahme an einer Verſchwörung beſchuldigt, und am 5. December 563 ſeiner Würden und der Freiheit beraubt. Allein Juſtinian überzeugte ſich in der Folge von ſeiner Unſchuld, und ſetzte den hochverdienten Mann im folgenden Jahre in ſeine Würden wieder ein, doch ſtarb Beliſar ſchon am 13. März 565. Daß ihm der Kaiſer die Augen ausſtechen ließ, und Beliſar blind und hilflos in den Straßen Konſtantinopels habe betteln müſſen, iſt ein ſpätes Märchen.

I.Bd.65.

Deutſchland.

Die Entführung des jungen Königs Heinrich.

Graf Eckbert von Braunſchweig rettet mit eigener Lebensgefahr den zwölfjährigen Prinzen aus den Fluthen des Rheins.

Jahr 1062.

Nach dem Tode Konrad des II. aus dem Hauſe der ſaliſchen Franken, folgte ihm ſein Sohn Heinrich, dieſes Namens der Dritte, der wegen ſeiner faſt abergläubiſchen Frömmigkeit den Beinamen »der Fromme« erhielt.

Wenn ſchon Konrad II. ein vortrefflicher Regent geweſen, ſo verdient Heinrich III. dieſe Auszeichnung um ſo mehr, da unter ihm das kaiſerliche Anſehen vorzüglich in Italien auf eine ſpäterhin nicht wieder erreichte Höhe gebracht wurde. Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem Alles feſt zuſammenhaltenden Regenten gegeben. Das Merkwürdigſte während ſeiner ſiebenzehnjährigen Regierung iſt der große Einfluß, den er zu Rom bei den Papſtwahlen ausübte, da die Kirche in allen ihren Theilen ihre Abhängigkeit von ihm erkennen mußte.

Er ſetzte auf ſeinem erſten Zuge über die Alpen drei Päpſte, welche ſich damals in Rom aufhielten, und auf den päpſtlichen Stuhl Anſprüche machten aus eigener Machtvollkommenheit auf einer Kirchenverſammlung ab, und ließ an ihre Stelle den Biſchof von Bamberg, einen Sachſen von Geburt unter dem Namen Clemens II. zum Papſte wählen.

Da Clemens bald nach ſeiner Papſtwahl ſtarb, ſo ſchickte Heinrich den Biſchof von Brixen an ſeine Stelle nach Rom, der ſich Damaſus II. nannte; aber auch dieſer begleitete dieſe Würde nicht lange, worauf der Kaiſer befahl, daß man den Biſchof von Tull unter dem Namen Leo IX. auf den päpſtlichen Stuhl erhebe.

Der letzte Papſt, welchen Heinrich den Römern gab, war der Biſchof von Eichſtädt unter dem Namen Victor II.

Seine Mitwirkung zu der Wahl der römiſchen Biſchöfe war ſo feſt gegründet, daß, ſo lange er lebte, die Römer ihren Biſchofsſtuhl nur nach ſeinem Willen beſetzen durften.

Auch die geſammte übrige Geiſtlichkeit hielt er unter ſtrenger Aufſicht. In allen Theilen ſeines Reichs durfte ohne Rückſprache mit ihm kein höheres geiſtliches Amt vergeben, noch hinſichtlich der Kirchengüter etwas verfügt werden *).

So hielt er auch den weltlichen Herrenſtand nicht nur in Abhängigkeit, ſondern förmlich unterjocht. Die Herzogthümer und Grafſchaften beſetzte er, oder ließ ſie unbeſetzt, wie es ihm beliebte, indem er auf dieſe Weiſe die Deutſchen nach und nach von der Vorſtellung, daß Herzoge zur Regierung Deutſchlands nöthig wären, entwöhnen, und ſie für ſeine Abſicht geneigt machen wollte, Deutſchland in eine von dem Könige allein abhängige Monarchie zu verwandeln.

Er regierte alſo durchaus willkürlich, bewies aber in Allem was er unternahm einen feſten und ſtandhaften Muth.

Sein unvermutheter Tod (er war kaum 39 Jahre alt) brachte ſeiner Familie und dem Reiche großen Schaden, denn ſein Sohn, der in der Geſchichte ſo unglückliche Heinrich IV., welchen er drei Jahre vor ſeinem Tode zum Nachfolger hatte wählen laſſen, war bei dem Tode ſeines Vaters noch ein Kind von fünf Jahren.

Die deutſchen Fürſten, welche dem Vater zu Botfeld verſprochen hatten, im Falle ſeines Ablebens ſeinen wenn auch minderjährigen Sohn für ihren Herrn zu erkennen, nahmen jetzt, da dieſer Fall wirklich eintrat, ihr Wort nicht zurück, benützten aber die Minderjährigkeit Heinrich des IV. zur Erweiterung ihrer von ſeinem Vater ihnen ſcharf beſchränkten Vorrechte aufs Beſte, und glaubten ſich gleichſam freier von dem ſcharfen Zügel, den ihnen der kräftige Heinrich angelegt hatte.

Hierin dürfte alſo der Stoff zu den künftigen Leiden des unglücklichen Heinrichs verborgen liegen, der bei ſeinem nachmaligen wirklichen Regierungs-Antritte größtentheils Widerſpänſtige unter den Großen fand, die ſeinen Befehlen entweder gar nicht oder nur nachläſſig Folge leiſteten, und ihm dadurch vielen Verdruß bereiteten. Ein anderes Unglück, welches aus der langen Minderjährigkeit des jungen Königs hervorging, war die Feindſeligkeit des römiſchen

*) Wie ſich in dem ganzen Leben Heinrich des III. das männlich ſtarke Treiben und die gewaltige Kraft des Jahrhunderts ausſpricht, ſo fehlte ihm doch auch im Gegenſatze zu dieſen der mildere Zug religiöſer Demuth nicht, welcher das Bild jener Periode erſt vollſtändig macht. Er, der Päpſte ab- und einſetzte, Fürſten züchtigte und Völker bezwang, ſchmückte nie an Feſttagen ſein Haupt mit der Krone, ohne zuvor gebeichtet, und nach der Sitte der Zeit ſchmerzliche Geißelhiebe als Buſſe gelitten zu haben. So gehorſam fügten ſich die Mächtigſten der Erde den Vorſchriften der Religion, und ſie, welche der Geſetze leicht hätten ſpotten können, erkannten hier eine höhere Gewalt, vor der ſie ſich willig beugten.

Stuhles, und der Umſtand, daß nach einer Reihe von deutſchen Päpſten jetzt wieder nur Italiener dieſe hohe Würde bekleideten, welche es den Deutſchen nicht vergeſſen konnten, daß ihnen der gefürchtete Heinrich III. das Palladium ſo lange entriſſen hatte, worunter vorzüglich Papſt Gregor VII. als ein entſchiedener Gegner des deutſchen Kaiſers auftrat.

Papſt Gregor VII., der vor ſeiner päpſtlichen Thronbeſteigung Hildebrand hieß, ſoll nach Einigen zu Siena, nach Andern zu Saone im Toskaniſchen und noch nach Andern zu Rom geboren worden ſeyn. So viel iſt indeſſen gewiß, daß er ſeine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann aber in das Kloſter zu Clugny in Frankreich aufgenommen wurde. Hier lernte ihn Papſt Leo IX. kennen, nahm ihn mit ſich nach Rom, wo Gregor ſeitdem, obgleich im Hintergrunde, ſpäter als Kardinal eine bedeutende Rolle ſpielte, indem er vermöge der Herrſchaft, welche große Geiſter über gewöhnliche Menſchen ausüben, die Schritte dieſes und der nachfolgenden Päpſte leitete, bis er nach dem Tode Alexander (1073) den päpſtlichen Thron beſtieg.

Was er ſchon längſt vorzubereiten bemüht geweſen war, das ſuchte er jetzt mit dem raſtloſeſten Eifer auszuführen, nämlich die Stiftung einer Theokratie, in welcher der Papſt als Statthalter Gottes der höchſte Regent ſowohl in politiſchen als kirchlichen Angelegenheiten ſeyn ſollte. So erſchien im Jahre 1074 ein Verbot der Simonie und der Prieſter-Ehe und im folgenden Jahre das Dekret, worin allen Geiſtlichen bei Strafe des Verluſtes ihrer Aemter verboten ward, die Inveſtitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen. Mit dieſem Dekrete wurden auch alle Laien mit dem Banne bedroht, die einem Geiſtlichen die Inveſtitur zu ertheilen wagen würden *).

Was Heinrich den IV. betrifft, ſo hatte ihn die Natur mit den vorzüglichſten Anlagen ausgeſtattet, welche durch eine gute Bildung zur größten Vollkommenheit hätten gebracht werden können; allein zu ſeinem größten Unglücke fiel ſeine Erziehung in ſolche Hände, wo er erſt durch eine Reihe von Unglücksfällen zu einer Klugheit gelangen mußte, in welche ſich auch der vernünftigſte Menſch in ſeiner Lage oft nicht hätte finden können.

Zuerſt übernahm ſeine Erziehung ſo wie die Reichsverwaltung ſeine Mutter Agnes, eine zwar einſichtsvolle Frau, die aber den trotzigen Großen gegenüber ſtehend nicht die Kraft eines Mannes hatte. Agnes ſetzte in ihrem ſchwierigen Geſchäfte das meiſte Vertrauen auf den Biſchof von Augsburg, wodurch ſie ſich die Unzufriedenheit vieler Großen zuzog, welche dem Biſchofe die Ehre mißgönnten der Rathgeber der Kaiſerin zu ſeyn. Zudem waren auch Viele mit der Art und Weiſe wie der junge Prinz erzogen wurde nicht zufrieden, und vorzüglich beſchwerten ſich die Biſchöfe darüber, daß die Aufſicht über den Prinzen nur einem einzigen Prälaten anvertraut ſey, während es von jeher Sitte war, daß ſich die Biſchöfe in der Erziehung der kaiſerlichen Prinzen getheilt hatten.

Da aber die Kaiſerin in dieſem Falle ihr, dem Biſchofe von Augsburg geſchenktes Vertrauen, demſelben nicht entziehen wollte, ſo trat plötzlich eine mächtige Faktion hervor, an deren Spitze der Erzbiſchof Hanno von Köln ſtand, ein Mann, der mit Frömmigkeit, Strenge der Geſinnung und wiſſenſchaftlicher Bildung, auch eine große Herrſchſucht verband.

Dieſer hatte ſich jetzt mit mehreren weltlichen Fürſten, ſo wie mit dem Erzbiſchofe von Mainz eng verbunden, um jedem Widerſtande trotzen zu können, da er den Plan gefaßt hatte, der Kaiſerin den Prinzen, und mit dieſem ihr zugleich die Reichsverwaltung zu entziehen.

Ein zu Kaiſerswerth am Rhein veranſtaltetes Gaſtmal ſchien den Verſchwornen dazu die beſte Gelegenheit zu geben, und ſo geſchah es, daß man nach aufgehobener Malzeit den Prinzen mit ſeiner Mutter zu einem Spaziergange an den Rhein lockte, um daſelbſt ein neu erbautes Schiff zu beſichtigen.

Kaum war aber der junge Prinz, den man abſichtlich zuerſt das Schiff beſteigen ließ, in Begleitung des Erzbiſchofs Hanno in dasſelbe eingetreten, als auf ein gegebenes Zeichen die Knechte das Ruder ſchnell ergriffen, und auf das jenſeitige Ufer überſetzten.

Der junge Heinrich darüber beſtürzt als er ſich von ſeiner Mutter getrennt ſah, und dabei in Furcht, daß ihm noch mehr Gewalt angethan werde, ſtürzte ſich, bevor man es hindern konnte, in den Fluß, und wäre jetzt in den reißenden Fluthen verloren geweſen, wenn nicht Graf Eckbert von Braunſchweig, der ſich gleichfalls auf dem Schiffe befand, nicht ſo viele Geiſtesgegenwart gehabt hätte mit eigener Lebensgefahr dem Prinzen nachzuſpringen, um ihn aus den Fluthen zu retten.

Man ſuchte nun den erſchrockenen Prinzen unter vielen Liebkoſungen und anlockenden Verſprechungen nach Köln zu bringen, während die beſtürzte Mutter und ihre Begleitung mit einem jammervollen Schmerze am Ufer ſtanden, unfähig ihren Sohn ſeinen Entführern entreißen zu können.

Dieſe unwürdige That ſchmerzte aber die tief beleidigte Kaiſerin noch mehr, als ſie unter den Entführern auch den mächtigen ſächſiſchen Grafen Otto von Nordheim bemerkte, dem ſie doch erſt vor Kurzem noch das von ihrem Gemale ihr überlaſſene Herzogthum Baiern abgetreten hatte.

Auch ging ihr der Verluſt ihres Sohnes ſo ſehr zu Herzen, daß ſie die Regentſchaft, da ihr nichts anderes zu thun mehr übrig blieb, niederlegte, ſich in die Einſamkeit zurückzog, und zuletzt zu Rom in einem Kloſter ihr Leben beſchloß.

---

*) Als Kaiſer Heinrich IV. dieſes Verbot nicht achtete, benützte Gregor VII. die günſtige Gelegenheit, da Heinrich mit den Völkern und Fürſten Deutſchlands in Händel verwickelt war, dadurch ſeine Macht zu vergrößern, und forderte ihn bei Strafe des Bannes vor ſeinen Richterſtuhl zur Verantwortung, wodurch er, ſo wie das Reich in unnennbare Verwirrung geſtürzt wurde.

I. Bd. 66.

Schweiz.

Die Schlacht bei Sempach.

Arnold Strutthahn von Winkelried umfaßt mit ſeinen Armen einige Spieße, drückt ſie feſt an ſeine Bruſt und reißt ſie mit ſich zu Boden.

Jahr 1386.

Durch die Schlacht bei Morgarten hatten die ſchweizeriſchen Waldſtädte kennen gelernt, was ſie in Eintracht und durch die Beſchaffenheit ihres Bodens geſchützt, wider einen obſchon mächtigen Feind, auszurichten im Stande ſind, und ſchloſſen daher noch in demſelben Jahre 1315 ein Bündniß zu Brunnen, welches dahin lautete ihre Freiheit gegen jeden auswärtigen Feind kräftig zu vertheidigen, jedoch auſſerhalb ihrer Berge nie Krieg zu führen.

Da dieſes Bündniß durch einen Eid bekräftigt wurde, ſo nannte man dieſe Verbündeten Eidgenoſſen, an welche ſich bis zum Jahre 1352 die Städte Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern anſchloſſen. Die erſtern drei Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden, ſo wie die oben genannten, machten nun die acht alten Kantone aus und begannen den Anfang ihrer Vereinigung damit, daß ſie alle öſterreichiſchen Vögte in ihrem Gebiete verjagten, und ihre Landsleute aufmunterten, ihrem Beiſpiele zu folgen.

Auch in Schwaben brach der Unmuth aus, wo mehr als vierzig Städte ihren geſchloſſenen Bund erneuerten, um ſich dem Drucke der Fürſten und Herren zu entziehen.

Straßburg, Mainz und die vorzüglichſten Reichsſtädte vereinigten ſich mit ihnen, und hielten um ihrer Vereinigung größere Kraft und Ausdehnung zu geben, um den Zutritt zum Schweizerbunde an. Bern, Zug, Zürich und Solothurn ſchlugen ſich zu ihnen und drängten die übrigen Kantone daſſelbe zu thun.

Herzog Leopold von Oeſterreich, ein Sohn Albrechts des Weiſen, und Herr der Beſitzungen des habsburgiſchen Hauſes in Elſaß, Schwaben, der Schweiz und Steiermark, gewahrte die drohende Gefahr dieſer Verbindung und beſchloß mit der hohen Betheuerung die Schweizer als Urheber ungerechter Waffen, ſo wie ihren trotzigen Bund zu züchtigen.

Viele Ritter und Herren, die in Leopold die Blume und Zierde der Ritterſchaft ſahen, und ſeine Geſinnungen gegen Bürger und Bauern theilten, ſchloſſen ſich an, und ließen ihre Fehdebriefe ſo ſchnell auf einander folgen, daß kaum einer dieſer Briefe geleſen war, als ſchon wieder ein zweiter Bote dem Dritten auf die Ferſe trat.

Herzog Leopold rüſtete ſich mit ſeiner ganzen Macht und ſammelte die adeligen Schaaren zu Baden um ſich. Zürich und Zug nebſt den drei Waldſtädten trafen Anſtalten zur Vertheidigung von Luzern; Bern aber entſchuldigte ſich wegen des mit Leopold abgeſchloſſenen und noch nicht abgelaufenen Waffenſtillſtandes und wollte an dieſem Kampfe nicht Theil nehmen. Leopolds Abſicht war über Sempach und Rothenburg vorzudringen, und Luzern zu übermeiſtern.

Die Eidgenoſſen, 400 Luzerner, 900 Mann aus den drei Waldſtädten und 100 Mann Glarner nebſt noch anderen Theilnehmern verſammelten ſich an dem bei dem See gleichen Namens gelegenen Städtchen Sempach, nur drei Meilen von Luzern entfernt, welches ebenfalls von Oeſterreich abgefallen war, und verbargen ſich daſelbſt in dem nahe gelegenen Walde auf einer Anhöhe. Wenige waren geharniſcht, die Meiſten hatten breite Schwerter, knotige Keulen, und anſtatt des Schildes um den linken Arm ein kleines Brett gebunden; manche trugen die Hellebarden, mit denen ihre Ahnen am Morgarten geſtritten. Ihre Schlachtordnung, die Muth und Vaterlandsliebe durchdrang, glich einer zugeſpitzten Keule.

Am 9. Juli überſahen ſie von ihrer Anhöhe herab das wohlgerüſtete Heer des Herzogs anrücken, welches aus 4000 Mann Reiterei beſtand, in welcher die Amtsleute von Oeſterreich, die Herren von Aargau und viele Grafen und Edle ſich durch die glänzendſte Rüſtung auf ſtattlichen Roſſen auszeichneten.

Als Herzog Leopold rachbegierig und durſtig zur Schlacht mit ſeiner Ritterſchaar ſich der Anhöhe genähert hatte, wo die Schweizerbauern verſammelt waren, hielt er im Angeſichte dieſer Feinde einen Kriegsrath, ob er ſeine weitere Kriegsmacht abwarten, oder den Feind ſogleich angreifen ſolle.

Die Edlen riefen aber: »Gott gibt dieſe nackten und wehrloſen Bauern in unſere Hände, es wäre alſo ſchimpflich, gerüſtet wie wir ſind, noch auf Verſtärkung zu warten.« Dieſer Uebermuth verdroß aber den alten ritterlichen Held Ulrich von Haſenburg, der als ein ſehr erfahrener Kriegsmann oft die Tapferkeit der Schweizer bewundert hatte, und rieth, den Ausgang des Treffens ahnend mit ernſtem Nachdrucke, den Feind nicht zu verachten. Er ſtellte die Unbeſtändigkeit des Waffenglückes vor Augen und glaubte, daß es beſſer wäre den Angriff ſo lange aufzuſchieben bis das Fußvolk herangerückt ſey. Der Lohn ſeines klugen Rathes waren aber beleidigende Ausfälle der jungen Adeligen, ja Hanns von Ochſenſtein rief ſogar ſpottend: »O Haſenburg — O Haſenburg, Du führeſt dieſen Namen mit Recht; für dieſe armen Bauern da oben ſind die Hälfte von uns genug. Sehet dort« — ſich zum Herzoge wendend — »das Häuflein Bauern wollen

wir Euch heute noch, wie Ihr es wünſchet, geſotten oder gebraten überliefern.«

Der Herzog nickte ihm beifällig zu, ließ ſeine Ritter abſitzen, die Pferde zurück führen, weil die Gegend für die Reiterei nicht bequem war, ſeine Ritterſchaar eng zuſammen treten und durch lange vom vierten Gliede hervorragende Spieße eine mörderiſche Fronte bilden. Hierauf mußte der Vortrab von 1400 Mann ſich hinter das geharniſchte Heer ziehen, da der wuthentbrannte Adel dem Fußvolke die Ehre des Sieges nicht gönnen wollte.

Als dieſes geſchehen war, rückte Leopold mit ſeiner Ritterarmee, hart aneinander gedrängt die langen Spieße feſt vor ſich haltend, in beſter Ordnung gegen die Schweizer vor. Dieſe zeigten aber bei dem Anblicke ihrer heranziehenden Feinde weder Staunen noch Furcht, ſondern warfen ſich wie gewöhnlich auf ihre Kniee, erhoben ihre Hände zum Himmel und flehten zu Gott um Hilfe und Beiſtand, worüber die Oeſterreicher, welche dieſes bemerkten, ſpottend ausriefen, »ſie bitten um Gnade.« Aber bald zeigte ſich der Irrthum, als ſie mit einem wilden Geſchrei aus dem Gehölze auf die Ebene hervorbrachen und im vollen Laufe auf die Ritter losſtürmten, um die dichtgedrängte Schaar zu durchbrechen. Nur wenige von den Schweizern waren gerüſtet, das öſterreichiſche Heer hingegen ſchimmerte in vollen Rüſtungen und bildete eine feſte Reihe, mit Schildern bedeckt, ſtarrend von Lanzen. Jede Anſtrengung der Schweizer blieb vergebens gegen dieſe eiſerne undurchbrechbare Mauer, ja Luzerns Banner war ſchon in Gefahr und der Bannerträger Petermann von Gundolfingen mit mehreren andern bei dieſem Angriffe gefallen. Eben ſo wenig wollte es den Kriegern der drei Waldſtädte glücken, da ihnen überall, wo ſie angriffen, Tod und Verderben drohte. Sechzig der entſchloſſenſten Schweizer hatten bereits den Tod gefunden, und noch war kein Oeſterreicher verwundet. Schon ſchwenkte ſich die ſtarre Reihe einen Halbmond zu bilden und die Schweizer zu umzingeln, als in dieſem verhängnißvollen Augenblicke, wo die Freiheit der Thäler in der größten Gefahr ſchwebte, Arnold Strutthan von Winkelried, ein heldenmüthiger Mann aus Unterwalden, hervortrat, eine Großthat auszuführen.

»Ich will Euch eine Gaſſe machen,« rief er, »liebe Brüder! ich werde fallen, dann ſorget für mein Weib und meine Kinder. Auf, liebe treue Eidgenoſſen, mir nach, und über mich hinweg, mitten in den Feind.« Kaum hatte er dieſe hochwichtigen Worte ausgeſprochen, ſo ſprang er auf den Feind, umfaßte mit ſeinen Armen ſieben bis acht feindliche Spieße, tauchte ſie in ſeine wackere Bruſt, und reißt ſie mit der Schwere ſeines ſtarken Körpers zu Boden. Die dichtgeſchloſſene Kette war jetzt durch eine gewaltſam eröffnete Lücke geſprengt, in welche die Schweizer über den Leichnam des edlen Winkelrieds unaufhaltſam eindrangen und große Verwirrung unter die Ritter brachten. Viele ſanken nieder unter den Hellebarden und den Keulenſtreichen, andere erſtickten in der Schwüle des heißen Sommertages unter der ſchweren Rüſtung. Als dieſes furchtbare Gemetzel die rückwärts harrenden Waffenknechte bemerkten, warfen ſie ſich ſchnell auf die Roſſe der abgeſeſſenen und noch immer im harten Kampfe begriffenen Reiterei, und entriſſen dieſer durch die Flucht die letzte Hoffnung zum Siege. Zweitauſend Oeſterreicher bedeckten ſchon den Wahlplatz, unter ihnen viele der Grafen, Barone, der Edlen und Ritter.

Ulrich von Ortenburg, der das Banner von Tirol führte, fiel und bedeckte es mit ſeinem Leichname. Nur Herzog Leopold mit der ſeiner hohen Abkunft würdigen Seelengröße widerſtand noch muthig dem ſtürmenden Feinde. Umſonſt baten ihn ſeine Hauptleute, ſeines theuern Lebens zu ſchonen, und ſich zu retten. Er aber rief: »Ich theile Euer Schickſal! ich will unter den Meinen und in meinem Vaterlande ſiegen oder ſterben;« und drang darauf immer tiefer und hitziger mit ſeinem Schwerte in die dichteſten Haufen der Feinde. »O ſchonet Euer Leben,« riefen jetzt ſeine Getreuen; aber ſeine Antwort war: »Lieber mit Ehre auf dem Wahlplatze fallen, als mit Schande leben.« Da fiel Heinrich von Eſcheloh, der die öſterreichiſche Hauptfahne trug; ſchnell ergreift ſie der Ritter Ulrich von Aarburg, und ſchwingt ſie hoch empor, den Muth der noch Kämpfenden zu erhöhen, aber bald ſtürzt auch er tödtlich verwundet. Mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte hält er die Fahne noch empor, und ruft mit ſterbender Stimme: »Rette Oeſterreich, rette!« Da dringt Herzog Leopold, den Zuruf hörend, durch die verwirrten Schaaren, reißt das Banner aus der erkaltenden Hand und ſchwingt es feurig empor mit den Worten: »Noch ſteht Oeſterreich in ſeinem Fürſten.«

Viele Ritter drängten ſich jetzt um ihn und mit neuer Wuth begann der Kampf, aber einer nach dem andern fiel an Leopolds Seite.

Von Schmerz und Verzweiflung hingeriſſen wollte Leopold den Tod ſo vieler edlen Ritter nicht überleben und ſtürzte ſich in das dichteſte Gedränge. Hier ſank er im Getümmel in ſeiner ſchweren Rüſtung zur Erde nieder. So eben wollte er ſich wieder erheben, als ein Schweizerbauer auf ihn zueilte, und ſich auf ihn warf. Vom Kampfe ermattet und unfähig ſich aufzuhelfen, rufte er dieſem zu: »Ich bin der Fürſt von Oeſterreich;« aber ohne Mitleid durchſchnitt der rohe Schweizer die Riemen des Harniſches und durchbohrte den edlen Fürſten mit ſeinem ſcharfen Meſſer.

Als Martin Malterer, der Bannherr von Freiburg und Breisgau, ſeinen Herrn in dieſem entſeelten Zuſtande erblickte, ließ er von Todesſchrecken ergriffen das Banner fallen und umarmte den Leichnam ſeines ermordeten Fürſten, fand aber auch dabei den gewünſchten Tod.

So erlag Herzog Leopold nach einer zwanzigjährigen unruhigen Regierung, ein Opfer des Uebermuths der Seinen und eigener Kühnheit, in einem Kriege, den er nicht gewollt, und nicht geſucht, als ein deutſcher Held.

I.Bd.67.

Frankreich.

Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution.

Ein junger Mann fordert das verſammelte Volk auf, die Farbe einer Kokarde zu wählen und zu den Waffen zu greifen.

Jahr 1789.

Die franzöſiſche Revolution, dieſe gewaltſame Umänderung aller ſocialen Verhältniße in Frankreich begann im Jahre 1789 loszubrechen, und erreichte bis nach dem Falle des Robespierre im Jahre 1793 ihre größte Höhe und Schreckbarkeit.

Die Urſache dieſer in der Weltgeſchichte ohne Beiſpiel daſtehenden Umwälzung ſind aber weit tiefer aufzuſuchen, und gehen bis zur Regierung Ludwig des XIV. zurück, welchen man den Großen nennt, obſchon er dieſen Namen eigentlich jenen ausgezeichneten Talenten verdankt, die zu Anfange ſeines Jahrhunderts eine Zierde Frankreichs ausmachten.

Die ausgelaſſenen Sitten dieſes Hofes zu jener Zeit, die ungeheure Geldverſchwendung, und vorzüglich Ludwig des XIV. unerſättlicher Ehrgeiz, der begierig nach Ruhm und fremden Beſitzthum ſtrebte, hatten ſchon damals Frankreich tiefe Wunden geſchlagen, und es hätte eines beſſern Regenten als Ludwig des XV. bedurft, um dieſelben zu heilen.

Die beinahe fünfzigjährige Regierung (1715 bis 1774) dieſes Monarchen, wo Weiber und Günſtlinge die Einkünfte des Staats verſchwendeten, und die Staatsſchuld zu einer enormen Höhe anwuchs, ſaugten die Kraft des betriebſamen Volkes aus, welches noch überdieß von jeder bedeutenderen Beförderung ausgeſchloſſen blieb, wohin nur der Adel allein gelangen konnte. Indeſſen kamen aber noch andere Dinge hinzu, um den Bruch zwiſchen Regenten und Volk herbeizuführen.

Die Sittenloſigkeit des franzöſiſchen Hofes ſteckte auch den Bürger an, und da Paris als Frankreich im Kleinen betrachtet werden kann, ſo war dieſer Fehler um ſo durchgreifender und gefährlicher; ja man rechnete es ſich gleichſam als eine Schwachheit an, tugendhaft und religiös zu ſeyn, und ſpottete der heiligſten Dinge.

Mehrere Schriftſteller von Geiſt, vorzüglich Voltaire und Rouſſeau, ſo wie die Geſellſchaft der Encyklopädiſten bemühten ſich durch ihre Schriften, die man begierig durchlas, die Fundamente der Religion und der Achtung gegen die beſtehende Regierung zu erſchüttern und umzuſtoſſen, und beſtachen durch ihre, in ihren Werken aufgeſtellten und mit einer glänzenden Beredſamkeit durchgeführten Grundſätze die Menge, bei welcher ſie Entmuthigung und Haß wider das Beſtehende herbeiführten.

Auf ſolche Weiſe war der Keim der Revolution in Frankreich gelegt als Ludwig der XVI. zur Regierung gelangte, ihn, den man den Erwarteten nannte, vielleicht einer der beſten Regenten Frankreichs, unſtreitig edler, wie ſeine unmittelbaren Vorfahren, aber zu wenig mit Entſchloſſenheit begabt, und überhaupt der Geiſt nicht, welcher den heranbrechenden Sturm zu hemmen verſtand.

Zu ſeinem eigenen Verderben ließ er ſich da, wo die höchſte Sparſamkeit und Ruhe dringend nothwendig geweſen wäre, in einen koſtſpieligen Krieg mit England ein, um den amerikaniſchen Staaten, die ſich von Englands Herrſchaft losriſſen, die Freiheit erkämpfen zu helfen, was ihm auch, jedoch mit dem Verluſte ſeiner eigenen Freiheit, gelang.

Damals war Frankreichs Staatsſchuld auf die übermäßige Summe von 5000 Millionen Livres angewachſen, und daher der gewaltſame Staatsbanquerott unvermeidlich. Mehrere Finanzminiſter, worunter beſonders Necker, aus Genf gebürtig, genannt werden darf, ſuchten durch verſchiedene unglückliche Spekulationen die Schuldenlaſt des Staats zu verringern, oder beſſer geſagt, zu vermehren, denn ſie wurden alle ſehr reich, überſchwemmten aber dafür das Land mit einem werthloſen Papiergelde.

Darüber brach bereits eine dumpfe Gährung durch das Reich aus, worauf der König im Monate März 1789 auf Neckers Veranlaſſung die Verſammlung der Notabeln (d. i. die bedeutendſten Männer aller Stände im Staate) als den letzten Stützpunkt nach Paris berief, um durch ihren Rath und ihre Hilfe das ſchwankende Staatsſchiff wieder zu befeſtigen.

Aber auch dieſes war ein Fehler Ludwig des XVI., denn die verſammelten Stände ſuchten hier ihr eigenes Intereſſe zu befördern, und die Vertreter des Volks und der mindern Geiſtlichkeit die allzu ausgedehnten Vorrechte des Adels und des höhern Clerus einzuſchränken. Der kühne Redner Mirabeau verleitete die Geiſtlichkeit mit dem Bürgerſtande ſich zu vereinigen, um durch die Stimmenmehrheit zu imponiren, und als ihm dieſes gelang, und man dadurch das Uebergewicht über die Bevorrechteten erlangt hatte, erklärte der Abbe Siéyes im Juni 1789 ſeine und des Mirabeau Partei zur National-Verſammlung.

Sogleich gab dieſe eine Menge Dekrete heraus, die von dem Volke mit Enthuſiasmus aufgenommen wurden, da ſie durchgängig zur Verminderung der Adelsprivilegien und zur Erhöhung der Rechte des Volkes, welches man hier mit Souverän bezeichnete, abzielten.

Mit Erſtaunen ſah der König plötzlich ſeine Macht gleichſam in ſeinen Händen zerrinnen, denn ſein Miniſterium, ja ſelbſt das Parlament ließ ihn jetzt im Stiche, da die geſchreckten Adeligen es in ihrem Intereſſe für angemeſſener fanden, ſich theilweiſe mit den untern Ständen zu verbinden, um in dem nahe bevorſtehenden Sturme eine kräftige Stütze zu haben.

Schon jetzt begannen ſich die Parteien in verſchiedenen Plätzen zuſammen zu finden, und die Druckpreſſen waren Tag und Nacht beſchäftigt, durch revolutionäre Blätter, die man mit großer Schnelligkeit und freigebig auszubreiten bemüht war, das Volk wider den König und ſeine Anhänger aufzuhetzen.

In dieſer Verlegenheit hielt es Ludwig für nöthig, zur Sicherheit der Hauptſtadt und ſeiner eigenen Perſon Truppen dahin kommen zu laſſen, und glaubte, als er dieſe zu Verſailles, zu Sévres, auf dem Marsfelde und zu St. Denis aufgeſtellt hatte, zur Ausführung ſeines Planes ſchreiten zu können, den er am **11.** Juli mit der Verbannung Neckers, und der gänzlichen Erneuerung des Miniſteriums begann. Der Marſchall von Broglie la Galiſſonière, der Herzog von Vauguyon, der Baron von Breteuil und der Intendent Foulon wurden als Nachfolger von Puysegur, Montmorin, von La Luzerne, St. Prieſt und Necker bezeichnet. Letzterer erhielt noch Sonnabends am **11.** Juli ein Billet vom Könige, in welchen ihm befohlen wurde, das Königreich ſogleich zu verlaſſen.

Als man in Paris erfuhr, daß Necker, auf den das Volk ſeine ganze Hoffnung geſetzt hatte, bei dem Könige in Ungnade gefallen ſey, und dieſer bereits die Hauptſtadt verlaſſen habe, erreichte der Aufruhr und die Gährung einen außerordentlichen Grad, nachdem dieſe Maßregel als die Ausführung des Komplotts betrachtet wurde, deſſen Vorbereitungen man bemerkt hatte *).

In wenigen Augenblicken war die Stadt in der größten Bewegung, überall bildeten ſich zahlreiche Haufen, und ſo eilten mehr als zehntauſend Menſchen mit der Büſte Neckers, die mit einem Flor umhangen war, und gleichſam im Triumphe herumgetragen wurde, nach dem Palais Royal, aufgeregt durch dieſe Nachricht zu Allem bereit, aber ohne zu wiſſen, was ſie beginnen ſollten.

Da beſtieg ein junger und zugleich kühner Mann, der einer der gewöhnlichen Volksredner war, Namens Camille Desmoulins, einen Tiſch, und ſchrie, mit der Piſtolle in der Hand: »Bürger! es iſt kein Augenblick zu verlieren, die Abdankung Neckers iſt die Sturmglocke einer heiligen Bartholomäus-Nacht für alle Patrioten! Noch dieſen Abend werden die Schweizer und deutſchen Bataillone aus dem Marsfelde hereinrücken, um uns zu erwürgen! Nur eine Rettung bleibt uns, zu den Waffen zu greifen, und eine Kokarde aufzuſetzen, um uns gegenſeitig zu erkennen. Wollt ihr grün, die Farbe der Hoffnung, oder roth, die Farbe des freien Cincinnatus-Ordens?«

»Grün, grün!« antwortete die Menge unter allgemeinen Beifallsruf über des jungen Advokaten Rede, und bald waren auch die Kaſtanienbäume im Palais Royal faſt gänzlich entlaubt, da jeder der Anweſenden ein Baumblatt auf ſeinen Hut ſteckte.

Der Haufe bewegte ſich jetzt im dumpfen Gemurmel fort, noch immer unſchlüßig, was er thun ſollte, bis endlich eine Abtheilung der franzöſiſchen Garde, die ſich vor ihrem Depot auf dem Boulevards aufgeſtellt hatte, auf einen dieſer Haufen Feuer gab, während auf einer andern Seite der Prinz von Lambesc an der Spitze einiger Reiter von der königlichen deutſchen Garde, welche das unbewaffnete Volk auf dem Platze Ludwig des XV. inſultirte, mit dem Degen in der Hand in den Garten der Tuilerien verfolgte, und einige Piſtolenſchüße machen ließ, worauf die Erbitterung allgemein und der Ruf zu den Waffen in den Tuilerien, im Palais Royal, in der Stadt, und in den Vorſtädten hörbar wurde. Das große Trauerſpiel hatte nun ſeinen Anfang genommen, und die Nacht vom **12.** Juli war gleichſam der Vorhang, der vor der blutigen Bühne aufrollte.

Das auf dem Gréveplatze zahlreich verſammelte Volk ſchrie jetzt, man ſolle die Stadtdiſtrikte zuſammenrufen, die Sturmglocken läuten, und Waffen bringen. Sogleich drang ein Haufe in das Stadthaus und ſchleppte aus dieſem alle Waffen, worunter beſonders viele alte Piken waren, hinweg, entrieß auch allen Wachpoſten die Gewehre, und ließ die Theater ſchließen. Zahlreiches Volk ſtrömte aus den Vorſtädten herbei, das auf dem Montmatre eingeſperrte liederliche Geſindel ſprengte die Gefängnißthore, und vereinigte ſich mit den Aufrührern, während ſich noch allerlei Geſindel auf den verſchiedenen Punkten ſammelte, und anfing in den Straßen Unfug zu treiben, worin ſich aber vorzüglich die Bewohner der Vorſtadt St. Antoine an Wildheit auszeichneten.

Der National-Konvent that Nichts, um dieſen Unweſen Einhalt zu ſchaffen, ja, ein Redner ſagte ſogar in der Verſammlung, man müſſe dem Volke auch einmal ſeinen freien Willen laſſen, das Volk iſt gut und gelehrig, und ſo verſtrich die Nacht vom **12.** auf den **13.** Juli unter Tumult und Lärmen, und die eigentliche Revolution hatte begonnen.

---

*) Ludwigs Rathgeber gaben dem Könige vom erſten Schrecken erholt zu verſtehen, daß die Verachtung ſeiner Befehle, die Sicherheit ſeines Throns, die Aufrechthaltung der Geſetze des Königreichs, ja ſelbſt die Wohlfahrt ſeines Volks erheiſchten, die Verſammlung zur Unterwürfigkeit zurück zu bringen, daß dieſelbe durch Gewalt gezwungen werden müſſe, nachdem beide Städte ihr Verſammlungs-Ort Verſailles ſowohl, wie das benachbarte Paris, ſich zu ihren Gunſten erklärt hätten, daß man ſie daher an einen andern Ort verſetzen oder auflöſen müſſe, daß eine Entſchließung hierüber dringend nöthig ſey, um die Verſammlung in ihrem Gange aufzuhalten, und daß man zur Ausführung des Beſchloſſenen eiligſt Truppen herbei ziehen müſſe, welche die Verſammlung einzuſchüchtern, und Verſailles und Paris in Schranken zu halten vermöchten.

I.Bd.68.

Deutſchland.

Heinrich I. verweigert den Ungarn den Tribut.

Der König läßt den ungariſchen Abgeſandten ſtatt des abgeforderten Tributs, einen räudigen Hund zum Schimpfe vor die Füße werfen.

Jahr 933.

Eine glücklichere Wahl hätten die deutſchen Fürſten nach dem Tode Konrad des I. kaum treffen können, als jene des Herzogs Heinrich von Sachſen, eines jungen, kräftigen und muthigen Mannes, der ſeine Tapferkeit bereits gegen die Sorben und Wenden, welche an ſein Herzogthum grenzten und dasſelbe oft beunruhigten in mehreren glücklichen Treffen an den Tag gelegt hatte *).

Nach ſeiner Erhebung zur Königswürde ſuchte er, wie ſein Vorfahrer Konrad, zuerſt die unter ſich ſelbſt unruhigen und uneinigen Deutſchen zu beruhigen, und beſonders die ihm abgeneigten Herzoge zu demüthigen.

Er hatte kaum Fritzlar, wo die große Krönungsfeierlichkeit vor ſich ging, verlaſſen, ſo eilte er ſchon nach Schwaben gegen den Herzog Burkhard, welcher ſeiner Wahl nicht beigepflichtet hatte, und zwang ihn zur Anerkennung, obſchon dieſer Herzog damals für den tapferſten Krieger Deutſchlands galt. Von hier zog er gegen den Herzog Arnulph nach Baiern, belagerte Regensburg und brachte einen Vergleich zu Stande, der für beide Theile ehrenvoll war; denn jeder achtete des andern Macht. Arnulph erkannte Heinrich als allgemeinen König von Deutſchland und erhielt dafür als Herzog von Baiern eine noch ausgedehntere Gewalt als er früher gehabt hatte, da ihm unter den neuen Befugniſſen auch ungehinderte Verfügung über die Beſitzungen der Geiſtlichen zugeſtanden wurde, die er ſo ſtreng handhabte, daß ihm dieſe den Beinamen »des Böſen« gaben.

Noch war Lothringen übrig, welches Heinrich gerne wieder in ſeine alte Verbindung mit Deutſchland gebracht hätte, und wirklich bewirkte er durch Ueberredungskunſt, daß der Herzog dieſes Landes, der unglückliche Karl der Einfältige, der noch von einer Seitenlinie des karolingiſchen Hauſes abſtammte, ihm ſein Recht auf Lothringen abtrat.

In demſelben Jahre (924), wo Heinrich Lothringen dem deutſchen Staatskörper einverleibte, machten auch die Ungarn einen ihrer gewöhnlichen furchtbaren Einfälle bis nach Thüringen hinein.

Heinrich, zum offenen Kampfe zu ſchwach, ſchloß ſich gerüſtet in die Stadt Werla, im Hildesheimiſchen ein, lieferte ihnen kleine Gefechte, konnte ſie aber nicht anders als durch einen neunjährigen Waffenſtillſtand, den er mit einem Tribute erkaufte, zum Rückzuge bringen.

Dieſe Zwiſchenzeit wollte jetzt Heinrich dazu benutzen, Deutſchland von dieſen wilden Gäſten für immer zu befreien, und fing damit an, die Kriegszucht der Deutſchen zu verbeſſern. Er lehrte ſie geſchloſſener und planmäßiger zu kämpfen, und bemühte ſich beſonders eine kühne und geübte Reiterei zu bilden, da er bemerkt hatte, daß hier vorzüglich die Ungarn den Deutſchen weit überlegen waren. Ebenſo ſah Heinrich den Uebelſtand ein, daß bei dem Mangel an befeſtigten Plätzen die geſchlagenen und zerſtreuten deutſchen Kriegsvölker keinen, oder doch nur wenige Anhaltspunkte hatten, um ſich wieder ſammeln, oder erholen zu können. Er bewog daher in dieſer Angelegenheit die Großen des Reichs, daß ſie in ihren Landesgebieten an bequem gelegenen Orten feſte Burgen anlegten, und befahl den Landbewohnern, daß ſie die benachbarten Städte mit Ringmauern verſahen, wohin er jeden neunten Dienſtmann vom Lande verlegte.

Damit noch nicht zufrieden, übte Heinrich ſelbſt ſeine Soldaten zu Hauſe im Kriegsweſen, gab ihnen aber auch Gelegenheit von ihrer erlernten Kunſt gegen auswärtige Feinde Gebrauch zu machen.

Er wandte ſich nämlich zuerſt gegen die Heveller und eroberte ihren Hauptort Brennabor (Brandenburg) mit Hilfe der zugefrornen Havel. Dieſer Ort wurde zwar befeſtigt, doch konnten die über-elbiſchen Eroberungen noch nicht behauptet werden.

Bald darauf wurden auch die Daleminzier, welche an der obern Elbe bis gegen die böhmiſchen Gebirge hin wohnten, mit Nachdruck angegriffen, und die Rhedarier, ein mehr nordwärts wohnender Stamm, von Heinrichs Feldherrn bei Lenzen entſchieden geſchlagen. Um aber die nördlichen Wenden zu beobachten und der deutſchen Herrſchaft zu unterwerfen,

---

*) Heinrich, geboren im Jahre 876, war der Sohn Otto des Erlauchten, Herzogs von Sachſen, der die ihm im Jahre 912 angetragene königliche Würde abgelehnt hatte. Heinrich wurde nach dem Tode ſeines Vaters. Herzog von Sachſen und Thüringen, worauf ihm König Konrad I. einen Theil der Länder entziehen wollte, über die ſein Vater regieret hatte. Der Krieg, in welchem er dadurch mit Heinrich gerieth, fiel aber unglücklich für ihn aus, und ſo blieb Heinrich im Beſitze der beiden Herzogthümer. Hier iſt zu bemerken, daß man bei den Namen Sachſen nicht an das heutige Königreich dieſes Namens denken muß, ſondern vielmehr an Niederſachſen und einen Theil von Weſtphalen. Die Landſtriche zwiſchen der Mittelelbe und der Saale waren damals noch gar nicht deutſch, ſondern im Beſitze des ſlaviſchen Stammes der Sorben.

wurde allmälig in der heutigen Altmark die ſogenannte nordſächſiſche Mark gebildet. Eine ähnliche Markgrafſchaft entſtand ſpäterhin gegen die Daleminzier, und erhielt ihren Namen von der Burg Meißen, welche als eine Hauptfeſtung gegen die ſlaviſchen Einfälle ſchon von Heinrich erbauet wurde.

So wurde das Land der Sorben im Laufe der Zeit eine deutſche Provinz. Von hier aus ward in der Folge Bauzen, der größte Ort der Milzener, unterworfen. Darauf eroberte Heinrich auch Prag, die Hauptſtadt der Böhmen, und zwang ihren Herzog zur Unterwürfigkeit, und ſeit dieſer Zeit forderten auch die deutſchen Könige von den böhmiſchen Fürſten Lehenstreue und Heeresfolge. Auch gegen die Dänen unternahm er einen Feldzug, eroberte Schleswig, ſtellte die alte Markgrafſchaft Karl des Großen in dieſen Gegenden wieder her und bewog einen däniſchen Fürſten zur Taufe; die übrigen Dänen mußten aber verſprechen, die furchtbaren Menſchenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren, abzuſchaffen.

Während alles dieſes geſchah, war die Zeit des Waffenſtillſtandes mit den Ungarn abgelaufen, welche jetzt eine Geſandtſchaft an Heinrich ſchickten, um die gewöhnlichen Geſchenke als Tribut abzuholen, die ſie ſchon früher Ludwig dem Kinde und Konrad dem I. abgetrotzt hatten, und die ihnen auch Heinrich bei ſeinem Regierungs-Antritte leiſtete, da er damals noch nicht hinlänglich gerüſtet war, um ihren Einfällen zu widerſtehen.

Aber bis jetzt hatten ſich die frühern Umſtände verändert, da Heinrich auf einer Verſammlung ſchon früher ſich die Zuſtimmung des Volkes zu einer allgemeinen Hilfeleiſtung verſichert hatte.

Er veränderte alſo, da er dieſe Feinde nicht mehr zu fürchten glaubte, ſeine Sprache, empfing die ungariſchen Abgeſandten mit Hohn, und ließ ihnen ſtatt des geforderten Tributs einen alten räudigen Hund, deſſen Ohren und Schweif abgeſchnitten waren, vor die Füße werfen.

Ueber dieſe angethane Beſchimpfung höchſt ergrimmt entfernten ſich die ungariſchen Abgeordneten, meldeten ihren Landsleuten die erlittene Schmach, und forderten ſie zur Rache auf.

Wirklich drang ein fürchterlicher Heereszug im März 933 wie ein Heuſchreckenſchwarm in Deutſchland ein, verwüſtete auf dem Wege dahin Alles mit Feuer und Schwert und theilte ſich bei der Ankunft in Thüringen in zwei Haufen, von denen der eine gegen Weſten zog, um von dieſer Seite in Sachſen einzufallen, während der andere ſich an der Saale feſtſetzte. Aber die Deutſchen waren dieß Mal auf ſie gefaßt, wozu noch der große Vortheil kam, daß in die vielen befeſtigten Plätze und Städte bei der Ankunft dieſes wüthenden Feindes ſich das Landvolk flüchten konnte, und hier geſichert blieb, da die in der Belagerungskunſt noch unerfahrenen Heerden wenig auszurichten im Stande waren.

Den erſten Haufen der in Sachſen eingefallenen Ungarn griffen einige ſächſiſche und thüringiſche Fürſten an, und zerſtreuten dieſe wilden Schaaren glücklich. Auf den andern Haufen, der ſich bei Merſeburg feſtſetzte, ging Heinrich ſelbſt los, und erfocht mit ſeinen deutſchen Kriegsvölkern in wenigen Stunden den glänzendſten Sieg, der mit der Niederlage des römiſchen Feldherrn Varus im Deutoburger-Walde zu vergleichen iſt. Dieſem Könige gebührt alſo der Ruhm der Erſte geweſen zu ſeyn, welcher die wilde Macht der Ungarn gebrochen, und ihrem furchtbaren Namen das Schreckenvolle genommen hat *).

Heinrich bauete aus Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöſter wieder auf, welche die Ungarn zerſtört hatten, und ſuchte die Wunden des Landes nach Kräften zu heilen **).

Heinrich wollte jetzt einen Zug nach Italien unternehmen, um ſich zu Rom als Kaiſer krönen zu laſſen, allein der Tod vereitelte ſeine Plane.

Dieſer unvergeßliche Mann ſtarb im ſechzigſten Lebensjahre auf ſeinem Hofe Memleben an der Unſtrut (Juli 936) und ward zu Quedlinburg, das er gegründet hatte, in der Kirche des heiligen Petrus beigeſetzt.

Noch bei ſeinen Lebzeiten hatte er auf einer Reichsverſammlung zu Erfurt von den daſelbſt anweſenden Fürſten ſeinem älteſten Sohn Otto die Nachfolge zuſichern laſſen, und dieſer, der alle großen Eigenſchaften ſeines Vaters beſaß, ſetzte auch glücklich fort, was der Vater begonnen hatte.

Heinrich war unſtreitig einer der beſten Regenten, die Deutſchland jemals gehabt hat, denn er war ſtets bedacht, die Ruhe des Reichs im Innern zu erhalten, und lehrte den Deutſchen ihre Kräfte gegen die auswärtigen Feinde zu gebrauchen.

Sein ſanfter und redlicher Charakter, ſo wie ſeine Leutſeligkeit bewirkten, daß ihn Jederman liebte, und wer einmal ſein Freund war, der blieb es auch für immer. Selbſt die Franken, die alte Feinde des ſächſiſchen Stammes waren, hatten ihn lieb, und bemühten ſich um die Wette ihn bewirthen und erfreuen zu können.

Mit Heinrich, welcher der erſte deutſche König aus dem ſächſiſchen Regentenhauſe war, beginnt eine Reihe von ſächſiſchen Regenten, die jederzeit der Stolz Deutſchlands ſeyn werden.

---

*) Bei 36,000 Mann ſollen die Ungarn in dieſem Feldzuge verloren haben. Der größere Gewinn aber, mehr als der Sieg ſelbſt, war jetzt die moraliſche Kraft, welche den Deutſchen aus dem Siege erwuchs. Von nun an ſtanden ſich Deutſche und Ungarn wohl noch öfters im Felde gegenüber, aber meiſtens neigte ſich der Sieg auf die Seite der Deutſchen. So drang im Jahre 938 ein Heer in Sachſen ein, welches aber beinahe ganz vernichtet wurde. An der Traun erlagen ſie im Jahre 942 dem Schwerte Bertholds, Pfalzgrafen von Baiern. In Kärnthen ſchlug ſie im Jahre 944 Markgraf Luitpold wie nie früher, bis endlich der vielen Niederlagen müde der ungariſche Herzog Zollan die Regierung in die Hände ſeines blutdürſtigen Sohnes Takſony legte, der nicht geſchreckt durch die Niederlagen ſeines Vaters, mit größerer Macht die Streifzüge in die Nachbarländer wieder erneuerte.

**) Noch lebt dieſer Sieg im Munde der Bauern des Kirchſpiels Keuſchberg bei Merſeburg, wo er jährlich durch eine Predigt gefeiert wird.

I. Bd. 69.

Frankreich.

Die Erſtürmung der Baſtille.

Das bewaffnete Volk drängt wüthend über die Zugbrücke und ermordet nebſt vielen von der Beſatzung, auch den Gouverneur.

Jahr 1789.

Ludwig XVI. erſchrack gewaltig, als man ihm die Nachricht brachte, daß in Paris während der Nacht vom 11. auf den 12. Juli ein großer Aufruhr ausgebrochen ſey, und verfügte ſich in die National-Verſammlung, welche ihren Sitz in dem ſogenannten Ballhauſe zu Verſailles aufgeſchlagen hatte, um über die Mittel zu berathen, wodurch man das Volk wieder beſänftigen könnte.

Man gab als Urſache die Entlaſſung des Finanzminiſters Neckers an, auf welchen das Volk ſeine ganze Hoffnung geſetzt hatte, der aber in Folge einer Hofkabale von ſeiner Stelle vertrieben ward. Obſchon der König und noch mehr ſeine Gemalin Antoinette dieſen ehrgeizigen und in gewiſſen Beziehungen kleinen Mann abgeneigt waren, ſo beſchloß jetzt Ludwig der Ruhe des Landes wegen, dennoch dieſen Miniſter wieder zurück zu berufen und ertheilte dazu die nöthigen Befehle.

Damit war aber den Demokraten keineswegs gedient, denn dieſe hatten Necker bloß als ein Werkzeug ihrer Abſichten gebraucht, und ihm deßhalb bei dem Volke ſo beliebt gemacht, damit ſeine Entfernung daſſelbe heftig aufreizen möge, was ihnen auch nur zu gut gelang. Die Nacht des 12. Juli hatte die Macht der demokratiſchen Partei in ihrer erſten ſchrecklichen Wirkung gezeigt, es mußte alſo jetzt fortgefahren werden, während die Gemüther noch in Gährung waren, und wo ließe ſich auch die plötzlich entfeſſelte Leidenſchaft des Volkes ſogleich bändigen?

Am 13. Juli leerten die Gefängniſſe ihren abſcheulichen Inhalt, während aus den Verſorgungshäuſern eine Brut von 10 bis 12 Tauſend Räuber hervorbrach, die man für den beabſichtigten Zweck ſchon längere Zeit hindurch aufbewahrt und abgerichtet hatte. Alle Straßen in Paris wimmelten jetzt an dieſem Tage von Banden, die mit Mordwerkzeugen aller Art herumzogen und ihre Opfer aufſuchten.

Schon jetzt verließen eine Menge anſehnlicher Perſonen aus Schrecken ihre Häuſer und der Pöbel ermangelte nicht dieſe zu plündern.

Die auf dem Marsfelde aufgeſtellten Truppen hielten ſich dabei unbeweglich und wollten wider ihre Landsleute nicht kämpfen. Bei dieſer Gelegenheit fand die Regierung den Lohn der Herabſetzung und oft ſchlechten Behandlung des gemeinen Soldaten, der nie eine Ausſicht hatte, Officier zu werden und daher den anmaßenden Adel im Herzen eben ſo haßte, wie er bei dem Volke bereits verhaßt war. An dieſem Tage wurde auch die Kaſſe des Stadthauſes geplündert, wo man drei Millionen Livres fand, die ſogleich zur Unterſtützung des Aufſtandes verwendet wurden. Die allgemeine Sturmglocke ertönte unaufhaltſam und verſammelte Männer, Weiber und Kinder, die nach Waffen ſchrien. Ueber 20,000 bewaffnete Bürger beſetzten alle Thore und Zugänge der Stadt, hielten die Wägen an, und bemächtigten ſich jener Perſonen, die nach ihrer Miene und Kleidung der Ariſtokratie, ihnen verdächtig waren.

Schon war man Abends auf dem Punkte die ganze vornehme Geiſtlichkeit und alle Adeligen ſammt ihren Familien in Paris gefangen zu ſetzen, als Lafayette, der bisher dieſem Unweſen ruhig zugeſehen hatte, die Stürmenden noch auf andere Gedanken brachte. Indeſſen plünderte man aber dennoch an dieſem Abende das Kloſter St. Lazare, wo der Wein in den Kellern in Strömen floß, daß ſogar einige Leute darin im Rauſche ertranken. Während man dieſes Gebäude gleichſam umkehrte und darin grobe Ausſchweifungen verübte, fanden ſich auch die franzöſiſchen Garden ein, welche ihren Officieren entlaufen waren, um ſich mit dem Volke zu verbrüdern und zu vereinigen.

Dieſes war ein Todesſtreich für die noch allenfällige Kraft der Regierung, und die Demokraten fingen jetzt an zu jubeln. Die ganze übrige Nacht hindurch wiederhallten die Straßen von dem Geſchreie der Betrunkenen und dem Wuthgebrülle der Banditen, ſo wie von dem ehernen Munde der Sturmglocke.

Am 14. zog ein Haufe von ungefähr 30,000 Mann nach dem Invalidenhauſe, wo ihnen kein Widerſtand gemacht wurde, nachdem man den Gouverneur daſelbſt abſichtlich ohne Hilfe ließ. Aus dem Waffenſaale wurden über 30 Tauſend Gewehre und mehrere Kanonen hinweg geſchleppt, womit ſich die Volkshaufen ſogleich bewaffneten, während man aus den Kaufmannsläden Pulver und Blei raubte.

Nun ertönte aus mehr als hunderttauſend Kehlen der Ruf: »Zur Baſtille, zur Baſtille!« und ſogleich ſetzte ſich eine Menſchen-Maſſe aus allen Stadtvierteln mit Flinten, Picken und Säbeln bewaffnet dahin in Bewegung. Die Baſtille war eine Art Feſtung in Paris, welche zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen diente, war aber auch oft die Zeugin unſchuldiger Hinrichtungen, und das lebendige Grab unglücklicher, durch Kabale gerichteter Perſonen.

Als die Haufen daſelbſt wohlbewaffnet anlangten und die Brücken wie zu Kriegszeiten aufgezogen

fanden, verlangte ein Deputirter des Diſtrikts von Saint Louis de la Culture, Namens Thuriot de la Rosiere mit dem Gouverneur Delaunay zu ſprechen. Als er vorgelaſſen ward forderte er den Gouverneur auf, die Richtung ſeiner Kanonen zu ändern, dieſer antwortete aber, die Stücke ſeyen jederzeit auf dieſen Thürmen geweſen, übrigens habe er ſie, von den Beſorgniſſen der Pariſer unterrichtet, aus den Schießſcharten entfernt. Thuriot erhielt hierauf die Erlaubniß weiter vorzutreten, um ſich zu überzeugen, daß der Zuſtand der Feſtung ſo beruhigend für die Stadt ſey, wie es der Gouverneur verſicherte, allein jetzt fand ſich, daß drei Kanonen auf die Zugänge der Feſtung gerichtet waren, um alle diejenigen niederzuſchmettern, welche in dieſelbe mit Gewalt einzudringen verſuchen würden.

Ungefähr 40 Schweizer und 80 Invaliden befanden ſich unter den Waffen, welche nun Thuriot, ſo wie die Stabsofficiere im Namen der Ehre und des Vaterlandes aufforderte ſich nicht als Feinde des Volkes zu zeigen. Officiere und Soldaten ſchwuren auch insgeſammt von ihren Waffen keinen Gebrauch zu machen, wenn ſie nicht angegriffen würden, worauf ſich Thuriot aus der Feſtung entfernte und den Seinigen den Erfolg ſeiner Sendung mittheilte. Indeſſen verlangte aber die ungeduldige Menge die Uebergabe der Feſtung, und ſo hörte man von Zeit zu Zeit aus ihrer Mitte die Worte: »Wir wollen die Baſtille, wir wollen die Baſtille!«

Plötzlich traten zwei Männer entſchloſſener als die andern, aus dem Haufen heraus, ſchwangen ſich auf ein Wachthaus und hauten mit Aexten auf die Ketten der großen Brücke. Die Soldaten drohten Feuer zu geben, aber die Entſchloſſenen fuhren in ihrer Arbeit fort, und bald brachen die Ketten, worauf die Brücke herabfiel, über welche die Menge hinwegſtürzte. Nun ging es auf die zweite Brücke zu, um auch dieſe loszuhauen. Die Beſatzung gab jetzt eine Salve aus kleinen Gewehr und zerſtreute die andrängende Menge, aber deſſen ungeachtet kehrte dieſe, das unausgeſetzte Feuer aus der Feſtung herab nicht ſcheuend, bald wieder zum Angriffe zurück, und wurde jetzt über den hartnäckigen Widerſtand, da viele aus der Volksmenge bereits getödtet und verwundet waren, nur noch wüthender gemacht.

Bereits länger als vier Stunden war die Feſtung belagert, bis die franzöſiſche Leibwache mit Kanonen herbeikam, was nun dem Gefechte eine andere Wendung gab. Die Beſatzung ſelbſt drang jetzt in den Gouverneur ſich zu ergeben, aber der Unglückliche fürchtete das Schickſal, das ihn erwartete und wollte die Feſtung in die Luft ſprengen und ſich unter ihren Trümmern begraben. Voll Verzweiflung, eine brennende Lunte in der Hand, eilte er ſchon nach der Pulverkammer; die Beſatzung hielt ihm aber von dieſem ſchrecklichen Entſchluße ab, ſteckte die weiße Fahne auf dem Walle auf und kehrte zum Zeichen des Friedens den Lauf der Gewehre nach unten.

Die Belagerer kämpften aber immer noch fort und drangen mit dem ununterbrochenen Geſchrei: »Laßt die Brücken nieder, es ſoll euch nichts geſchehen!« vorwärts. Auf dieſe Zuſicherung öffneten ſie das Thor, ließen die Brücken herab und die Belagerer ſtürzten in die Baſtille. Die, welche an der Spitze der Menge waren, wollten den Gouverneur, mit ſeiner Beſatzung nach der gegebenen Zuſicherung vor Rache ſchützen, aber die Menge ſchrie: »Liefert ſie uns aus, ſie haben auf ihre Mitbürger geſchoſſen, ſie verdienen gehangen zu werden, und ſo wurden dieſe Unglücklichen dem Schutze ihrer Vertheidiger entriſſen und von dem unverſöhnlichen Haufen größtentheils gemordet.

Dieſe Erſtürmung der Baſtille bildet alſo gleichſam den erſten Akt der franzöſiſchen Revolution, nachdem erſt mit ihrem Falle ſich das Volk für wirklich frei hielt. Freudengeſchrei und Freudenſchüſſe verkündeten jetzt in Paris dieſe That und die Flugblätter der Preſſe verbreiteten dieſes wichtige Ereigniß mit Blitzesſchnelle in den Provinzen, um das Volk zum Widerſtande wider das Königthum anzueifern.

Die Köpfe des Delaunay und des Bürgermeiſters Fleſſelles, der an der Ecke des Quai Pelletier von einem Unbekannten erſchoſſen wurde *), wurden auf Picken geſteckt und gleichſam im Triumphe in der Stadt herumgetragen. Man ſtreute den Mördern, welche mit blutbefleckten Händen und Kleidern in den Straßen herumzogen, Blumen und Bänder, ja ſelbſt Mädchen und Weiber begrüßten und lobten dieſe Ungeheuer. So tief konnte ein Volk in wenigen Tagen fallen, welches bis zu dieſer Zeit für das feingebildetſte in Europa gehalten wurde.

Als die Nachricht dieſer Vorfälle und Gräuelſcenen, welche ſelbſt die eifrigſten Vertheidiger der Demokratie beleidigen und wankelmüthig machen mußte, nach Verſailles gelangte, erhoben ſich im Konvente einige mißbilligende Stimmen dagegen, aber Mirabeau und andere entſchuldigten das Volk, welches das Recht habe, einige Verräther nach Gebühr zu beſtrafen. Mirabeau erhob noch insbeſondere die Erſtürmung der Baſtille zu der ſchönſten Heldenthat, welche je in Frankreich vollführt worden ſey, und bemerkte, daß erſt mit ihrem Falle der Hyder des Despotismus der Kopf zertreten ſey.

Paris glich in dieſer Periode völlig einer belagerten Stadt; allenthalben ſtanden Wachthäuſer, die Patrouillen durchkreuzten ſich unaufhörlich, gegen die Vorſtädte waren Verſchanzungen aufgeworfen, auf den Plätzen und anderen ſchicklichen Orten ſtand Geſchütz aufgeführt, und viele Straßen waren mit Ketten geſperrt. Schon waren bei Hunderttauſend Bürger bewaffnet, die meiſten Militzen durch Verſprechungen verführt, die jetzt mit Wehr und Waffen zu den Volkshaufen übergingen. Alles dieſes war, wie durch einen Zauberſchlag ins ernſte Daſeyn getreten, und ſomit die Furie der Revolution losgelaſſen.

*) Man behauptete, daß ein bei Delaunay aufgefundener Brief den Verrath, den man ſchon argwohnte, bewieſen habe. »Ich halte die Pariſer mit Kokarden und Verſprechungen hin« — ſo lautete er — »bleiben Sie ſtandhaft bis zum Abende, Sie werden Verſtärkung erhalten.«

I.Bd.70.

Italien.

Der Tod des Hunnenkönigs Attila.

Ildilka ſitzt in Thränen verſunken bei dem erſtarrten Leichname ihres Gemals.

Jahr 453.

Der Friede, welchen Kaiſer Valens mit den zunächſt an der Donau wohnenden gothiſchen Stämmen geſchloſſen hatte, und die Richtung der Eroberungen des Ermanarichs nach Norden, ſchien die Römer gegen ernſtere Kämpfe von dieſer Seite ſicher zu ſtellen, als um die Zeit, wo Valentinianus ſtarb, das Gothenreich von einer neuen Macht einen Stoß erhielt, der ſich bald dem römiſchen Morgenlande auf eine gefährliche Weiſe fühlbar machte.

Es waren die Hunnen, welche aus den Steppen Mittelaſiens hervorbrachen, den Don, den Grenzfluß Europas überſchritten und den Deutſchen wie den Römern Schrecken einflößten. Da die Hunnen andere Völker vor ſich herdrängten und dadurch heftigere Angriffe der Deutſchen auf das römiſche Reich veranlaßten, ſo iſt man gewohnt dieſe Begebenheit als den Anfang der großen Völkerwanderung zu betrachten, welche die auſſerordentlichen Bewegungen jener Zeit und beſonders die Eroberung des weſtrömiſchen Reiches durch die Germannen und ihre Niederlaſſungen daſelbſt umfaßt.

Aus der Beſchreibung des gleichzeitigen Geſchichtſchreibers Ammianus Marcelinus von dem Körperbaue und der Lebensweiſe der Hunnen, erkennt man leicht, daß ſie ein zu dem mongoliſchen Menſchenſtamme gehörendes, den heutigen Kalmucken ähnliches Nomadenvolk waren. Sie ſind, heißt es in dieſer Schilderung, von fürchterlicher Wildheit und einem gräßlichen Anſehen.

Sie zerſchneiden ſich in der Kindheit Kinn und Wangen, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken. Bei der größten Häßlichkeit des Geſichts haben ſie einen feſten Knochenbau, breite Schultern und ſo wenig von der feinen menſchlichen Geſtalt, daß ſie wie zweibeinige Beſtien erſcheinen. Ihre Speiſen erfordern kein Feuer und kein Gewürz, da ſie von wildem Wurzelwerk und rohem Fleiſche leben, welches ſie wie einen Sattel aufs Pferd legen und von einem tüchtigen Ritte durchwärmt verzehren. Ackerbau iſt ihnen fremd; ſo kennen ſie auch feſte Wohnſitze nicht, da ſie ſchon von Kindsbeinen an, in Bergen und Wäldern herumſtreifen und Kälte ſo wie Hunger erdulden lernen. Sie tragen leinerne oder aus Fellen von Waldmäuſen zuſammengeſetzte Kleider und wechſeln ſie nicht früher, als bis ſie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Von ihren kleinen zähen Pferden ſind ſie unzertrennlich, ſie eſſen, trinken, ſchlafen und treiben alle Geſchäfte auf ihnen; auch bei gemeinſamen Berathungen ſitzt alles zu Pferde, während ſie ihre ſchmutzigen Weiber und Kinder auf Karren mit ſich führen. Was anſtändig und ſchicklich iſt wiſſen ſie nicht, ſie haben auch keine Religion; aber eine ungemeine Begier nach Gold treibt ſie zu Raubzügen. Lanzen und Pfeile mit Knochen zugeſpitzt, ſind ihre Waffen, auch wiſſen ſie mit vieler Geſchicklichkeit Schlingen über den Feind zu werfen. Sie bewegen ſich mit auſſerordentlicher Schnelligkeit, umſchwärmen die feindliche Schlachtordnung von allen Seiten, reizen, zerſtreuen ſich, fliehen und brechen dann unerwartet wieder hervor.

Dieſe Feinde waren es, welche ſich bei ihrem Uebergange nach Europa zuerſt auf die Alanen warfen, die bald im Kampfe unterlagen, nachdem dieſe nur Bundesgenoſſenſchaft zu ferneren Eroberungen forderten.

Vereint griffen ſie nun das Gothenreich an, wo an Sieg und Rettung verzweifelnd, der 110jährige Ermanarich ſich ſelbſt den Tod gab, um nicht die Schmach des Untergangs ſeiner Größe anſehen zu müſſen. Das Schickſal der Oſtgothen theilten auch bald ihre Landsleute, die tapfern Weſtgothen, welche vom Schrecken ſo ſehr ergriffen wurden, daß der größte Theil derſelben über die Donau zu ſetzen verlangte, um dort Sicherheit zu finden.

So waren die Hunnen bereits bis an die jenſeitigen Ufer des Iſters, der heutigen Donau, vorgedrungen und ein gefährlicher Nachbar des morgenländiſchen Kaiſerthums geworden, als ſie plötzlich ihren Bundesverwandten in Aſien zu Hilfe zogen, Meſopotanien eroberten und verwüſteten, dann aber wieder nach Europa zurückkehrten, um das von den Gothen beſetzte Thrazien anzugreifen.

Schon zitterte das ganze weſtliche Europa vor den Namen dieſer neuen und fürchterlichen Feinde, welche den Gefangenen Naſe und Ohren abſchnitten; als der römiſche Feldherr Aëtius nach dem Tode des Honorius zu ihnen ſeine Zuflucht nahm, ſie ins Abendland herbeirief und mit ihrer Hilfe von dem römiſchen Hofe den Oberbefehl über das ganze Heer und die Würde eines Patriciers ertrotzte, ſo daß er dem Valentinian nur den Titel ließ, in der That aber alle Macht beſaß.

Da die Hunnen auf dieſem Zuge die Schönheit und Fruchtbarkeit der abendländiſchen Reiche kennen gelernt hatten, ſo gefiel es ihnen als einem unruhigen Volke nicht lange in ihrem neuen Wohnſitze, den ſie jetzt in dem heutigen Ungarn aufgeſchlagen hatten, und bald zogen ſie in zahlreichen Schaaren nach Deutſchland, drangen verwüſtend bis nach Gallien, dem heutigen Frankreich, und bekriegten die Burgunder und Gothen.

Um dieſe Zeit ſtarb ihr Anführer, Namens Ruas, und dieſer übergab die Herrſchaft ſeinen beiden Neffen, dem Bleda und dem in kurzer Zeit ſo furchtbar gewordenen Attila (des Mandreas oder Münzuks Söhne), welche von nun an das höchſte Anſehen unter ihrem Volke theilten. Bald ging aber die Achtung der Hunnen gegen Attila in abergläubiſche Ehrfurcht über, indem er vorgab das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und da er jetzt darauf dachte, Alleinherrſcher zu werden, ſo ließ er ſeinen Bruder Bleda ermorden und gab vor, daß dieſes auf göttliche Eingebung geſchehen ſey.

Als alleiniger Gebieter über ein ſo kriegeriſches Volk, und ſtolz auf die Waffe, die ſeiner Macht ein höheres Anſehen gab, ſetzte er alle Völker in Schrecken, und nannte ſich ſelbſt die Geißel, deren Gott ſich zur Züchtigung der Menſchheit bedient.

So breitete er in kurzer Zeit ſeine Herrſchaft über alle Völker Germaniens und Scythiens aus, und machte ſich die morgen- und abendländiſchen Kaiſer zinsbar. Die Vandalen, ſeine Bundesgenoſſen die Oſtgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten ſich unter ſeinen Fahnen, wodurch er ſein Heer auf 700,000 Mann vermehrte.

Da er die Macht und Reichthümer Perſiens rühmen hörte, richtete er ſeinen Zug dahin, wurde aber in den Ebenen von Armenien geſchlagen, worauf er ſich wieder zurückzog, um ſeine Raubſucht im morgenländiſchen Kaiſerthume zu ſtillen. Er fand bald einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute verſprachen, waren ſeine natürlichen Feinde, und alle Fürſten, die er zu beſiegen hoffte, hatten Bündniſſe gebrochen. So überzog er Illyrien und verwüſtete alle Länder vom ſchwarzen bis zum adriatiſchen Meere. Konſtantinopel verdankte jetzt ſeine Rettung bloß ſeiner Befeſtigung und der Unwiſſenheit der Feinde in der Belagerungskunſt.

Thrazien, Macedonien und Griechenland erlagen dem Eroberer, der 70 blühende Städte zerſtörte. Nun richtete Attila ſein Augenmerk auf Gallien und ging mit einem ungeheuren Heere über den Rhein, die Moſel und Seine, kam an die Loire, und lagerte ſich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner dieſer Stadt hielten die erſten Angriffe der Barbaren ab, und durch die vereinigte Macht der Römer ward Attila gezwungen die Belagerung aufzuheben, worauf er ſich nach Champagne zurückzog und den Feind in den Ebenen bei Chalons erwartete. Bald trafen auch die beiden Heere zuſammen und lieferten, vielleicht die blutigſte Schlacht, die je in Europa ſich ereignet hat, da über 106,000 Todte das Schlachtfeld bedeckten.

Mehr gereizt als muthlos über dieſen großen Verluſt ſuchte Attila neue Gelegenheit Italien anzugreifen, und begehrte, wie erzählt wird, die Honoria, eine Schweſter des Kaiſers zur Gemalin und mit ihr die Hälfte des Reiches als Mitgift; — was aber ganz natürlich abgeſchlagen wurde.

Darüber erzürnt, brach er nun mit einem unermeßlichen Heere in Italien ein, eroberte und zerſtörte auf dieſem Zuge Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüſtete die Ebenen der Lombardie. Viele Einwohner der Landſchaft Venetien flohen vor den wilden Horden auf die kleinen Inſeln oder Lagunen des adriatiſchen Meeres am Ausfluße der Brenta und Etſch, ließen ſich dort nieder und legten dadurch den erſten Grund zu dem nachmals ſo mächtig und berühmt gewordenen Staate Venedig.

Das römiſche Volk und der Senat, als ſie ſchon den furchtbaren Feind vor den Thoren Roms erwarteten, nahmen jetzt ihre Zuflucht zu Thränen und Bitten, und Papſt Leo I. ſelbſt begab ſich mit den römiſchen Geſandten in das feindliche Lager, wo es ihm auch gelang durch ſeine Beredſamkeit den Frieden zu vermitteln und Attila zu bewegen nach Ungarn wieder zurück zu kehren.

Attila hatte aber bald darauf die Abſicht, da er die Honoria nicht zur Gemalin bekam *), dieſe zum zweiten Male mit dem Schwerte in der Hand zu fordern, allein ein neuer Zuwachs unter ſeinen Weibern an der ſchönen Ildilka, mit welcher er ſich bei ſeinem Verweilen in Pannonien vermälte, hielt ihn ab ſeine Drohungen zu erfüllen.

Dieſe Vermälung ward mit aſiatiſcher Pracht und Feſtlichkeit in ſeinem hölzernen Palaſte an der Donau gefeiert, wobei er ſich allen Ausſchweifungen der Wolluſt und eines übermäßigen Genuſſes ſtarken Weines überließ, was dann zur Folge hatte, daß er in der Nacht in ſeinem eigenen Blute erſtickte.

Als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger ſchon ungeduldig ihren Herrn zu begrüßen in das königliche Zelt traten, fanden ſie zum allgemeinen Entſetzen die zitternde Braut in Thränen und über ihre eigene Gefahr nachſinnend, bei dem erſtarrten Leichname ihres Gemals ſitzen.

Voll Schmerz über den Verluſt ihres Anführers, ſchnitten ſich jetzt die Hunnen einen Theil ihrer Haare ab und zerfleiſchten ſich ihre Geſichter, indem ſie es für unanſtändig hielten, einen ſo großen Kriegsmann anders, als durch Blut zu betrauern.

Attilas Körper ward hierauf in drei Särge verſchloſſen, wovon der erſte von Gold, der zweite von Silber und der dritte von Eiſen war, und entfernt im offenen Felde begraben. Nach dem vollendeten Begräbniſſe wurden die Gefangenen, welche das Grab gemacht hatten, erwürgt, damit ſie nicht aus Habſucht geleitet, den Sarg wieder erheben oder den Ort, wo der Feldherr begraben lag, andern kund machen konnten.

Bald nach Attilas Tode (453) zerfiel ſein großes Reich; aber noch lange wohnten hunniſche Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mötis, bis endlich Volk und Name gänzlich aus der Geſchichte verſchwinden.

---

*) Auch erzählt man, daß Honoria, die üppige Schweſter des abendländiſchen Kaiſers Valentinian, welche wider ihren Willen und ihre Neigung von ihrer Mutter zu einem klöſterlichen Leben beſtimmt war, heimlich dem Attila ihre Hand angetragen habe.

I. Bd. 71.

Der heilige Bonifacius, Gründer der deutſchen Kirche.

Bonifacius legt die Axt an eine dem Donnergotte geheiligte Eiche und fällt dieſe, zum Erſtaunen aller Anweſenden, zu Boden.

Jahr 755.

Es iſt eine erhebende Erſcheinung, mitten durch das kriegeriſche Gewühl und durch die Verwirrung der Welthändel einzelne fromme friedfertige Mönche, andächtig hinpilgern und bald in einer Stadt predigen, bald im einſamen Walde ein Kloſter oder eine Hütte aufbauen zu ſehen, um für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken.

Schon die Biſchöfe von Köln, Noyen und Tongern ꝛc. ſandten häufig Bekehrer und Täufer unter die noch heidniſchen Nordfranken; noch größere Verdienſte erwarben ſich aber die Irländer und Engländer, deren abgelegene Inſel frühzeitig der Sitz des Mönchthums und geiſtlichen Fleißes geworden war.

Columbanus, ein Mönch von jener Inſel, wurde im Jahre 609 durch die Königin Brunnhilde aus Frankreich vertrieben und ging von einem andern Irländer, Namens Gallus, begleitet, zu den Alemannen, wo ſie beide das Chriſtenthum mit einem guten Erfolge predigten. Nach einigen Jahren ward Columbanus auch hier vertrieben, worauf er ſich nach Italien wandte, während Gallus, der ſchon einmal wegen Zerſtörung heidniſcher Götterbilder in Lebensgefahr gerieth, ſich in eine Einöde am Flüßchen Steinach zurückzog, wo ſpäterhin das berühmte Kloſter St. Gallen entſtand.

Ein anderer Irländer, der heilige Kilian (Kyllena) verließ, getroffen durch die Worte Chriſti: »Wer mir nachfolgen will, der verläugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich,« das Vaterland, und ging mit einigen Gefährten nach Deutſchland, wo er den deutſchen Fürſten Gozbert zum Chriſtenthume bekehrte. Da aber Kilian von ihm verlangte, daß er ſich von ſeines Bruders Witwe, die er geheirathet hatte, trennen ſollte, ſo erlitt er auf ihren Befehl in Gozberts Abweſenheit den Märtyrer-Tod.

Von Irland aus ſandte auch um dieſelbe Zeit (687) der dort lebende engliſche Mönch Egbert mehrmals Miſſionen von ſeinen Landsleuten, nach der Zahl der Apoſtel gewöhnlich zwölf, zu den Frieſen, Dänen und Sachſen. Dieſe ſträubten ſich aber hartnäckig, da ſie mit den verhaßten Feinden nicht auch die Götter gemein haben wollten, und ſo wurden die Bekehrer meiſtens vertrieben. Erſt Willibrord, ein Schüler Egberts und wie dieſer ein Angelſachſe, der im Jahre 691 aus Irland nach Friesland kam, fand einigen Eingang mit ſeiner Lehre, worauf er, nach Rom ging, um die Vorſchriften des Papſtes Sergius einzuholen. Bei einer zweiten dorthin unternommenen Reiſe wurde er von dem Papſte zum Erzbiſchofe über Friesland geweiht, und bei ſeiner Zurückkunft wies ihm Pipin von Herſtall ein Schloß, Wiltaburg unweit des heutigen Utrecht zu ſeinem Biſchofſitze an. Willibrord hat bis zum Jahre 739 gelebt, und blieb immer ſeinem frommen Berufe getreu, der ihm zuletzt bis auf die Inſel Helgoland geführt haben ſoll.

Als der heilige Emmeran, ein fränkiſcher Biſchof, im ſiebenten Jahrhunderte zu den Avaren ziehen wollte, um ihnen das Evangelium zu predigen, fand er unter den Baiern, durch deren Land er zog, zwar ſchon viele Chriſten, die aber noch ſo rohen und heidniſchen Gebräuchen ergeben waren, daß er auf die Bitten des damaligen Herzogs Theodo beſchloß, zu bleiben und ſich des beſſern Unterrichts des Volkes zu widmen. Auch ließen wirklich ſeine Bemühungen eine reichliche Ernte zurück, denn ein halbes Jahrhundert ſpäter, ungefähr um das Jahr 696, finden wir den Biſchof von Worms, Namens Rupert oder Hrodbert, als Bekehrer der Baiern, von dem ſich Herzog Theodo II. und vieles Volk taufen ließen. Rupert ſchlug ſeinen Sitz auf den Trümmern des alten römiſchen Juvavium auf und wurde dadurch der Gründer der dort neu entſtandenen Stadt Salzburg, ſo wie der erſte Biſchof ihrer Kirche.

Einen vorzüglichen Namen und größern Ruhm, als alle Bekehrer jener Zeiten, hat ſich aber der angelſächſiſche Mönch Winfrid, ſpäter Bonifacius genannt, erworben. So viele ihm auch ſchon vorgearbeitet hatten, ſo war er es doch, der das Vereinzelte zuſammenfaßte und das Fehlende mit einem großen Eifer ergänzte, ſo, daß er als der Gründer der deutſchen Kirche betrachtet werden muß.

Gebürtig aus Weſſer, verließ er ſein Kloſter und ging mit einem Empfehlungsſchreiben vom Biſchofe Daniel zu Wincheſter im Jahre 718 nach Rom, wo ihm der Papſt Gregor XII. in ſeinem frommen Vorſatze beſtärkte, förmlich bevollmächtigte und die nöthigen Inſtruktionen ertheilte. Hierauf diente er drei Jahre lang dem Willibrord in Friesland als Gehilfe, und ging dann nach Thüringen, wo er die göttliche Lehre mit wunderbarem Erfolge predigte.

Der Papſt, der bald von dieſem thätigen Manne und von dem raſchen Fortgange ſeiner Bemühungen Nachricht erhielt, rief ihn wieder nach Rom zurück, weihte ihn zum Biſchofe ohne ihn an einen beſtimmten Sprengel zu binden, und ließ ihn am Grabe des Apoſtels Petrus ſchwören, ſich niemals von der römiſchen Kirche abzuwenden. Als dieſes geſchehen war

verſorgte ihn der Papſt mit Empfehlungsſchreiben an Karl Martell, an die fränkiſchen Geiſtlichen, an einige vornehme Thüringer und an das geſammte Volk der Sachſen. Der Schutz des Major Domus mußte ihm wohl den kräftigſten Nachdruck geben, indeſſen fand er aber dennoch großen Widerſtand, und nicht überall gelang es ihm, den Wahn des Volkes zu ſtürzen, wie dieſes z. B. unter den Heſſen, dem öſtlichen Stamme der Franken bei dem heutigen Geismar der Fall war.

Dort ſtand nämlich eine uralte dem Donnergotte heilige Eiche von ungewöhnlicher Höhe und Dicke, bei welcher das Volk ihre Opfer brachte und ihre Verſammlungen und Gerichte hielt, daher ſie auch für unverletzlich gehalten ward. Um nun den Aberglauben durch That zu beſchämen und das Volk von der Ohnmacht ihrer vermeinten Götter zu überzeugen und zum Glauben an den unſichtbaren allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde zu führen, beſchloß er dieſe Eiche umzuhauen. Bald wurde dieſes bekannt, und ſo verſammelten ſich die Heiden in großer Anzahl bei dem heilig gehaltenen Baume, an welchen Bonifacius die Axt legte, um ſolchen umzufällen.

Die Zuſchauer erwarteten jetzt jeden Augenblick, daß der Donnergott den Frevler niederſchmettern würde, aber nichts erfolgte oder hinderte den frommen Mann in ſeiner angeſtrengten Arbeit, und als ſie ſahen, daß die Eiche ſich in vier gleiche Theile ſpalte und zu Boden ſank, da erkannten ſie die Nichtigkeit ihrer Verehrung, nahmen das Chriſtenthum an, und ließen ſich taufen.

Indeſſen mußte aber Bonifacius noch Pferde, Stiere und Böcke den Göttern ſchlachten ſehen, ja er fand unter den Sachſen noch Menſchenopfer in Gebrauch und konnte nicht verhindern, daß ſelbſt getaufte Franken den Heiden ihre Leibeigenen zu dieſem Zwecke verkauften. Nicht ſelten hatte er, vorzüglich in dem von Kriegsſchwärmen verheerten Thüringen mit Mangel und Gefahren zu kämpfen, hatte aber dabei auſſer dem ſchönen Erſatze, den ihm ſein Gewiſſen gab, die Freude, viele Andere zu ſeiner Nachfolge zu begeiſtern.

Nach dem Tode Gregor des II. ernannte ſein Nachfolger Gregor III. den treuen Bonifacius zum Erzbiſchof und päpſtlichen Vicar aller chriſtlichen Gemeinden im oſtfränkiſchen Deutſchland jedoch ohne einen beſtimmten Biſchofſitz. Als hierauf Bonifacius, um mit dem Papſte perſönlich zu verhandeln, nach Rom reiſete, ward er nicht nur väterlich aufgenommen, ſondern auch über ſein ferneres Verhalten in den neu erworbenen Provinzen ſorgfältigſt unterrichtet.

Die Biſchöfe der Allemannen und Baiern wurden zugleich ermahnt, ihn als des Papſtes Statthalter zu verehren, und bei den Verſammlungen, die er ausſchreiben würde, pünktlich zu erſcheinen.

So erhielten die bisher in Deutſchland noch vereinzelten Kirchen Zuſammenhang und organiſche Verfaſſung. Baiern ward in vier biſchöfliche Sprengel, Salzburg, Regensburg, Freiſingen und Paſſau getheilt, deren Hirten Bonifacius ſelbſt beſtellte; auſſerdem ſtiftete er im mittleren Deutſchland noch die Biſthümer, zu Eichſtädt, Würzburg, Buraburg und Erfurt, von denen jedoch die beiden Letztern bald wieder eingingen; auch veranſtaltete er eine Reihe von Synoden der Biſchöfe des öſtlichen Frankreichs.

Im weſtlichen Frankreich war die Kirche durch die Unruhe der Zeiten und die Rohheit der Franken in einen argen Verfall gerathen, nachdem der König oft tapfere Kriegsleute zu Biſchöfen und Aebten ernannt hatte, um ſie durch den Genuß, der mit dieſen Pfründen verbundenen reichen Einkünfte zu belohnen. Die Bande der Metropolitan Verfaſſung waren aufgelöst und Synoden wurden faſt gar nicht mehr gehalten.

Bonifacius verſuchte nun unter dem Schutze der Söhne Karl Martells auch hier die alte Ordnung wieder herzuſtellen und trat wie immer als Legat des römiſchen Stuhles auf, verfuhr in Allem nach den Weiſungen, die ihm von dieſem zukamen, und ließ die Oberhoheit des Papſtes ausdrücklich anerkennen, worauf die meiſten fränkiſchen Erzbiſchöfe ihr Pallium wieder von Rom nahmen.

Wie ſehr Bonifacius aber auch die Päpſte als Oberhäupter der Kirche verehrte und ſeine Handlungen gänzlich nach ihren Ausſprüchen regelte, ſo wenig ſcheute er ſich doch, freimüthig zu rügen, was er in ihren Verfahren Verwerfliches fand.

Unermüdlich in ſeinem Berufe legte Bonifacius im Jahre 744 den Grund zu einem Kloſter, welches von dem Fluße Fulda, an welchen es erbauet wurde, ſeinen Namen erhielt und an Gütern und Einkünften unter eines der reichſten in Deutſchland gezählt wurde. Zu ſeiner Freude ſchlug auch die dort angelegte Pflanzſchule kräftiger Heidenbekehrer die herrlichſten Wurzel und bald zählte man ſtatt der ſieben Mönche, die ſich zuerſt mit ihrem Abt daſelbſt niedergelaſſen hatten, noch vor dem Tode dieſes Vorſtehers über vierhundert.

Um das Jahr 745 wurde Bonifacius in Mainz zum Erzbiſchofe gewählt, und vom Papſte beſtätigt, wodurch dieſe Stadt der Sitz eines Erzbiſchofs wurde, deſſen Sprengel 14 Biſthümer untergeordnet waren. Aber auch von hier aus wirkte Bonifacius unausgeſetzt für die Verbeſſerung des kirchlichen und chriſtlichen Lebens, und wollte ſelbſt im hohen Alter, der doch ſo wohl verdienten Ruhe nicht pflegen.

Um ſein Werk mit der Vollendung deſſen zu krönen, womit er ſeine Laufbahn begonnen hatte, faßte er den Entſchluß, die heidniſchen Frieſen zu bekehren und durchzog dieſes Land, keine Gefahr noch Beſchwerde achtend, nach allen Richtungen. Eines Tages aber überfiel ihm ein Schwarm wüthender Heiden, die durch das Geſchrei und Geklirre ihrer Waffen die Abſicht kund gaben, ihre beleidigten Götter zu rächen. Die Begleiter des Bonifacius wollten ſich jetzt vertheidigen, aber er wehrte ihnen dieſes und ſprach: »Die heilige Schrift lehret, Böſes mit Guten zu vergelten,« und ſo fiel der heilige Mann unter den Streichen der Ergrimmten, welches Schickſal auch ſein Gefolge traf (755).

I.Bd.72.

Schweden.

Der Uebertritt der Königin Christina zur katholiſchen Kirche.

Chriſtina knieet zu den Füßen des Papſtes und dieſer ertheilt ihr in einer feierlichen Verſammlung den apoſtoliſchen Segen.

Jahr 1655.

Die von ſonderbaren Launen ſo oft beherrſchte Chriſtina, einzige Tochter des bei Lützen gefallenen großen Guſtav Adolph, Königs von Schweden, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beſchloß trotz allen Bitten des Reichsrathes, dem Throne zu entſagen und übergab ihrem Vetter Karl Guſtav, Pfalzgrafen von Zweibrücken, die Regierung.

Sie behielt ſich bei dieſer Thronentſagung bloß ein beſtimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Perſon und die höchſte Gewalt über alle diejenigen, die zu ihrem Hofſtaate gehörten. Die Urſache, welche die Königin zur Niederlegung der Krone getrieben hatte, mag die allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke geweſen ſeyn, da durch ihre Freigebigkeit gegen die Fremden, die ſie reichlich beſoldete und mit großen Summen belohnte, und die Feſte und Luſtbarkeiten, die ſie ſehr liebte und häufiger, ſo wie koſtbarer als je zuvor anſtellen ließ, die ohnehin ſchon große Finanznoth des Staates auf eine empfindliche Weiſe vermehrt wurde.

Indeſſen gab es aber noch einen geheimen Grund, welcher die Königin zu dieſem Schritte bewog, nämlich ihre Hinneigung zu dem Glauben der römiſchen Kirche, von dem ſie nur eine dunkle Vorſtellung hatte, jedoch aber ſich mehr und mehr hingezogen fühlte. Zuerſt gab ſie dieſen Wunſch dem Beichtvater des portugiſiſchen Geſandten zu erkennen und bald beſtärkten ſie mehrere der Gelehrten ihres Hofes in dieſer Richtung, vor Allem aber ihr Arzt, der ſie aus einer ſchweren Krankheit glücklich gerettet hatte.

Nach ſolchen Vorbereitungen erſchienen zwei Jeſuiten unter der Maske italieniſcher Edelleute im Palaſte Guſtav Adolphs, um ſeine Tochter in den Schoos der allein ſelig machenden Kirche zurück zu führen und dieſen gelang es auch bald die Königin in der ſchon begonnenen Bekehrung weiter zu bringen.

Nachdem ſie nun ihr Vaterland und den Thron verlaſſen hatte, wählte ſie Italien, die Heimath der Künſte und des Katholicismus, zu ihrem künftigen Aufenthalte und trat ihre Reiſe in Männerkleidern durch die Niederlande und Deuſchland an.

In Brüſſel, wo ſie ſich faſt ein Jahr aufhielt, legte ſie am 24. December 1654 heimlich, in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier das katholiſche Glaubensbekenntniß in die Hände eines Dominikaners nieder, und ging dann nach Innsbruck, wo der Uebertritt zum Katholicismus am 3. November 1655 mit der größten Feierlichkeit öffentlich vollzogen wurde. Von Innsbruck begab ſich Chriſtina nach Italien, um von dem Papſte die Firmung zu erhalten. Alle Städte, die jetzt ihr Weg berührte, waren feſtlich geſchmückt, ſo daß die ganze Reiſe von Innsbruck bis Rom einem Triumph ähnlich war. In Rom ſelbſt hatte man die höchſte Pracht aufgeboten, als ſie, überhaupt das Auffallende und Außerordentliche liebend, zu Pferde in der Tracht einer Amazone, unter dem Zuſamenſtrömen einer großen ſie anſtaunenden Volksmenge ihren Einzug hielt.

Als ſie im Vatikan angelangt war, ſtieg ſie vom Pferde und begab ſich in den großen Saal, wo Alexander VII. mit ſeinem Conſiſtorium ſie erwartete. Kaum war Chriſtina dem heiligen Vater vorgeſtellt worden, ſo fiel ſie vor ihm auf die Kniee und küßte voll Ehrfurcht ſeinen Fuß, worauf er ihr den apoſtoliſchen Segen ertheilte, ſie dann zur Firmung führte und ihr den Namen Alexandra beilegte. Nun bezog die Königin den Farneſiſchen Palaſt, verſammelte bald einen Hof von Gelehrten und Künſtlern um ſich her und vermehrte ihre Sammlungen von Büchern und Kunſtſchätzen, die ſie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatte.

Im Sommer des folgenden Jahres trat ſie die Reiſe nach Frankreich an, was aber unter ſo zerrütteten Vermögens-Umſtänden geſchah, daß ſie erſt ihre Juwelen verpfänden mußte, um das nöthige Geld herbei zu ſchaffen. Ganz Paris war in geſpannter Erwartung dieſes Wunder einer Frau zu ſehen, ja ſelbſt der damals erſt 18jährige Ludwig XIV. wagte nur ſchüchtern ſich ihr vorſtellen zu laſſen. Dagegen faßten aber die Damen des Hofes bald wieder Muth, da ſie die hohe Schulter, die kleine Geſtalt, den nachläßigen Anzug, und die ärmliche Begleitung der Königin ſahen. Sie fanden, daß ſie ſich zum Erſtaunen wenig Zwang anthue, über alles frei urtheile, im Schauſpiele laut auflache, zuweilen gar in Geſellſchaft einen Schenkel über den andern ſchlage und was der Todſünden in den Augen dieſes an die ſtrengſte Beobachtung äußerer Formen gewöhnten Hofes mehr waren. Doch that ſie Alles, um die Damen mit ſich auszuſöhnen, indem ſie ihnen mit der größten Höflichkeit entgegen kam, ihnen Schmeicheleien ſagte, und die Unterhaltung immer nach ihren Ideenkreiſe herab ſtimmte. Die Männer von Geiſt und Bildung bezauberte ſie durch den bewunderungswürdigen Umfang ihres Wiſſens und durch die ungezwungene lebendige und eindringende Art, mit der ſie von Allem zu ſprechen wußte. Nach einigen Monaten verließ ſie Paris und beſuchte auf der Rück-

reiſe nach Italien die berühmte Ninon de Lenclos (die Aspaſia der Franzoſen), welche ihr ſehr wohl gefiel, auf deren Landſitze.

Nach einem prächtigen Einzuge in Turin reiste ſie eine Zeitlang in Italien umher, hielt ſich aber nirgens lange auf. Im nächſten Herbſte wollte ſie zum zweiten Male nach Frankreich gehen und kam im Oktober 1657 wieder in Fontainebleau an. Allein dießmal erregte ſie ſchon die erſte Aufmerkſamkeit nicht mehr, und führte durch eine willkürliche und grauſame Handlung, welche 14 Tage nach ihrer Ankunft auf ihren Befehl vollzogen wurde, ſo viel Unwillen herbei, daß man den Wunſch nach ihrer Entfernung deutlich wahrnehmen ließ.

Es war nämlich der Königin Chriſtina hinterbracht worden, daß ihr Oberſt-Stallmeiſter Marquis Monaldeschi, der bisher hoch in ihrer Gunſt geſtanden, wichtige, ihm anvertraute Geheimniſſe verrathen habe. Die eigentliche Veranlaſſung wird aber, wie nachfolgend erzählt. Chriſtina wurde von der Schönheit und den Talenten der Tochter ihres Banquiers Juſtiniani zu Rom ſo ſehr eingenommen, daß ſie ſich dieſelbe von ihrem Vater zur Geſellſchafterin erbat. Juſtiniani gab ihr aber unter dem Vorwande eine abſchlägige Antwort, nachdem er ſich äußerte, daß er ohne Beiſtimmung des Kardinals Farneſe über ſeine Tochter nicht verfügen könne, da dieſer ihr Beſchützer ſey, und ſie dem jungen Sentinelli aus Florenz zur Gemalin beſtimmt habe. Die Königin, die aber ihren Willen behaupten wollte, nahm jetzt den jungen Sentinelli und ſeinen ältern Bruder in ihre Dienſte, machte dieſen zu ihrem Garde-Hauptmann und gab jenem eine Penſion mit der Hoffnung die Juſtiniana auszuſtatten und ſie an ihn zu verheirathen. Bald aber widerſetzte ſie ſich dieſer zugeſicherten Verbindung und Juſtiniana mußte bemerken, daß die Königin ſelbſt eine Neigung zu Sentinelli gefaßt habe, worüber ein gegenſeitiger Briefwechſel zwiſchen Juſtiniana und dem damaligen Günſtling der Königin, dem Marquis Monaldeschi, der über den Kaltſinn der Königin und den Triumph ſeines Nebenbuhlers aufgebracht war, entſtand. Dieſer Briefwechſel fiel zuletzt der Königin in die Hände, und da ſie noch immer der Meinung war, über das Leben ihrer Diener unumſchränkt gebieten zu können, ſo hielt ſie eine Art von Gericht und ſprach ſogleich das Todes-Urtheil gegen den treuloſen Monaldeschi aus, welches auch auf der Stelle im königlichen Schloße zu Fontainebleau in der ſogenannten Hirſch-Gallerie in Gegenwart des Pater de Bel am 10. November 1657 von dem Grafen Sentinelli durch mehrere Degenſtiche an dem Wehrloſen vollſtreckt wurde.

Nachdem Chriſtina über dieſe unwürdige That, die ihren Namen der Mit- und Nachwelt Preis gab, noch ſechs Monate in Frankreich verweilt, kehrte ſie im Frühjahre 1658 zum dritten Male nach Rom zurück, wo ihrer neue Unannehmlichkeiten warteten, da ihre Gelder aus Schweden ausblieben und Niemand ihr Vorſchüſſe machen wollte. In dieſer Noth mußte ſie ſich an den Papſt wenden, der ihr jährlich 12,000 Scudi anwies; eine Summe, die aber viel zu gering war, um ihrem Mangel abzuhelfen, noch weniger ihrer Freigebigkeit zu genügen. Zudem fehlte es auch nebſt dieſer Geldverlegenheit nicht an ſonſtigen Reibungen und mißlichen Vorfällen, die dadurch herbei geführt wurden, daß ſie ſich in die Intriguen des päpſtlichen Hofes und in die Streitigkeiten der Kardinäle einmiſchte.

Als ſie daher die Nachricht erhielt, daß ihr Vetter Karl X. von Schweden geſtorben ſey, faßte ſie den Entſchluß, unter dem Vorwande ihre verwirrten Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen, nach Schweden zurück zu reiſen, in Wahrheit aber, um zu ſehen, ob ſie den übereilt verlaſſenen Thron nicht wieder beſteigen könne. Aber daran war nicht mehr zu denken; ja ſie erregte vielmehr durch ihr öffentliches Meſſe hören in Schweden allgemeines Aergerniß, und da ſie zu ſtolz war, um es einzuſtellen, ſo wurde ſie durch einen Tumult des Pöbels gezwungen, die Kapelle, welche ſie in den ihr angewieſenen Zimmern des königlichen Schloſſes hatte einrichten laſſen, zu ſchließen und ihre Prieſter zu entfernen.

Hierauf ging ſie nach Hamburg, blieb aber nur ein Jahr daſelbſt und kehrte dann wieder nach Rom zurück, wo ſie ſich vom Neuen bald in Familienſachen, bald in Staatshändel einmiſchte, dafür aber nirgens ſich Dank erwarb.

Da ihre Gelder noch immer nicht regelmäßig einliefen, ſo begab ſie ſich im Jahre 1666 zum zweiten Male nach Schweden, litt aber daſelbſt noch größere Kränkungen als das erſte Mal, nachdem ihr der Aufenthalt nur unter der Bedingung zugeſtanden wurde, daß ſie ſich ſowohl für ihre Perſon als ihre Umgebung, der Uebung des katholiſchen Kultus enthalte, was ihr in Norköping mit der Weiſung bedeutet wurde, entweder umzukehren oder ihre Geiſtlichen zu entlaſſen.

Chriſtina wählte das Erſtere und ſegelte, ohne Stockholm geſehen zu haben, nach Hamburg, wo ſie ihre Geldgeſchäfte glücklich in Ordnung brachte. Im Oktober 1668 kehrte ſie darauf zum letzten Male nach Rom zurück, lebte daſelbſt noch 21 Jahre und ſtarb endlich im 63. Jahre ihres Alters (1689).

Sie ward in der Peterskirche beigeſetzt, wo ihr der Papſt ein Denkmal mit einer langen Inſchrift errichten ließ, obſchon ſie ſelbſt nur die wenigen Worte verlangt hatte: Vixit Christina LXIII.

Das Leben dieſer Königin zeigt eine Folge von Ungleichheiten und Widerſprüchen; man ſieht von einer Seite Stolz, Seelengröße, Freimüthigkeit, Sanftmuth, von der andern Seite Eitelkeit, Härte, Rachſucht und Verſtellung. Ihre Kenntniß des Menſchen und ihr durchdringender Verſtand, bewahrten ſie aber nicht vor thörichten Planen, aſtrologiſchen Träumen und andern Täuſchungen. Ihre hinterlaſſene Selbſtbiographie, ſo wie die Memoiren über ihre Regierung und ihre Muſe, welche von ihrer eigenen Hand, oder doch unter ihren Augen abgefaßt ſind, zeigen von großem Ernſt und Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt und von dem freien und weiten Geſichtskreis ihres Geiſtes.

I. Bd. 73

Otto III. läßt ſich die Gruft Karl des Großen öffnen.

In dem Gewölbe findet man Karl den Großen noch unverweſen in aufrechter Stellung auf ſeinem Throne ſitzend.

Jahr 1000.

Nachdem das von der fränkiſchen Monarchie durch den Vertrag zu Verdun losgeriſſene Deutſchland nach der Abſetzung Karl des Dicken im Jahre 887 ein Wahlreich, als für ſich beſtehend geworden iſt, gelangte es durch die Tüchtigkeit ſeiner Regenten bald zu einer überwiegenden Größe in dem europäiſchen Völkerverbande, und trug als Preis ſeiner Macht die Kaiſerkrone davon, welche eigentlich nur den Franken beſtimmt war.

Nach dem Tode Konrads von Franken, dem erſten deutſchen Wahlkönig, gelangte das ſächſiſche Haus durch die Wahl der Fürſten auf den deutſchen Kaiſerthron, und Heinrich I., beigenannt der Vogelſteller, war aus demſelben der Erſte und auch würdige Regent.

Ihm folgte im Jahre 936 ſein Sohn Otto I, beigenannt der Große, der die, von ſeinem Vater gebrochene Bahn wider in- und ausländiſche Feinde mächtig erweiterte, und mit Recht ſein Sohn zu ſeyn verdiente.

Otto war der erſte Fürſt, der in Gegenwart aller Herzoge zu Aachen gekrönt wurde, und ſeit dieſer Zeit blieb dieſe Stadt durch viele Jahrhunderte die Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer.

Bei dieſer Feierlichkeit treten zuerſt die nachher üblich gewordenen Ceremonialwürden der großen Vaſallen; die des Erzkämmerers, Erztruchſeſſen, Erzſchenken und Erzmarſchalls hervor. Der Herzog Giſelbert von Lothringen beſorgte nämlich die allgemeine Bewirthung, da Aachen zu ſeinem Herzogthume gehörte; Eberhard von Franken ſorgte für das Eſſen, Herzog Hermann von Schwaben machte den Mundſchenk, und Arnulph von Baiern ſorgte für das Heer und den Marſtall. Auch die drei deutſchen Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln waren zugegen, von welchen dem Mainzer-Erzbiſchofe das Salbungsgeſchäft zufiel.

Ottos merkwürdigſte Thaten waren die völlige Bezwingung und Vertreibung der raubluſtigen Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg im Auguſt 955, ſo wie die Vereinigung Italiens mit Deutſchland, als Berengar, dem wohl Italien zum Lehn ertheilt worden war, durch ſeine willkürlichen Handlungen von den Biſchöfen und Grafen ohne Widerſtand für abgeſetzt erklärt, und Otto vom Erzbiſchofe von Mailand zum Könige von Italien gekrönt wurde *).

Bald darauf erfolgte auch zu Rom, nämlich am 2. Februar 962 vom Papſte Johann dem XII. die Kaiſerkrönung, durch welch Letztere Otto zunächſt die Oberherrſchaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet erhielt. Aber noch viel folgenreicher war es, daß die Kaiſerwürde, welche unter den ſchwachen italieniſchen und burgundiſchen Fürſten ihre Bedeutung ganz eingebüßt hatte, durch die Macht des deutſchen Königs, bei deſſen Nachfolgern ſie blieb, bis auf die gänzliche Auflöſung des Reiches in unſern Tagen neuen Glanz erhielt, und die Vorſtellung von jener höhern den Nachfolgern Auguſts und Konſtantins zuſtehenden Ohnmacht wieder erwachte.

Otto ſchon bei ſeinem Leben der Große genannt, ſtarb im Jahre 973 in ſeinem ein und ſechzigſten Jahre allgemein geehrt und gefürchtet, als der mächtigſte Herrſcher ſeiner Zeit. Ihm folgte ſein jüngſter Sohn Otto II., der, da deſſen Brüder vor dem Vater geſtorben waren, von dieſem als Mitregent angenommen und zum römiſchen Könige gekrönt wurde; alſo der erſte römiſche König, den uns die Geſchichte der Deutſchen aufſtellt.

Otto hatte von ſeinem Vater jenen heftigen unſteten Geiſt geerbt, der ſich mit großen Entwürfen beſchäftigt, und zu ihrer Ausführung eilt, bevor ſie noch völlig gereift ſind. Da er aber ſchon im neun und zwanzigſten Jahre ſeinen mißlungenen Entwürfen unterlag, ſo hatte er nicht das Glück, die Welt mit den Uebereilungen ſeiner Jugend auszuſöhnen.

---

*) Damals lebte in Italien ein treuloſer Tyrann, Namens Berengar, Markgraf zu Ivrea. Dieſer hatte Lothar, den jungen König von Italien, durch Gift aus der Welt geſchafft und deſſen Witwe, die ſchöne Adelheid, welche von Geburt eine Königstochter aus Burgund war, gefangen genommen, weil ſie ſich weigerte ſeinen Sohn Adalbert zum Manne zu nehmen. In dem finſtern Thurme eines Schloſſes am Garda-See ſaß die Unglückliche vier Monate, bis ſie endlich durch Hilfe ihres getreuen Kaplans die Flucht ergreifen und nach dem feſten Schloſſe Canoſſa, das an einem hohen Felſen ſtand, gelangen konnte, wo ſie Azzo, der Herr des Schloſſes, in Schutz nahm und gegen Berengar vertheidigte. Otto, der gerade Witwer war und dem jetzt die ſchöne Adelheid Hand und Reich anbot, zog mit ſeinem Heere heran und trieb den Berengar voll Schrecken von den Mauern des Schloſſes hinweg. Gleich darauf huldigte ihm das Reich Italien, wo ſeit Arnulph kein Deutſcher mehr als König oder Kaiſer geherrſcht hatte, und Otto kehrte nach dem Hochzeitsfeſte, welches zu Pavia mit großer Herrlichkeit gefeiert wurde, im nächſten Jahre mit Adelheid wieder nach Deutſchland zurück.

Sein Nachfolger Otto III., ein Fürſt von herrlichen Anlagen, vieler Bildung und empfänglich für große Unternehmungen, war drei Jahre alt, als ihm auf den Vorſchlag ſeines Vaters die deutſchen Fürſten nach Verona zu einem Reichstage beriefen, und dort zum Nachfolger wählten, worauf er in Aachen von dem Erzbiſchofe von Mainz gekrönt wurde.

Nach dem Tode ſeines Vaters entſchieden nun die Fürſten treu dem Worte, das ſie Otto dem II. gegeben hatten, und beſtimmten zugleich, daß ſeine Mutter Theophania indeſſen die Vormundſchaft führe.

Heinrich von Baiern, der Vormund werden wollte, mußte gehorchen, und die Eintracht der deutſchen Fürſten befeſtigte das Reich, in welchem die geiſtvolle und thätige Mutter als Vormünderin, die kluge Großmutter Adelheid, und Otto des II. verſtändige Schweſter Mathilde, Aebtiſſin von Quedlinburg, die bisherige Reichsverweſerin, Ordnung und Ruhe erhielten.

Schon als Knabe begleitete Otto die deutſchen Kriegsheere auf ihren Zügen gegen die Slaven, als er aber heranwuchs richtete er vorzüglich ſeine Thätigkeit nach Italien.

Die Römer konnten bei dem Gedränge der Parteien gegen einander einer auswärtigen Macht, welche für die eine oder die andere entſchied, nicht entbehren, und da doch einmal der deutſche König als Kaiſer ihr Oberhaupt ſein ſollte, ſo wandten ſie ſich immer wieder an dieſen.

So geſchah es auch jetzt, nachdem ein edler Römer, Namens Crescentius, mit dem Titel eines Konſuls aufs Neue das Uebergewicht in Rom erhalten hatte, und nun mit tyranniſcher Gewalt über die Stadt, ſo wie über den Papſt Johann gebot. Otto trat nach dem Verlangen des römiſchen Biſchofs den Zug nach Italien an, allein in Ravenna angelangt, erhielt er ſchon die Nachricht von dem Tode Johanns, worauf er beſchloß, ein Mittel anzuwenden, durch welches die deutſche Herrſchaft am beſten in Italien behauptet werden könnte.

Da bisher ausſchließend nur Italiener auf dem päpſtlichen Stuhle geſeſſen waren, ſo wollte er jetzt die Wahl eines deutſchen Papſtes und beſtimmte dazu den jungen Bruno, einen Enkel des verſtorbenen Frankenherzogs Konrad, den er durch den Erzbiſchof von Mainz, unter dem Namen Gregor V. einführen ließ. Otto ging hierauf ſelbſt nach Rom, und wurde als ein ſechzehnjähriger Jüngling von dem neuen Papſte mit der Kaiſerkrone geſchmückt.

Aber kaum war der junge Otto nach Deutſchland zurückgekehrt, ſo erſchien wieder der wilde Crescentius und rief zu dem römiſchen Volke: »Schlaft ihr Männer von Rom? Unſere Urväter haben einſt die ganze Welt beherrſcht, und wir ſollen jetzt einen Fremden aus jenem Volke, das einſt den Römern um Sold gedient, über uns als Herrn erkennen?«

Mit dieſen Worten ſpornte er den Stolz des römiſchen Volkes und brachte es ganz auf ſeine Seite, worauf er den deutſchen Papſt vertrieb und einen ſchlauen Calabreſen auf deſſen Stelle, unter dem Namen Johann XVI., erheben ließ. Ja er wollte ſogar die Stadt Rom von dem abendländiſchen Kaiſerthume trennen, und ſie dem griechiſchen unterwerfen. Otto eilte aber auf dieſe Nachricht ſogleich mit einem Heere nach Rom, belagerte den Crescentius in einem ſtarken Thurme, welcher ſpäter die Engelsburg genannt worden iſt, und als ſich der Trotzige nach langem Widerſtande ergeben hatte, ließ er ihn, nebſt zwölf andern Mitſchuldigen enthaupten.

Otto ſtellte Ruhe und Ordnung wieder her, und Gregor V. beſtieg aufs Neue den römiſchen Stuhl, erfuhr aber bald das Schickſal ſo vieler Deutſchen in Italien, und ſtarb in einem jugendlichen Alter, worauf Otto ſeinen Freund und Lehrer Gerbert zum Papſte wählen ließ, der dann als ſolcher unter dem Namen Sylveſter II. den päpſtlichen Stuhl beſtieg.

Je länger aber Otto in der Stadt zwiſchen den Trümmern der alten Herrlichkeit wandelte, um ſo heftiger ward ſeine Liebe zu ihr, und ſchon faßte er den Entſchluß für immer in Rom zu bleiben und es wieder zum Mittelpunkte der Weltherrſchaft zu machen, aber damit waren weder die Deutſchen noch die Römer zufrieden, und ſo kehrte Otto nach Hauſe zurück.

Bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland, welche zu Anfang des Jahres 1000 geſchah, begleiteten ihn viele vornehme Römer, mit welchen er eine Wallfahrt nach Polen unternahm, wo der heilige Adalbert, Biſchof von Prag, welchen die Preußen erſchlagen hatten wie er ihnen das Evangelium predigte, begraben lag, und ſtiftete dieſem Märtyrer zu Ehren ein Erzbisthum zu Gneſen.

Hierauf zog er durch das Sachſenland an den Rhein und zeigte den Römern wie ganz anders Deutſchland geworden war, ſeit jener Zeit, wo Hermann (Arminius) den römiſchen Feldherrn Quintilius Varus im Teutoburger-Walde geſchlagen hatte.

Dann ging er nach Aachen und verlangte andachtsvoll das Grab Karl des Großen zu eröffnen. Als man nun das Gewölbe, in welchem der Leichnam dieſes unſterblichen Helden aufbewahret war, erbrochen hatte, fand man dieſen noch unverweſen auf ſeinem Throne in aufrechter Stellung ſitzend im kaiſerlichen Schmucke, auf dem Haupte eine Krone, in der Hand einen Kelch, an der Seite das Schwert, auf den Knieen das Evangelienbuch, und zu den Füſſen Zepter und Heerſchild des deutſchen Reiches.

Otto betrachtete mit ſtiller Ehrfurcht das bleiche und noch im Tode majeſtätiſche Antlitz des gewaltigen Eroberers, und nahm ſodann zum Andenken ein goldenes Kreuz, welches Karl auf der Bruſt hangen hatte, hinweg. Nachts darauf ſoll ihm, wie das Volk ſich erzählte, Karl der Große im Traume erſchienen ſeyn und ihm ſeinen nahen Tod geweiſſagt haben, und wirklich ſtarb er zwei Jahre darauf in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre, der jedoch ungegründeten Sage nach an Gift, was ihm die Witwe des Crescentius beigebracht haben ſoll.

I. Bd. 74.

Frankreich.

Napoleon am Sterbebette ſeines Großoheims Lucian.

Der Erzprieſter Lucian ſegnet Napoleon, und ſpricht zu den verſammelten Gliedern ſeiner Familie, daß dieſer das Haupt der Familie werden wird.

Jahr 1778.

Napoleon, unſtreitig der merkwürdigſte Mann unſerer Zeit, deſſen Name in der Geſchichte unvergeßlich bleiben wird, war der Sohn des Karl Buonaparte, eines Advokaten aus Ajaccio, der Hauptſtadt auf der Inſel Korſika, und der Lätitia Ramolini, einer der ſchönſten Frauen ihrer Zeit.

Die Familie Buonaparte iſt aber nicht korſikaniſchen Urſprungs, ſondern gehört vielmehr unter die Zahl derjenigen, die aus politiſchen Urſachen das italieniſche Feſtland verließen, und ſich in Korſikas Seeſtädten niedergelaſſen haben.

Uebrigens bleibt Korſika merkwürdig durch Napoleons Geburt. Es gehörte vor den punniſchen Kriegen den Karthagern, dann den Römern, den Vandalen, Gothen, griechiſchen Kaiſern, und ſeit dem Jahre 806 den Genueſern, welche wieder von den Arabern im Jahre 850 verdrängt wurden. Die Inſel kam nun bis zum Jahre 1285 unter die Herrſchaft der Piſaner, denen es die Genueſer wieder abnahmen. Gegen dieſe empörten ſich die Korſen im Jahre 1729, erwählten den Baron Theodor von Neuhof zum Könige, der aber im Jahre 1738 bei der Ankunft der zu Hilfe gerufenen kaiſerlichen Heere die Inſel verließ. Indeſſen brach im Jahre 1741 eine zweite Empörung aus. Pascal Paoli ward im Jahre 1755 General, und die Genueſer gaben im Jahre 1768 die Inſel an die Franzoſen ab, welche ſie im Jahre 1774 gänzlich eroberten. Paoli, der geflohen war, kehrte zurück, und als man ſeine Auslieferung verlangte, erſchien im Jahre 1794 eine engliſche Flotte, durch deren Hilfe die Korſen zwar ſiegten, denen ſie ſich aber auch unterwerfen mußten. Die Franzoſen vertrieben zwar die Engländer wieder, und ſo beſteht nun Korſika ſeit dem Jahre 1811 als ein franzöſiſches Departement, deſſen Hauptſtadt Ajaccio iſt, wo ein Präfekt ſeinen Sitz hat.

Sobald Napoleon zu ſeiner Größe gelangte, gaben ſich die Genealogen oder beſſer geſagt, die Schmeichler viele Mühe, ſeine Abſtammung auf ein hohes Alter zurückzuführen, und ſeinen Ahnen einen ausgezeichneten Rang und Einfluß zuzutheilen; allein Napoleon ſelbſt ſetzte wenig Werth auf derlei, oft mit aller Unwahrſcheinlichkeit herbeigeführten Geſchlechts-Deductionen, und ſagte einſt lächelnd, als man ihn ſogar als den Sprößling eines gothiſchen Königs bezeichnen wollte, »er leite ſein Geſchlecht von der Schlacht bei Montenotte (12. April 1796) her, der erſten, welche er gegen die Oeſterreicher und Sardinier im italieniſchen Feldzuge gewonnen hatte.

Indeſſen gaben aber dieſe genealogiſchen Forſchungen dennoch einiges Licht von der Familie Napoleons.

So erſcheint dieſe in dem goldenen Buche zu Bologna, gehörte in Florenz zum Stande der Patrizier, und war mit den größten Häuſern Toskanas, ja mit Medicäern ſelbſt verwandt. Sie hatte Treviſo Souveraine gegeben. Mehrere Buonaparte haben ſich im fünfzehnten Jahrhunderte in den Künſten und Wiſſenſchaften ausgezeichnet. Andere haben ſich in den Bürgerkriegen Italiens, Ruhm erworben. Selbſt der Name Napoleon, den der Kaiſer ſo groß gemacht hat, war in der Familie nur als Erinnerung an eines ihrer Mitglieder geblieben, nämlich an Napoleon degli Urſini, der ſich durch ſeine Tapferkeit und ſeine militäriſchen Talente ausgezeichnet hatte. Der Lehrſtuhl der Jurisprudenz auf der Univerſität zu Pavia hatte zum Gründer einen Nikolaus Buonaparte, einen berühmten Rechtsgelehrten, deſſen Neffe Jakob Buonaparte, die beſte Geſchichte geſchrieben hat, die wir über die Plünderung Roms durch die Soldaten des Connetable von Bourbon beſitzen. Jakob war Zeuge dieſes merkwürdigen Ereigniſſes geweſen. Ein anderer Buonaparte iſt Verfaſſer eines der älteſten italieniſchen Theaterſtücke »die Witwe,« worin man dichteriſchen Schwung und dramatiſche Situationen findet. Der Name Buonaparte glänzt auch in den Jahrbüchern der italieniſchen Diplomatik, nachdem ein Buonaparte den Auswechslungsvertrag zwiſchen Livorno und Sarpane unterſchrieben hat, endlich war die Mutter des Papſtes Paul des V. auch eine Buonaparte geweſen *).

Die Voraltern Napoleons hatten, wie ſchon erwähnt wurde, an den Bürgerkriegen in Italien während des Mittelalters thätigen Antheil genommen. Sie waren in dem welthiſtoriſchen Kampfe der Welfen und Ghibellinen (zweier Fürſtenhäuſer, deren Namen endlich das Feldgeſchrei der ſtreitenden Anhänger des Papſtes und des Kaiſers wurden), den Ghibellinen (der Hohenſtauf'ſchen Kaiſerpartei) beigetreten, und von den in Italien ſiegenden Welfen aus Florenz vertrieben worden. Sie verließen alſo zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Feſtland und zogen ſich nach Ajaccio auf Korſika zurück, wo ſie ſich bald mit berühmten genueſiſchen und korſikaniſchen Familien

*) Paul V. Borgheſe regierte den römiſchen Staat vom Jahre 1605 bis 1621.

verbanden, Landeigenthum erwarben, und einen großen Einfluß in dem Diſtrikte Talavo, wo ihre Beſitzungen lagen, erhielten.

Karl Buonaparte, nicht allein durch ſeinen Sohn, ſondern auch durch ſich ſelbſt ausgezeichnet, hatte zu Rom und Piſa die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt, und beſaß neben einer gewinnenden Geſtalt und einem ſcharfen Verſtande die Gabe, natürlicher, eindrucksvoller Beredſamkeit.

Dabei erwarb er ſich entſchiedene Verdienſte um die Befreiung ſeiner Landsleute vom genueſiſchen Joche als Anführer ſeines Diſtrikts, während der Unabhängigkeitskriege unter Paoli, dem ehrwürdigen General-Kapitain von Korſika, deſſen Freundſchaft, ſo wie die Achtung aller Patrioten er im hohen Grade gewann.

Mitten in dieſem Kriegsgetümmel heirathete Karl Buonaparte die ſiebenzehnjährige Lätitia Ramolini, eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, die mit bewunderungswürdiger Seelenſtärke begabt war. Sie begleitete ihren Gemal, den treuen Gefährten Paolis in dem Kriege, den dieſer zuerſt gegen die Genueſer, die Unterdrücker, dann gegen die Franzoſen, die Eroberer ſeines Vaterlandes führte, und ſah zur Zeit der entſcheidenden Schlacht von Ponte-Nuovo, welche die Letzteren gewonnen hatten, ihrer zweiten Niederkunft entgegen *). Der franzöſiſche General Devaux gewährte ihr daher ſicheres Geleite zur Rückreiſe nach ihrem Hauſe in Ajaccio, wo ſie zwei Monate nach dem entſcheidenden Sieg der Franzoſen einen Sohn gebar, der zum Andenken an den berühmten Napoleon Urſini, Napoleon genannt wurde.

Es war am 15. Auguſt des Jahres 1769 (nach Andern am 5. Februar 1768), dem Tage der Himmelfahrt Maria, wo ſie trotz des vorgerückten Zuſtandes ihrer Leibesgeſegentheit darauf beſtand, dem Gottesdienſte in der Kirche beizuwohnen; aber bald ſah ſie ſich genöthigt wieder ſchleunig heimzukehren. Da ſie jedoch nicht mehr im Stande war ihr Schlafgemach zu erreichen, ſo mußte ſie auf einem alten in der Eile herbeigeſchafften Teppich, der mit großen Figuren der Helden der Fabel oder vielleicht der Iliade durchwirkt war, denjenigen gebären, der einſt der größte Krieger, Geſetzgeber und Regent der neueſten Zeit werden ſollte.

Die Wiege und die erſten Jahre großer Männer ſind nicht ſelten mit einem Schleier bedeckt, und obwohl ſie frühzeitig ſchon Spuren von ungewöhnlichen Eigenſchaften an ſich tragen, ſo erkennen doch nur Wenige, aber dieſe prophetiſch die zukünftige Größe. Unter ſolche gehörte ein alter Oheim Buonapartes, Namens Lucian, Archidiaconus von Ajaccio, der Taufpathe ſeines nächſtfolgenden Bruders. Er war ein Mann voll Weisheit und Gelehrſamkeit, hochverehrt im Lande, Schiedsrichter bei Streitfragen, Friedensſtifter bei Zwiſtigkeiten.

Seine kluge Sorgfalt und Sparſamkeit hatten das verſchuldete Erbgut der Familie erhalten, und Karl Buonapartes Vermögens-Umſtände, welche durch den Unabhängigkeitskrieg und den unglücklichen Ausgang ſpekulativer Unternehmungen ſehr gelitten hatten, wieder gebeſſert. Mit Freude bemerkte der würdige Erzprieſter den durchdringenden Verſtand, den Hang zum Nachdenken und die Beharrlichkeit des Willens, die ſich in ſeinem Neffen täglich mehr entwickelte, und weihte ihm deßhalb auch eine aufrichtige Freundſchaft.

Als die Sterbeſtunde dieſes guten Großoheims herannahte, ließ er die Glieder ſeiner Familie um ihn verſammeln, damit er ſie ſegne, und ſprach bei dieſer feierlichen Handlung in ſeinen letzten Worten gleichſam eine Weiſſagung der künftigen Größe ſeines geliebten Neffen aus. »Joſeph,« ſprach der ſterbende Greis, »iſt der Aelteſte, aber Napoleon wird das Haupt der Familie werden; gedenket meiner Worte.« Napoleon ſagte ſpäter davon, es war eine wahrhafte Enterbung wie die Eſaus zu Gunſten Jakobs*); und dieſe denkwürdige Auszeichnung verdankte er ſeinem ernſten und überlegten Benehmen, ſo wie ſeinem geſunden Sinne und hohen Verſtande, den er ſchon Frühe gezeigt hatte.

---

*) Karl Buonaparte hatte mit ſeiner Gemalin Lätitia Ramolini dreizehn Kinder erzeugt, von denen acht am Leben blieben, nämlich fünf Söhne und drei Töchter.

Joſeph, Graf von Survilliers, Erkönig von Spanien, geboren zu Ajaccio am 7. Jänner 1767, nach dem Almanac imperial aber am 5. Februar 1768.

Napoleon, Kaiſer von Frankreich.

Ludwig, Graf von St. Leu, Erkönig von Holland, geboren zu Ajaccio am 2. September 1778.

Hieronimus, ſeit dem Jahre 1816 Herzog von Montfort, Erkönig von Weſtphalen, geboren zu Ajaccio am 15. December, nach Andern am 15. November 1784.

Maria Anna, ſpäter Eliſa genannt, geboren zu Ajaccio am 8. Jänner 1777. Sie war die Gemalin des Felix Pasquale Bacciochi, der durch das ſeiner Gemalin zugetheilte Fürſtenthum Lucca und Piombino im Jahre 1805 den Fürſtentitel erhielt.

Carletta, nachher Maria Paulina genannt, geboren zu Ajaccio am 22. April 1781, Gemalin des Camillo Fil. Ludov. Borghése, Fürſt von Sulmona und Roſſano, vormals Herzog von Quaſtalla.

Annunciata, dann Karolina genannt, die jüngſte Schweſter Napoleons, und Gemalin des Joachim Murat, Königs von Neapel.

Napoleons Vater ſollte weder den Glanz noch den jähen Fall ſeines Hauſes erleben, da er ſchon im Jahre 1785 im acht und dreißigſten Jahre ſeines Alters am Magenkrebs ſtarb; wohl aber der Mutter war es beſchieden, Alles zu ertragen, was das mütterliche Herz am tiefſten empfinden mag, den vollen tragiſchen Wechſel des Schickſals, und eine ſchmerzlich reiche Ernte des Todes unter den Gliedern ihrer Familie. Seit dem Jahre 1814 in Rom, ſtarb ſie daſelbſt am 2. Februar 1836 im ſechs und achtzigſten Lebensjahre.

*) Eſau und Jakob waren die beiden einzigen Söhne Iſaaks, und erſt ſpät, nach langer Unfruchtbarkeit der ſchönen Rebekka geboren.

I.Bd.75.

Deutſchland.

Die zwei unzertrennlichen deutſchen Freunde.

Herzog Ernſt von Schwaben und Graf Werner von Kyburg fallen aus Freundſchaft für einander unter den Schwertern der Kaiſerlichen.

Jahr 1030.

Der unerwartete Tod Kaiſer Otto des III., der noch unvermält in der Blüthe ſeiner Jahre zu Palermo in Italien ſtarb, ſtürzte das Gebäude, welches ſein Großvater Otto der Große mit ſo vieler Mühe aufgeführt hatte, wieder zuſammen.

In Deutſchland war man bisher gewohnt, die Söhne ihrer verſtorbenen kaiſerlichen Väter nachfolgen zu ſehen; bei dem unerwarteten und kinderloſen Abſterben Otto des III. entſtand daher eine große Spannung, da man in der Eile nicht wußte, aus welchem Hauſe man den künftigen Kaiſer wählen ſollte.

Uebrigens traten bald drei Kronwerber auf; nämlich der Herzog Heinrich von Baiern, der als ein Urenkel Kaiſer Heinrich des I. mit dem ſächſiſchen Hauſe verwandt war; Herzog Hermann von Schwaben, der ſich bereits mit einem Heere bei Worms lagerte um Heinrich den Weg nach Mainz zu verlegen, wo ſich die fränkiſchen Herren verſammelt hatten und Ekard, Markgraf von Meiſſen, welcher der tapferſte Fürſt ſeiner Zeit war.

Aber das Glück war dem Herzoge Heinrich günſtiger als ſeinen Nebenbuhlern, denn Markgraf Ekard ward auf ſeiner Reiſe von den Söhnen des Grafen Siegfried von Nordheim ermordet, worauf Heinrich, der das Heer der Schwaben umging, glücklich nach Mainz gelangte. Hier wurde er von dem Erzbiſchofe und den übrigen fränkiſchen Biſchöfen und Herren als König anerkannt und auch ſogleich gekrönt. Nun fiel er dem Herzoge Hermann mit einiger Mannſchaft ins Land, verwüſtete ihm ſeine Güter und nöthigte ihn endlich zur Unterwerfung.

Von hier ging er nach Merſeburg, wo die noch übrigen Sachſen und Thüringer ihre Zuſammenkunft hielten, bei der auch Boleslaw, der tapfere Herzog von Polen ſich eingefunden hatte. Aber auch dieſe erklärten ſich für Heinrich, nachdem er ihnen die Aufrechthaltung der Geſetze und ihrer Rechte verſprochen hatte. Eben ſo erhielt er auch zu Duisburg, wo ſich die Lothringer verſammelt hatten, von dieſen ihre Einwilligung.

Nur Italien, vorhin eine Provinz von Deutſchland, machte jetzt einen Verſuch, ſich von demſelben wieder loszureißen, und wählte gleich nach dem Tode Otto des III. den Markgrafen Harduin von Ivrea zu ihrem König, der aber in den Mailändern eine Gegenpartei fand, welche Heinrich ins Land riefen. Heinrich zog auch ſogleich nach Pavia, wo er gekrönt wurde, ſobald er aber nach Deutſchland zurückgekehrt war, erſchien wieder Harduin mit einem weit größeren Anhange als zuvor, und Heinrich ſah ſich alſo nach mehreren Jahren zum zweiten Male genöthigt, nach Italien zu ziehen, worauf endlich Harduin, da er ſich jetzt von allen ſeinen Anhängern verlaſſen ſah, in ein Kloſter ging, um daſelbſt als Mönch ſeine letzten Tage zu verleben.

Heinrich unternahm im Jahre 1021 auf Anſuchen des Papſtes noch einen dritten Zug nach Italien, nachdem die Griechen ſeit der Schlacht von Baſantello in Unter-Italien immer weiter um ſich griffen, und eroberte die von ihnen neu erbaute Stadt Troja, allein böſe Krankheiten die unter ſeinen Kriegsleuten ausbrachen, nöthigten ihn zur Rückkehr und ſo blieb dieſe Unternehmung ohne Erfolg.

Heinrich ſtarb zwei Jahre darauf (1024) zu Bamberg und hinterließ den Ruf des frömmſten Mannes. Er wurde auch 122 Jahre ſpäter von dem Papſte Eugenius dem III., ſo wie ſeine Gemalin Kunigunde unter die Zahl der Heiligen geſetzt.

Nach dem Tode dieſes friedeliebenden Monarchen erloſch der ſächſiſche Königsſtamm, nachdem er dem Reiche fünf würdige Vorſteher gegeben hatte. Nun fiel die Wahl wieder auf das fränkiſche Geſchlecht, aus welchem Konrad II. auch der Salier genannt, König der Deutſchen wurde.

Konrad war ein würdiger Regent und lieferte vielſeitige Beweiſe von Klugheit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Das Volk liebte ihn und ſtellte ihn faſt dem großen Karl gleich. Was er beſchloß führte er kräftig aus. Er vereinigte das burgundiſche Reich mit dem deutſchen Reiche, befeſtigte und erweiterte die Königs- und Kaiſermacht in Deutſchland, ſo wie in Italien, ſicherte die Grenzen gegen die Slaven und Ungarn, und ſtrafte die Empörer.

Unter ſeiner Regierung trat der Gottesfriede dem Fauſtrecht entgegen; eine Beſchränkung, daß wenigſtens an den heiligen Tagen, vom Donnerstag Abends bis Sonntag Abends in jeder Woche, dann in der Advents- und Faſtenszeit, ſo wie in der Oktave der hohen Feſte die Waffen ruhen ſollten.

Den meiſten Verdruß machte dem Kaiſer aber ſein Stiefſohn, der Herzog Ernſt von Schwaben, ein edler Held voll hoher Gedanken und der Sohn der weiſen und tugendhaften Giſela, welche weit und breit im Lande als die Zierde aller deutſchen Frauen geprieſen ward. Mit ihr hatte ſich (nach dem Tode ihres erſten Gemals des Schwaben-Herzogs) Konrad, bevor er noch König wurde, vermält und ſo war Herzog Ernſt ſein Stiefſohn geworden.

Konrad wollte Burgund dem deutſchen Reiche einverleiben und erklärte alle Anſprüche der Verwandten Rudolphs für null und nichtig. Da widerſprachen ihm aber heftig der Graf Odo von Champagne, ein Sohn von Rudolphs zweiter Schweſter, und Herzog Ernſt von Schwaben, ein Enkel Rudolphs von deſſen dritter Schweſter. Die edle Giſela ſuchte indeſſen ihren Sohn Ernſt mit ihrem Gatten, dem Könige Konrad wieder auszuſöhnen, und dieſer gab ihm die große Reichs-Abtei Kempten zum Lehen.

Hierauf ging Konrad mit dem Reichsheere nach Italien, wohin er zur größeren Vorſicht ſeinen Stiefſohn Ernſt nahm. Nachdem die feierliche Krönung zu Mailand als König, und zu Rom als Kaiſer vorüber war, ſchickte er ihn wieder nach Deutſchland zurück, um daſelbſt den Frieden und die Ordnung zu bewachen. Ernſt dachte aber nicht an dieſe Pflicht, ſondern wollte im ſtolzen Vertrauen auf ſeinen Muth und ſeiner großen Macht ſein Erbrecht auf Burgund behaupten. In dieſer Abſicht ſtürmte er mit ſeinen vielen Vaſallen ins Elſaß, und brach ins burgundiſche Reich ein, wo er von einer alten Feſte aus die bei Zürich ſtand, die reichen Stifte St. Gallen und Reichenau befehdete.

Wer jetzt von den Fürſten und großen Herren dem ſtrengen Kaiſer abgeneigt war, hielt entweder öffentlich oder geheim mit dem Herzoge Ernſt. Oeffentlich war Graf Werner von Kyburg ſein anhänglichſter Freund und der Graf Welf einer ſeiner gewaltigſten Vaſallen. Dieſer Welf, reich begütert in Baiern und Schwabenland und aus demſelben Geſchlechte, von welchem Judith die zweite Gemalin des Kaiſers Ludwig des Frommen abſtammte, verwüſtete das Gebiet des Biſchofs von Augsburg, der ſich bei dem Kaiſer in Italien befand. Im Geheimen waren beſonders der Herzog Friedrich von Ober-Lothringen und der jüngere Konrad, der Frankenherzog, dem Ernſt von Schwaben zugethan.

Auf die erſte Nachricht von dem Aufſtande eilte der Kaiſer nach Deutſchland und ſprach den Grafen Welf aller Lehen verluſtig, dann berief er ſeinen Stiefſohn Ernſt nach Ulm in Schwaben vor ein offenes Gericht. Ernſt, auf ſeine Macht trotzend, erſchien vor dem Kaiſer mit allen ſeinen Vaſallen, hatte aber nicht die Abſicht, ſeinem Anſpruche zu entſagen, ſondern dachte bloß zu unterhandeln. Mit dieſem Vorſatze munterte er auch ſeine Vaſallen auf und ſprach zu ihnen: »Wohlauf ihr meine Mannen. Jetzt bezeugt mir die alte Schwabentreue, und wahrlich reich will ich euch vergelten!« Aber unerwartet gaben ihm dieſe zur Antwort: »Gegen Jedermann, o Herzog, ſind wir dir treu und zu jedem ehrlichen Werk bereit, nur nicht gegen den Kaiſer, denn freie Männer ſind wir, der Freiheit höchſter Schirmherr iſt aber der Kaiſer. Wollten wir alſo ihn aufgeben, ſo verlieren wir die Freiheit und dieſe gibt kein Ehrenmann auf bis in den Tod.« Hierauf verließen ihn Alle bis auf ſeinen Freund Werner von Kyburg. So mußte ſich jetzt Ernſt dem Kaiſer auf Gnade und Ungnade unterwerfen, worauf er als Gefangener nach der Burg Giebichenſtein an der Saale gebracht wurde.

Konrad hielt nun Gericht über die Anhänger des Herzogs Ernſt, nach welchem Graf Welf für allen Schaden Genugthuung geben und das Land verlaſſen mußte. Die feſten Schlöſſer fielen dann eines nach dem andern in die Gewalt des Kaiſers und ſelbſt aus dem feſten Kyburg, welches der tapfere Werner durch drei Monate vertheidigt hatte, mußte dieſer zuletzt noch immer als ein treuer Anhänger des gefangenen Herzogs Ernſt entfliehen.

Nach zwei Jahren entließ Konrad ſeinen Stiefſohn Ernſt wieder aus ſeiner Haft, nahm ihn in Gnaden auf, und gab ihm auf einem Reichstage zu Ingelheim im Jahre 1030 das Herzogthum Schwaben, jedoch unter der Bedingung, daß ſich Ernſt losſage von dem Grafen Werner von Kyburg, welchen der Kaiſer als den Urheber der Empörung und als einen Feind des Reiches betrachtete.

Ernſt gedachte aber der großen Treue, mit welcher Werner ihm anhänglich geblieben war, da ihm alle ſeine Mannen verlaſſen hatten, und entfernte ſich vom Reichstage mit dem Entſchluſſe, lieber Land, Habe und Gut aufzugeben, als ſeinen Freund fahren zu laſſen. Darüber erzürnte der Kaiſer, erklärte ihn des Herzogthums Schwaben für immer verluſtig, ächtete ihn als einen Feind des Reiches, und auch die Biſchöfe ſprachen über ihn den Kirchenbann aus. Beide unzertrennliche Freunde Werner und Ernſt kamen jetzt vogelfrei erklärt zu dem Grafen Odo von Champagne und hofften, da dieſer ein Feind des Kaiſers war, bei ihm Beiſtand zu finden; Odo wies ſie aber unedel von ſeiner Thüre ab, und ſo mußten Beide, von aller Welt verlaſſen, ihre Zuflucht in dem Schwarzwalde nehmen, wo ſie in einem einſamen Schloſſe, der Falkenſtein genannt, das auf einem hohen Felſen ſtand, wie zwei Löwen in einer finſteren Höhle beiſammen wohnten.

Da Jedermann wider ſie war, ſo zogen ſie auch von dieſem Schlufwinkel gegen Jedermann aus, um wenigſtens von einem Tag auf den andern nicht verhungern zu müſſen.

Indeſſen hatte der Biſchof von Koſtnitz, welcher das Schwabenland für den jungen Hermann, einem Bruder des geächteten Ernſt, verwaltete, den Kloſtervogt von Reichenau, Grafen Mangold, ausgeſchickt, die zwei geächteten Freunde Werner und Ernſt aufzugreifen und zu vernichten.

Da gaben ſich die zwei Freunde die Hand darauf, lieber im ehrlichen Kampfe zu ſterben, als länger noch wie Räuber zu leben und ſtürzten aus ihrer Höhle durch den dunklen Wald, auf ein freies Feld hervor, wo Mangold mit dem kaiſerlichen Kriegsvolke gelagert war, um den beiden Geächteten aufzulauern. Herzog Ernſt fiel zuerſt unter den Schwertern der Kaiſerlichen, und ehe noch Graf Werner den Tod ſeines Freundes rächen konnte, ſank auch er an ſeiner Seite, ihn noch mit dem Tode ringend liebevoll umfaſſend.

Dieſes Los hatten zwei ſonſt edle Seelen, welche der überkühne Muth und falſchverſtandener Ehrgeiz zum Widerſtande gegen den Kaiſer verleitete, und die wirklich verdient hätten, in einer beſſeren Sache zu fallen.

I.Bd.76.

Italien.

Der Uebertritt Konſtantin des Großen zum Chriſtenthume.

Konſtantin erblickt am Himmel über der Sonne das Zeichen des Kreuzes, und darunter die Worte: »Durch dieſes wirſt Du ſiegen.«

Jahr 312.

Nachdem die chriſtliche Religion ſeit ihrer Stiftung nach Chriſti Geburt bis zu Anfange des vierten Jahrhunderts zehn große und grauſame Verfolgungen erduldet hatte, ohne daß es den mächtigen Feinden gelingen konnte ſie auszurotten, gefiel es endlich Gott, den chriſtlichen Bekennern eine bleibende Ruhe zu verſchaffen, welche ſie durch das Blut von unzähligen Märtyrern verdient hatten.

Das Werkzeug, welches er dazu beſtimmt hatte, war der römiſche Kaiſer Konſtantin, beigenannt der Große, der zuerſt das weitläufige römiſche Reich in zwei Theile, nämlich in das morgenländiſche und abendländiſche Kaiſerthum eintheilte, und ſeine Reſidenz von Rom nach Byzanz verlegte, welche Stadt nach ſeinen Namen Konſtantinopel genannt wurde.

Konſtantin, geboren im Jahre 274, war der Sohn des Cäſar Konſtantinus, von ſeinem blaſſen Geſichte Chlorus beigenannt, und der griechiſchen Helena, ein Muſter aller weiblichen Tugenden.

Seine erſte kriegeriſche Laufbahn begann Konſtantin unter dem Kaiſer Diocletian, der ſeinen Vater zum Mitregenten ernannt hatte, ihn aber, als den Sohn, wiewohl ſorgfältig erziehend, doch gewiſſermaſſen als Geiſel an ſeinem Hofe behielt.

Nachdem Diocletian und Maximianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, wurde das Reich von zwei Kaiſern, dem Galerius und Konſtantinus, nebſt zwei Reichsgehilfen, den Severus und Maximinus verwaltet. Konſtantin ſah ſich jetzt gezwungen zu Nicomedien am Hofe des Galerius zu bleiben, da er aber bald merkte, daß ihm dieſer nach dem Leben trachte, ſo entfloh er eiligſt in der Dunkelheit der Nacht, und kam glücklich bei ſeinem Vater in Britanien an, der jedoch wenige Wochen nach ſeiner Ankunft erkrankte und in ſeinen Armen verſchied (306).

Kaum hatte ſein Vater die Augen geſchloſſen, ſo wurde er vom Heere zum Kaiſer ausgerufen, worauf er die Länder ſeines Vaters Gallien, Hiſpanien und Britanien in Beſitz nahm, wiewohl Galerius ſich weigerte ihn als Auguſtus anzuſehen, und ihm nur den Titel Cäſar gab.

Den erſten Feind, gegen den Konſtantin ſiegreich kämpfte, fand er bei ſeiner Rückkehr aus Britanien in den Franken, welche über den Rhein in Gallien eingedrungen waren. Bald darauf richtete er ſeine Waffen gegen den Maxentius, der ſich mit Maximinus wider ihn verbunden hatte, um ihm die Krone zu entreißen.

Konſtantin ſammelte ſein tapferes Heer und marſchierte über die Alpen nach Italien, die große Gefahr nicht verkennend, der er entgegen ging, da Maxentius nicht nur tapfer, ſondern auch weit mächtiger als er durch ſeine großen Heere war. In dieſer Noth ſuchte er Hilfe im Gebete, und da ſein Herz ſich längſt ſchon zu dem Glauben an den wahren Gott der Chriſten hingeneigt hatte, ſo wandte er ſich inbrünſtig an dieſen einen Gott, daß er ſich ihm offenbare und ihn berathe.

Da erblickte er auf ſeinem Heerzuge nach Italien — ſo erzählt die fromme Sage — einſt an einem Nachmittage am Himmel über der Sonne ein flammendes Kreuz aus Lichtſtrahlen gebildet, mit der Inſchrift: »In hoc signo vinces (mit dieſem Zeichen wirſt Du ſiegen),« worüber er und ſein ganzes Heer in Erſtaunen gerieth.

Als er zweifelhaft über die Bedeutung des Geſehenen nachdachte, erſchien ihm in der Nacht im Traume Chriſtus mit dem Zeichen, daß er am Himmel erblickt hatte, und befahl ihm, eine Fahne in Geſtalt jener Lichtſäule zu verfertigen, und dieſelbe vor ſeinem Heere hertragen zu laſſen. Nach dieſer göttlichen Andeutung berief nun Konſtantin Goldſchmiede und Künſtler, beſchrieb ihnen die wahrgenommene himmliſche Erſcheinung und ließ eine ähnliche Fahne nachbilden. Dieſes Nachbild in Kreuzesform beſtand aus einem langen mit Gold überzogenen Speer, an dem eine Querſtange befeſtigt war. Ueber der höchſten Spitze war eine Krone aus Gold und Edelſteinen, und im innern derſelben waren die Buchſtaben Chriſtus angebracht. An der Querſtange ſelbſt war aber ein reich gewirktes und koſtbar beſetztes Purpurtuch, das eben ſo breit als lang war, angeheftet. Dieſe Fahne, Labarum genannt, brachte ihm auch Heil und Sieg, denn einige Tage darauf, am 27. Oktober 312, wenige Meilen von Rom entfernt, am ſogenannten rothen Felſen, traf er mit ſeinem Gegner Maxentius zuſammen, und ſchlug das Heer desſelben in die Flucht, bei welcher er ſeinen Tod in der Tiber fand.

Rom, das ſich jetzt von einem Tyrannen befreiet ſah, empfing ſeinen Erretter freudig, und erklärte ihn zum erſten Auguſtus und Pontifex Maximus. Alle, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, wurden jetzt in Freiheit geſetzt, und empfingen unzählige Wohlthaten, ja ſelbſt jenen, die wider Konſtantin die Partei genommen hatten, wurde Amneſtie zugeſichert und auch gehalten.

Als im folgenden Jahre Kaiſer Maximinus in einer großen Schlacht, die er gegen den Kaiſer Licinius verlor, bei Adrianopel ſeinen Untergang fand, ſtand Konſtantin mit Licinius, der zugleich ſein Schwiegerſohn war, ganz allein an der Spitze der Regierung, und dieſe Beiden erließen jetzt das merkwürdige Toleranzedikt zu Gunſten der Chriſten, welches den Sieg des Chriſtenthums und den Sturz des Heidenthums herbeiführte. Jedem wurde freigeſtellt ſich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er ſeiner Denkungsart am angemeſſenſten fand, den Chriſten wurden aber die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht mehr verfolgt, und auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeſchloſſen werden. Ueberdieß ward durch die beſten bürgerlichen Geſetze vielen Unordnungen abgeholfen, und die edelſten Vorrechte der Menſchheit beſchützt.

Konſtantin hatte ſeine Tochter mit ſeinem Mitkaiſer Licinius vermält, dieſer faßte aber aus Eiferſucht über Konſtantins Ruhm einen unverſöhnlichen Haß gegen ihn, und äußerte dieſen dadurch, daß er die Chriſten, denen er in ſeinem Herzen wohl niemals geneigt geweſen, zu verfolgen und zu unterdrücken anfing. Beide Kaiſer griffen nun zu den Waffen und traffen in Pannonien auf einander, wo Licinius geſchlagen, und um Frieden zu bitten genöthigt wurde, den ihm Konſtantin auch gewährte. Aber bald erneuerten ſich die Feindſeligkeiten wieder, und brachen zuletzt in einem offenen Kriege aus, in welchem Licinius geſchlagen, gefangen genommen, und hingerichtet wurde. Jetzt war Konſtantin Alleinherrſcher des morgen- und abendländiſchen Reiches, und auch der Sieg des Chriſtenthums entſchieden. Der Kaiſer verbot zwar den heidniſchen Cultus nicht ausdrücklich, blieb auch ſelbſt bis kurz vor ſeinem Tode in der Klaſſe der Katechumen, beförderte und begünſtigte aber das Chriſtenthum auf alle Weiſe. Er zeigte den größten Eifer für die Beilegung der Streitigkeiten innerhalb desſelben, ließ viele heidniſche Tempel verſchließen, einige ſogar zerſtören, dagegen Kirchen aufbauen, und nahm bei den zu beſetzenden Aemtern und Ehrenſtellen auf Chriſten vorzügliche Rückſicht.

Indeſſen iſt aber über Konſtantins Werth als Menſch und Herrſcher und über die Beweggründe ſeines Uebertritts zum Chriſtenthume ſehr verſchieden geurtheilt und viel geſtritten worden.

Die chriſtlichen Schriftſteller jener Jahrhunderte zollen ihm eben ſo einſeitig und unbedingte Bewunderung, als heidniſche ihn herabſetzen und ſchmähen. Während jene ſeine Bekehrung der wirklichen Ueberzeugung von der Wahrheit und Trefflichkeit des chriſtlichen Glaubens zuſchreiben, läßt ihn eine beſonders in neuern Zeiten ausgeführte und beliebt gewordene Anſicht aus bloßer Staatsklugheit und Berückſichtigung äußerer Verhältniſſe und Vortheile handeln. Die letztere Meinung beruht auf der Vorausſetzung, daß Konſtantin ſich der Chriſten als einer mächtigen und zahlreichen Partei bedienen wollte, um das Ziel ſeines ganzen Strebens, die Alleinherrſchaft zu erreichen. Allein dieß wäre aber eine ſehr übel berechnete Staatsklugheit geweſen, darum die weit mächtigere, einflußreichere und wenigſtens eben ſo zahlreiche der Heiden gegen ſich zu erbittern. Eben ſo wenig darf man ſich ganz unbedingt der erſten Anſicht zuwenden, und die Bekehrung des Kaiſers aus dem innern Bedürfniſſe und Drange eines echt religiöſen Gemüths ableiten, da dieſem mehrere Handlungen blutiger Grauſamkeit, welche die Geſchichte an ihm zu rügen hat, widerſprechen würde. So ließ er ſeinen eigenen durch treffliche Eigenſchaften ausgezeichneten Sohn Crispus auf die unerwieſene Anklage ſeiner Gemalin Fauſta, der Stiefmutter des Crispus, hinrichten, mit ihm ſeinen Neffen den eilfjährigen Sohn des Licinius, und bald darauf, als er ſich von der Unſchuld des Crispus überzeugt hatte, die Fauſta ſelbſt.

Erwägt man nun ohne vorgefaßte Meinung alle Umſtände, ſo ſieht man, daß Konſtantin, wie er ſeinem Vater als Alleinherrſcher folgte, ſchon eine gewiſſe Vorliebe für das Chriſtenthum hegte, ohne doch in den Sinn desſelben tiefer eingedrungen zu ſeyn. In dieſer Stimmung wandte er ſich auf dem Zuge gegen Maxentius um Hilfe an den Gott der Chriſten, und ſah auch in einer ſeltenen Lufterſcheinung das Zeichen des Kreuzes, ſo wie von dieſer Vorſtellung voll, im Traume eine göttliche Erſcheinung.

So erklärt ſich auch jene Erzählung am beſten, ohne daß man nöthig hat ſie gänzlich zu läugnen, oder als eine unübernatürliche Begebenheit anzunehmen. Durch das Glück, welches ihn fortan treu begleitete, wurde Konſtantin in ſeinem Glauben an die Wahrheit und Göttlichkeit des Chriſtenthums immer mehr beſtärkt, obſchon in ſeinem Herzen ſich damit noch abergläubiſche und heidniſche Vorſtellungen miſchten. Dieß erkannte er auch, und beſonders nach ſeinem letzten Siege über den Licinius, daß das Kreuz ihm nicht bloß hilfreich geweſen ſey in dem Kampfe gegen ſeine Nebenbuhler, ſondern, daß es mehr und mehr die Welt überwinden werde.

Nun, ſich an die Spitze dieſes auf Erden ſiegreichen Glaubens zu ſtellen, den Völkern die Bahn zu zeigen, welche die menſchlichen Verhältniſſe zu einer neuen Entwicklung und Geſtaltung führen würde, dazu fühlte er ſich berufen, und weil er dieſen Beruf mit Klarheit erkannte, und mit großem Sinne erfüllte, verdient er den Namen des Großen, welche Flecken ſein Leben auch ſonſt zeigen mag.

Mehrere Märtyrologen haben ihn als einen Heiligen geehrt, und bezeichnen den 20. Mai als ſeinen Feiertag; die Griechen und Ruſſen feiern aber ſein Feſt am 21. Mai.

---

*) Das große Reich ſtand nämlich unter ſechs Hauptregenten, dem Konſtantinus, Galerius, Maximinus, Maximianus (der den Purpur wieder angenommen hatte), Maxentius (Sohn des Maximinian) und Licinius (Severus war bereits eines gewaltſamen Todes geſtorben). Alle dieſe Herrſcher bekriegten ſich unter einander, und dieſer Kampf um die Oberherrſchaft dauerte achtzehn Jahre.

I. Bd 77.

Italien.

Alarich erſtürmt Rom.

Die Gothen drängen in die Stadt, plündern und verbrennen einen Theil derſelben und zerſtören eine Menge Kunſtſchätze.

Jahr 410.

Das alte Deutſchland war in der That eine Völkergebärende Mutter, deren Söhne zahllos nach allen Seiten hinzogen, um ſich bei ihrer Ueberfüllung Wohnplätze und Nahrung zu ſuchen. Dadurch geſchah es, daß ſie in Gegenden kamen, die bereits höher kultivirten Nationen angehörten, mit denen ſie nun einen Kampf begannen, der aber gewöhnlich mit dem Untergange des angegriffenen Volkes endete.

Ein ſolcher deutſcher Volksſtamm, mächtiger als viele Andere, waren die Gothen, der vor ſeinem Erſcheinen an den Grenzen des römiſchen Gebietes ſeinen Wohnſitz in dem heutigen Schweden und Norwegen hatte.

Ihre erſte Wanderung ereignete ſich bald nach Chriſti Geburt, wo ſie mit einer Flotte das baltiſche Meer durchſegelten, im heutigen Pommern ans Land ſtiegen und die alten Einwohner vertrieben. Darauf geriethen ſie an die Vandalen, mit denen ſie jedoch nur den Länderbeſitz theilten und dann unter ihrem Könige Filimer an den cimeriſchen Bosporus zogen, von wo aus ſie von Zeit zu Zeit zahlreiche Kolonien nach Thracien, Dacien und Möſien abſendeten.

Die Gothen theilten ſich jedoch ſelbſt wieder in verſchiedene Stämme ab, worunter die Oſt- und Weſtgothen nachmals die berühmteſten geworden ſind. Von ihnen ſtammt der berühmte deutſche Gott Wodan ab, der einer ihrer Könige geweſen und fabelhafte Thaten verrichtet haben ſoll.

Die Nachfolger dieſes kriegeriſchen Gottes nannten ſie Aſen, ein Name, der in der deutſchen Mythe oft und mit Ruhm genannt wird. Die Kleidung der alten Gothen beſtand in hohen aus Haaren verfertigten Schuhen, die bis an die Knöchel reichten; dagegen blieben Schenkel und Beine unbedeckt. Als Körperhülle trugen ſie grüne mit rothen Säumen beſetzte Röcke, die Aermel bis an den Elbogen reichend und die Ohren mit gedrehten Locken bedeckt. Als Waffe führten ſie Spieße mit Hacken und Wurfärte. Hinſichtlich ihrer Abſtammung hält man ſie für Verwandte der alten Scythen oder Sarmaten, worunter die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller alle im Norden, Aſien und Europa gelegenen Völker verſtanden, und wozu ſie beſonders die Geten an der heutigen Wolga rechnen, wovon die Gothen ihren Namen erhalten haben ſollen. Die Gothen waren, wie alle deutſchen Völker, ein kriegeriſches Volk, wozu ihre Lebensweiſe und auch die Jagd, welche ſie leidenſchaftlich liebten, Vieles beitrug.

In ihren Wanderungen berührten ſie das römiſche Gebiet zuerſt an der aſiatiſchen Grenze in der Gegend des ſchwarzen Meeres am damaligen mäotiſchen See, und kamen ſodann nach Dacien, wo ſie der römiſche Kaiſer Caracalla zum erſten Male kennen lernte und ihnen ihre Beſitzungen beſtätigte. Allein ſchon unter Alexander und noch mehr unter Maximin drangen ſie verheerend in Möſien ein und waren bald ſo mächtig, daß ihnen Gordian einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Als ihnen ſpäter der Tribut verweigert wurde, wandten ſie ſich nach Thracien und eroberten Philippopolis, wobei 100,000 Mann umgekommen ſeyn ſollen. Von nun an bietet die Geſchichte der Gothen eine fortlaufende Kette von Einfällen und Eroberungen dar, die ſie theils in Europa theils in Aſien unternahmen, bis ſie zuletzt in Pannonien eindrangen, wo ſich ein Theil bleibend niederließ.

Bei der Theilung des römiſchen Reiches unter Konſtantin dem Großen in das morgenländiſche und abendländiſche Kaiſerthum waren die Gothen bereits in Pannonien, Möſien, Thracien, Klein-Aſien und anderer römiſchen Provinzen vertheilt; abgeſehen ihres Hauptſtammes, der noch jenſeits der Donau am Dnieſter und Dnieper wohnte und der Nachbar der Alanen (ein Nomaden-Volk den Germannen wahrſcheinlich ſtammverwandt) geworden war.

Noch immer blieben die Gothen auch in dieſer Zeit ihrem Wanderungsſyſteme getreu, waren tapfer, aber dabei grauſam, und dienten ſchon in zahlreichen Schaaren unter den römiſchen Heeren als deren tapferſte Miliz im Fußvolke.

Bereits um das Jahr 338 fing der Same des Chriſtenthums auch unter ihnen an Wurzel zu ſchlagen, obſchon ſie ſich größtentheils zur Lehre des Arius bekannten. Da ereignete ſich der Einfall der Hunnen in Europa, der beſonders die Oſtgothen anfangs ſchwer traf, und ſie zwang, ſich unter das Joch dieſes unwiderſtehlichen Volkes zu beugen; aber ein Theil von ihnen flüchtete mit den Weſtgothen, die gleiches Schickſal mit ihnen hatten nach Thracien, wo ſie vom Kaiſer Valens friedliche Aufnahme fanden. Die Zahl der ſtreitbaren gothiſchen Männer, welche hierauf über die Donau gebracht wurden, wird auf 200,000 und mit Weib und Kindern und dem Troß gegen eine Million Menſchen angegeben. Die Behandlung einer ſolchen Volksmenge erforderte daher die größte Vorſicht; aber die Verordnungen des Kaiſers wurden von den Beamten nicht befolgt, nachdem ſchon bei der Ueberfahrt die anbefohlene Entwaffnung der Gothen unterblieb, die dann bald darauf durch die eben ſo unmenſchliche

als unkluge Behandlung von ihren Waffen Gebrauch machten.

Die römiſchen Befehlshaber in Thracien wollten nämlich die Gothen durch Mangel dahin bringen, ihnen all ihr Habe zu überlaſſen und ſteigerten die ſchlechteſten Nahrungsmittel zu ungeheuern Preiſen. Schon hatten die Gothen, um den quälenden Hunger zu ſtillen, all ihr Beſitzthum, und Viele, um nicht mit ihnen eines ſchmachvollen Todes zu ſterben, ihre Kinder den Römern zu Sklaven hingegeben; aber noch war kein Ende dieſer Noth abzuſehen. Da griffen nun die Gothen in der Verzweiflung zu den Waffen, und lieferten dem Kaiſer Valens bei Adrianopel eine der blutigſten Schlachten, in welcher der Kern der römiſchen Armee fiel; Valens ſelbſt aber auf ſeiner Flucht in einem Bauernhauſe verbrannte. Dieſer Gothenkrieg gab der Römerwelt einen Stoß, von dem ſie ſich nie wieder erholte, und der ihren Untergang, ſo ſehr deſſen Urſachen auch in der innern Auflöſung und in dem Erſterben des Volksgeiſtes lagen, ſichtbar beſchleunigte.

Der Eindruck, welchen die Schlacht bei Adrianopel hinterließ, war alſo viel größer als ihre eigentliche Bedeutung, da das Vertrauen, welches ſie den Siegern gab, und den Beſiegten raubte, dauernd in den Gemüthern blieb.

Doch warf noch einmal die Regierung eines ruhmvollen Fürſten einigen Glanz auf das Geſammtreich, der aber der Letzte war. Gratianus fühlte, daß ſeine Kraft nicht hinreichend ſey, unter ſo bedenklichen Umſtänden auch den Oſten zu ſchützen, und nachdem er fünf Monate die Wahl eines Herrſchers für denſelben in Ueberlegung gezogen hatte, bekleidete er den Spanier Theodoſius mit dem Purpur und räumte ihm zu der Präfektur des Orients noch zwei Diöceſen der illyriſchen ein.

Nun wendeten ſich die Gothen an dieſen Kaiſer, der ihnen die Dacia ripensis und Möſien zum Wohnplatze überließ, und ſie von allen Gaben und Frohnen freiſprach; und wirklich, ſo lange Theodoſius lebte, blieben die Gothen auch im ruhigen Beſitze ihrer Ländereien bis unter dem Zwieſpalte, der unter ſeinen beiden Söhnen Arkadius und Honorius, hauptſächlich aber durch ihre Reichsverweſer Stilicho oder Stilico und Rufinus ausbrach, ſie wieder vielſeitig beunruhigt wurden.

Jetzt beſchloß Alarich, König der Weſtgothen, aus dem Geſchlechte der Balten ſich ein eigenes Reich zu ſtiften, und wählte dazu Italien als das Land, wo ſich am leichteſten eine Eroberung machen ließ, da dieſes kurz zuvor durch einen Einfall der Hunnen geſchwächt worden war. Aber dem tapfern Stilicho gelang es noch, dieſen erſten Anfall des Alarich durch die Schlachten an der Adda und bei Verona zurückzuſchlagen, bis Alarich einen Vorwand fand, Italien vom Neuen anzugreifen. Nun wurde auf Stilichos Vermittlung mit Honorius ein Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem Alarich in Epirus einrücken, und von dort aus mit den Truppen des Stilicho den Arkadius angreifen ſollte.

Dieſer Krieg unterblieb aber, und da Honorius die verſprochene Entſchädigungsſumme von 4000 Pfund Gold nicht ausfolgte, ſo kam Alarich mit einem Heere nach Italien, ſchloß Rom ein, und zwang den kränklichen Honorius, deſſen Lieblingsbeſchäftigung darin beſtand, Geflügel zu füttern, daß er ſich mit einer Summe von 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 ſeidenen Gewändern, 3000 Stück feinen Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer loskaufen mußte. Der Hof zu Ravenna fuhr aber fort Alarichs jetzt freilich geſteigerte Forderungen mit lächerlichem Dünkel zurückzuweiſen, und ſo erſchien dieſer im folgenden Jahre (409) zum zweiten Male vor Rom, wo dießmal die Römer von ſeiner Hand in der Perſon des Stadt-Präfekten Attalus einen Kaiſer annehmen mußten. Honorius ſchien verloren und bot dem Attalus ſchon die Theilung der höchſten Gewalt an, als dieſer mit Alarich zerfiel und von ihm der Herrſcherwürde wieder beraubt ward. Honorius ließ jetzt die bequeme Gelegenheit zur Verſöhnung mit Alarich ganz unbenützt, und dieſer rückte zum dritten Male vor Rom und eroberte die ehemalige Hauptſtadt der Welt.

Dieſes geſchah im Jahre 410 nach chriſtlicher, 1163 nach römiſcher Zeitrechnung am 24. Auguſt, wo das Schickſal über Rom kam, welches von ihm ſo vielen berühmten Städten des Erdkreiſes gebracht worden war. Doch ward ihm die Unbarmherzigkeit, mit der es in den Tagen ſeines Glücks beſiegte Feinde behandelt hatte, nicht vergolten, denn die Sitten der Gothen waren durch das Chriſtenthum ſchon einigermaſſen gemildert, und obgleich eine mehrtägige Plünderung nicht unterblieb und viele Gebäude den Flammen, ſo wie eine Menge der alten Kunſtſchätze und Denkmäler der Zerſtörung preis gegeben waren, auch an den Menſchen — beſonders wohl von den heidniſchen Bundesgenoſſen der Gothen — Mord und Frevel verübt wurden, ſo wird Alarichs Mäſſigung dennoch gerühmt, der es vorzüglich anbefohlen hatte, die Kirchen und die dahin Geflüchteten zu ſchonen.

Alarich verließ nach einem Aufenthalte von ſechs Tagen mit einer Beute von Schätzen, die während tauſend Jahren durch die Römer aus allen drei Welttheilen zuſammengebracht waren, die weder groß noch allgemein zerſtörte Stadt, und durchzog ſiegreich mit ſeinem Heere Unter-Italien bis zur äußerſten Spitze, wo ihn endlich der Tod überraſchte.

Damit von den Römern ſeine Aſche nicht aufgefunden werden möchte, leiteten ſeine Gothen nicht weit von der Stadt Conſentia den Fluß Burentinus ab, begruben in dem Beete ihren König nebſt vielen ihn zugelegten Koſtbarkeiten, und führten dann den Fluß wieder in ſeine alte Richtung. Als dieſes geſchehen war, wurden auch die Gefangenen, welche die Arbeit dabei verrichtet hatten, ermordet, damit Keiner verrathen könne, wo der Gothenkönig begraben ſey. Rom und Italien feierten darüber ordentliche Feſte, und die Welt genoß auch eines Augenblicks der Ruhe; aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch Alarich gezeigt, und durch ihn hatten ſie auch die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

I.Bd.78.

Dänemark.

Das gerichtliche Verfahren gegen die Königin Karolina Mathilde.

Die Königin Karolina Mathilde wirft vor den Kommiſſären die Schreibfeder weg, und ſinkt ohnmächtig in ihren Seſſel zurück.

Jahr 1772.

König Chriſtian VII., geboren im Jahre 1749, beſtieg im Jahre 1766 als ſiebzehnjähriger Jüngling den Thron und wurde noch in demſelben Jahre mit Karolina Mathilde, der Schweſter des Königs Georg des III. von England, vermält.

Nachdem Graf Bernſtorff, ein ausgezeichneter Miniſter, welcher durch ſeine Staatsverwaltung der däniſchen Regierung ſich allgemeine Achtung erwarb, es zur Ausbildung des jungen Monarchen für vortheilhaft hielt, ihn auf Reiſen zu ſchicken, ſo beſuchte der König Deutſchland, Holland, England und Frankreich, wo er überall als wohlunterrichtet gerühmt wurde. In ſeinem Reiſegefolge befand ſich als Leibarzt der Doktor Johann Friedrich Struenſee, vorher Stadt- und Landphyſikus in Altona, ein junger Mann von Geiſt und Talent, der nach Beendigung der Reiſe am königlichen Hofe blieb.

Da der König nach und nach große Schwäche und entſchiedene Abhängigkeit von denen, die ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen wußten, an den Tag legte, ſo machte dieſes und der Umſtand, daß auſſer der regierenden Königin noch zwei Königinnen-Mütter, nämlich die Großmutter und Stiefmutter des Königs am Leben waren, das Spiel der gewöhnlichen Hofränke und Parteiungen ſehr lebhaft.

Karolina Mathilde, durch das abgemeſſene Betragen gekränkt, welches der König auf Eingebung ſeines damaligen Lieblings des Grafen Holk gegen ſie annahm, wurde überraſcht, als ſie in dem Leibarzte Struenſee, den ſie anfangs als ein Geſchöpf Holks mit verdrüßlichen Augen angeſehen hatte, Ehrfurcht und Ergebenheit wahrnahm, was die nächſte Veranlaſſung gab, daß ſie ihm ihr Vertrauen ſchenkte. Bald gelang es auch dieſem Manne die zwiſchen beiden königlichen Ehegatten eingetretene gegenſeitige Abneigung allmälig zu beſeitigen, und ein beſſeres Verhältniß herzuſtellen. Noch mehr aber ſtieg er in der Gunſt der Königin, als er den im Jahre 1768 gebornen Kronprinzen Friedrich die Blattern glücklich eingeimpft hatte, worauf ihm die phyſiſche Erziehung des fürſtlichen Kindes anvertraut wurde.

Zum Kabinets-Sekretär der Königin mit dem Titel Konferenzrath ernannt, begleitete er den Hof auf deſſen Reiſen in die Herzogthümer, und erlangte auch bald durch die Gunſt des Königs einen mächtigen Einfluß auf die Staats-Verwaltung, da der junge Monarch die Regierung völlig in Struenſees Hände legte.

Struenſee verfolgte jetzt, da er auch zugleich das Zutrauen der unerfahrnen neunzehnjährigen Königin ganz zu feſſeln wußte, die Plane ſeines Ehrgeizes mit doppeltem Eifer, und wußte es dahin zu bringen, daß der verdienſtvolle Staatsminiſter Graf von Bernſtorff durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs, ſeine Entlaſſung erhielt, an deſſen Stelle dann Struenſees Freund, der Graf von Rantzau-Aſchberg trat.

Eben ſo wurde auch bei der Perſon des Königs ſtatt des frühern Günſtlings, des Grafen von Holk, ein anderer Freund Struenſees, Namens Enewald von Brandt, als Direktor der Schauſpiele und Maitre de plaisirs, deſſen Hauptvorzug ein Talent zum Spaßmachen war, angeſtellt.

Aehnliche Veränderungen geſchahen bald darauf mit allen Beamten, die Struenſee und den Freunden der Königin mißfielen, als der König den bisherigen Konferenzrath Struenſee zum geheimen Kabinets-Miniſter ernannte, und ihm ſelbſt die Entwerfung der darüber auszufertigenden Kabinets-Ordre auftrug. Nach dieſer ſollte der Miniſter alle Befehle, die der König ihm geben würde, ſo wie es der Sinn Seiner Majeſtät wäre, abfaſſen, und ſie entweder dem Könige zur Unterſchrift vorlegen, oder im Namen des Königs unter dem Kabinets-Siegel ausfertigen. Die auf dieſe Art ausgefertigten Kabinets-Ordres ſollten dieſelbe Gültigkeit wie die vom Könige eigenhändig geſchriebenen haben, und ſowohl von den Kollegien als auch von den Unterbeamten befolgt werden.

Durch dieſe Machtaneignung und mehrere darauf gefolgte Neuerungen erregte Struenſee als Miniſter nicht nur den Haß des Adels und des Militärs, ſondern auch ziemlich die Unzufriedenheit der Bürger, welche günſtige Gelegenheit jetzt die herrſchſüchtige verwitwete Königin Juliana Maria von Braunſchweig benützte, um ſich der Geſchäftsleitung zu bemächtigen.

Zudem waren ſowohl die verwitwete Großmutter, die Königin Sophie Magdalena, als auch die Stiefmutter des Königs Chriſtian der jungen Königin, die leutſelig und herablaſſend gegen Jedermann war, und allgemein vom Volke verehrt wurde, ſchon längſt abgeneigt. Eben ſo ſah ſich auch dieſe rachgierige Frau, ſchon ſeit einiger Zeit mit ihrem Sohne dem Prinzen Friedrich, einem Halbbruder des Königs, alles Einfluſſes allmälig beraubt, und zuweilen ſehr nachläſſig behandelt. Dieſes alles bewirkte nun, daß ſie mit einigen Mißvergnügten und ihrem Sohne dem Erbprinzen Friedrich, unter dem Vor-

wande, das Volk ſey im Aufruhre, dahinbrachte, dem ſich zwar Anfangs weigernden Könige die Ausſtellung eines Verhaftsbefehls gegen ſeine Gemalin und den Miniſter Struenſee abzudringen, worauf am 17. Jänner 1772 die junge Königin, die Grafen Struenſee und Brandt, ſo wie Alle, die ihnen als Freunde angehörten, verhaftet wurden.

Seitdem war die Führung der Geſchäfte in den Händen der Königin Juliana und ihres Sohnes Friedrich, ſo wie des Miniſters Guldberg, und nachdem der König — dem eine Geiſteskrankheit unfähig machte — nur dem Namen nach regierte, ſo wurde allen Behörden angezeigt, daß Befehle mit der Unterſchrift des Königs nur dann zu beachten ſeyen, wenn ſie von den Mitgliedern des geheimen Staatsrathes, in welchem der Prinz Friedrich den Vorſitz führte, gezeichnet ſind.

Die junge Königin ließ man jetzt mit ihrer erſt ſechs Monate alten Tochter, einer Hofdame und Amme nach der Feſtung Kronenburg in Verwahrung bringen, während Struenſee gleich am erſten Tage ſeiner Verhaftung in Ketten gelegt, und an die Wand ſeines Kerkers angeſchloſſen wurde.

Endlich nach fünf martervollen Wochen wurde der geſtürzte Miniſter vor die zur Unterſuchung ſeiner eigentlichen Vergehungen niedergeſetzte Kommiſſion geführt, wo man ihn unter mehreren Anklagepunkten, die jedoch viel Widerſinniges und Lächerliches zum Grunde hatten, endlich mit dieſem beſchuldigte, daß er einen ehebrecheriſchen Umgang mit der Königin geführt hätte. Dieſer Punkt der Anklage, Struenſees Verhältniß zur Königin, war alſo der einzige, durch welchen er, wenn Beweiſe für denſelben beigebracht wurden, ſtrafbar gemacht werden konnte.

Der Unglückliche, durch die Leiden eines fünfwochentlichen Aufenthalts im Kerker gebeugt, durch Drohungen und grauſame Qualen geſchreckt, und vielleicht durch die Hoffnung verleitet, daß das einzige Rettungsmittel für ihn ſey, die Königin Mathilde in ſein Schickſal zu verwickeln, legte nun in einem zweiten Verhöre, das mit ihm vorgenommen wurde, ein Geſtändniß ab, welches die Ehre und das Leben dieſer Fürſtin ihren ſchadenfrohen Feinden preis gab, ihn ſelbſt aber einem ſchmachvollen Tode überlieferte, und ſeinen Namen mit Schande bedeckte, ungewiß, ob mit größerer, wenn dasſelbe ein Unwahres, oder wenn es ein Wahres geweſen.

Im Beſitze dieſer Ausſage begaben ſich jetzt die Kommiſſäre nach Kronenburg zur Königin, wo man ſich aber umſonſt bemühte, ihren Verſtand durch Fragen zu verwirren.

Endlich übernahm einer derſelben, der Freiherr von Schack-Rathlow, einen Sturm auf ihr Herz und erklärte ihr, daß Struenſee ſein und ihr Vergehen eingeſtanden habe, und daß, wenn ſie ihn Lügen ſtrafe, er das Verbrechen, die Majeſtät durch eine ſo ſchändliche Lüge verläumdet zu haben, durch die qualvollſte Todesſtrafe abzubüſſen haben werde.

Die Königin erblaßte, und fragte, ob ihr Bekenntniß den Unglücklichen retten könne, und da die Mienen der Kommiſſäre dieſe Frage zu bejahen ſchienen, da ward die Feſtigkeit der Königin dadurch ſo ſehr erſchüttert, daß ſie die Feder ergriff, um ihren Namen unter die inzwiſchen aufgenommene und ſchon mitgebrachte Verhandlung mit dem Geſtändniſſe ihrer Schuld zu ſchreiben.

Schon ſtanden die Buchſtaben Karol — auf dem Papiere, als ihr Blick auf das lauernde tückiſch lächelnde Geſicht des Kommiſſärs traf, worauf ſie bebend die Feder wegwarf, und halb ohnmächtig in ihren Seſſel zurückſank. Der Freiherr von Schack hob aber die Feder auf, ſetzte ſie in die Hand der Bewußtloſen, und führte dieſelbe, bis der Name Karolina Mathilde unterzeichnet war.

Nun wurde die Königin im April 1772 von einer eigens hierzu ernannten, aus fünf und dreißig Mitgliedern (Staatsminiſtern, Deputirten der Kollegien, Aſſeſſoren des höchſten Gerichts, Profeſſoren der Rechtskunde und Geiſtlichen) beſtehenden Kommiſſion von ihrem Gemale geſchieden, jedoch der Grund der Trennung in dem Urtheile verſchwiegen.

Ein weiteres Verfahren gegen die Königin ſoll durch eine kräftige Erklärung des engliſchen Geſandten Keith, daß in dieſem Falle eine britiſche Flotte zum Schutze der britiſchen Königs-Tochter vor Kopenhagen erſcheinen werde, verhindert worden ſeyn.

Dafür erfolgte aber ein Urtheil gegen die Grafen Struenſee und Brandt des Inhalts, daß Beide ihrer Ehren, Würden und Güter entſetzt, ihre Wappen zerbrochen, die rechte Hand, dann der Kopf ihnen abgehauen, und ihre Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt werden ſollten.

Alles, was ſowohl die Verurtheilten ſelbſt, als ihre Advokaten zu ihrer Vertheidigung angeführt hatten, war bei Abfaſſung des Urtheils unberückſichtigt geblieben. Der König beſtätigte dasſelbe noch an demſelben Tage, nachdem er auf dem Schloſſe Charlottenbund Mittagstafel gehalten, und ſich dann in die italieniſche Oper begeben hatte. Am folgenden Tage war bei Hof großer Maskenball und am dritten Tage dem Vorabende des zur Vollſtreckung beſtimmten Tages, großes Konzert.

Die übrigen Gefangenen wurden theils mit Aemter-Verluſt, theils mit Verweiſung beſtraft.

Die Königin Karolina Mathilde verließ nach einer zwiſchen dem däniſchen und dem engliſchen Hofe getroffenen Uebereinkunft im Mai desſelben Jahres Dänemark, und bezog das Schloß Celle im Hanöveriſchen, wo ſie von ihren Umgebungen, ſo wie von den Bewohnern der Stadt, als ein Engel in Menſchengeſtalt angebetet wurde. Tröſtung über ihr Schickſal fand ſie in dem Gedanken an das Ewige; ſie beſuchte fleißig den öffentlichen Gottesdienſt, und ſprach gerne von Religion.

Sie ſtarb im Mai 1775 an einem bösartigen Frieſel, noch nicht vier und zwanzig Jahre alt. Die Nachricht ihres Todes kam in Kopenhagen an einem Tage an, als ein Ball bei Hof gegeben werden ſollte. Der Ball wurde gehalten, nachher aber die für gekrönte Häupter gewöhnliche Hoftrauer angelegt.

I.Bd 79

Der Sturz des Miniſters Grafen von Struenſee.

Der zum Tod verurtheilte Johann Friedrich Graf von Struenſee wird aus ſeinem Kerker zur Richtſtätte abgeführt.

Jahr 1772.

Johann Friedrich Graf von Struenſee wurde im Jahre 1737 zu Halle im Saalkreiſe geboren, ſtudirte daſelbſt die Arzneikunde und machte ſich als geſchickten Arzt, ſo wie als talentvollen Schriftſteller bekannt. Unter andern machte er Bekanntſchaft mit dem Grafen von Rantzau-Aſchberg und dem nachherigen Grafen Brandt, von denen der Erſtere das Werkzeug ſeines Sturzes, Letzterer der Theilnehmer ſeines Unglücks ward. Seine Geſchicklichkeit und ſeine vornehmen Verbindungen, verſchafften ihm die Ernennung zum Leibarzte des Königs Chriſtian des VII., jedoch nur während deſſen Reiſen durch Deutſchland, England und Frankreich. Nach der Rückkehr des Königs wurde aber Struenſee zum wirklichen Leibarzte desſelben und ſpäter zum Etatsrathe ernannt, um, weil er dem Könige immer unentbehrlicher ward, überall bei Hofe erſcheinen zu können.

So ſah ihn zu Kopenhagen die junge Königin Karolina Mathilde zum erſten Male, nahm aber dieſen neuen Günſtling ihres Gemals mit Kälte auf, bis das Schickſal ihm ihr Zutrauen gewinnen ließ.

Da er zum Vorleſer des Königs und kurz nachher zum Conferenzrath ernannt, als Vertrauter des Königs immer größern Einfluß erhielt, ſo verfolgte er auch die Plane ſeine Ehrgeizes mit doppeltem Eifer, und ſuchte die verdienſtvollen Männer und Günſtlinge des Königs immer mehr zu entfernen.

Aehnliches geſchah auch bald darauf mit allen Beamten, die Struenſee und den Freunden der Königin mißfielen.

Nun trat ein Ereigniß ein, wodurch die Geſtalt der däniſchen Verfaſſung durchaus geändert und die ganze Gewalt in die Hände des Günſtlings und ſeiner Freunde kam. Der König hob nämlich auf Antrieb des Struenſee den Staatsrath auf, und errichtete an deſſen Stelle eine Konferenz-Kommiſſion, die aus den Vorſtehern der verſchiedenen Staatsverwaltungszweige beſtand. Die Mitglieder dieſer Kommiſſion hatten ſehr beſchränkte Befugniſſe, und konnten nur bloß zu gewiſſen Zeiten verſammelt, und nach Belieben entlaſſen werden, auch hatten ſie weder Rang und Titel noch Einfluß.

Der däniſche Adel, welcher Sitz und Stimme in dem Staatsrathe gehabt hatte, hielt aber die Aufhebung desſelben für einen Eingriff in ſeine Rechte, und war von dieſem Augenblicke an, der Mehrzahl nach gegen Struenſee feindlich geſinnt, welche Gelegenheit die verwitwete Königin Juliana Maria, Stiefmutter des Königs, benützte, um ſich der Geſchäftsleitung zu bemächtigen.

Struenſee ſeinerſeits vernachläßigte aber kein Mittel, ſeine Macht immer mehr zu befeſtigen, und um ſich deſto beſſer behaupten zu können, bewog er den König, ihm die Führung aller Staatsgeſchäfte zu übertragen, worauf die Miniſter nach und nach entfernt, und alle Geſchäfte im Namen des Königs von deſſen Umgebungen betrieben wurden. Dabei beſaß aber Struenſee weder Klugheit noch Feſtigkeit genug ſeine Macht zu behaupten, ja ſeine Kühnheit, die er anfangs bis zum Uebermuthe trieb, verwandelte ſich zuletzt in Bangigkeit, ſobald eine ſeiner Maßregeln widerſprochen wurde. Seine Entwürfe waren viel und mancherlei, und obgleich er die auswärtigen Angelegenheiten nach einer geſunden Politik leitete, ſo entſprachen doch ſeine Maßregeln, hinſichtlich der innern Verwaltung, nicht den beabſichtigten Zwecken. Er wollte den Finanzzuſtand verbeſſern, und wurde hierin von ſeinem Bruder, als damaligen Juſtizrath und Mitglied des däniſchen Finanzkollegiums, unterſtützt; allein durch die Art und Weiſe, wie er dieſes zu bewerkſtelligen ſuchte, wurden viele Menſchen brotlos, und dieſes ſo wie die Despotie, welche Struenſee übte, ſteigerte das Mißvergnügen des Volkes immer mehr. Der König ward von Tag zu Tage gegen die öffentlichen Geſchäfte gleichgültiger, und ſeine Geiſteskräfte wurden ſichtbar ſchwächer.

Struenſee mißbrauchte jetzt ſeine ihm in die Hand gelegte Macht auf die ſchmählichſte Weiſe, nachdem er ſich zum Grafen ernennen, und da dieſes ſeinen Wünſchen noch nicht genügte, vom Könige zum geheimen Kabinets-Miniſter ernennen ließ; eine Würde, mit welcher ein Anſehen verbunden war, wie es vor ihm noch kein däniſcher Miniſter gehabt hatte.

Dabei wurden aber die Stimmen gegen ihn immer mehr hörbar, und die Preßfreiheit, welche er eingeführt hatte, um ſich in der Volksgunſt zu befeſtigen, wurde jetzt benützt, ſeine Fehler öffentlich und in dem ungünſtigſten Lichte darzuſtellen, ſo wie gegen die Königin, die von einer Prinzeſſin entbunden wurde, die boshafteſten Beſchuldigungen zu verbreiten. Auch Struenſee's Freunde fingen an, da ſie ſahen, daß die Gemüther gegen ihn entflammt waren, gegen ihn kalt und gleichgültig zu werden, und unterließen, ihn auf die ſich thürmenden Wolken aufmerkſam zu machen.

In dieſen drohenden und kritiſchen Verhältniſſen verließ ihn ſeine Feſtigkeit, und ſeine Unruhe ſteigerte ſich aufs höchſte, als zuerſt unter 300 Matroſen wegen nicht erhaltenen Soldes, eine an ſich jedoch ſehr geringfügige Meuterei entſtand, und als ſpäter ein Aufruhr unter der Mannſchaft der von Struenſee verabſchiedeten

Leibwache, welche ſich nicht unter die Regimenter der Garniſon wollte verſetzen laſſen, ernſthaft ausbrach.

Struenſee zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit feig und unſchlüſſig, geſtand ihnen zu, was ſie verlangten und ſuchte ſie außerdem durch Ehrenbezeigungen zu verſöhnen. Noch mehr Feinde zog er ſich aber zu, als er hierauf die Polizei in Kopenhagen umzugeſtalten begann, und für ſeine perſönliche Sicherheit die ſchärfſten Maßregeln nahm, was zuletzt ſehr ſchlimme Folgen hatte, die den von Struenſee immer noch nicht erwarteten Schlag herbeiführten.

Die Stiefmutter des Königs, Juliana Maria, voll feindſeliger Geſinnungen gegen die junge Königin, und ſowohl über die Vernachläſſigung, welche ſie ſelbſt erfuhr, als über die Zurückſetzung ihres Sohnes Friedrich gekränkt, hatte einige an ſich unbedeutende Menſchen, den Kabinets-Sekretär Guldberg, den General von Rantzau, den Kriegskommiſſär Beringskiold, den Oberſten Köller und den General-Major von Eichſtädt an ſich gezogen und ihnen einen Plan entworfen, den allgewaltigen und dennoch zaghaften Miniſter, durch einen unerwarteten Schlag zu Boden zu werfen.

Dazu war der 17. Juli 1772 beſtimmt, an welchem Tage Struenſee auf dem, für dieſen Abend angeordneten Hofball erſchien. Die junge Königin, wenig ahnend was erfolgen würde, tanzte viel und ſchloß um 1 Uhr mit dem Prinzen Friedrich, dem Sohne ihrer Feindin, den Ball.

Nachdem Alles ruhig geworden war, ließ Köller ſeine Officiere in den Palaſt, und ſagte ihnen, der König habe ihm befohlen die Königin zu verhaften, während der Oberſt Eichſtädt mit ſeinen Dragonern den Palaſt umzingelte. Jetzt gingen die Verſchwornen der verwitweten Königin Juliana Maria, ihr Sohn Friedrich, Rantzau-Aſchberg, Guldberg, Eichſtädt, Köller und Jeſſen in des Königs Schlafzimmer, und beredeten ihn zur Unterzeichnung der ihm vorgelegten Verhaftsbefehle für die junge Königin, die Grafen Struenſee und Brandt und deren Anhänger, die bis 7 Uhr auch ſchon vollzogen waren.

Struenſee ergab ſich ohne Widerſtand, Brandt ſetzte ſich aber zur Wehre, und unterlag nur der Gewalt. Die junge Königin wurde durch einen gewaltigen Lärm an ihrem Schlafzimmer geweckt, und nach einem beiſpielloſen Kampfe, da die Officiere Hand anlegten, überwältigt, ohnmächtig in einen Wagen geſchleppt, und unter Bedeckung von 30 Dragonern nach dem Schloſſe Kronenburg abgeführt.

Um Struenſee zu richten, ward eine außerordentliche Kommiſſion niedergeſetzt, deren Mitglieder zum Theile ſeine perſönlichen Feinde waren. Man verfuhr mit der äußerſten Strenge gegen ihn, und legte ihm gleich am Tage ſeiner Verhaftung in Ketten, die an die Wand ſeines Kerkers angeſchloſſen wurden.

Nach fünf Wochen wurde der geſtürzte Miniſter vor die zur Unterſuchung ſeiner eigentlichen Vergehungen niedergeſetzte Kommiſſion geführt, wo man ihm neun Anklagepunkte vorlegte, welche aber ſein Anwald, mit Ausſchluß eines Einzigen, der ein ungebührliches Verhalten in Hinſicht der Königin betraf, eifrig zu widerlegen bemüht war.

Dieſes Letztere erkannte Struenſee, da er das Leben über Alles liebte, ſelbſt als gegründet an, und bekannte, auf die Gnade ſeines Monarchen rechnend, ein Verbrechen, das er nicht begangen hatte, und das ihm nicht bewieſen werden konnte. Juliana Maria und ihre Anhänger hatten aber beſchloſſen, daß Struenſee eines ſchmachvollen Todes ſterben ſollte, und ſo wurde, gegen alle Gegenvorſtellungen, das Urtheil gefällt, nach welchem er ſeiner Würden entſetzt, ihm ſeine rechte Hand und ſein Kopf abgehauen, ſein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl geſteckt werden ſolle, welches ſtrenge Urtheil auch der König in allen Punkten beſtätigte.

Struenſee ward nun von dem damaligen Prediger (nachmaligen Biſchof) Münter zum Tode vorbereitet, und dieſem würdigen Geiſtlichen wurde es nicht ſchwer, den Unglücklichen von den, vor ſeinem Falle geäußerten Grundſätzen des Unglaubens, von den Wahrheiten des Chriſtenthums zu überzeugen, und ihn zur Ergebung in ſein hartes Verhängniß zu ſtimmen.

Münter bemerkte auch bei Struenſee, während ſein Defenſor ihm das Todesurtheil brachte, nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Geſichte, nur zeigte er ſich nachher bekümmert, als er hörte, daß ein gleichlautendes Urtheil auch gegen den Grafen Brandt ergangen ſey.

Als die Thür des Gefängniſſes ſich öffnete, und der Officier eintrat ihn zur Richtſtätte zu holen, wurde der Beichtvater ſehr weich, der Verurtheilte aber benahm ſich, als wenn ihm die Sache nichts anginge, redete ihm zu, und bat ihn, ſich durch die Betrachtung der Glückſeligkeit aufzurichten, der er entgegen gehe, und durch das Bewußtſeyn, daß Gott ihn gebraucht habe, ihm dieſelbe zu verſchaffen.

Das Urtheil wurde am 28. April 1772 in ſeiner ganzen Strenge vollzogen, und derjenige, den die Hauptſtadt noch vor wenigen Monaten als allgewaltigen Premier-Miniſter in der Fülle der Macht und des Glanzes geſehen hatte, wurde jetzt im Angeſichte einer unzählbaren Menge Zuſchauer mit ſeinem Freunde auf dem Blutgerüſte, nach Abhauung der Hand, enthauptet, der Körper zerſtückt, die blutigen Ueberreſte am Galgen auf Pfähle und Räder geſteckt, um mehrere Jahre hindurch Denkmäler der ſchaudervollen Begebenheit darzubieten.

Struenſees Bruder, der ſich unter denjenigen befand, die theils mit Aemter-Verluſt, theils mit Verweiſung beſtraft wurden, ging nach Berlin, wo ihn Friedrich II. huldreich empfing, und ſpäter zum geheimen Oberfinanzrath und Direktor der Seehandlung in Paris machte. Schon vorher hatte ihn die inzwiſchen veränderte Regierung in Dänemark den däniſchen Adel mit den Namen Karlsbach ertheilt, Struenſee machte aber keinen Gebrauch von dieſer Gnadenbezeigung, und führte bis an ſeinen Tod (1804) den durch ſo wundervolles Spiel des Schickſals ausgezeichneten und mit ihm erloſchenen Namen.

I.Bd.80.

Deutſchland.

Die Bußfahrt Heinrich des IV. nach Italien.

Die deutſche Königsfamilie klettert mit Lebensgefahr über die ſtarren Eisfelder und Gletſcherrücken.

Jahr 1077.

Unter den merkwürdigſten Erſcheinungen, welche das an einflußreichen Begebenheiten ſo reiche Mittelalter auszeichnet, gehört beſonders die zu ſeiner Zeit auffallend große Macht der Päpſte in Rom, welche dieſe nicht mehr allein auf geiſtliche, ſondern auch auf weltliche Angelegenheiten auszudehnen bemüht waren.

Es traten aber auch mancherlei Umſtände zuſammen, welche die Päpſte des Mittelalters gleichſam anlockten, ihre geiſtliche Gewalt auch auf die weltlichen Regierungen auszudehnen. Noch immer war Rom der Mittelpunkt der Wiſſenſchaft und der Weisheit, daher ſtrömte auch Alles was auf Gelehrſamkeit Anſpruch machte, oder doch gebildet werden wollte dahin, während das übrige Europa und vorzüglich Deutſchland noch größtentheils in einer völligen Geiſtesfinſterniß dahin lebte.

Zudem übertraf auch der römiſche Hof an Staatsklugheit alle Fürſten jener Zeit, woraus leicht begreiflich wird, daß ſich dieſe in zweifelhaften Fällen bei ihm Raths erholten, wodurch endlich ſein politiſcher Einfluß unbemerkt zu einer ſolchen Wichtigkeit gelangen mußte, daß die Meinung oder der Wille des Papſtes den weltlichen Fürſten als ein Befehl galt, dem ſie ſich ſelbſt bei einer entgegengeſetzten Meinung ſchwer widerſetzen konnten; da bereits das Volk den Ausſpruch ſeines kirchlichen Oberhauptes für heilig hielt.

Zu dieſer Anſicht hatten jedoch die Päpſte die Völker lange ſchon durch ihre Kirchengeſetze, am wirkſamſten aber durch das Mönchsleben vorbereitet, und ſo konnte es jetzt Gregor VII. auch wagen, die Kirche von dem Staate zu trennen, und dieſen der Erſten faſt unterthänig zu machen.

Zwei gewaltige Mittel, der Bann und das Interdikt mußten dazu dienen, widerſpänſtige Gemüther einzuſchüchtern und zur Ordnung zu treiben, und ihre Wirkungen waren in jenen abergläubiſchen Zeiten auch allerdings furchtbar zu nennen.

Der Bann war die Ausſchließung entweder von der Gemeinſchaft einer kirchlichen Geſellſchaft überhaupt, oder von der Theilnahme an ihren Andachtsübungen, namentlich von der Feier des heiligen Abendmals. Das Interdikt oder der große Bann umfaßte ganze Städte, Provinzen und Länder welche der Papſt zur Strafe damit belegte, in ſoferne ſich die Einwohner oder Regenten gegen ihn und die Geiſtlichen Widerſetzlichkeit zu Schulden hatten kommen laſſen *).

Dieſer Bann war im Mittelalter der furchtbarſte Schlag, der das Volk und die Fürſten treffen konnte. Aller Gottesdienſt hörte auf, die Kirchen wurden verſchloſſen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sakramente verwaltet, keine Leiche mit kirchlichen Feierlichkeiten beerdigt werden; was ſonſt heilig und ſegensvoll genannt wurde, Gnadenbilder, Altäre u. ſ. w. waren entweiht und kraftlos.

Wie ſehr mußte nun jede mit dieſem Uebel belaſtete Partei wünſchen, die damals entſetzlichen Strafen von ſich abzuwenden, und wie innig mußte man dem Papſte verbunden ſeyn, wenn er durch ſeine Losſprechung dieſe drückende Laſt aufhob, und die Ordnung wieder herſtellte.

Nie aber ſchwang ſich dieſes päpſtliche Anſehen höher als zur Zeit der Regierung Kaiſer Heinrich des IV., wo Gregor VII., früher Hildebrand genannt, auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß, und wo ſich durch die fehlerhafte Erziehung des jungen Königs die Uneinigkeit der deutſchen Großen ſo viele günſtige Umſtände vereinigten, die Macht dieſes geiſtlichen Fürſten zur größten ſeiner Zeit zu erheben.

Gleich nach der Entführung des jungen Heinrich und der Entfernung der tiefbeleidigten Kaiſerinn ſeiner Mutter, die bisher die Reichsregierung geführt hatte, machte ſich der Erzbiſchof Hanno von Köln zum Reichsverweſer, ſuchte aber zugleich den Erzbiſchof Adalbert von Bremen durch einen Antheil

*) Dieſer Bann wurde zuerſt von Gregor dem V. im Jahre 993 gegen Frankreich, deſſen König Robert ſich von ſeiner im vierten Grade mit ihm verwandten Gemalin Bertha nicht trennen wollte, ausgeſprochen, und erreichte ſeinen Zweck, indem ſich dieſer, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich von ſeiner Gemalin trennen mußte. Noch bedeutendere Folgen hatte das im Jahre 1208 von Innozenz III. über England verhängte Interdikt, welches durch die Weigerung des Königs Johann, den Petersgroſchen einzutreiben und dem Papſte das Patronat über die engliſchen Bisthümer zu laſſen, verurſacht wurde. Nachdem das Interdikt ſechs Jahre gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte geſtatten, ſondern auch unter ſchimpflichen Demüthigungen und Büſſungen die ihm abgeſprochene Krone als päpſtliches Lehn wieder annehmen, und die empörten Großen des Reiches im Jahre 1215 durch die Unterzeichnung der berühmten Magna Charta zufrieden ſtellen. Je öfter indeſſen die Päpſte ſich dieſes Mittels, die Fürſten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, deſto mehr verlor es von ſeiner Kraft, und wenn ſie auch fortfuhren in wichtigen Fällen das Interdikt zu verhängen und den Bann zu verſuchen, ſo kennt doch die neuere Zeit keinen ſpätern Bann, als jenen des Papſtes Pius VII. wider Napoleon im Jahre 1809.

an der Vormundſchaft und an der Reichsverwaltung für ſeine Sache zu gewinnen.

Dieſem Erzbiſchofe Adalbert gelang es aber bald ganz gegen die Abſicht des Hanno durch ſein gefälliges Benehmen ſich des jungen Königs zu bemächtigen und die Regierung an ſich zu reißen.

Für den lebhaften bisher in mönchiſcher Strenge gehaltenen königlichen Knaben fing nun ein neues Leben an. Er fand in Adalbert einen Mann, der ihm die Grundſätze einer unbeſchränkten Herrſchaft predigte, und von den Fürſten des Reiches nur mit Verachtung und Haß ſprach. Hannos Abſicht war dahin gerichtet, für die Macht und Unabhängigkeit der Großen zu wirken, während Adalbert den Reichsfürſten eine Zuchtruthe, und für ſich einen bleibenden Platz in den Herzen ſeines Zöglings wünſchte. Um ſich noch feſter zu ſtellen geſtattete Adalbert den erwachenden Begierden und ſchlimmen Neigungen des Jünglings freien Spielraum, wodurch Heinrich leichtſinnig und hochfahrend wurde, ja er äußerte ſogar oft, er wolle künftig mit den deutſchen Herren noch ganz anders verfahren, als es ſein Vater gethan habe.

Dieſe Aeußerungen wurden aber beſonders in Sachſen ſehr laut, wo Heinrich viele Gewaltthaten ausübte, verſchiedene von ſeinen Vorgängern ertheilte Freiheiten einzog, und um dieſes Volk zu bändigen, auf allen Hügeln und Bergen Schlößer erbaute, deren Beſatzungen dem Lande zur Laſt fielen.

Die Sachſen verbanden ſich nun mit den Thüringern, die auf gleiche Weiſe gekränkt wurden, und da ihre ernſtlichen Vorſtellungen nur immer mit Härte und Verachtung zurück gewieſen wurden, ſo griffen ſie zu den Waffen, verjagten Heinrich aus Sachſen, zerſtörten eine Menge der von ihm erbauten Schlöſſer, und nöthigten ihn zu einem Vergleiche, worin die Zerſtörung der noch übrigen feſten Schlöſſer, ſelbſt die Harzburg nicht ausgenommen, feſtgeſetzt wurde, doch ſollen bei Letzterer die äußern Gebäude, weil hier Kirche und Kloſter ſtanden, geſchont werden.

Aber der lang zurück gehaltene Grimm der Sachſen war ſo groß, daß ſie auch die Kirche plünderten und dann in Brand ſteckten; ja ſelbſt die Gebeine der dort beſtatteten Angehörigen Heinrichs gleich wilden Barbaren herumſtreuten.

Ueber dieſe verübte Unthat verklagte Heinrich die Sachſen als Kirchenſchänder bei dem Papſte und gab dadurch dieſem die erwünſchte Gelegenheit ſich in der Sache zum Richter aufzuwerfen.

Die Sachſen erboten ſich jetzt dieſerwegen Genugthuung zu leiſten; allein Heinrich überzog ſie unvermuthet mit einem mächtigen Kriegsheere und griff ſie im Juny 1075 an der Unſtrut bei Langenſalza an, wo ſie eine große Niederlage erlitten. Heinrich nahm hierauf alle ihre Fürſten und Großen gefangen, ſchickte ſie in andere Länder, und behandelte das Volk als ein erzürnter Sieger.

Die Folgen dieſer raſchen That fielen aber für Heinrich über alle Erwartung höchſt unglücklich aus, da die ſo ſehr bedrängten Sachſen, deren Fürſten und Biſchöfe gefangen genommen worden, ſich an den Papſt wendeten, und bei dieſem ſchwere Klagen gegen den König vorbrachten; worauf Gregor den König ermahnte, die Biſchöfe frei zu laſſen, und ihnen ihre Kirchen und Güter wieder zu geben.

Heinrich achtete aber darauf nicht und ſo erſchienen päpſtliche Legaten an dem königlichen Hoflager um ihn vor eine Synode nach Rom zu laden, damit er ſich wegen der Anklage der Sachſen rechtfertige. Heinrich achtete aber auch auf dieſe gemachte Einladung nicht, ſondern ſchrieb einen Brief voll heftiger Schmähungen an Gregor, und bewog zugleich die auf ſeinen Befehl zu Worms verſammelten Biſchöfe, dem Papſte den Gehorſam aufzukünden.

Der Papſt ſprach nun über den König in einer zahlreichen Verſammlung von Biſchöfen den Bann aus, entſetzte ihn der Regierung, und entband alle ſeine Unterthanen von dem Eid der Treue. Jetzt trübte der Fluch des Papſtes den Glanz der Krone, und bald zog von allen Seiten her das Wetter über Heinrich zuſammen. Die wenigen Biſchöfe, die zu Worms dem Papſte den Gehorſam aufgekündigt hatten, gaben vor, daß ſie zur Unterſchrift gezwungen worden wären, und ſuchten Verzeihung in Rom nach. Zugleich hielten die Fürſten in Tribur eine Verſammlung, wo ſie den vom Papſte ausgeſprochenen Bann für rechtmäßig erklärten und zur Wahl eines neuen Königs ſich verabredeten, wenn Heinrich vor Ablauf eines Jahres nicht vom Banne losgeſprochen ſeyn würde.

In dieſer demüthigenden von allen Seiten verlaſſenen Lage reifte nun bei dem zuvor trotzigen, plötzlich aber kleinmüthig gewordenen König der Entſchluß, nach Italien zu ziehen, dort vor Gregor die Kirchenbuſſe zu leiſten, um dadurch die Befreiung vom Banne zu erhalten. Da aber ſeinen Feinden Rudolph von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen viel daran gelegen war, daß Heinrich excommunicirt bleibe, ſo ſuchten ſie dieſem ſeinen Entſchluß nach Kräften entgegen zu arbeiten, und beſetzten alle deutſchen Alpenpäſſe, wodurch ſie Heinrich nöthigten, daß er ſich heimlich nur von ſeiner Familie und einigen treuen Dienern begleitet nach Burgund wendete, um von da über den Berg Cenis nach Italien zu kommen.

Es war im härteſten Winter (Jänner 1077) wo er das Gebirge überſteigen ſollte, ohne dabei eine Zeit zu verlieren, da das Jahr ſeines Bannes bald zu Ende ging. Er kämpfte alſo mit großen und ungeahnten Gefahren auf den ſtarren Eisfeldern und Gletſcherrücken, auf denen oft kein Schritt ohne Lebensgefahr war. Bald kroch man auf Händen und Füſſen über die mit Schnee und Eis bedeckten Berge hinauf, bald glitt man wieder auf dem Rücken oder auf dem Bauche einen ſchlüpfrigen Abhang hinab. Oft mußten die Frauen auf Ochſenhäute geſetzt, und ſo hinab gezogen werden. Eben ſo wurden auch an den gefährlichſten Stellen die Pferde vorangelaſſen, indem man ihnen die Beine zuſammenband, und ſie an Stricken hinunter glitſchen ließ, wobei aber mehrere zu Grunde gingen.

Dieſes war die Bußfahrt einer deutſchen Königsfamilie nach Italien, um von dem Papſte Gregor Gnade und Löſung vom Banne zu erhalten.

Deutſchland.

Kaiſer Friedrich I. erhält vom Papſte Alexander den Friedenskuß.

Der heilige Vater empfängt am Eingange der Markuskirche den vor ihm knieenden Kaiſer mit dem Friedenskuſſe auf die Stirne.

Jahr 1177.

Friedrich I. ſeines langen und röthlichen Bartes wegen Barbaroſſa genannt, gehört unter die größten Regenten des Mittelalters, da nach ihm keiner das Kaiſerſchwert mit ſolcher Kraft geführt hat.

Seine erſte glänzende Handlung war die Entſcheidung eines Thronſtreites zwiſchen zwei däniſchen Prinzen Namens Swen und Kanut, welche um die Krone ſtritten und die ſich auf einem Reichstage zu Merſeburg einſtellten, wo er dem Letztern ſelbſt die Krone aufſetzte und ihm den Lehneid abnahm, den Andern aber durch einen Länderantheil befriedigte.

Darauf wollte er mit Heinrich dem Löwen welcher das Herzogthum Baiern wieder verlangte und mit Heinrich Jaſomirgott dem Babenberger, welcher es noch beſaß Frieden ſtiften, aber der öſterreichiſche Herzog erſchien auf keine Vorladung zu Fürſtentagen, und obſchon ihn der Kaiſer des Landes verluſtig ſprach, ſo unterblieb dennoch die Vollſtreckung, da er noch immer die Hoffnung hatte, beide Verwandte zu verſöhnen *).

Nun richtete er ſein Augenmerk auf Italien, deſſen Verhältniſſe zu den deutſchen Königen ſehr verwickelt und ſchwierig waren. In Italien waren damals drei verſchiedenartige Mächte in Bewegung. In Ober-Italien (oder Lombardie) hatten nämlich während des Kampfes der Kaiſer mit den Päpſten die Städte ihre Unabhängigkeit von der Obergewalt der Biſchöfe und weltlichen großen Herren errungen, und ihre innere Freiheit ausgebildet, ſo daß ein Stadtrath aus der Bürger-Mitte die Verwaltung übte, und aus ſeiner eigenen Mitte Bürgermeiſter wählte. Auch hatten ſie ſich allmälig alle Regalien wie z. B. Münze, Zölle u. dergl. angeeignet. Das Glück ihrer jungen Freiheit verführte aber Viele von ihnen zum Uebermuthe, und zerriß durch verderbliche Zwietracht ihr edles Streben.

Da kamen Männer aus der Stadt Lodi in der Lombardie zum Könige Friedrich und begehrten Hilfe gegen die Gewalt der Stadt Mailand, weil dieſe ihre Freiheit zur Unterjochung anderer Städte mißbrauchte; als aber Friedrich den Mailändern gebot, der Stadt Lodi Genugthuung zu geben, zerriſſen ſie ſeinen Brief.

In Rom hatte zu dieſer Zeit der kühne Arnold von Brescia, welcher aus der Schweiz zurück gekehrt war die Grundpfeiler der Hierarchie erſchüttert, und durch ſeine Lehren die Römer auf andere Geſinnungen gebracht. Der Papſt verdammte Arnold von Brescia als Ketzer, und hoffte Hilfe von den Deutſchen; wollte ihnen aber nicht recht trauen.

In Unter-Italien endlich hatten die Normannen-Fürſten eine unbeſchränkte Gewaltherrſchaft eingeführt, und alle Freiheit erſtickt, worüber gleichfalls Klagen an den König kamen. So war es damals in Italien, als Friedrich zur Heerfahrt dahin aufbrach, um das römiſch-deutſche Kaiſerthum im vollen Umfange und in ganzer Herrlichkeit wieder herzuſtellen, wie es Karl der Große gegründet hatte. Sobald aber der Papſt dieſe Abſicht erkannte, rüſtete er ſich zum Kampfe dagegen, denn er ſah wohl ein, daß dadurch die ganze weltliche Macht der Kirche bedroht ſey. Darüber entſtanden die beiden Parteien, die päpſtliche oder guelfiſche und die deutſch-königliche, die ghibelliniſche (nach italieniſcher Redeweiſe waiblingiſche) genannt.

Nun kam der König Friedrich im Jahre 1154 mit einem ſtattlichen Heere nach Italien, ſaß zu Gerichte, und hörte die Klagen der lombardiſchen Städte wider Mailand. Da er aber erkannte, daß ſeine Macht jener von Mailand nicht gewachſen ſey, ſo vermied er jetzt einen Angriff auf dieſe Stadt und zeigte ſeine Strenge einſtweilen gegen andere weniger mächtige Städte, die ſeinen Befehlen ſich widerſetzten.

In Pavia, welches zu ſeiner Partei hielt, empfing er hierauf die eiſerne Krone als König von Italien, zog dann gegen Rom, und wurde daſelbſt vom Papſte Hadrian dem IV. zum Kaiſer gekrönt.

Bei ſeiner ſiegreichen Rückkehr nach Deutſchland begann er auch hier mit durchgreifender Strenge Frieden und Recht herzuſtellen, da während ſeiner Abweſenheit ſich die Mächtigen Alles erlaubt hatten. Viele adelige Herren lebten bloß vom Raube, lauerten in ihren Burgen auf die Wanderer und reichen Kaufleute welche mit Waaren vorbei zogen, und hielten dieſe ſo lange gefangen, bis ſie ſich um ſchweres Geld loskauften.

Nachdem das Reich im Innern durch Gerechtigkeit wieder erſtarkte, gewann es auch nach Außen zu Ruhm und Glanz, und ſo ſah der römiſch-deutſche Kaiſer Friedrich, der Höchſte in dieſem Reiche, die Könige von Böhmen, Polen und Dänemark als Vaſallen um ſich. Nur Italien grollte und trotzte, und nöthigte den Kaiſer, daß er im Jahre 1158 abermals mit vielen Fürſten und einem zahlreichen Heere dahin zog. Ueber Mailand ſprach er die Reichsacht aus, umſchloß es mit ſeinem Heere, und zwang es nach vier

*) Kaiſer Friedrich vollendete die Verſöhnung zwiſchen Heinrich dem Löwen von Sachſen und Heinrich Jaſomirgott auf einem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1156

Wochen zur Uebergabe. Hierauf hielt er einen Reichstag auf den ronkaliſchen Feldern um den vielfach verworrenen Zuſtand Italiens nach Recht und Geſetz zu ordnen, wobei nicht bloß die Grafen, Ritter und Edelleute nebſt den Biſchöfen und Aebten, ſondern auch Bürgermeiſter, Richter und Abgeordnete aus den Städten zuſammen kamen. Auf dieſem Reichstage wurden dem Kaiſer auch folgende Rechte in Italien zugeſprochen. Das Recht alle Herzogthümer, Markgrafſchaften und Grafſchaften zu vergeben, dann zur Heeresfolge aufzurufen, ſo wie alle Lieferungen für ſich und das Heer zu beziehen, ferner alle Regalien zu erheben, und die ſtädtiſchen Obrigkeiten mit Beiſtimmung des Volkes zu ernennen. Endlich ſollte ein allgemeiner Landfrieden aufrecht erhalten werden, und alles Volk in Italien, Fürſten, Edle, Vaſallen und Bürger jene Beſchlüſſe beſchwören.

Den Mailändern wuchs aber bald wieder der Muth, ſie vertrieben des Kaiſers Abgeordnete, und ſagten es laut, daß ſie ihm den Eid nicht halten wollten. Dieſes Beiſpiel entflammte auch in andern Städten den Volkshaß gegen die Deutſchen, und als der Kaiſer die Reichsacht über Mailand ausſprach, plünderten ſie noch ſeinen Schatz im Schloſſe Trezzo.

Nun zog der Kaiſer im Jahre **1161** mit dem Reichsheere vor Mailands Mauern, nahm die Krone von ſeinem Haupte ab, und ſchwur in ſeinem Zorne ſie nicht eher wieder aufzuſetzen, als bis er Mailands Mauern der Erde gleich gemacht habe. Zwei Jahre widerſtanden ihm die Mailänder mit feſtem Muthe, endlich aber mußten ſie ſich ergeben. Bleich und abgehagert von furchtbarer Noth, kamen ſie jetzt zum Kaiſer heraus, brachten ihm die Schlüſſel der Stadt, und deren Heiligthum, das Caroccio (ein Wagen mit einem hohen Maſtbaume auf deſſen Spitze ſich ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambroſius befand). Demüthig mußten ſie im Regen harren, während der Kaiſer an der wohlbeſtellten Tafel ſaß, und als er endlich in der Mitte ſeiner Großen am Throne erſchien, ſtießen die Beſiegten in die Poſaunen, und ſenkten den Maſtbaum des Caroccio. Hierauf wurden Mailands Mauern, Thürme und Paläſte der Erde gleich gemacht, und den Bürgern der Stadt bedeutet, ſich anderswo anzuſiedeln. Als der Kaiſer ſeine Krone wieder aufs Haupt geſetzt hatte, traf ſein Gericht auch die andern ihm feindlichen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, und ſo ging über ganz Italien bei ſeiner Heimkehr nach Deutſchland der Schrecken vor ſeinem Anſehen.

Indeſſen mußte aber Friedrich dennoch einigemal nach Italien ziehen, um die immer aufrühriſchen Lombarden zu bekämpfen, die jedesmal nach ſeinem Abzuge aufs Neue rebellirten.

Papſt Alexander **III.** der Nachfolger Hadrian des **IV.** ſprach wider ihn den Bann aus, die Mailänder erbauten in unglaublich kurzer Zeit ihre Stadt und Mauern wieder auf, und erfochten zuletzt einen vollſtändigen Sieg über das kaiſerliche Heer. Die Schlacht geſchah zwiſchen Legnano und dem Fluße Ticino. Der Kaiſer ſtürmte mit ſeinen Deutſchen heran, und warf mit ſeinem Ungeſtüme die Lombarden, daß ſie ſchon gegen Mailand hinflohen; da aber zogen hinter ſeinem Rücken ihre zum Todt verbündeten Schaaren herbei, und erneuerten einen verzweiflungsvollen Kampf. Nur wenige Treue waren noch um den Kaiſer, der Bannenträger ſtürzte an ſeiner Seite hin, und endlich ſank auch er. »Sieg! Sieg!« jauchzten jetzt die Lombarden, »der Kaiſer iſt todt!« und eroberten ſein Lager, erbeuteten ſeine Fahne, und ſeinen Schild, und ſtäubten zuletzt die Deutſchen wie betäubt auseinander. Schon beweinte die Kaiſerin ihren Gatten für todt, und legte die Trauer an, bis er endlich am vierten Tage nach der Schlacht voll tiefen Kummers in dem treuen Pavia wieder zum Vorſcheine kam.

Friedrich hatte jetzt, von allen Seiten verlaſſen, die Macht, die Freiheit und öffentliche Meinung welche dem Papſte beiſtand, erkannt und beſchloß, da er mit den aufrühriſchen Lombarden nicht unterhandeln wollte, ſich mit dem Papſte zu verſöhnen. Alexander im Glücke ebenſo würdevoll und großherzig, wie im Unglücke, bot auch gerne die Hand dazu, und man wurde einig, daß die Friedensverſammlung zu Venedig gehalten werden ſollte, wohin ſich Alexander, und auch die kaiſerlich und lombardiſchen Geſandten begaben, nur der Kaiſer ſelbſt ſollte ohne Wiſſen und Genehmigung des Papſtes nicht nach Venedig kommen dürfen.

Anfangs erhoben ſich große Zweifel und Schwierigkeiten, und die Verhandlungen gingen wegen der Entfernung Friedrichs ſo langſam vorwärts, daß der Papſt endlich bewilligte, er möge mit wenigen Begleitern nach Chioggia kommen. Als hier die vorläufig entworfenen Friedensbedingungen durch Geſandte beſchworen waren, lud ihn der Papſt durch einige Kardinäle nach Venedig, und löſete ihn vom Banne.

Am **24.** Juni **1177** ſegelte der Kaiſer mit allen Prälaten, Fürſten und Edlen auf reichverzierten Schiffen nach der berühmten Stadt, wo vor dem Eingange der Markuskirche ihn Alexander **III.** erwartete. Der Kaiſer von einem großen Gefolge begleitet warf den Mantel von ſich, fiel auf die Kniee, und küßte dem Papſte die Füſſe, und dieſer gab ihm den Friedenskuß. Daß ihm der Papſt bei dieſer Gelegenheit auf den Nacken getreten, iſt ein Märchen.

Am **1.** Auguſt geſchah der förmliche Abſchluß der Friedensartikel zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte, die von vielen deutſchen Reichsfürſten, den ſicilianiſchen Abgeordneten, und den Conſuln der Städte Mailand, Piacenza, Brescia, Bergamo, Verona, Parma, Reggio, Bologna, Novarra, Aleſſandria, Padua und Venedig auf Reliquien und dem Evangelienbuche beſchworen wurden. Die vorzüglichſten dieſer Artikel waren folgende: Der Kaiſer zieht ſeine Hand von dem Gegenpapſte Calixtus dem **III.** (der während der Kirchenſpaltung von den Gegnern Alexanders erwählt und von dem Kaiſer anerkannt worden war) zurück und überläßt die Vogtei über die Stadt Rom dem päpſtlichen Stuhle; dafür behält er aber die Nutznießung der mathildiſchen Güter noch **15** Jahre. Mit dem Könige von Sicilien ſoll ein fünfzehnjähriger und mit den Lombarden ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand gehalten, während desſelben aber an einem dauerhaften Frieden gearbeitet werden.

1.Bd.82.

Deutſchland.

Der poetiſche Wettſtreit auf der Wartburg in Thüringen.

Der Sänger Ofterdingen knieet zu den Füſſen der Landgräfin, welche ihn mit ihrem Mantel bedeckt, um ihn vor ſeinen Gegnern zu ſchützen.

Jahr 1207.

Alle von der Natur begabte Völker zeigen, ſo weit man ihre Geſchichte verfolgen kann, eine große Liebe zur Poeſie, und bilden ſie um ſo eigenthümlicher aus, je weniger ſie mit andern Nationen in Berührung kommen. So finden ſich ſchon im Tacitus deutliche Spuren von Heldengeſängen der Germannen, welche dieſe Anlagen mit in die Länder des römiſchen Reiches brachten; aber eine Reihe von Jahrhunderten verging, bevor die neu entſtandenen Sprachen ſich einer kunſtmäßigen Geſtaltung der Poeſie fügten.

Die erſte, welche dieſe Ausbildung erreichte, war die Provenzaliſche. Unter Provenzalen verſtand man damals nicht nur die Bewohner der heutigen Landſchaft Provenze, ſondern die des ganzen ſüdlichen Frankreichs, welches ſich vor dem nördlichen nicht nur durch größere Betriebſamkeit und feinere Sitten, ſondern auch durch eine verſchiedene gebildete Sprache, die provenzaliſche genannt, auszeichnete.

Der Hof der Grafen von Provenze galt ſchon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts für den gebildetſten und prachtvollſten in Europa, wo man nur durch das Talent geiſtreicher und in eine zierliche Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen konnte. Die Ritter bereiteten ſich zu jedem Beſuche durch künſtliche Verſe vor, und ſo wurden Dichtkunſt und Muſik die Würze jeder geſellſchaftlichen Unterhaltung. Der Adel vertauſchte auf einige Zeit Schwert und Lanze, und unterhielt die Damen abwechſelnd mit kriegeriſchen und poetiſchen Wettkämpfen.

Troubadours war der eigentliche Name der provenzaliſchen Dichter. Sie nannten ihre Kunſt die fröhliche Wiſſenſchaft mit Bezug auf ihre kunſtreichen Sylbenmaßen, Rhytmen und mannigfaltige Art zu reimen. Die meiſten Troubadours verſtanden ſich auch zugleich auf die muſikaliſche Begleitung ihrer Lieder, bei dem aber dieſes nicht der Fall war, der pflegte einen mit Muſik und Poeſie gewerbtreibenden Jongleur mit ſich zu führen. Ebenſo beſchäftigten ſich auch mit der muſikaliſchen Darſtellung die Menetriers (ministerialis), die aber eine edlere Haltung als die Jongleurs bewahrten, nachdem dieſe ſich noch auf Seiltänzerei und andere Künſte verlegten.

Die Geſänge der Troubadours gehörten faſt alle der lyriſchen Gattung an, und feierten Frauenliebe, Ritterthum und die Schönheiten der Natur; doch wendeten ſie ſich auch tadelnd gegen die Gebrechen der Zeit und des damaligen Lebens, verſpotteten mit bitterem Spotte die Ueppigkeit der Geiſtlichen, und ermahnten die Fürſten zu Recht und Billigkeit.

Wie die Provenzalen die Lyrik, ſo bildeten die Nordfranzoſen die Gattung der größeren epiſchen Rittergedichte oder Romane aus, und zwar urſprünglich und bis auf Philipp Auguſt in lateiniſcher Sprache, unter welchem Könige auch die franzöſiſche diejenige Bildſamkeit erhielt, die ſie zu poetiſchen Vorträgen geſchickt machte. Während die provenzaliſche Poeſie zugleich den Oſten von Spanien und ganz Oberitalien umfaßte, ward die nordfranzöſiſche auch über England verbreitet, und ſo lebten die Dichter oft zu gleicher Zeit in England und in Frankreich, wo ſie Trouveres genannt wurden.

Mit der muſikaliſchen Darſtellung ihrer Produkte beſchäftigten ſich die Menetriers, welche aber eine edlere Haltung, als die Jongleurs bewahrten, indem ſie ſich, wie ſchon erwähnt, vom Poſſenreißen und Taſchenſpielereien ferne hielten.

Mit der Entwicklung der Poeſie wuchs auch die Achtung und Begünſtigung ihrer Pfleger und Vertreter, denn überall an den Höfen der Könige und Fürſten wurde die Gabe des Geſanges hoch geehrt. Ja Ludwig dem VII. und dem tapfern Richard Löwenherz mußten Dichter in das gelobte Land folgen, um die Muſe der Helden im Lager durch ihre Lieder zu erheitern. Für einen neuen Geſang wurden den Dichtern aus den Händen der Frauen ſchöne Geſchenke, ein Kleid, ein Waffenſtück, ein Pferd, eine goldene Blume oder ein anderes werthvolles Denkmal überreicht.

Der Antheil, den das deutſche Volk an jenem Frühling der Poeſie nahm, welcher ſich bei allen Völkern des Abendlandes durch die Ritterſitten und Kreuzzüge gezeitigt entfaltete, fällt gleichfalls in das Zeitalter der Hohenſtaufen, und beginnt vorzüglich mit Kaiſer Friedrich dem I. der Rothbart, der ein Freund und Beſchützer der Gelehrten war.

Weil die oberdeutſche oder ſchwäbiſche Mundart damals die ausgebildetſte war und in den meiſten Gedichten vorherrſcht, ſo nennt man dieſe Periode der deutſchen Poeſie auch die ſchwäbiſche.

Heinrich von Veldeck in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts iſt einer der älteſten in dieſer Dichterreihe, Konrad von Würzburg, in der zweiten Hälfte des dreizehnten einer der Letzten.

Zwiſchen beiden liegt ein großer Reichthum herrlicher lyriſcher und epiſcher Gedichte. Die lyriſchen, bekannt unter dem Namen der Minnelieder, voll Anmuth in der Sprache und kunſtreich im Versbau, beſingen vorzüglich die Liebe und den Frühling in den mannigfaltigſten Wendungen und Weiſen, doch gibt es

von den Dichtern dieſer Lieder auch Geſänge religiöſen, moraliſchen und politiſchen Inhalts, wie wir dieſe zweite Richtung auch bei den Provenzalen bemerkt haben.

Die Deutſchen zeigen aber in den beiden Beziehungen eine größere Innigkeit des Gemüths, und weniger ſpielende Reflexionen als jene. In Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide und Gottfried von Straßburg erreicht die ſchwäbiſche Poeſie ihre höchſte Ausbildung.

Kaiſer und Könige, Fürſten und Grafen, welche die Geſchichte ſonſt nur in ernſthafter Anſtrengung, in kühnen Schlachten und gewaltigen Thaten darſtellt, treten ſelbſt als Dichter auf, und erſcheinen in dieſem Kreiſe mild, zart und faſt tändelnd. So finden ſich Gedichte vor, die Kaiſer Heinrich dem VI. und dem unglücklichen Konradin zugeſchrieben werden; andere rühren von dem Könige Wenzel von Böhmen, dem Markgrafen Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, den Herzogen Heinrich von Breslau, Johann von Brabant und Andern her.

Unter den Fürſten, welche ſich als Beſchützer und Beförderer der Dichtkunſt zeigten, traten beſonders der Landgraf Hermann von Thüringen, und die öſterreichiſchen Herzoge aus dem babenbergiſchen Hauſe hervor. In jener Zeit geſchah auch, wie die Sage erzählt, der Kampf auf der hohen Wartburg im Thüringer-Lande *), wo Hermann, ein Verehrer der edlen Kunſt des Geſanges, ſeinen ſtattlichen Hof hielt.

Es kamen nämlich auf dieſer Burg ſechs rühmlich bekannte Meiſter zuſammen, davon waren vier ſtolze Ritter, der Heinrich von Risbach, Reimar von Zweter, Wolfram von Eſchenbach und Walther von der Vogelweide, die andern zwei waren Bürger und nannten ſich Biswolf von Stilla und Heinrich von Ofterdingen, der, wie es heißt, ſeine Jugend in Oeſterreich an dem Hofe des Herzogs Leopold VII. verlebte, und ſich hier zum Dichter bildete.

Die erſten fünf, welche am Hofe des Landgrafen lebten, erhoben ein Lob in Geſängen über aller Fürſten, und waren dem Ofterdingen abgeneigt, weil er dagegen den Herzog Leopold von Oeſterreich als die Sonne deutſcher Lande pries. So kam es nun, daß ſie einmal den Ofterdingen zu einem ernſthaften Wettkampfe im Dichten und im Geſange aufforderten und es zur Bedingung machten, wenn er unterliegen würde, ſo ſolle er dem Scharfrichter auf Schwert oder Strick verfallen ſeyn.

Heinrich von Ofterdingen beſang jetzt Leopold den VII. von Oeſterreich, ihm entgegen aber waren Heinrich von Risbach, Biswolf von Stilla und Walther von der Vogelweide, welch Letzterem (der den Landgrafen Hermann in Lobpreiſungen erhob) die Kampfrichter Trimmar der Alte und Wolfram von Eſchenbach den Sieg zuerkannten. Ofterdingen klagte, daß ihm unrecht geſchehe und berief ſich zur Entſcheidung der Sache auf den weiſen Meiſter Klinſor im Ungarlande. Die Sieger wollten ihm aber keine Friſt geben und zuletzt Gewalt an ihm nehmen, bis die Landgräfin ihn in Schutz nahm und mit ihren Mantel bedeckte, damit ihm Niemand ein Leid thue, auch der Landgraf erlaubte ihm, den Meiſter Klinſor zu holen.

Jetzt eilte Heinrich von Ofterdingen nach Ungarn zu dem reichen Könige Andreas, bei dem Klinſor wegen ſeiner geheimen Kunſt in den Sternen zu leſen und das Gold in den Bergen zu finden, in hohen Ehren ſtand; Klinſor brachte nun durch ſeine Zauberkräfte den Sänger in einer Nacht aus dem Ungarlande nach Eiſenach, worauf beide des Morgens zur Wartburg hinauf gingen, wo man ſie auch herrlich empfing. Klinſor fing jetzt an, aus den Sternen zu weiſſagen, daß dem Könige Andreas in Ungarn ein Töchterlein geboren ſey, welches einſt über Thüringen herrſchen würde, und hielt dann noch ein Geſpräch mit dem frommen Meiſter Wolfram von Eſchenbach über verſchiedene Geheimniſſe. Zuletzt ſchlichtete er auch den Streit der Sänger, und war bald nachher plötzlich aus Thüringen wieder verſchwunden.

Eliſabeth, des Königs von Ungarn erſtgeborne Tochter (im Jahre 1207 zu Presburg geboren) wurde ſchon im Jahre 1211 an den eilfjährigen Ludwig, dem Sohne des Landgrafen von Thüringen verlobt und bald darauf nach der Wartburg abgeführt, um an dieſem kunſt- und geſangliebenden Hofe ihre Erziehung zu erhalten. Als Eliſabeth in ihr fünfzehntes Jahr trat, und Ludwig bereits die Regierung der Landgrafſchaft angetreten hatte, ward die Verbindung vollzogen. Beide Gatten waren im vollen Sinne des Wortes einander werth, liebten ſich mit unerſchütterlicher Treue und prüften ihre Liebe in mehreren Gelegenheiten. Während Ludwig in ritterlichen Zügen ſeinen Heldenmuth und ſeine Ergebenheit gegen den Kaiſer und das Reich bewährte, übte Eliſabeth daheim die ſtillen Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde, und zwar in einem ſo ausgezeichneten Grade, daß ſie als das Ideal eines zarten Frauenſinnes von Jedermann geprieſen wurde. Sie ſtarb am 19. November 1231 und ſchon vier Jahre nach ihrem Tode wurde ſie von dem Papſte Gregor dem IX. in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Ihre Reliquien befinden ſich theils zu Breslau, theils in dem Kloſter der Eliſabethinerinen zu Wien.

*) Die Wartburg iſt ein altes Bergſchloß in einer herrlichen Gegend eine halbe Stunde von Eiſenach entfernt. Sie wurde zwiſchen den Jahren 1069 und 1072 vom Grafen Ludwig dem II. oder dem Springer erbauet, und war als Reſidenz der thüringiſchen Landgrafen berühmt, wegen der glänzenden Turn- und Ritterſpiele, die daſelbſt vorzüglich in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts am Hofe des Landgrafen Hermann des I. und des Markgrafen Heinrich des Erlauchten durch die Wettgeſänge der erſten deutſchen Minneſänger gefeiert wurden. Hier ſaß Friedrich der Gebiſſene als Gefangener ſeines Vaters durch ein Jahr im Kerker (1281). Der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen ließ den auf dem Reichstage zu Worms geächteten Doktor Martin Luther auf dieſe Feſte in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Jörge verborgen, vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522 an der Ueberſetzung der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat, ſo auch das Modell des von Johann Friedrich dem Mittlern zu Gotha erbauten Schloſſes Grimmenſtein.

I.Bd.83.

Mordverſuch gegen den jungen Peter Zar.

Ein frecher Kriegsmann ſtürzt mit dem Meſſer in der Hand zu den Stufen des Altars, um den Prinzen zu ermorden.

Jahr 1682.

Peter, dieſes Namens der I., auch der Große genannt, war ein Sohn des Alexei Michailowitſch und der Natalia Kirilowna Nariſchkin, geboren im Jahre 1672. Seine blühende Geſundheit und ſchnelle Faſſungsgabe machten ihn zum Lieblinge ſeines Vaters, der ſich mit dem Gedanken beſchäftigte, ihm mit der Ausſchließung ſeiner Söhne aus der erſten Ehe, die ihn nicht zu großen Hoffnungen berechtigten, die Thronfolge zu ſichern.

Alexei hatte nämlich von ſeiner erſten Gemalin Maria, eine Tochter des Bojaren Miloslawski zwei Söhne, Feodor und Iwan, dann mehrere Töchter: Eudoxia, Martha, Sophia, Katharina, Maria und Feodoſſia. Eine dieſer Töchter, Sophia, welche ſchon damals einen männlichen Herrſchergeiſt verrieth, haßte aber ihre Stiefmutter, und trug dieſen Haß auch auf den unſchuldigen jungen Stiefbruder über, was die Urſache war, daß ſie das Projekt des Vaters zu hintertreiben ſuchte.

Als Alexei ſtarb, leiteten die fernere Erziehung des jungen Prinzen ſeine Mutter und deſſen Großvater, während Feodor III., Alexei älteſter Sohn, den Thron beſtieg.

Nach ſeinem baldigen und kinderloſen Tode, der im Jahre 1682 erfolgte, hielt die Partei der Miloslawski, die früher den Glanz der Nariſchkin nur mit Eiferſucht betrachtet hatte, die Thronfolge Iwans nicht im mindeſten für zweifelhaft, während die nach dem Tode des Alexei unterdrückte Partei Nariſchkin für Peter hoffte.

Iwan war ſchwach, kurzſichtig und ſtammelte, wodurch die Prinzeſſin Sophie, die ſich an der Spitze der Miloslawski befand, die Regentſchaft und damit ein weites Feld zur Befriedigung ihrer Ehrſucht erhalten haben würde.

Peter war erſt zehn Jahre alt, berechtigte zu großen Erwartungen, und hatte den Wunſch ſeines Vaters, ſo wie ſeines Stiefbruders Feodor für ſich, daß er zum Nachfolger berufen werden möchte. Dazu kam noch die brüderliche Liebe zwiſchen Iwan und Peter, welche die Ausführung dieſes Wunſches um ſo mehr erleichterte; ja der beſcheidene Iwan ſoll ſogar freiwillig ſeine Vorrechte an Peter abgetreten haben, worauf Peter von den verſammelten Großen mit lauter Stimme zum Herrſcher ausgerufen und gehuldigt wurde. Peters Mutter übernahm jetzt die Regentſchaft, ſuchte dabei die zurück geſetzte Familie Nariſchkin wieder zu erheben, und bewarb ſich die Gunſt der Strelitzen zu erhalten. Dieſes Korps war aber zu beſtechlich, um in der gelobten Treue zu verharren, und ſo gelang es der Prinzeſſin Sophie unter dem Vorwande, als ſey der rechtmäßige Thronfolger Iwan mit Unrecht hintangeſetzt worden, ſich durch Geld und Verſprechungen einen großen Anhang unter den Strelitzen zu verſchaffen. Schlaue Helfershelfer unter ihnen, vorzüglich der Vertraute Iwan Miloslawski und Sophiens Kammermädchen, die Koſakin genannt, verdächtigten den guten Namen der Nariſchkin, als hätten dieſe den Feodor mit Gift aus dem Wege geſchafft, um den rechtmäßigen Thronerben zu verdrängen, und ſich die Regierung zu ſichern. Bald theilte der große Haufe das durch dieſe Vorſpieglungen angeregte Mitgefühl, und man erkannte es für billig, daß Iwan in ſeine Rechte eingeſetzt oder doch gerächt werden müſſe.

Der verhängnißvolle Tag, an welchem die Verſchwörung zum Ausbruche kam, war der 15. Mai 1682, an welchem Tage die Verſchwornen unter dem Getön der Sturmglocke und dem Wirbeln der Lärmtrommel in voller Kriegsrüſtung mit Kanonen gegen den Kreml zogen, wo die zitternden Prinzen und die verwitwete Zarin mit ihren Verwandten und Günſtlingen ſich befanden. Drei Tage hatte dieſer Aufſtand gedauert, in welchem 67 Perſonen das blutige Opfer wurden, bis ſich die Horde, welche ihre Gräuel lediglich im Intereſſe des Parteigeiſtes verübte und ſich nicht durch Plünderung entehrte, ſich für zufrieden geſtellt erklärte.

Der gutmüthige, ſeinem Stiefbruder vom Herzen zugethane Iwan erſchien hierauf, und bat, daß es ihm wegen ſeines Unvermögens geſtattet ſeyn möchte, den Prinzen Peter zum Mitregenten anzunehmen, wozu die Horde endlich ihren Beifall gab.

Nun erfolgte am 23. Juni 1682 die Krönung der beiden Zarewitſche, die Letzte, welche mit allem Pompe der alten Gebräuche geſchah, und da zwei Zaren zugleich gekrönt wurden, die einzige ihrer Art in Rußland war.

Für den Zarewitſch Peter mußte ein eigener Krönungsſchmuck neu angefertigt werden, der aber dem alten, welchen Iwan trug, täuſchend ähnlich war. In der Hauptkirche hatte man dem Altare gegenüber ein mit einem Baldachine verſehenes Gerüſt angebracht, auf welchem rechts ein in zwei Sitze abgetheilter ſilberner Armſtuhl für die künftigen Zare, links ein geringerer Seſſel für den Patriarchen ſtanden. Die zum Gerüſte führenden Stufen und der Gang

zum Altare waren mit Sammtdecken belegt, und zu beiden Seiten ſtanden Bänke für die Geiſtlichkeit.

Am Krönungstage erſchienen beide Zarewitſche in weiten goldſtoffenen, mit Spitzen beſetzten Röcken und reichbeſetzten Mützen im Audienzſaale des Palaſtes, worauf ſie die Reichskleinodien dem bereits in der Hauptkirche harrenden Patriarchen überſandten, und ſich dann ſelbſt dahin begaben. Der Weg wurde vor ihnen her mit Weihwaſſer beſprengt; zu beiden Seiten ſtanden die Oberſten und Kapitäns der Strelitzen mit ihren Truppen und hinter dieſen eine unzählige Volksmenge. Als die Prinzen in der Kirche angekommen waren, verbeugten ſie ſich dreimal vor dem Altare und einmal vor dem Patriarchen, der ſie zuerſt mit den Händen, dann mit dem Kreuz ſegnete, und endlich mit Weihwaſſer beſprengte und küßte. Nach dem abgehörten Glaubensbekenntniſſe reichte man ihnen die geweihten Kleinodien und Kreuze, flehte um langes Leben, und verrichtete den gewöhnlichen Gottesdienſt. Nach dieſem ſalbte der Patriarch die Zarewitſche auf Stirne, Mund und Bruſt, Schultern und Hände mit Oel, und trocknete dieſes mit einem Schwamme, den er neben dem Altare verbrannte. Die Geſalbten erneuerten hierauf ihr Glaubensbekenntniß vor dem Altare und empfingen das Sakrament des Abendmals. Nach Beendigung dieſer feierlichen Handlung zogen ſie auf einem mit Scharlachtuche bedeckten Wege zu der angrenzenden Kirche des Erzengel Michael, um ſich unter den Gräbern der Zaren der Vergänglichkeit ihrer irdiſchen Herrlichkeit zu erinnern.

Sophie hatte nach dieſer Feſtlichkeit die Genugthuung, während der Minderjährigkeit der beiden Zarewitſche die Regentſchaft zu führen, wiewohl ſie ſich das Anſehen gab, als ob ſie dieſes Geſchäft nur ſehr ungerne übernehme. Selbſt eine talentvolle Regentinn übertrug ſie daher die Leitung der Staatsverwaltung dem Fürſten Waſſili Wiſſiliewitſch Gholizyn, dem ſie, wie man glaubte, ihre Hand und einſt den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der ſchwache und kränkliche Iwan ſterben würde; verſäumte aber in der erſten Zeit nichts, um ſich die Stimmenführer der Strelitzen, welche jetzt die fürſtlichen Bojaren Iwan Andreiwitſch und Feodor Iwanowitſch Chowanski Vater und Sohn, zu Oberſten hatten, durch verſchiedene Auszeichnungen zu befreunden.

So ſehr die Regentin aber den Häuptern der Strelitzen gegenüber ſich anfangs gefügt, ja ſogar erniedrigt hatte, ſo wenig konnte es ihrer Staatsklugheit entgehen, daß dieſe Stütze höchſt unzuverläßig und daß es ſogar dringend rathſam ſey, den gefährlichen Einfluß dieſer rohen Maſſe zu brechen und unſchädlich zu machen.

Diejenigen, die jetzt Freunde waren, konnten, wenn eine andere Partei ihnen größere Anerbietungen machte, eben ſo leicht Feinde werden. Dazu kam noch, daß der Uebermuth der Fürſten Chowanski täglich ſtieg und ſie ihren Untergebenen jede Art von Unfug erlaubten.

Man traf daher die geeigneten Maßregeln, der Macht dieſes brutalen Haufens Schranken zu ſetzen und machte den Anfang damit, die Bewachung des Lebens der Zaren, jungen Edelleuten anzuvertrauen, während einzelne Regimenter Strelitzen unter mancherlei Vorwänden nach den Grenzen des Landes abgeſchickt und durch andere Truppen erſetzt wurden.

Zuletzt ſuchte man auch eine Gelegenheit die Fürſten Chowanski für immer unſchädlich zu machen, und dieſe fand ſich auch bald, als ſich dieſe in einen Aufruhr einließen, den ein abgeſetzter, und mit dem Titel eines Afterheiligen bezeichneter Prieſter, Namens Nikita, veranlaßte.

Nach dem Tode der beiden Chowanski, welche mit 37 Strelitzen als Verräther hingerichtet wurden, wollten ihre Anhänger das Blut ihrer Führer rächen und griffen ſämmtlich zu den Waffen, wobei es auf nichts Geringeres, als auf die Ermordung des jungen Zaren Peter abgeſehen war.

Der Hof in der größten Gefahr verließ augenblicklich den Kreml und zog ſich in das feſte Dreifaltigkeits-Troizkoy-Kloſter, etwa ſechs Meilen von Moskau zurück, wo er alle Truppen um ſich verſammelte, auf die er rechnen zu können glaubte.

Kaum hatte ſich aber die Nachricht von der Flucht der kaiſerlichen Familie verbreitet, als die Empörer das Zeughaus ſtürmten, die Thore ſperrten und in blinder Wuth nach dem Kloſter zogen.

Während des Tumults und als die Rebellen ſchon in die Zimmer der Kaiſerin eindringen wollten, gelang es dieſer noch mit ihrem Sohne Peter durch einen geheimen Gang in die Schloßkirche zu entfliehen, wo ſie ſich in bebender Angſt bei dem Altare zu verbergen ſuchte. Aber die wüthenden Strelitzen durchſuchten jeden Winkel des Palaſtes, um ihre Blutopfer aufzufinden, und ſo kam auch ein Haufe der Böſewichter in die Kirche, wo Natalia mit ihrem Sohne an den Stufen des Altars ſich befand. Schon rannte einer der Mörder mit dem Meſſer auf den Prinzen zu und wollte ihm das tödtliche Werkzeug eben ins Herz ſtoßen, als er von einem ſeiner Gefährten mit den Worten noch zurück gehalten wurde: »Halt, Bruder! Nicht hier am Altare! Er wird uns nicht entwiſchen!«

Aber in demſelben Augenblicke eilte die Zariſche Reiterei herbei, und trieb die auf dem Kirchenplatze verſammelten Strelitzen in die Flucht, wodurch Peter für diesmal dem Tode entging.

Entmuthigt durch das Mißlingen ihres Verſuchs legten die Aufrührer die Waffen nieder, und unterwarfen ſich demüthig dem Hofe zur Beſtrafung. Ja, die Zaghaftigkeit der entarteten Soldaten ging jetzt bei dem Anblicke des aufgebotenen Adels der Umgegend ſo weit, daß ſie nicht nur die Hauptanſtifter der Meuterei auslieferten, ſondern es auch ruhig geſchehen ließen, daß aus ihren Reihen der zehnte Mann ausgehoben wurde, um zum Beiſpiele für die Uebrigen, die verdiente Strafe zu leiden.

Hierauf genoß die Regentſchaft einige Zeit Ruhe, welche Sophie dazu benützte, um ihre Herrſchaft zu ſichern, während Natalia im Intereſſe ihres Sohnes Peter ihr entgegen arbeitete.

I. Bd. 84.

Deutſchland.

Die Erſtürmung der Veroneſer-Klauſe durch Otto von Wittelsbach.

Der junge Otto klimmt mit ſeiner Schaar kühnen Männer einen ſteilen Felſen hinan, und überraſcht die ſorgloſe Räuberbande.

Jahr 1155.

Otto von Wittelsbach, mit Recht der Große genannt, einer der glanzvollſten Sterne in der deutſchen Geſchichte, war der Sohn des Schyren Otto des IV. eines Pfalzgrafens von Wittelsbach *).

Außer dieſem hatte der Pfalzgraf noch drei edel erzogene Söhne, die ſchon in ihrer Jugend den Biſchof Otto von Freiſingen befehdeten, da ſie durch ihn die Rechte ihres Vaters beeinträchtigt glaubten. Als Kaiſer Konrad III. zuletzt ſie zwingen mußte von ihrer Fehde abzuſtehen, that er den alten Pfalzgrafen in die Reichsacht, und ließ ſich den älteſten Sohn Otto zur ſtrengen Beobachtung des kaiſerlichen Willens als Geiſel ausliefern.

Dieſe Auslieferung trug aber zur Größe des bairiſchen Namens und Glanzes weſentlich bei, denn Otto kam in die Geſellſchaft Friedrichs, eines Neffen Konrads, der ſpäter Kaiſer und Gründer des eigenen Ruhmes, ſo wie des Glanzes des Mittelalters wurde.

Bald wurden dieſe beiden trefflichen gleichgeſtimmten Jünglinge Freunde am Hoflager Konrads, und dieſe Freundſchaft bewährte ſich auch in der Folge. Als Friedrich Kaiſer geworden war, fanden ſich Beide ſtets beiſammen, und ſo iſt es unmöglich, die Geſchichte dieſer beiden großen Männer ſtreng zu trennen, wenn man Otto den Wittelsbacher kennen lernen will.

Friedrichs Aufgabe war groß, da er die Gewalt der Hierarchie brechen, die geiſtliche Macht der weltlichen unterwerfen und die Idee eines deutſch-römiſchen Kaiſerthums verwirklichen wollte, und dazu bedurfte er auch kräftiger Freunde um ſie zu löſen.

Zuerſt mußte Friedrich ſeine natürliche und rechtmäßige Macht in der Lombardie gründen, denn die lombardiſchen Städte waren übermüthig und wollten die deutſche Macht nicht anerkennen; Pavia allein ausgenommen, das dem Heere Friedrichs ſtets tapfere Krieger lieferte.

Den Uebermuth dieſer Städte, vorzüglich Mailands zu ſtrafen, war für Friedrich ein großes Werk, da Mailand ſeine Herrſchaft weit ausgebreitet hatte, und wenig nach den Deutſchen fragte; — und dennoch ſollte es ihren Arm fühlen.

Im Oktober 1154 brach nun Friedrich vom Lechfelde bei Augsburg auf, zog ſchnell nach Italien, und war zur Verwunderung der Städte noch am Ende deſſelben Monats auf den ronkaliſchen Feldern wo er ſeinen Schild zur Heerſchau aufſtellte, und Otto von Wittelsbach das Reichsbanner trug.

Dieſes Bannertragen war eine ausgezeichnete Würde; es war das Zeichen des Aufbruchs und des Angriffs; Aller Augen waren darauf gerichtet, ſein Sinken verbreitete Furcht, wenn es aber hoch in der Luft flatterte, da war es ein Zeichen des Vorwärtsdringens, und freudiger Hoffnung.

Otto durfte ſtolz auf ſein Banner ſeyn, und wie dieſes allen übrigen Fähnlein und Fahnen voranging, eben ſo wollte Otto durch ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit ein Muſter für das Heer ſeyn. Jetzt war auch die Gelegenheit dazu da, als ihm der Kaiſer den Befehl gab mit Konrad, Pfalzgrafen vom Rhein und Berchthold, Herzog von Zähringen die Lage der Stadt Tortona zu unterſuchen.

Eiligſt überſetzten ſie den Tanaro, nahmen im erſten Angriffe die Vorſtadt und nöthigten die vertheidigende Mannſchaft, ſich in die von den Tortoneſen und Mailändern beſetzte Burg zu flüchten. Indeſſen rückte auch der Kaiſer nach, und nun begann eine furchtbare Belagerung, welche die Bewohner und Vertheidiger in die größte Noth verſetzte.

Der Kampf dauerte bis zum Oſterfeſte 1155 deſſen Heiligkeit bei den Deutſchen in einem hohen Anſehen ſtand, und daher den Belagerten einen viertägigen Waffenſtillſtand verſchaffte. Dieſen wollten die Prieſter von Tortona für ſich ausbeuten, und vom Kaiſer für ſich allein Gnade erlangen, aber dieſer ſchickte ſie zurück, und nachdem die Burg in der Mitte des Monats April erſtürmt worden war, wurde die Stadt zerſtört, die Bewohner jedoch zogen nach Mailand.

Als Friedrich in Pavia, welches zu ſeiner Partei hielt, die eiſerne Krone als König von Italien empfangen hatte, zog er gegen Rom um ſich von dem Papſte Hadrian dem IV. zum Kaiſer krönen zu laſſen. Dieſer mißtrauete aber noch immer dem Könige und den Deutſchen und verlangte zum Zeichen aufrichtiger Freundſchaft, daß Friedrich als Schirmvogt der Kirche die Auslieferung Arnolds von Brescia bewirke, welcher aus Rom flüchtig geworden war.

Friedrich, in deſſen Augen Arnolds Erſcheinung überhaupt wohl von keiner Bedeutung war, trug auch kein Bedenken dieſe Forderung zu erfüllen, und ſandte den Mann des Volkes als er ihn in ſeine Gewalt bekam nach Rom, wo er als Ketzer verbrannt wurde.

*) Nach dem wahrſcheinlich im Jahre 1102 neu erbauten Schloſſe Wittelsbach (Wittelin = Witteleinbach) wurden die Nachkommen Wittelsbacher genannt.

Aber ſelbſt dieſer Beweis von Freundſchaft und Ergebenheit genügte dem Papſte noch nicht, bis endlich Friedrich einen Eid leiſtete weder Hadrian noch die Kardinäle an Leib und Gut zu ſchädigen, vielmehr alle zu ſichern und ſchützen zu wollen. Nun erſt und nachdem er über das unterlaſſene Steigbügelhalten eine Unterhandlung gepflogen, und ſich zu dieſer herkömmlichen Gewohnheit verſtanden hatte, hielt er ſeinen Einzug in Rom und wurde zum Kaiſer gekrönt.

Jetzt wollte der Kaiſer nach Unter-Italien ziehen, und die Anſprüche des Reiches auch dort bethätigen; aber Seuchen drängten ſein Heer, und ſo zog er hinauf gegen das widerſpänſtige Spoleto, züchtigte deſſen Trotz und trat den Rückzug nach Deutſchland an, in der Abſicht, das Gericht über Mailand ſich für einen zweiten Zug aufzuſparen.

Von Ancona aus zogen Viele auf verſchiedenen Wegen nach Hauſe; Friedrich aber wählte mit ſeinem Heere den Heimweg über Verona. Die Bewohner von Verona die im Bündniſſe mit Mailand ſtanden, hatten die Gewohnheit, die ſie, wie ein langjähriges kaiſerliches Vorrecht ausübten, jedesmal wenn die Fürſten entweder über die Alpen her nach Verona kamen, oder aus Italien zurück über Verona heimzogen, um blutigen Auftritten, die bei dem gegenſeitigen Völkerhaſſe bei einem Zuge durch die Stadt nicht zu vermeiden waren, vorzubeugen, in einiger Entfernung von der Stadt eine Schiffbrücke über die Etſch zu bauen. Dieſe Sitte befolgten die Veroneſer auch diesmal, jedoch mit der Abſicht, den Kaiſer und ſein ſchon geſchmächtes Heer beim Uebergange über die Etſch zu verderben. Sie baueten zwar eine Brücke, aber ſie fügten die Theile derſelben ſo locker zuſammen, daß bei einer geringen Bewegung dieſelbe einſtürzen mußte.

Aber das Verderben der Tapfern war von der Vorſehung nicht beſchloſſen, und ſo entgingen dieſe der Hinterliſt und Bosheit. Nun hofften die Verräther den Kaiſer mit ſeinen Schaaren in einem Engpaſſe, durch welchen er kommen mußte, zu fangen, oder zu demüthigen. Es zog ſich nämlich hier ein ſchmaler Pfad zwiſchen dem jähen Abgrunde aus dem die Wellen der Etſch herauf rauſchten, und dem ſteilen Felſen auf dem die Burg des Ritters Alberich von Verona ſtand. In dieſer Burg befand ſich vieles Kriegsvolk, und eine Bande elenden Gelichters das ſich hier des Raubes wegen eingeniſtet hatte.

Das Heer rückte an, und Einige davon welche nach dem Uebergange über die Etſch vorausgeſchickt worden waren, kamen auch glücklich durch den Engpaß, denn ſo hatten es jene lockenden Glücksritter gewollt. Aber kaum waren mit Tagesanbruch die übrigen Krieger nachgekommen, ſo erſchienen die Räuber auf den hervorragenden Klippen, und wälzten ungeheure Steinmaſſen herab, um den Durchgang zu hindern. Jetzt dachte Alberich die Deutſchen ſchon ſicher in der Falle zu haben, und verlangte vom Kaiſer 800 Pfund Silber, ſo wie auf jeden deutſchen Ritter einen Panzer und ein Roß für den freien Durchzug. Hart war die Bedingung für den Reichsfürſten, Räubern Tribut zu bezahlen? Aber was will er beginnen? Wohin ſoll er ſich in dieſer gefährlichen Lage wenden? da ihm jeder Ausweg verſchloſſen war. Endlich wendete er ſich an die gewohnte Tugend und Tapferkeit ſeiner getreuen Männer, die Räuberburg durch Liſt und Gewalt der Waffen zugleich zu nehmen, und ließ in dieſer Abſicht Zelte aufſchlagen, um den Feinde glauben zu machen, daß die Nacht hindurch Raſt gehalten werde. Darauf wurden die zwei Geleitsmänner Garzahan und Iſak (die Italiener waren) vor den Kaiſer gerufen, um von ihnen auszuforſchen, ob es nicht möglich ſey mit Liſt zur Burg zu gelangen.

Dieſe bedeuteten hierauf, daß ein Felſen über die Burg ſchwebt, der ſchreckbar in ſeiner Hervorragung iſt, und durch die Rauheit der Klippen und den Einſturz drohenden Stellen faſt unzugänglich iſt; wird aber dieſer, ohne daß jene in der Burg es gewahren, erſtiegen, ſo gelangt man ſicher zu den Sorgloſen, und erreicht ſeinen Zweck glücklich. Da rief der Kaiſer den jungen Otto von Wittelsbach zu ſich, und ſandte ihn mit 200 kühnen Männern, die Schmach zu rächen.

Durch Gehölze und Einſturz drohende Klippen, einer über den andern klimmend gelangten dieſe beherzten Krieger endlich ſchweißbedeckt zu der bezeichneten überſchwenglichen Höhe des Felſens der ſich hinter der Burg erhob, und jauchzend entfaltete jetzt Otto das kaiſerliche Banner, um durch dieſes Zeichen zu verkünden, daß das Heer im Thale zum Sturme heran eile.

Die unbeſorgten Räuber, die einer ſolchen That ſich nicht vorgeſehen, und die Beſteigung des Felſens für unmöglich gehalten hatten, ſahen ſich in der Falle, da ſie von oben herab und von unten hinauf zu gleicher Zeit angegriffen wurden. In der Verzweiflung ſuchten ſie die Flucht zu ergreifen, aber dieſe war unmöglich, und ſo wurden über 500 die durch das Herabſtürzen von den hohen Felſen nicht ihren Tod gefunden hatten, ergriffen und niedergemacht. Alberich und zwölf Andere aus dem Ritterſtande wurden mit Bedacht zu einer beſondern Strafe aufbehalten und nur ein Einziger von Allen verſchont, der ſich während des Tumults in eine Höhle verkrochen hatte. Als die Verruchten zur Verurtheilung vorgeführt wurden, nahte ſich dieſer dem Kaiſer und ſprach: »Vernimm, o erhabenſter, mächtigſter Herr das Schickſal des bedauernswürdigſten Menſchen; ich bin kein Lombarde, ſondern Franzoſe von Geburt, zwar arm, aber Ritter und freien Standes. Noth, nicht eigener Willenstrieb hat mich zu dieſen Räubern geführt, die mir vorſpiegelten, meiner Armuth aufzuhelfen; ſie gaben vor, mich an ſolche Orte zu bringen, wo ich mich aus meinem kläglichen Zuſtande erheben könnte. Ich Unglücklicher glaubte ſolchen Worten, ward von Böſewichtern geführt und verführt, und an den Rand des Verderbens zu ſolcher Schmach gebracht. Schone Fürſt! ſchone des Elendverführten!« Dieſen Jüngling ſprach nun der Kaiſer vom Tode frei, jedoch ward ihm zur Strafe auferlegt, ſeine Spießgeſellen aufzuhängen.

Otto von Wittelsbach der durch ſeine kühne That das Heer und den Kaiſer von einem ſchmachvollen Untergange rettete, erhielt von ihm im Jahre 1180 nach dem Falle Heinrichs des Löwen, das Herzogthum Baiern.

1.Bd. 85.

England.

Tragiſches Ende des Rob. Devereux, Grafen von Eſſer.

Der zum Tode verurtheilte Graf Eſſex gibt in ſeinem Gefängniſſe der königlichen Kammerfrau, Gräfin Nottingham einen Ring.

Jahr 1601.

Unter der Königin Eliſabeth wurde eigentlich der Grund zur engliſchen Seemacht gelegt, die ſelbſt in unſerer Zeit unbeſtreitbar als die erſte von der Welt zu betrachten iſt. Die Urſache dazu war beſonders der Krieg, den Eliſabeth mit Philipp dem II. von Spanien zu führen hatte, dem mächtigſten Fürſten der damaligen Zeit in Europa, der durch ſeine ſogenannte unüberwindliche Flotte (Armada) England unterjochen wollte.

An der Ausrüſtung dieſer Flotte ward ſchon einige Jahre gearbeitet, und ſie beſtand aus 130 Kriegsſchiffen, 2600 Stück Geſchütz und 20,000 Mann auserleſener Truppen; die Koſten davon berechnete man auf 60 Millionen Thaler.

Die Gefahr für England war groß und die Beſorgniß lebhaft; aber Eliſabeths Geiſt und Heldenmuth zeigten ſich auch dieſen bedenklichen Umſtänden vollkommen gewachſen. Dabei beeiferte ſich die ganze Nation ihr Beweiſe zu geben, wie ſehr ſie ihr Vaterland und ihre Königin liebe. Um die Wette wurden Schiffe und Truppen ausgerüſtet, ja die Stadt London ſtellte noch einmal ſo viel als von ihr begehrt worden waren, wodurch eine Flotte von beinahe 200 Schiffen zu Stande kam, die, weil ſie von weit geſchickterer Bauart waren, ſich mit der ſpaniſchen unüberwindlichen Armada hinreichend meſſen konnte.

Faſt von dem Tage an, da dieſe unüberwindliche Flotte aus dem Hafen von Liſſabon auslief (29. Mai 1588), hatte ſie mit widriger Witterung zu kämpfen, und erreichte erſt nach großer Noth die Höhe von England, wo ſie aber von einer auserleſenen Anzahl kleiner Geſchwindſegler empfangen wurde, die bei dem Vortheile des Windes in fünf Gefechten jedesmal den Sieg davon trugen. Zuletzt zerſtreute ein furchtbarer Sturm die große Armada und verſenkte viele Schiffe, daß nur ein geringer Theil nach Hauſe kam.

Als die Gefahr vorüber war, trug der angeregte Unternehmungsgeiſt ſeine Früchte, denn engliſche Kaufleute ſegelten jetzt nach Rußland hin, Andere handelten nach der Türkei und Oſtindien, und engliſche Kaper machten Jagd auf die ſpaniſchen Gallionen, welche die Schätze Amerikas nach Liſſabon und Cadix bringen ſollten. Außerdem ſchadete Eliſabeth ihrem Feinde noch dadurch, daß ſie die Holländer und Heinrich von Navarra fortdauernd unterſtützte, und eine anſehnliche Flotte ausrüſtete, um den Prior von Crato auf den Thron von Portugal zu heben. Auch eroberten die Engländer Cadix, ſchleiften die Feſtungswerke und zogen mit reicher Beute wieder heim.

Unter dieſen Umſtänden hätte Philipp gerne in einen Frieden gewilligt, aber ſo ſehr auch Burleigh im Rathe der Königin dafür ſprach, ſo fühlte ſich Eliſabeth doch geneigter, ihre Helden die Bahn des Kriegsruhms verfolgen zu laſſen, beſonders, da dem Rathe jenes ältern Miniſters von einem jungen Lieblinge der Königin, dem Grafen von Eſſex, der nach Kampfes-Ehre dürſtete, lebhaft widerſprochen wurde.

Dieſer genannte Graf Eſſex iſt beſonders durch ſein tragiſches Ende, den ſein Schickſal ſchnell von dem Gipfel des Glücks auf das Blutgerüſt führte, berühmt geworden. Er war der Sohn des Gautier Devereux, Grafen von Eſſex und der Letice Knolles, einer Verwandten der Königin Eliſabeth. Sterbend empfahl ihn ſein Vater, dem Lord Burleigh, und dieſer ſchickte ihn auf die Univerſität Cambridge, wo er ſich durch Fleiß und Talente bemerkbar machte. Bei Hofe, an welchem er ſeit ſeinem ſiebenzehnten Jahre erſchien, machten ſein angenehmes Aeußere, ſo wie ſeine glänzenden Eigenſchaften einen ſehr günſtigen Eindruck, und erwarben ihm, da man in dem Sohne das Andenken ſeines Vaters ehrte, viele Freunde.

Nicht ohne Widerwillen begleitete er ſeinen Stiefvater, den Grafen Leiceſter, nach Holland, worauf er den Titel eines Generals der Kavallerie erhielt, und für ſeine Beweiſe der Tapferkeit in der Schlacht bei Zütphen im Lager zum Bannerritter ernannt wurde.

Nach ſeiner Rückkehr ward er zum Großſtallmeiſter befördert, und erhielt unter Leiceſters Befehlen ein Kommando bei dem Heere, welches zum Schutze gegen einen von Spanien befürchteten Einfall verſammelt wurde.

Von jetzt an galt Eſſex als ein erklärter Günſtling der Monarchin, die ihn mit Ehrenſtellen überhäufte, und zuletzt im Jahre 1599 zum Oberbefehlshaber in Irland mit einer Macht ernannte, dergleichen keiner ſeiner Vorgänger beſeſſen hatte.

Eliſabeth hatte nach der Vernichtung der Armada beſchloſſen, die rebelliſchen Irländer, welche der römiſch-katholiſchen Kirche treu blieben, und ſich mit Spanien zu ihrem Untergange verbunden hatten, zu züchtigen und ordnete ein Heer von 22,000 Mann, über welches man die Anführung dem Lord Burleigh, der für einen einſichtsvollen Feldherrn und Staatsmann galt, überlaſſen wollte. Dagegen ſetzte ſich aber der junge Eſſex und äußerte bei voller Verſammlung ein ſo ungeziemendes Betragen gegen die Königin, daß er von ihr eine Ohrfeige bekam.

Später verſöhnte ſie ſich zwar wieder mit ihm und ſandte ihn mit den ausgedehnteſten Vollmachten als Vicekönig nach Irland, um ſich die Empörer zu unterwerfen. Allein bald zeigte ſich, daß Eſſex nicht der Mann war das Werk auszuführen, nach welchem er ſo begierig getrachtet, und was man ihm auf ſeine prahleriſchen Zuſicherungen anvertraut hatte.

In ſeinen übel geleiteten Unternehmungen kam der größte Theil des Heeres um, und zuletzt ſchloß er noch mit dem Haupte der Empörer einen Waffenſtillſtand, dem ein Vertrag folgen ſollte, der ganz zu Gunſten der Widerſpänſtigen ausgefallen wäre.

Von Eliſabeths Unzufriedenheit über dieſen unerwarteten Ausgang unterrichtet, und mit einem ſchimpflichen Zurückrufe bedroht, entſchloß er ſich dem zuvor zu kommen, verließ das Heer, und reiſte wider den ausdrücklichen Befehl der Königin aus Irland ab. Als er in London ankam, eilte er, ohne anderswo abzuſteigen, auf den königlichen Palaſt zu, ſtürzte ſich unangemeldet zu den Füßen der Königin, küßte ihre Hände und bat um Vergebung. Dieſe Ueberraſchung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings machte ihren Zorn im erſten Augenblicke vergeſſen, und ſie entließ ihn daher gnädiger als er erwarten konnte; aber bald überlegte ſie, daß ſein Betragen ganz etwas Anderes verdient habe und daß ſie wenigſtens des Beiſpiels wegen einige Strenge zeigen müſſe. Sie wollte alſo eine Art mütterlicher Züchtigung über ihn ergehen laſſen, die ihn einige Zeit ſchmerzen ſollte, ohne ihn jedoch für immer zu Grunde zu richten. In dieſer Abſicht ließ ſie ihn verhaften und verhören, ernannte einen andern Statthalter für Irland und nahm ihm das Monopol für den Handel mit ſüßen Weinen ab, welches ſehr einträglich war.

Bald darauf erhielt er ſeine Freiheit wieder, jedoch mit der Einſchränkung ſich nicht am Hofe ſehen zu laſſen. Eſſex, zu wenig fein, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung die ihm widerfuhr, zu erkennen, überließ ſich jetzt den unbeſonnenſten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachſucht, und ſprach, nachdem er meinte die Gnade der Königin gänzlich verloren zu haben, mit ungebundener Zunge über ihre Schwächen, was ſie als ſeine Wohlthäterin, die ihm in Geheim ſchon lange verziehen hatte, Alles wieder erfuhr. Ja er ging noch weiter, indem er im Vertrauen auf die Volksgunſt, die er wirklich beſaß, eine förmliche Verſchwörung einleitete, nach welcher er das Schloß überrumpeln, der Königin die Verſammlung eines Parlaments abtrotzen, und ſie zwingen wollte, zu regieren wie er es wünſche. Aber noch zu rechter Zeit erfuhr Eliſabeth den verwegenen Entwurf und traf dagegen ihre Maßregeln.

Am 8. Februar 1601 erſchienen der Großſiegelbewahrer, der Lord-Oberrichter und einige andere Staatsbeamte in dem Landhauſe des Grafen, wo er 2 bis 300 ſeiner Freunde verſammelt hatte und erkundigten ſich im Namen der Königin nach der Urſache dieſer Bewegung. Aber der Graf ließ dieſe Abgeordneten gefangen nehmen, zog mit ſeinen Begleitern nach der Stadt, rief das Volk auf den Straßen zu ſeinem Beiſtande auf, und hoffte ganz London werde für ihn ſtreiten. Obgleich jetzt wirklich Alles vor die Thüre lief, ſo ſchloß ſich aber dennoch Niemand an ihn an, ja ſelbſt ſein Freund, der Scheriff, in deſſen Haus er gehen wollte, entſchlüpfte durch eine Hinterthüre.

Eſſex ſah nun ſein Unternehmen geſcheitert und kehrte verzweiflungsvoll mit ſeinen Begleitern um, aber bevor er noch ſein Haus erreichte, hatten die meiſten ſeiner Anhänger ihn ſchon verlaſſen, worauf er ſich ergab.

Ein Gericht, welches aus 24 Pairs und den Oberrichtern beſtand, verurtheilte ihn, nachdem er ſein Vergehen bekannt, und alle ſeine Mitverſchwornen namhaft gemacht hatte, zum Tode. Anfangs nannte er dieſen Spruch einen unverdienten, dann aber gingen ihm die Augen auf über ſeine Thorheiten, und er bezeigte, noch auf die Gnade der ſchwer beleidigten Königin rechnend, tiefe und aufrichtige Reue. Auch Eliſabeth wollte ihn retten, denn noch immer hing ihr Herz an dieſem Manne, dem ſie mehr wie jeden Andern während der Zeit ihres Lebens geneigt war, und beſtätigte erſt nach einem langen Schwanken und mit ſchweren Herzen das Todesurtheil.

Man erzählt nämlich: Eſſex hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit ſeines Glücks beſeufzt, daß Frauengunſt etwas ſo Vergängliches ſey und daß eine Abweſenheit von mehreren Monaten die innigſte Neigung bis zur Vergeſſenheit ſchwächen könne. Da hatte ihm Eliſabeth geſchworen, daß ſie ihn nie vergeſſen wolle und gab ihm gleichſam als Talisman einen Ring, der die Kraft haben ſollte ihn auf der Stelle mit ihr zu verſöhnen, wenn er ihr auch mitten im heftigſten Zorne denſelben vorzeige.

Jetzt gedachte der tief gebeugte Eſſex dieſes Verſprechens und ließ den Tag vor ſeinem Tode die Gräfin Nottingham, eine Kammerfrau der Königin in ſeinen Kerker rufen, welcher er den Ring mit der Bitte übergab, dieſen als Zeichen ſeiner Reue und des gegebenen Wortes der Königin einzuhändigen. Die Gräfin aber hatte, auf Zureden ihres Gemals, der den Eſſex haßte, dieſes rettende Kleinod ſtill zurückbehalten und der harrenden Eliſabeth berichtet, daß Eſſex ſtarrſinnig geblieben und von der königlichen Gnade nichts wiſſen wolle.

Nun erſt gab die erzürnte Königin den Befehl zur Hinrichtung, die auch am 25. Februar 1601 in ſeinem vier und dreißigſten Lebensjahre im Tower erfolgte, welche Strafe nachher noch vier ſeiner Mitſchuldigen erlitten. Kaum war aber Eſſex Hinrichtung geſchehen, ſo bereute Eliſabeth ihren Befehl und verfiel in eine tiefe Melancholie, welche ſich noch mehr ſteigerte, als die Gräfin Nottingham auf ihrem Sterbebette von der Todesangſt ergriffen, dem Beichtiger das Geheimniß mit dem Ringe entdeckte und dieſen der Königin auslieferte.

Stundenlange ſaß jetzt oft Eliſabeth auf einem Flecken, voll Seufzer und Thränen, die dem unglücklichen Ausgange ihres Lieblings galten, und ſtarb auch ſitzend, außerhalb ihres Bettes im ſiebzigſten Jahre ihres Alters (1603).

1. Bd. 86.

England.

Die Verfolgung der Proteſtanten.

Der Biſchof von Glouceſter wird in ſeinem eigenen Sprengel unter großen Wehklagen ſeiner Pfarrkinder verbrannt.

Jahr 1554.

Heinrich VIII., König von England, hinterließ von ſeinen ſechs Gemalinnen blos einen einzigen kränklichen Sohn, Namens Eduard den VI., welcher nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1547 erſt neun Jahre alt, ihm in der Regierung folgte.

Während ſeiner Minderjährigkeit wurde die Regentſchaft einem Oheime des jungen Königs, dem Grafen von Hertfort (bald nachher Herzog von Somerſet) übertragen, der ſich in kurzer Zeit ſo in Anſehen ſetzte, daß er faſt mit königlicher Unumſchränktheit regierte.

Den Proteſtanten günſtig, ſetzte er das Geſchäft der ſogenannten Glaubenseinigkeit in England eifrig fort, und verfolgte heftig die der römiſch-katholiſchen Lehre ergebenen Biſchöfe.

Dieſe Glaubensreinigung oder Glaubensverbeſſerung in England hatte Heinrich VIII. bei ſeinem Bruche mit dem Papſte Klemens angefangen, ſie war aber eigentlich nichts anderes, als die Einführung der von Luther gepredigten Lehre.

Jedoch ſcheint Heinrich in der Art oder Form dieſer neuen Glaubens-Einrichtung nicht recht im Klaren geweſen zu ſeyn, weil er während ſeiner Regierung ſie mehrmalen abänderte, und immer neue Glaubensverhaltungsregeln aufſtellte, ſo, daß man zuletzt in England nicht mehr wußte, was man eigentlich glauben ſollte. Da es dabei auch immer gefährlich war einer andern Meinung zu ſeyn, als die eben der König behauptete, ſo halfen ſich die Leute zu jener Zeit, um ihrer Freiheit, ihres Vermögens oder Lebens geſichert zu ſeyn, bei der Befragung um ihre Glaubensanſicht dadurch aus der Verlegenheit, daß ſie zur Antwort gaben, ſie glauben Alles dasjenige, was eben jetzt der König glaube.

So gute Eigenſchaften der junge König Eduard entfaltete, ſo verkündigte doch ſein ſchwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, und kaum ſechzehn Jahre alt, ſtarb er im Juli 1553, nachdem ein Jahr früher ſein Vormund, der reformirende Herzog von Somerſet, von ſeinen eigenen Glaubensfreunden zum Blutgerüſte geführt ward.

Nun beſtieg Maria, die älteſte Tochter Heinrich des VIII., aus ſeiner erſten Ehe mit Katharina von Aragonien, den engliſchen Thron. Erzogen in den ſtrengſten Grundſätzen des katholiſchen Glaubens, deſſen Unterdrückung in England ſie als das größte Unglück betrachtet hatte; lange zurückgeſetzt von ihrem eigenen Vater und von deſſen ſpätern Frauen, und faſt von Niemanden geliebt; — eine lange Reihe von Jahren in der Einſamkeit brütend und in unerfüllten Wünſchen ſich ſelbſt verzehrend; endlich nun auf den Thron gehoben, wo ſie ihren Glauben und ſich ſelbſt rächen konnte, brach jetzt ihr frei gewordener Wille in eine Reihe von Verkehrtheiten und Gräuelthaten aus.

Trotz der in Suffolk gegebenen Zuſicherung an den Geſetzen Eduards Nichts zu ändern, war ſie doch entſchloſſen, die Schöpfung ihres Bruders wieder zu zerſtören, und widerrief alle unter Heinrich und Eduard gegen die katholiſche Kirche gemachten Verordnungen, um den alten Kultus wieder herzuſtellen.

Die katholiſchen Biſchöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängniſſen ſaßen, wurden in ihre Stellen wieder eingeſetzt, dagegen die proteſtantiſchen Biſchöfe eingekerkert, und mehrere Tauſend verheirathete Geiſtliche mit Weibern und Kindern fortgejagt. Dieſe Härte, mit der man gegen die Reformirten verfuhr, dann die Vermälung mit Philipp dem II. von Spanien (ein Sohn Kaiſer Karl des V) brachte das Volk zu großer Unzufriedenheit, worauf eine Empörung ausbrach, die aber von den königlichen Truppen bald wieder gedämpft ward. Für dieſes verunglückte Unternehmen mußten Viele mit dem Leben büſſen, worunter ſich auch der Herzog von Suffolk, und ſeine Tochter, die edle Johanna Gray, befanden.

Um die große Unzufriedenheit, welche dieſe Vermälung in England erregte, zu beſchwichtigen, ward feſtgeſetzt, daß Philipp zwar den königlichen Titel zugleich mit der Königin bei allen feierlichen Gelegenheiten führen, ihr aber die Regierung von England überlaſſen bleiben ſollte; daß kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen, und keine Neuerung in den Geſetzen und Vorrechten der Engländer gemacht werden dürfe. Wenn aber auch Philipp dieſe Bedingungen ſtreng beobachtet hätte, wie ſollte ſich der Einfluß des Fremdlings auf ſeine Gemalin, und die daraus hervorgehende Abhängigkeit der engliſchen Politik von der ſpaniſchen verhüten laſſen? Jedoch zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb auch kinderlos.

Während nun Philipp bei dieſer Verbindung bloß ein politiſches Intereſſe hatte, ſah Maria in ihm einen lange erſehnten Gatten, und erwartete ihn mit dem Feuer der Leidenſchaft. Sie war ſo heftig in ihn verliebt, ehe ſie ihn noch geſehen hatte, und konnte es ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal an ſie geſchrieben hatte, auch nichts Beſtimmtes von ſeiner Ankunft meldete.

Sie ward krank vor Sehnſucht, und ſo heftig ſie ihn bei ſich zu haben wünſchte, ſo ſcheuete ſie ſich auch wieder, ihm in abgehärmter Geſtalt und mit blaſſem Geſichte entgegen zu treten. Zum Unglücke war er auch um volle eilf Jahre jünger als ſie. Endlich kam er am 19. Juli 1554 in Soulhampton an, und wenige Tage darauf ward auch die Vermälung in Weſtmünſter vollzogen, nach welcher Beide einen prachtvollen Einzug in London hielten.

Die Erbitterung gegen dieſe ſpaniſche Verbindung war aber ſo groß, daß, als Maria kurz vorher den Wunſch äußerte, dem Ankommenden ein Geſchwader von engliſchen Schiffen entgegen zu ſchicken, ihr der Admiral zur Antwort gab, er ſtehe nicht dafür, ob Philipp unter den Händen des engliſchen Schiffsvolks ſicher ſeyn werde. Seine Gegenwart widerlegte auch das üble Vorurtheil nicht, denn er benahm ſich förmlich und vornehm, ſprach wenig, und nahm von den Bemühungen der engliſchen Großen, die ſich ihm verbindlich zu machen zeigten, wenig Kenntniß. Darüber war aber die Königin ſehr erfreut, denn ſie war ſo eiferſüchtig auf ſeinen Beſitz, daß ſie ſchon über jeden Blick unruhig wurde, den er einem andern Frauenzimmer zuwandte.

Jetzt nahm Maria auch keinen Anſtand mehr, die völlige Wiedervereinigung Englands mit dem römiſchen Stuhle, womit ſie aus Scheu bisher noch zurückgehalten hatte, zu bewerkſtelligen. So erſchien noch im Laufe des Jahres 1554 ein päpſtlicher Legat, der Kardinal Pole, ein vornehmer mit der königlichen Familie verwandter Engländer, der aus Anhänglichkeit an das Papſtthum unter Heinrich dem VIII. ſein Vaterland verlaſſen und ſich nach Italien begeben hatte.

Maria verſammelte hierauf ein Parlament, welches ſich theils katholiſch geſinnt, theils von Furcht ergriffen ganz ſo zeigte, wie die Gebieterin es wünſchte. Beide Häuſer auf Poles Ermahnung unter den Gehorſam des heiligen Stuhls zurück zu kehren, übergaben jetzt der Königin und ihrem Gemale eine ſehr demüthige Bittſchrift, in welcher ſie ihren Abfall vom Papſte bereuen, und durch die Vermittlung der königlichen Ehegatten Losſprechung und Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche zu erlangen hoffen; eine Bitte, die ganz natürlich mit Freuden gewährt wurde.

Nun folgte, obſchon der päpſtliche Legat dagegen war, die blutdürſtigſte Verfolgung der Reformirten, ſo, daß man in den nächſten drei Jahren gegen 300 Proteſtanten mit 55 Weibern und 4 Kindern zählte, die auf dem Scheiterhaufen ſtarben.

Kundſchafter wurden allenthalben umhergeſchickt, ganz nach Art der Inquiſition, um die unglücklichen Opfer vor das ſtrenge Gericht zu ſtellen. Zugleich ward auch der Befehl gegeben, daß jeder, der ein ketzeriſches Buch beſitze und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem andern mittheile, als ein Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden ſolle.

Aber vergebens ſtemmte ſich die rohe Gewalt der Macht des Glaubens-Eifers entgegen, denn kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Viele zu ſeinem Glauben bekehrte, und ſo erlangte man durch die Grauſamkeit gerade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Hooper, welcher Biſchof von Glouceſter war, ſollte zur beſonderen Warnung in ſeinem eigenen Sprengel verbrannt werden; aber dieſes erhöhte nur ſeine Freude, denn nun konnte er ſeinen Pfarrkindern an ſeinem eigenen Beiſpiele die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher ſo warm empfohlen hatte. Als er ſchon an dem Brandpfahle gebunden ſtand, und Tauſende um ihn her in Thränen verſammelt waren, ward ein Blatt der Königin vor ihm auf einen Stuhl hingelegt, das ihm Verzeihung verſprach, wenn er noch widerrufen wollte; aber er ſchlug es aus, und betheuerte, daß er ſein Leben mit Freuden zum Zeugniſſe der Lehre, die er früher gepredigt, hingebe. Als man ſah, daß der Biſchof von ſeinem Vorſatze nicht mehr abzubringen ſey, legte man Feuer unter die Holzbündel; allein war es aus Bosheit oder Nachläſſigkeit geſchehen, dieſe Bündel waren ſo feucht, daß ſie nur langſam brannten, und da noch dazu ein heftiger Wind die Flamme ſeitwärts trieb, ſo berührte das Feuer nur ſeine untern Theile und marterte ihn drei viertel Stunden lang, während welchen er mit Begeiſterung ſeinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung ſeines Beiſpiels einſchärfte.

Mit der Standhaftigkeit dieſes und anderer Märtyrer ſtieg auch die Wuth ihrer Verfolger, die ſich ein Vergnügen daraus machten, die Unglücklichen eigenhändig zu geißeln, und das Gefängniß nicht eher zu verlaſſen, als bis ſie vor Müdigkeit die Peitſche nicht mehr halten konnten.

Ridley, ſonſt Biſchof von London und der achtzigjährige Latimer, früher Biſchof von Wincheſter, wurden gemeinſchaftlich zu Orfort verbrannt. »Getroſt Bruder,« rief Latimer ſeinem Freunde zu, »wir werden heute eine Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals wieder auslöſchen ſoll.«

Der ſiebenundſechzigjährige Kramner, Hauptbeförderer der Reformation unter der vorigen Regierung, ſollte vor ſeiner Hinrichtung eine Schrift ableſen, worin er ſeine ihm trüglich abgelockte Abſchwörung bekannt machte; aber ſtatt deſſen klagte er ſich an, daß er in einem Augenblicke von Schwäche aus Liebe zum Leben die Wahrheit verläugnet habe. Als er daher zum Scheiterhaufen geführt und das Feuer angezündet ward, ſteckte er ſeine rechte Hand hinein und rief: »Dieſe Hand hat geſündigt,« und ſtarb mit großer Standhaftigkeit.

Während Maria auf eine ſo blutige und grauſame Weiſe die reformirte Lehre ausrotten zu können glaubte, war ſie zugleich bedacht der katholiſchen durch die Wiederherſtellung mehrerer Klöſter neue Stützen zu verſchaffen. Darüber wurden ihr zwar im Staatsrathe Vorſtellungen gemacht, ſie aber erwiederte, das Heil ihrer Seele ſey ihr mehr Werth, als zehn Königreiche, und nahm zuletzt, um ihre Wünſche zu befriedigen, zu den gewaltſamſten Erpreſſungen ihre Zuflucht.

Gram aller Art nagte an Mariens ohnehin ſchwächlicher Geſundheit, und endete ihr Leben, ſich und dem Lande zum Glücke, im November 1558.

I. Bd. 87.

Frankreich.

Der Zug der königlichen Familie nach Paris.

Der König empfängt unter einem lebhaften Jubel des Volkes an der Treppe des Stadthauſes von dem Bürgermeiſter die dreifarbige Kokarde.

Jahr 1789.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli des Jahrs 1789 hatte das Volk in Paris unter die Waffen gerufen, einen Tag ſpäter lag die berüchtigte Baſtille in Trümmern, und ſo hatte die Revolution in ihrer wilden Geſtalt begonnen.

König Ludwig XVI., der damals zu Verſailles wohnte, hörte mit Entſetzen die Nachricht von den dabei vorgefallenen Gräuelthaten; allein von den meiſten ſeiner Anhänger, ja ſelbſt von ſeinen geſchreckten Miniſtern verlaſſen, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu der in Verſailles befindlichen National-Verſammlung ſeine Zuflucht zu nehmen.

Schneller iſt kaum jemals eine wohlbegründete Macht geſtürzt worden, als die des unglücklichen Ludwigs, der ſich in wenigen Tagen, nämlich ſeit dem Ausbruche der Revolution gleichſam allein befand. Denn daß die National-Verſammlung ebenfalls auf ſein Verderben hinarbeitete, hatte er bereits deutlich genug wahrnehmen können.

Dieſes Korps ließ ihn nun bedeuten, daß die Unruhen in Paris bloß von der Nähe der königlichen Truppen, welche um Verſailles und die Hauptſtadt verſammelt waren, herrühren, und daß, wenn er den Befehl ertheile, daß man dieſe Soldaten und vorzüglich »die Horde der Deutſchen und Schweizer-Truppen« entferne, die Ruhe allenthalben von ſelbſt wieder zurückkehren würde. Ludwig ertheilte auch ſogleich dieſen Befehl; indeſſen war aber — die ausländiſchen Garden ausgenommen — die Treue des franzöſiſchen Militärs gegen den König ohnehin ſchon ſehr ſchwankend, und jene, die noch nicht zu dem Volke wirklich in dieſer Zeit übergetreten waren, thaten es kurz darnach. Ebenſo billigte und bewilligte Ludwig die Bewaffnung der Bürger, und den von ihnen in dieſen Tagen errichteten ſogenannten Ausſchuß, der im Stadthauſe ſeinen Sitz nahm, und die Stelle der Regierung verdrängte. Ludwig ſtand diesmal mit unbedecktem Haupte vor den Volksrepräſentanten, und nur von zwei Perſonen unterſtützt.

Seine an dieſelben gerichtete Rede war ſo herzlich, daß man ihn nach der Beendigung derſelben einſtimmigen Beifall zuklatſchte, und zur Beruhigung des Volkes alle Kräfte aufzubieten verſprach.

Unverzüglich wurde mit dieſer Reſolution des Königs eine Deputation, an deren Spitze ſich der Erzbiſchof von Paris, dann Lafayette und der Abbé Sieyes befanden, in die Hauptſtadt geſchickt, und man ließ den König und die Nation hoch leben, während man zugleich Lafayette umarmte und ihn zum Kommandanten der National-Garde ausrief. Lafayette zog ſeinen Degen, und ſchwur, ſein Leben der Erhaltung der Freiheit zu weihen, deren Vertheidigung man ihm anvertraue.

Auch ein gewiſſer Jean Sylvain Bailly wurde zum Bürgermeiſter der Stadt ausgerufen, welchen Titel man aber jetzt mit dem Namen eines Maire oder Vaters von Paris verwechſelte. Dem Erzbiſchofe gab man einen Blumenkranz, und Jedermann überließ ſich einem entzückenden Taumel.

Da jetzt der König ſelbſt die Bildung der Bürgermiliz gut geheißen hatte, ſo bildete ſich dieſe zu einer erſchreckenden Größe in unglaublich kurzer Zeit aus. Jeder mußte dazu Geld vorſtrecken, Pulver und Waffen wurden aus den verborgenſten Winkeln hervorgeſucht. Perſonen vom Stande mußten aus ihren eigenen Leuten dazu einen Mann abgeben, oder einen ſolchen erkaufen, und ſo ſah man plötzlich die in ſechzig Diſtrikte abgetheilte Stadt bloß mit Bewaffneten angefüllt, die nach republikaniſchen Grundſätzen, wovon ſie früher vielleicht keine Sylbe gehört hatten, zu handeln glaubten.

Das große Werk der Volksbewaffnung war alſo jetzt ſanktionirt und vollendet; aber die Früchte davon blieben nicht lange aus. Man machte nämlich durch Reden und Flugſchriften das Volk glauben, daß der König es mit ihm nicht aufrichtig meine, und die Rache des deutſchen Kaiſers angerufen habe; dann, daß die Königin 30 Millionen Gulden ihrem Bruder, dem Kaiſer Joſeph, auf heimlichen Wegen zugeſendet habe, damit er die Rüſtungen gegen Frankreich beſchleunigen könne, wodurch nun aller Haß gegen dieſe erlauchte Fürſtin zugewendet wurde. Dabei war der Herzog von Orleans vorzugsweiſe thätig. Dieſer war ein unermeßlich reicher, aber äußerſt ſchwelgeriſcher Mann, dem die Volkshäupter, um ihm dafür ſein Geld abzulocken, die Ausſicht auf den bald zu erledigenden Thron gaben, den ſie doch ſelbſt für immer umzuſtürzen geſonnen waren. Zuletzt verbreitete man das Gerücht von einer heimlichen Flucht des Königs, die er mit der Königin beabſichtige und verläumdete die königliche Familie auf mancherlei entehrende Weiſe. Das Volk in Paris, ſtets unruhig und argwöhniſch glaubte um ſo mehr dieſe falſchen Gerüchte und ſchrie, daß man den König nach der Hauptſtadt abführen und jene falſchen Rathgeber vernichten müſſe.

Mehr als dieſes wollten die Faktionsmänner für dieſen Augenblick nicht; denn hatten ſie den König in

Paris, ſo war er auch ganz in ihrer Gewalt, und ſie konnten ſeine noch ihm übrig gelaſſene Macht zu ihrem Vortheile benützen.

Sogleich machte man auch dieſen Wunſch des Volkes dem Könige bekannt, und dieſer folgte — obſchon ihm viele einſichtsvolle Männer davon abriethen, und beſonders der Graf von Artois ihm beſchwor, jetzt einen entſcheidenden Schritt zur Wiedererlangung ſeiner Souverainität durch bewaffnete Macht zu wagen — aus Furcht, das Blut ſeiner Unterthanen vergießen zu können, dieſem Rathe nicht und machte der National-Verſammlung ſeine Abſicht kund*).

Da ſich gleich ein Theil derſelben zu ſeiner Begleitung antrug, ſo fuhr der König am 17. Juli 1789 nach der Hauptſtadt, welche er — eine kleine Rückreiſe nach Verſailles und eine kurze Flucht abgerechnet — nicht wieder, als nur mit ſeinem Leben verlaſſen ſollte.

Die Abfahrt geſchah um 1 Uhr. Im Wagen ſaßen bei dem Könige ſeine Gemalin, ſeine beiden Kinder, ſeine Schweſter Eliſabeth, ſein Bruder, der Graf von der Provenze und deſſen Gemalin; hinter ihm fuhren hundert Mitglieder der National-Verſammlung, die vorläufig zu einem Ausſchuße bei der Perſon des Königs waren. Der Zug bewegte ſich langſam; voran gingen die gefangenen Leibwächter und ein Theil der Pariſer-Miliz. Weiber mit Bändern und Baumzweigen umgaben den königlichen Wagen, und unmittelbar vor demſelben wurden auf Stangen die Köpfe der Ermordeten getragen, zwiſchen denen ein, durch ſeine Größe ausgezeichneter Mörder, mit einem blutigen Beile auf der Schulter einhertrat, welches er von Zeit zu Zeit mit dem Ausrufe: »das iſt die wahre National-Kokarde!« ſich umwendend emporhielt. Nach dem Wagen folgte der übrige Theil der Miliz mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele. Unaufhörlich wurden Gewehre abgefeuert, unaufhörlich Verwünſchungen, Drohungen und Spottreden gegen den königlichen Wagen geſchleudert, ja ſelbſt Gewehrkugeln ſchlugen an denſelben. Die Königin hörte, wie man ihren Kopf zum Spielballe, ihre Eingeweide zur National-Kokarde verlangte.

Da der Zug bei jedem Wirthshauſe anhielt, ſo dauerte es über ſechs Stunden, ehe man die Hauptſtadt erreichte. Bei Point du Jour erwartete die königliche Familie die Pariſer-Miliz, die aus 150,000 Mann jeden Alters und Standes beſtand, und die mit Flinten, Säbeln, Picken, Lanzen und andern Mordwerkzeugen verſehen waren.

*) Ludwig hätte freilich ſelbſt befehlen ſollen, die in der Nähe liegenden Schweizer herbeizuholen, die ihm gegen eine gewaltſame Fortführung geſchützt haben würden; aber die Prozeßgeſchichte Karl des I. von England, dem das Todesurtheil auf die Anklage, die Waffen gegen ſein Volk geführt zu haben, geſprochen ward, hatte ihn mit unüberwindlicher Abneigung gegen jeden Schritt erfüllt, der ihm einſt zu einem ähnlichen Vorwurf gemacht werden könnte, und ſo ließ er ſich durch die Furcht vor dem dunklen Schreckbilde des Blutgerüſtes, auf den Weg dahin ſcheuchen.

Als der König unter ſolchen ſchaudervollen Scenen bei der Stadt anlangte, empfing ihn hier der neue Bürgermeiſter oder Maire, Namens Bailly, an der Spitze von 25 Wählern, und überreichte ihm die Schlüſſel von Paris mit den Worten: »Ich überbringe Euer Majeſtät die Schlüſſel der guten Stadt Paris, es ſind dieſelben, die dem vierten Heinrich überreicht wurden; er hatte ſein Volk wieder erobert, jetzt hat das Volk ſeinen König wieder erobert*). Wahrhaftig« — ſetzte er hinzu — »dieſer Tag iſt der ſchönſte der Monarchie.« Der König verſicherte hierauf, daß er mit Vergnügen und die Königin, daß ſie mit Vertrauen in dieſe Stadt gekommen ſeyen.

Nun zog der König durch ein drei- oder vierfaches Spalier von National-Garden, die mit Flinten, Picken, Lanzen, Senſen und Stöcken bewaffnet waren. Noch waren die Mienen des Volkes etwas düſter, und man hörte nur den oft wiederholten Ruf: »Es lebe die Nation!« Als aber Ludwig bei der Treppe des Stadthauſes aus ſeinem Wagen geſtiegen war, und aus der Hand des Bailly die dreifarbige Kokarde, welche bereits als Symbol der Republik getragen wurde, empfangen hatte; dann ohne Wachen, von dem Volkshaufen umgeben, vertrauungsvoll in das Stadthaus getreten war, da erſcholl ringsum ein lebhafter Beifall und der Ruf: »Es lebe der König!«

Die Verſöhnung war vollſtändig, und Ludwig empfing die größten Beweiſe der Liebe. Man trug ihn auf den Händen unter einer förmlichen Bedachung von Degen, die man über ſein Haupt hielt, in den Saal des Stadthauſes, wo der Präſident Moreau de Saint Meri ihn als Bürger-Monarchen begrüßte und an ihn eine exaltirte Rede hielt, in welcher ſeine bisherigen Miniſter und Anhänger als Böſewichter und Staatsverräther bezeichnet, das Volk aber als das Beſte der Erde gerühmt wurde.

Nachdem noch der Wähler Lally Tollendal an ihn eine kurze Rede gerichtet hatte, bedankte ſich der König, und drückte über den Empfang ſeine Zufriedenheit aus, beſtätigte auch wiederholt die Errichtung der Bürgergarde, und bat, die geſtörte Ruhe in der Hauptſtadt wieder herzuſtellen und die Verbrecher zu beſtrafen. Hierauf zeigte ſich Ludwig dem Volke auf einem Balkone, und wurde von demſelben mit neuem und lebhaften Jubel begrüßt.

Innerhalb wenigen Minuten war ſeine ganze Begleitung, ja ſelbſt Pferde und Wagen mit Kokarden bedeckt. Bei der Rückkehr des Königs feuerten die Bürger ihre Flinten in die Luft, und kehrten die Kolben in die Höhe, um dadurch anzuzeigen, daß ſie dem Frieden beiſtimmen.

Die National-Verſammlung erwartete den König in der Nähe von Paris, und begleitete ihn dann bis in das Schloß, wo die Königin mit ihren Kindern in ſeine Arme ſtürzte. Ludwig ſank aber erſchöpft auf ein Ruhebett nieder und gedachte mit Wehmuth des vergangenen Tages, wo er eine ſo ſonderbare Rolle ſpielen mußte.

*) Heinrich IV. war König von Frankreich von 1589 bis 1610.

I. Bd. 88

Frankreich.

Das große Feſt auf dem Marsfelde.

Der König ſchwört der Nation den Eid, während ſeine Gemalin den Dauphin in die Höhe hebt, um ihn dem Volke zu zeigen.

Jahr 1790.

Nachdem König **Ludwig XVI.** in dem Saale des Stadthauſes am 17. Juli 1789 die Bildung der Bürger-Miliz Gutgeheißen und durch die Aufſteckung der dreifarbigen National-Kokarde ſich dem Willen des Volkes ergeben gezeigt hatte, ſollte man wohl glauben, daß dieſes von der Güte des Königs gerührt, nun von ſeinen Ausſchweifungen abgeſtanden wäre, und daß es dem rechtlichen Bürger an der Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe gelegen ſeyn müſſe, weil ſie nur darin ihren eigenen Vortheil erkennen mußten.

Aber dieſes lag nicht in der Abſicht der Faktionsmänner, welche bloß das königliche Anſehen vor dem Volke zuerſt geſchwächt ſehen wollten, um ſodann in ihren verruchten Plänen ſyſtematiſch fortzuſchreiten. Allerdings wollten dieſe Unmenſchen ebenfalls Ruhe, aber erſt nach der Vernichtung ihrer Gegner, worunter ſie den Adel und die Geiſtlichkeit, dann den Untergang der königlichen Macht verſtanden. Viele erhitzte Köpfe wußten ſelbſt nicht was ſie wollten, ſchrieen aber beſtändig von Herſtellung der Menſchenrechte, von Freiheit und Gleichheit, von Republik, Demokratie und dergleichen.

Damals bildeten ſich in einigen Winkeln vor Paris jene berüchtigten Clubbs, die ſich des Volkswillens zuletzt gänzlich bemächtigten, und worunter jener der Jakobiner der mächtigſte wurde, deren Glieder man an dem Tragen rother Mützen erkannte. Ihren Namen hatten ſie von dem aufgehobenen Dominikanerkloſter St. Jakob in der Straße St. Honoré, wo ſie ihre Sitzungen hielten, hergenommen; und hier war eigentlich der Heerd jener politiſchen Umtriebe und die Höhle jener Tyrannen, welche durch ihre laſterhaften und ſchauerlichen Reden das Volk beſtändig zum Aufruhr, Mord und Verrath aufwiegelten, und alle die Thaten erzeugten, die für Frankreich eine ewige Schmach bleiben werden.

Es war ein großes Unglück für Frankreich, daß die erſte National-Verſammlung ihre Mitglieder nur für die Dauer eines Jahres erwählte, und nach deſſen Ende immer neue Mitglieder gewählt werden ſollten, wodurch man eigentlich verhüthen wollte, daß nicht der Ehrgeiz einige davon zum Mißbrauche der Gewalt verleite. Die Geſetze, welche die erſte Verſammlung gab, waren unſtreitig gut und klug, und hätten Frankreich im Verlaufe der Zeit ohne Blut und Mord, und ohne Krieg aufhelfen können. Nach Ablauf der beſtimmten Zeit erſetzten aber lauter junge und unerfahrne Männer, die von dem Schwindelgeiſte der Neuerungsſucht und den wüthenden Entſchließungen der Volksredner angefüllt waren, die Stellen der ausgetretenen Mitglieder, wodurch auch die National-Verſammlung gar bald zu einer Verſammlung von Unſinnigen ausartete, die Frankreichs Wohl mit Füſſen traten.

Eigentlich waren es nur die Jakobiner, welche im Jahre 1790 die National-Verſammlung beherrſchten, und ihr Einfluß blieb auch nicht lange unbekannt. Dieſer Haufe erhielt eine künſtliche Gährung unter dem Volke, überredete daſſelbe, man wolle es den auswärtigen Fürſten auf die Schlachtbank liefern, erzeugte in Paris einen künſtlichen Brodmangel, und ſchob die ganze Schuld auf den unpatriotiſchen König. Ja dieſe Königsmörder brachten den Pöbel ſo weit, daß ſich dieſer entſchloß dem König in Verſailles ermorden zu wollen.

Abgerechnet die zahlloſen und gräulichen Unthaten, welche die von den Faktionen bezahlten Räuberbanden in Paris ſtraflos verübten, zog bald nach der Rückkehr des Königs nach Verſailles eine Mörderbande, worunter ſich viele als Weiber verkleidete Männer befanden, nach dieſer Stadt, in der Abſicht den König zu ermorden. In der Nacht vom 5. Oktober langten ſie daſelbſt an, nachdem ſie auf ihrem Wege noch durch mehreres Geſindel verſtärkt worden, und drangen nach Ermordung der wachehaltenden Garden und Schweizerſoldaten in die Gemächer des Königs. Mit Mühe entkam die Königin, den Dauphin am Arme tragend, den Dolchen dieſer Meuchelmörder, bis es endlich dem ankommenden **Lafayette** an der Spitze der Pariſer-Armee gelang, die Wüthenden aus dem Palaſte zu vertreiben, und durch ſeine Gegenwart den Hof, der über dieſes Ereigniß in der höchſten Beſtürzung war, zu beruhigen. Nach ſolchen Vorfällen wollte aber ſelbſt die National-Verſammlung nicht mehr in Verſailles bleiben, und verlegte ihren Sitz in das Palais Royal, wohin auch der König mit ſeiner Familie im Geleite der Armee und den mit ihr vermiſchten Garden ſich begab.

Eine Proklamation des Königs machte der Nation die Verlegung der Reſidenz nach Paris als Erzeugniß eines freien Entſchluſſes bekannt, und rühmte die Beweiſe der Liebe und Ergebenheit, die der König von den Bewohnern erhalte. In der That war jetzt die öffentliche Stimmung auffallend verändert, und die Gefahren und Mißhandlungen der königlichen Familie hatten vielſeitig Mitleiden und Unwillen erregt. Man ſprach mit Abſcheu von den begangenen Gräuel-

thaten und leitete ein Verfahren zur Entdeckung und Beſtrafung ihrer Urheber ein, bei welcher Gelegenheit ſich beſonders Lafayette mit großem Ernſte gegen den Herzog von Orleans, den man für den Anſtifter dieſes Verbrechens hielt, erklärte. Dieſer entging aber dem angedrohten Verhafte und der öffentlichen Verachtung, die auch von Seite ſeiner Anhänger ihm traf, durch eine Reiſe nach England, — angeblich, mit Aufträgen des Königs.

Necker, der bereits wieder zurückgerufen und in Paris anweſend war, hatte ſich mit den Finanzweſen mit vielem Eifer angenommen, aber wäre er noch ſo thätig und einſichtsvoll geweſen, es war der Zeitpunkt, wo ein Miniſter mit Kraft wirken konnte, ſchon vorüber, und obſchon er der Nation durch das ſogenannte rothe Buch die Augen öffnete, ſo achtete man ſeiner doch nicht mehr, ja er hatte bald vom Glücke zu ſagen, daß er, kurz zuvor noch der Abgott des Volkes, jetzt mit der Beute einiger Millionen, durch die Flucht nach ſeinem Vaterlande entkam *).

Um von des Königs Schickſalen während ſeines Aufenthalts in Paris zu erwähnen, ſo nöthigte ihm ein neuer im Juli 1790 eingeleiteter Aufſtand eine Konſtitution anzunehmen, worin ſeine und des Volkes Rechte und Verhältniſſe beſtimmt waren. Um dieſen Akt recht feierlich zu machen, erdachten die Faktionsmänner ein ſogenanntes Bundesfeſt, wodurch der König mit dem Volke gleichſam verbrüdert, und die geprieſene Gleichheit und Freiheit in Frankreich hergeſtellt werde.

Zu dieſem großen Feſte wurde von dem National-Konvente der 14. Juli, nämlich, der Jahrestag des Falles der Baſtille beſtimmt, und hierzu das Marsfeld — wo früher die fränkiſchen Könige jährlich ihr Heer muſterten — auserſehen.

Schon mehrere Wochen vorher wurde auf dieſem Platze ein Gerüſt aufgeſchlagen, welches über 200,000 Menſchen faſſen konnte. Auſſerhalb des Gerüſtes grub man einen Wall aus Erde, wobei Alles ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts Hand anlegte, und behandelte ſich bei dieſer Arbeit wie Glieder einer großen Familie. Mitten in dieſem ungeheueren Amphietheater wurde ein großer Altar mit dem Sinnbilde der Freiheit, welches der Maler und Bildhauer David verfertigt hatte, aufgerichtet. Unter dem Altare ſtand aber die aus Pappe geformte Figur die Knechtſchaft darſtellend, die zum verbrennen beſtimmt war.

Als der lang beſprochene Feſttag endlich, jedoch mit ſtarken Regengüßen anbrach, ſchritten die endloſen Aufzüge in der beſtimmten Ordnung einher, und zuletzt warf auch die Sonne einige freundliche Blicke auf die zahlreich wallende Menſchenſchaar. Um 11 Uhr erhob ſich der König aus den Tuillerien im vollen Königsſchmucke von Bürgern umgeben, welche die Kokarde trugen, vor ihnen gingen die Träger der Reichspaniere und dieſen folgte Lafayette mit der Fahne von Paris. Alle Fenſter, an welchen der Zug vorüberging, waren mit Tapeten und Blumenguirlanden behangen. Die Spaliere bildeten die Linientruppen, die man an dieſem Tage hoch leben ließ, obſchon man ihre Vernichtung einige Zeit früher öffentlich gut geheißen hat. Als man den Grafen Artois, der dem Könige gerathen, die Pariſer mit Pulver und Blei zur Vernunft zu bringen, an der Spitze der Garden erblickte, jubelte man auch ihm entgegen, und bedeckte ihn gleichſam mit Blumen. Wie der König auf dem Marsfelde ankam und in Begleitung ſeiner Leibwache zu dem hohen unter freien Himmel errichteten Altare ſchritt, empfingen ihn an den Stufen desſelben die Wähler und eine Deputation des National-Konvents in ihrer ſchwarzen Amtstracht mit Federhüten. Hierauf hielt der Biſchof von Autun Talleyrand mit 60 Prieſtern ein Hochamt und ſegnete die Fahnen der 83 Bezirke Frankreichs feierlich ein. Nun ſtieg Lafayette an die Stufen des Altares und ſchwur mit der Fahne von Paris in der Hand, im Namen aller National-Garden und Soldaten des Reichs, der Nation, dem Geſetze und dem Könige Treue; ebenſo leiſtete der Präſident der National-Verſammlung von ſeinem Stuhle zur rechten des Königs aufſtehend denſelben Eid. Endlich erhob ſich auch der König und ſchwur mit ausgeſtrecktem Arme der Nation alle Macht, die ihm durch das Geſetz und die Verfaſſung übertragen worden ſey, zur Erhaltung dieſer Verfaſſung verwenden zu wollen. In dieſem Augenblicke, wo die Königin den Dauphin in die Höhe hob, um ihn dem Volke zu zeigen, und an dem Eide Theil nehmen zu laſſen, — wo eine halbe Million Menſchen zugleich die Arme ausſtreckend, ihm die Worte: »Ich ſchwöre es,« nachſprach — und dann der Donner des Geſchützes einfiel, ohne den Erderſchütternden Ruf: »es lebe der König und die Königin, es lebe die Konſtitution, es lebe die Gleichheit und Freiheit,« übertönen zu können, — in dieſem Augenblicke ſchien nicht bloß der Schutzgeiſt des Vaterlandes, ſondern der Genius der Menſchheit hieniedergeſtiegen zu ſeyn. Der König umarmte ſeine Gemalin und ſeine Kinder, alle Andern aber wie ſie da ſtanden und ſaßen, ſtürzten ohne Beachtung des Standes und Ranges, ohne gegenſeitiger Bekanntſchaft einander als Brüder, als Schweſtern, als Freunde in die Arme, und verſprachen ſich Liebe und Treue; gelobten ihr Leben für die Verfaſſung, für Freiheit und Vaterland hinzugeben. Nationalgarden und Soldaten warfen ihre Waffen bei Seite, um ſich ungehindert umarmen zu können, und prieſen ſich glücklich, dieſen Tag erlebt zu haben, welcher die Wiedergeburt Frankreichs, ja des ganzen Menſchengeſchlechts herbeiführen werde.

Dieſes Bundesfeſt iſt alſo jener denkwürdige Akt in der franzöſiſchen Revolution, welcher auch formell die uralte Macht des Königthums in Frankreich vernichtete, und an ſeine Stelle die Konſtitution ſetzte, welche mit gewiſſen Modifikationen noch bis auf unſere Tage geblieben iſt.

---

*) Necker hat in der Schweiz auf ſeinem Landgute bis zu ſeinem im Jahre 1804 erfolgten Tode gelebt.

Deutſchland.

Die Weiber von Weinsberg.

Ein Zug von Frauen und Jungfrauen, jede ihren Gatten oder Geliebten auf den Schultern tragend, treten durch das Stadtthor heraus.

Jahr 1140.

Die Begebenheit nach der Eroberung von Weinsberg durch Konrad von Hohenſtaufen, nämlich: die bekannte Geſchichte mit den Weibern von Weinsberg hat man vergebens verſucht, in das Reich der Sage zu verweiſen, es iſt aber hierzu nicht der mindeſte Grund vorhanden, da ſehr alte zuverläßige Quellen die Wahrheit derſelben beſtätigen.

Nach dem Tode des unglücklichen Kaiſer Heinrichs des IV. folgte ihm ſein Sohn Heinrich V. in der Regierung, an dem die Strafe eintrat, welche nach dem göttlichen Ausſpruche den Uebertreter des vierten Gebots bedroht; denn ſeine Regierung war weder lange noch glücklich. Er ſelbſt ſtarb kinderlos in der Blüthe ſeiner Jahre, und ſo erloſch mit ihm völlig die Regentenfolge aus dem fränkiſchen, dem mächtig ſaliſchen Hauſe, das mehr als hundert Jahre lang dem deutſchen Reiche ſeine Könige gegeben.

Nach ſeinem Tode gelangte nach einem kurzen Interregnum Lothar der Sachſe genannt auf den erledigten Thron, der beſonders mit dem bereits ſehr mächtigen Hauſe der Hohenſtaufen viele Händel hatte, die aber meiſtens zu ſeinem Nachtheile ausfielen.

Um ſich nun eine ſtarke Stütze wider dieſes Haus zu verſchaffen, vermählte er ſeine einzige Tochter und Erbin Gertrude mit dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Baiern, den damals mächtigen Fürſten in Deutſchland, und überließ ihm ſogleich ſeine Stammgüter, ohne jedoch ſeinen Zweck erreichen zu können, nämlich ſeinem Tochtermanne die Nachfolge im Reiche zu verſchaffen.

Nach ſeinem Tode, der am Schluße großer kriegeriſcher Erfolge in Italien, ihn vor der Zeit überraſcht hatte (1137), war alſo die Krone wieder in derſelben Lage wie vor ſeiner Wahl. Es waren wieder vorzüglich drei Würdige, die Anſpruch darauf machen konnten, nämlich: der Schwabenherzog Friedrich, neben ihm ſein Bruder Konrad, der ſchon einmal den königlichen Namen, und eine Königskrone getragen hatte, dann der Schwiegerſohn des verſtorbenen Kaiſers der Welfe Heinrich, Herzog von Baiern und Sachſen. Er ſelbſt konnte ſich rühmen, daß ſeine Herrſchaft von einem Meere zum andern ſich erſtrecke; außer ſeinen Erbgütern in Schwaben, in Baiern, diesſeits und jenſeits der Alpen erbte er von ſeiner Mutter die Hälfte der großen billungiſchen Stammgüter in Sachſen, und ſeine Gemalin brachte ihm alle ſupplinburgiſchen, nordheimiſchen und altbraunſchweigiſchen Erbgüter zu, und jetzt nach dem Tode ſeines Schwagers trat er auch in den vertragsmäßigen Beſitz der reichen mathildiſchen Erbſchaft in Italien. So war er unter allen Fürſten des Reiches derjenige, welcher in ſeiner Hausmacht am meiſten Gewicht zu dem königlichen Namen bringen konnte.

Allein die Fürſten wollten keinen ſo übermächtigen König, und auch der Papſt Innocenz wollte ihn, als einen Gewaltigen fürchtend, eben ſo wenig, als den ganz unkirchlichen Herzog Friedrich.

Aber der Welfe Heinrich im Gefühle ſeiner Macht, im Genuſſe des kriegeriſchen Lorbeers, und im Beſitze der Reichskleinodien, die Lothar ſterbend ihm übergeben hatte, verbarg es gar nicht, daß er nicht auf die Krone hoffte, ſondern ſie anſprach. Sein Stolz ſo wie ſein hochfahrendes Weſen hatte jedoch ſchon früher viele Fürſten beleidigt, denen daher, ſo wie dem Papſte der freigebige und zur Frömmigkeit geneigte Hohenſtaufe Konrad, bei weitem als der wünſchenswertheſte König erſchien.

Es ward nun zu Pfingſten 1138 ein allgemeiner Tag nach Mainz zur Wahl des neuen Königs feſtgeſetzt; allein die fürſtlich päpſtliche Partei trat mit den Freunden der Hohenſtaufen ſchon im Februar zu Koblenz zuſammen, und wählte dem allgemeinen Reichstage vorgreifend ſchon hier den, bei den Geiſtlichen beliebten Hohenſtaufen Konrad zum deutſchen König, dem der päpſtliche Legat zu Aachen über dem Grabmale Karls des Großen ſalbte.

Wie durch prieſterliche Künſte vor zwölf Jahren der Hohenſtaufe, ſo wurde durch dieſelben Künſte, denen Lothar damals ſeine Erhebung dankte, jetzt ſein Schwiegerſohn Heinrich um die Krone gebracht.

Das Ueberraſchende in der vorgreifenden Wahl Konrads, und deſſen königliches Auftreten wirkte ſo, daß am Pfingſtfeſte zu Bamberg alle Fürſten bis auf die bairiſchen ihn als König begrüßten; aber bald huldigten auch dieſe, und ſelbſt Heinrich lieferte die Reichskleinodien an Konrad aus, weil er ſah, daß für jetzt die Krone für ihn verloren ſey, und weil er hoffte, dadurch am leichteſten den Beſitz ſeiner ganzen jetzigen Macht zu behalten.

Konrad der III. ließ ſich aber von dem alten Parteihaße hinreißen, und beſchloß, Heinrich den Stolzen und das ganze Geſchlecht der Welfen zu unterdrücken. Jedoch um einen Schein des Rechts zum Vorwande zu haben, that er den Spruch: Kein Fürſt ſoll nach alten Herkommen zwei Herzogthümer zugleich beſitzen, und forderte von Heinrich, daß dieſer entweder Baiern oder Sachſen abtrete, worüber in Augsburg verhandelt werden ſollte.

Heinrich weigerte ſich aber deſſen, und rückte mit einer Macht herbei, daß Konrad, der ſich in Augsburg nicht länger mehr ſicher glaubte, nach Würzburg ging, wo er eigenmächtig gegen ihn, wegen Ungehorſams gegen König und Reich die Acht ausſprach, und dann das Herzogthum Sachſen dem tapfern Markgrafen Albrecht von Brandenburg, beigenannt der Bär, ertheilte.

Herzog Heinrich war jetzt ſelbſt nach Sachſen geeilt, um dieſes Herzogthum durch die Waffen der dortigen Fürſten zu behaupten, indem er das Herzogthum Baiern der Treue ſeiner Vaſallen, und ſeinem Freunde, dem Herzoge Konrad von Zähringen zur Huth anvertraut hatte.

Nun eilte Konrad nach Baiern, ſprach ihm eben ſo willkürlich und eigenmächtig wie zuvor auch dieſes zweite Herzogthum ab, und gab es ſeinem Stiefbruder dem jungen Markgrafen Leopold dem V. von Oeſterreich.

Ein Theil der bairiſchen Großen, die Heinrichs Stolz früher empfindlich beleidigt hatte, huldigte ſogleich dem neuen Herzoge, und mit ihrer und ſeiner eigenen Macht gewann er bald das ganze Land. Den Herzog Konrad von Zähringen ſchlug der junge Neffe des Königs Friedrich, der Sohn des Schwabenherzogs, in mehreren Gefechten, daß dieſem nur die Wahl zwiſchen Untergang und Unterwerfung blieb. Zuletzt fielen auch die bairiſchen Vaſallen, nachdem Konrad die Erbgüter des geächteten Herzogs unter ſie vertheilte, ſchaarenweiſe zu dem Könige über, und nur eine kleine Zahl Getreuer folgte ihrem Herzoge in Verkleidungen heimlich nach Sachſen.

In dieſem Lande aber, im Kerne der Welfenmacht, erhob ſich der unverzagte Mann bald wieder, eroberte das Land, und vertrieb Albrecht den Bären daraus, der ſich jetzt genöthigt ſah, ſelbſt zum Könige zu fliehen. Doch mitten aus ſeinen Hoffnungen raffte den 37jährigen ſtolzen Fürſten plötzlich der Tod dahin (1139).

Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn Heinrich, beigenannt der Löwe, für den ſich Heinrichs Bruder Graf Welf von Altdorf erhob, und den neugeſetzten Herzog Leopold von Oeſterreich aus dem Lande vertrieb.

Konrad eilte nun nach Schwaben, um die welfiſchen Erbgüter zu überziehen, und umlagerte (es war im Dezember 1140) eine der feſteſten Burgen des Grafen von Altdorf, das Schloß und die Stadt Weinsberg, auf der Grenze zwiſchen Schwaben und Franken.

In dieſer Zeit kamen ſchon die Parteinamen der Welfen und Ghibellinen häufig vor. Unter den erſten verſtand man die Anhänger des Papſtes, unter den letzten jene des Kaiſers. Der Urſprung dieſer Parteien die ſich faſt 200 Jahre hindurch mit aller Erbitterung bekämpften, iſt in Italien zu ſuchen, als Folge der italieniſch deutſchen Kriege; ja die Italiener gebrauchten dieſe Ausdrücke noch, wo kein deutſches Oberhaupt mehr ſie bekämpfte, ſondern ſie unter ſich ſelbſt in Parteien zerfallen waren. Da ſie glaubten, daß das bairiſche Haus, aus welchem ein Welf die mathildiſchen Güter geerbt hatte, welche ihm der Kaiſer nachmals entriſſen, nothwendig ein Feind, und beſonders des hohenſtaufiſchen Hauſes ſeyn müſſe, ſo nannten ſich nachmals alle Gegner des Kaiſers die Welfen, und hielten dieſe für Anhänger der Päpſte, weil auch dieſe ſtets an dem Umſturze der kaiſerlichen Macht arbeiteten; — hingegen begriffen ſie unter dem Ausdrucke Ghibellinen die Freunde der deutſchen Kaiſer, auch Waiblinger genannt. So glücklich Welf mit dem Markgrafen Leopold von Oeſterreich war, eben ſo unglücklich war er mit Konrad ſelbſt, als er das welfiſchgeſinnte Weinsberg belagerte, wo vier Tage vor Weinachten eine große Schlacht zwiſchen dem Könige und dem zum Entſatze herbeigeeilten Grafen Welf geſchah.

Hie Welf! war die Loſung des Grafen von Altdorf; hie Waiblingen! die Loſung der königlichen. Der Neffe des Königs, der junge Friedrich, der ſeines Vaters Schaaren führte, gab dieſe Loſung »zu Waiblingen« einem alten Hofe im Remsthale, wo ihn die Amme als Kind geſäugt hatte.

Der Graf von Altdorf wurde geſchlagen, und floh nach Oberſchwaben, worauf die Weinsberger von der Erbitterung des Königs, der es ſchwur, nicht einen Mann mit dem Leben davon kommen zu laſſen, ſich ſo ſehr bedrängt ſahen, daß ihnen nichts übrig blieb, als ſich zuletzt auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Da begab ſich eine Geſandſchaft der ſchönſten Frauen und Jungfrauen in das königliche Lager, und baten den König flehend um die Gnade, ihnen zu geſtatten, daß ſie vor der Uebergabe der Stadt ihr Liebſtes auf dem Rücken davon tragen dürfen. Konrad der in dieſer Bitte keine Liſt vermeinte, bewilligte ihnen dieſe Gnade, und erlaubte jeder Frau aus Schloß und Stadt abzuziehen, und mitzunehmen was ſie von Gütern mit ſich wegzutragen vermögen.

Nun ſchloſſen ſich die Thore auf, und heraus kam ein überraſchendes Schauſpiel. Ein langer Zug von Frauen, jede einen Mann auf dem Rücken tragend, dieſe den Gemal jene den Vater oder Geliebten, in ihren Armen die Kinder.

Das war nun freilich Etwas, an was der Kaiſer bei ſeiner Erlaubniß keineswegs gedacht hatte, und ſeine Begleiter, ſo wie des Königs Neffe, der junge Friedrich, voll Zorn über dieſe Frauenliſt, wollten ihn auch beſtürmen, er ſolle die Weiber auf dieſe Weiſe mit den Männern nicht frei abziehen laſſen; aber der König ſprach: »Ich habe es zugeſagt, und ein Königswort muß unwandelbar ſeyn.« Ja er freute ſich der ſchönen That der Frauen; und um ihnen zu zeigen, wie ſehr er ſie ehre, ließ er ihnen auch ihre zurückgelaſſenen Kleider und Koſtbarkeiten ausliefern. Seit dieſer Zeit führt die Burg von Weinsberg den ſchönen Namen: »die Weibertreue« und ſteht in der ganzen Gegend in Anſehen. In Weinsberg ſelbſt beſteht ein eigener Frauen-Verein, welcher für die Erhaltung der denkwürdigen Ruinen Sorge trägt.

Das Gefecht vor Weinsberg war aber ganz natürlich für den Krieg nicht entſcheidend, und dieſer dauerte noch wie früher mit großer Erbitterung zwiſchen den Hohenſtaufen und Welfen fort.

I. Bd. 90.

Polen.

Carl Guſtav von Schweden bei Praga in Gefahr.

Der König und ein brandenburgiſcher Rittmeiſter retten ſich von den ſie umringenden Tataren durch ihre Tapferkeit.

Jahr 1656.

Die förmliche Einführung der Königswahl und die Wahlkapitulationen nach dem Ausſterben des jagelloniſchen Mannsſtammes (1572) war nebſt der wachſenden Bedeutung der Landboten auf den Reichstagen nicht geeignet, die politiſche Entwicklung eines Landes zu befördern, deſſen auf Ackerbau und Grundbeſitz gegründetes Leben und abgeſonderte Lage das Gegengewicht eines betriebſamen und ſtarken Bürgerſtandes gegen das alleinige Anſehen der gutsherrlichen Geſchlechter; eben ſo wenig, als die Abſtufung der germaniſchen Ariſtokratie und den Einfluß einer ſelbſtſtändigen und gebildeten Geiſtlichkeit, kannte.

Die Bauern blieben im Druck, Schmutz und Armuth, der geringe Handel wurde von den benachbarten deutſchen Städten und von Juden betrieben, die ſich ſchon früh in großer Menge in Polen niedergelaſſen hatten, und die Herrſchergewalt aller nothwendigen Stützen und Hilfsmittel beraubt, erſtreckte ſich kaum über die Beſtätigung der vom Adel gefaßten Beſchlüſſe hinaus.

Nach dem Tode Sigmunds des III., der ſechs Monate früher ſtarb, als ſein Vetter Guſtav Adolph auf dem Lützner-Schlachtfelde einen glorreichen Tod fand, wurde Wladislaw ſein älteſter Sohn, unter den polniſchen Königen der IV. dieſes Namens, des Vertrauens der Nation nicht unwürdig, nach einem halbjährigen Interregnum durch die Stimmen des zahlreich verſammelten Adels auf den Thron erhoben.

Unter ſeiner Regierung beſchloß der im Jahre 1638 zu Warſchau verſammelte Reichstag, den Koſaken (ein von Ruſſen, Polen und Tataren in den Grenzländern erwachſenes Volk) das Recht, ihre eigenen Fürſten oder Hetmans auch Ataman zu wählen, für immer zu entreiſſen, und ihr Land durch polniſche Kommiſſäre verwalten zu laſſen.

Aber die willkürliche und grauſame Art, mit welcher dieſe Beamten ihre Gewalt mißbrauchten, empörte die Koſaken ſo ſehr, daß ſich im Jahre 1648 ein allgemeiner Aufſtand erhob, an deſſen Spitze ſich Bogdan Chmielinzki befand, der ein hochangeſehener Mann bei ſeinen Landsleuten war. Der Chan der Tataren verſprach ſeinen Beiſtand, und die ruſſiſchen Landsleute der neu erworbenen Provinzen waren bereit ſich ihnen anzuſchließen.

Um das Unglück der Republik zu vollenden, ſtarb jetzt Wladislaw, deſſen Tod das Reich außer der Noth des ungehemmten Bürgerkrieges, auch noch mit Verwirrungen einer Königswahl bedrohte. Durch fünf Wochen ſtritt der Adel über den künftigen Herrſcher, bis endlich die Bemühungen und das Gold der verwittweten Königin die Verkündigung Johann Kaſimirs, des jüngern Bruders Wladislaws, als Herrſcher von Polen bewerkſtelligten. Ohne zum Widerſtande vorbereitet eröffnete Kaſimir ſogleich Unterhandlungen mit Bogdan, der ſich dabei auch höchſt gemäßigt zeigte; allein ein Haufe unbändiger Edelleute, denen jeder Vertrag mit den Bauern verächtlich und entehrend ſchien, fiel über das Lager der ſorgloſen Koſaken her, und richtete unter ihnen ein gräßliches Blutbad an.

Dieſe eben ſo eigenmächtige als treuloſe That raubte jetzt alle Ausſicht auf einen Frieden, und führte für Polen eine ſehr ungünſtige Entſcheidung herbei, nachdem ſich die Koſaken unter Rußlands Schutz begaben, wo ſie mit Freuden aufgenommen wurden. Der Zar Alexei Michailowitſch vollendete hierauf die Belagerung von Smolensk, drang mit einem zweiten ruſſiſchen Heere in Lithauen ein, und beſetzte mit einem dritten Heere Kiew, den alten Herrſcherſitz der Nachkommen Ruriks.

Schon damals ſagte König Kaſimir in ſeiner Rede an die Reichsverſammlung ganz richtig voraus, warum, von wem und wie einſt Polen getheilt werden würde. Die Lage der Republik wurde immer verzweifelter; als im folgenden Jahre ſich noch ein mächtiger Gegner, der neue König Karl Guſtav von Schweden zu den bisherigen Feinden geſellte.

Kräftig, ruhmbegierig, kampfluſtig wie er war, beſchloß er gleich nach ſeiner Thronbeſteigung die Waffen, welche erſt vor ſechs Jahren niedergelegt worden waren, wieder aufzunehmen, um Schwedens Herrſchaft im Norden für immer zu befeſtigen, und nachdem hiezu die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, rückte der Gouverneur von ſchwediſch Pommern, Graf von Wittenberg, mit 15,000 Mann in Großpolen ein.

Die Unzufriedenheit vieler Edelleute mit dem Könige Johann Kaſimir, dem ſie, trotz ſeiner Ohnmacht und Bedrängniſſe des Reiches fortdauernd nach unumſchränkter Herrſchergewalt zu ſtreben vorwarfen, erleichterte ſeine Fortſchritte; denn die Palatinate von Polen und Kaliſch ſtellten ſich unter ſchwediſchen Schutz, und als Karl Guſtav ſelbſt mit einem zweiten Heere angelangt war, flüchtete Johann Kaſimir von Warſchau, welches ſich dem Schwedenkönige ergab, nach Krakau. Aber auch bis dahin verfolgt, verließ er endlich den Boden ſeines

Reiches, um in Schleſien Schutz zu ſuchen; da Krakau es eben ſo wenig wie Warſchau wagte, einen Widerſtand zu leiſten.

So war Karl Guſtav durch einen einzigen Feldzug, ohne auf ſeinem Fortſchreiten durch bedeutenden Widerſtand einen Aufenthalt zu finden, Herr von ganz Polen geworden. Schon ſchien jedes Hinderniß beſeitigt, und nichts mehr übrig zu ſeyn, als ſich die polniſche Krone aufs Haupt ſetzen zu laſſen, als plötzlich die Nachricht von einer neuen Bewaffnung der Polen gegen den Sieger ſich verbreitete.

Nachdem der erſte Schrecken vorüber war, zerriſſen Scham und Betrübniß über den Untergang der Freiheit des Vaterlandes die Gemüther vieler edlen Polen, während andere durch die Betrachtung erregt wurden, daß unter dem neuen Könige alle Rechte des Adels zu Grunde gehen müßten.

Auch die katholiſche Geiſtlichkeit, vor allen die Jeſuiten, ſeit langer Zeit mächtig und angeſehen in Polen, wandten alle Kräfte an, den aufglimmenden Haß gegen den ketzeriſchen König zur hellen Kriegsflamme zu entzünden. Selbſt die benachbarten Mächte ſahen mit Neid und Eiferſucht das Glück des Schwedenkönigs, und verſprachen den Mißvergnügten Hilfe und Unterſtützung.

Von dieſen neuen Hoffnungen aufgemuntert, kehrte jetzt Johann Kaſimir auf den Boden ſeines Reiches zurück, und ſtellte ſich an die Spitze des aufgeſtandenen Adels, der bereits viele vereinzelte ſchwediſche Abtheilungen und Beſatzungen überfallen und niedergemetzelt hatte.

Darüber voll Zorn und Rache brach Karl Guſtav, der ſeine Eroberungen noch weiter auszudehnen ſuchte, aus Preußen auf, und ſchreckte durch das Erſcheinen des ſchwediſchen Heeres in Rawa, Lowicz und Radom die Empörer für den Augenblick zur Niederlage der Waffen; aber kaum hatte er ihnen den Rücken gekehrt, ſo erhoben ſie die kaum niedergelegten Waffen vom Neuen, und nöthigten den König, nachdem er das Reich von Königsberg bis Jaroslaw am Fuße der Karpathen durchzogen hatte, von allen Kriegsvorräthen und Lebensmitteln entblößt, einen gefahr- und verluſtvollen Rückzug nach Preußen anzutreten.

Dieſer Zug hatte ihm deutlich gezeigt, daß er nicht hoffen dürfe, die weitgedehnten Landſtriche des polniſchen Reiches durch ſeine verhältnißmäßig geringen Streitkräfte in Gehorſam zu erhalten, daher wäre es unter dieſen Umſtänden auch am angemeſſenſten geweſen, einen vortheilhaften Frieden mit Johann Caſimir zu ſchließen; aber des Königs Kriegsluſt ließ ihn einen andern Plan vorziehen. Was er nicht allein behaupten konnte, wollte er jetzt mit Andern theilen, und ſo bot er dem Churfürſten von Brandenburg, Großpolen und den Königstitel an; Lithauen und Kleinpolen wollte er den Koſaken und dem Fürſten Ragoczi von Siebenbürgen für ſeinen Beiſtand überlaſſen. Sobald das Bündniß mit dem Churfürſten zu Marienburg unterzeichnet war, brachen beide Fürſten zum Entſatze von Warſchau auf, wo der König den Feldmarſchall Wittemberg zurück gelaſſen hatte, der bereits ſeit ſechs Wochen heftig bedrängt wurde, und ſich vergebens bis zur Ankunft des Königs zu vertheidigen ſuchte.

Aber dennoch ſetzten die Schweden und Brandenburger ihren Marſch gegen Warſchau auf dem rechten Ufer der Weichſel fort. Vor Praga fanden ſie die Polen und deren tatariſche Hilfsvölker, den linken Flügel an der Weichſel, den rechten an einem kleinen Walde gelehnt, hinter aufgeworfenen Erdwerken gegen 60,000 Mann ſtark, bereit, ihnen den Eintritt in die Hauptſtadt ſtreitig zu machen. Obwohl um die Hälfte ſchwächer (da die vereinigte Armee nur aus 14,000 Schweden und 16,000 Brandenburgern beſtand), beſchloß Karl Guſtav den Angriff, und es erfolgte eine dreitägige mörderiſche Schlacht, vom 18. bis 20 Juli 1656.

Da man ſich gleich am erſten Tage überzeugte, daß der Feind in der Fronte wegen ſeinen Verſchanzungen und der Enge des Terrains nicht zu überwältigen ſeyn würde, ſo ward für den folgenden Tag verabredet, ihn in der rechten Flanke zu umgehen.

Der Churfürſt, welcher den linken ſchwediſchen Flügel befehligte, und in dieſer Schlacht die erſten Proben ſeiner kriegeriſchen Einſicht ablegte, dehnte ſich demnach in dieſer Richtung weiter aus, brachte ſeine Artillerie auf einen wohlgelegenen Hügel und vertheidigte ſich mannhaft gegen die wüthenden Angriffe der Polen, bis der König mit dem Centrume unter dem rechten Flügel im Angeſichte und unter verſchiedenen Verſuchen des Feindes, ſeine Bewegungen zu ſtören, treffenweiſe abmaſchirt war, und ſich hinter den Brandenburgern herumgezogen hatte, ſo, daß er ſelbſt nunmehr auf dem linken Flügel ſtand.

Es war Mittag geworden, bis dieſe meiſterhafte Bewegung (vordem noch niemals unter dem Feuer des Feindes unternommen) ausgeführt war, als große Tataren-Schwärme, die vom rechten polniſchen Flügel hinter mehreren Anhöhen im Bogen herunter geſprengt, gegen die linke Seite und den Rücken der Schweden unerwartet, hervorbrachen.

Mit ſchneller Beſonnenheit führte ihnen Carl Guſtav aus der Reſerve das Leibregiment des Churfürſten von Brandenburg entgegen, und wagte ſich ſelbſt mit einigen Schwadronen ſo weit in die wilden Haufen, daß er ſich von den Seinigen entfernt, plötzlich von ſieben Tataren angegriffen ſah. Nur der Rittmeiſter Trabenfeld war an ſeiner Seite. Zwei ſeiner Gegner tödtete der König mit ſeinen Piſtolen, einen dritten, der nach dem Zügel ſeines Pferdes griff, warf er durch einen kräftigen Säbelhieb über den Kopf vom Roſſe, und eilte nun zur Rettung des Trabenfels, der, nachdem er ſich ebenfalls zweier Tataren entledigt hatte, in der Gefahr war, den beiden übrigen zu erliegen, welche aber nun beim Anblicke des nahenden Königs die Flucht ergriffen.

Die Kühnheit und Schnelligkeit Karl Guſtavs hatte ſo auch dieſe Gefahr entfernt, und der dritte Schlachttag endete mit der völligen Niederlage der Polen, welche ſo eilig flüchteten, daß Niemand an die Vertheidigung der Hauptſtadt dachte, in welche der ſchwediſche König einen glänzenden Einzug hielt, während Kaſimir ſich nach Lublin rettete.

1. Bd. 91.

England.

Die Ermordung des Sängers Rizzio.

Der Gemal der Königin Maria Stuart läßt ihren Günſtling im Speiſezimmer an ihrer Seite ermorden.

Jahr 1566.

Die ſchöne und unglückliche Maria Stuart, eine Tochter Jakobs des V. von Schottland und der Maria von Lothringen war acht Tage alt, als ihr Vater im Jahre 1542 ſtarb und ihr als ſeiner einzigen Erbin das Reich hinterließ.

Heinrich VIII. König von England wollte ſie mit ſeinem Sohne Eduard vermälen um beide Reiche zu vereinigen; die Abneigung aber die man gegen dieſe Verbindung in Schottland hatte, veranlaßte, daß Maria erſt fünf Jahre alt nach Frankreich geſchickt wurde, wo ſie in einem Kloſter ihre Erziehung erhielt, und in einem Alter von ſechzehn Jahren mit dem Dauphin, nachmaligen König Franz dem II., vermält wurde.

Sie verband mit hoher Schönheit einen gebildeten Geiſt und ein empfängliches Herz, war geliebt von ihrem Gemale und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wiſſenſchaften noch die feine Umgangsſitte bewahrte, die Franz der I. eingeführt hatte. Aber eben in dieſen Umgebungen verlor bei dem Anblicke der herrſchenden Unſittlichkeit ihr moraliſches Gefühl ſeine Reinheit, was auf ihr ſpäteres Leben und ihre Schickſale einen unglücklichen Einfluß hatte.

Franz ſtarb im Jahre 1560 und ihm folgte in der Regierung ſein Bruder Karl der IX, für den während ſeiner Minderjährigkeit ſeine herrſchſüchtige Mutter Katharina von Medici die Vormundſchaft führte. Maria erkannte jetzt, daß ſie nur noch in Schottland Königin ſey, und war auch bald genöthigt in ihr Vaterland zurück zu kehren, das durch politiſche und religiöſe Parteiungen zerrüttet, und dem ſie durch Erziehung und Glauben entfremdet war.

Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit betrat ſie nun gegen ihr geliebtes Frankreich vertauſchend, das rauhe Schottland, das ſie regieren ſollte. Aber bald verſtummte die Freude und das Jubelgeſchrei der Edinburger unter welchen ſie eingezogen war, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzoſen und den großen Widerſpruch gewahrte, in welchem ihre Geſinnungen und Neigungen mit dem ſtanden was in Schottland für Recht und Heilig galt.

An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der für den üppigſten und verdorbenſten in Europa gehalten wurde, fand ihr Herz zu Sinnengenüſſen bei ihren Unterthanen in demſelben Maße Anſtoß, als ihr der finſtere Ernſt der Schotten zuwider war. Noch mehr Veranlaſſung zu gegenſeitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab aber die Religion. Maria war eine feſte Anhängerin an der römiſch katholiſchen Lehre und es war auch ſehr wahrſcheinlich, daß eine Schülerin der Guiſen (der Name einer berühmten herzoglichen Familie in Frankreich) auch Verlangen empfinden werde, ihre Unterthanen zu ihrer Ueberzeugung zurück zu bekehren.

Noch bevor die Königin nach Schottland gekommen war, hatte die Reformation den vollſtändigſten Sieg davon getragen. Ein zuſammengetretenes Parlament beſtätigte das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß der Proteſtanten, welches ſich faſt gänzlich an die Lehre Calvins hielt, und erklärte, daß der Papſt in Schottland künftig gar keine Macht und Gerichtsbarkeit haben ſolle; ja, es belegte (ſo weit ging auf dieſer Seite die Unduldſamkeit) das Anhören der Meſſe für das erſte Mal mit Einziehung der Güter, für das dritte Mal mit Todesſtrafe.

Alles dieſes that das Parlament nicht nur ohne Rückſicht auf die Religion ſeiner Königin, ſondern auch, ohne auf deren ihr nach der Verfaſſung zuſtehende Verweigerung dieſer Beſchlüſſe zu achten. So geſpannt waren die Gemüther als Maria in ihrer Hauptſtadt ankam, und ſogleich Vorbereitungen machen ließ, um am nächſten Sonntage in ihrem Schloſſe Meſſe leſen zu laſſen.

Schon rührte ſich der Haufe, den Gottesdienſt der Königin gewaltſam zu hindern, und nur durch den Einfluß der Gemäßigten war dieſe Frevelthat noch hintertrieben worden. Der katholiſche Gottesdienſt im Schloſſe blieb ungeſtört, und ſo ſeltſam es der Königin auch erſcheinen mochte, dieſes von ihren Unterthanen als eine bloße Nachſicht gegen eine ſonſt todeswürdige Schuld betrachtet zu ſehen, ſo war es doch keinem ſchottiſchen Proteſtanten zu verargen, wenn er in dem Widerſcheine der flammenden Scheiterhaufen Frankreichs und Spaniens die Gefahren erblickte, welche der blutige Verfolgungsgeiſt des Katholicismus ſeinem Vaterlande bereiten würde, wenn er in der königlichen Burg nur erſt wieder einen Anhaltspunkt gefunden habe.

Maria that indeſſen manchen Schritt zu Gunſten der Proteſtanten, aber ſie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen nicht vertilgen. Man ſah in ihren Bewilligungen nur Liſt um die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Abſichten erſt dann hervorzutreten, wenn ſie von dem ſchon erkalteten Eifer keinen kräftigen Widerſtand mehr zu fürchten habe.

Da Maria von ihren Unterthanen gedrängt wurde ſich zu vermälen, ſo fiel unter mehreren Vorgeſchlagenen zuletzt ihre Wahl auf Lord Darnley einen ſchönen Jüngling von zwanzig Jahren, der ihr auf den erſten Anblick ſehr wohl gefiel. Er war der Sohn des Grafen Lenox, der aus einer Nebenlinie des Hauſes Stuart ſtammte, und überdies von mütterlicher Seite mit Maria nahe verwandt; denn ſeine Mutter Margaretha war eine Tochter derſelben Schweſter Heinrichs des VIII. deren Enkelin Maria war.

Ungeachtet der laut ausgeſprochenen Unzufriedenheit der beſſer geſinnten Schotten über dieſe Verbindung mit Darnley, welche ſie als eine Beſchimpfung des Volkes, eine Schande für die Königin und den Untergang des Landes betrachteten, ließ ſich Maria durch Darnleys Schönheit blenden, und vollzog ihre Vermälung zu Edinburg am 29. July 1565 mit großer Pracht. Aber bald mußte ſie erfahren, wie ſehr ſie fehl gegriffen habe; denn als er ihr Gemal war, lernte ſie in ihm einen ganz Andern kennen. Er war gemein in ſeinen Vergnügungen wie in ſeinen Sitten, beſchränkt, und doch ſehr von ſich eingenommen, hochmüthig, herrſchſüchtig und undankbar gegen ſeine Gemalin, ja er mißhandelte ſogar in ſeiner rohen Wuth die ſchönſte aller Königinnen der damaligen Zeit, mit der nun das widerwärtige Schickſal ihren Anfang nahm.

Die unglückliche Maria bedauerte jetzt oft mit bitteren Thränen, daß ſie den Vorſtellungen angeſehener Männer, welche den Charakter des jungen Mannes genauer kannten und ihr dieſe Verbindung auf alle Weiſe abzurathen ſuchten, nicht Gehör gegeben, und ſich von der ſchmeichelnden Auſſenſeite hatte blenden laſſen. So verſchwand gar bald ihre ihm Anfangs aus vollem Herzen übertragene Liebe und Bewunderung und verwandelte ſich zuletzt in Abſcheu und Verachtung. Ueber dieſen Kaltſinn und da auch Darnley Urſache hatte ſich über Maria zu beklagen, richtete er ſeine Rachgierde wider jeden, den er für die Urſache dieſer Veränderung und ihres Betragens hielt.

Damals befand ſich am Hofe zu Edinburg David Rizzio, eigentlich Ricci, der Sohn eines armen Muſikers aus Turin, welchen der Nizza'ſche Geſandte Graf Moreta der muſikliebenden Königin empfohlen hatte. Bald gelang es auch dieſem ſchlauen Italiener ſich die Gewogenheit der jungen Königin ſo ſehr zu erwerben, daß ſie ihn zuerſt bei ihrer Kapelle eine Anſtellung verlieh, nachher aber zu ihrem Geheimſchreiber machte, und nichts ohne ſeinen Rath unternahm. Jeder der bei Hofe etwas ſuchte, bewarb ſich durch Geſchenke und Schmeicheleien um ſeine Fürſprache, ja man vermuthete ſogar, daß er nächſtens die Stelle eines Kanzlers erhalten werde.

Prahleriſch überhob er ſich ſeines Einfluſſes und ſeiner Vertraulichkeit mit der Königin gegen welche er zuletzt allen Anſtand aus den Augen ſetzte, und erſchien in einem Aufzuge wie die Vornehmſten. Dieſe Begünſtigung eines Mannes von niederer Herkunft und noch dazu eines Fremden, erregte die ganze Eiferſucht des ſchottiſchen Adels; auch betrachtete man ihn nicht ohne Grund als einen gefährlichen Feind des proteſtantiſchen Glaubens, da man wußte, daß er in einem geheimen Briefwechſel mit dem Papſte ſtand. Zugleich verbreitete ſich auch das Gerücht, daß er in einem ſträflichen Verhältniſſe zur Königin ſtände, worüber Darnley ſich doppelt verletzt fühlte, da es ihm unmöglich ſchien, daß man jemand Andern als ſeine Perſon liebenswürdig finden könne.

Um nun dieſem verhaßten Nebenbuhler für immer von der Welt zu entfernen, verband er ſich mit drei ſchottiſchen Edelleuten, und faßte mit ihnen den Beſchluß, die Ermordung des Günſtlings in Gegenwart der Königin vorzunehmen, damit ſie dadurch eine nachdrückliche Lehre für ihre Unbeſonnenheit erhalte.

Maria, die damals eben im ſechſten Monate ſchwanger war, ſaß eines Abends (es war am 9. März 1566) mit der Gräfin Argyle (ihrer natürlichen Schweſter) und einigen ihrer Frauen mit Rizzio in ihrem Zimmer beim Abendeſſen, als ihr Gemal plötzlich durch eine geheime Seitenthüre eintrat, und ſich hinter ihren Stuhl ſtellte. Seine unerwartete Erſcheinung und ſeine trotzigen Blicke erregten Beſorgniß bei der Königin, und es herrſchte einige Minuten eine angſtvolle Stille. Nun traten die Verſchwornen durch dieſelbe geheime Seitenthüre in das Zimmer und zeigten in ihren Blicken gleichfalls die Wildheit ihrer Geſinnung. Jetzt konnte die Königin ihren Schrecken nicht länger mehr zurückhalten und fragte nach der Urſache dieſes ſeltſamen Beſuchs? Man ſagte ihr aber, ſie habe für ihre Perſon nichts zu fürchten, nur der Elende der dort ſitze, und dabei auf Rizzio deutend, ſoll von einem Platze aufſtehen, an den er nicht gehöre.

Als Rizzio merkte, daß die Rache auf ihn abgeſehen ſey, ſprang er angſtvoll auf, und ſtürzte zu den Füſſen der Königin nieder, ihr Kleid krampfhaft umfaſſend. Maria ſtellte ſich drohend, bittend, ja ſogar weinend zwiſchen die Mörder, aber umſonſt. Einer der Verſchwornen ſtieß mit dem Degen nach Rizzio, und da die Wunde nicht tödtlich war, ſo rießen ihn die Andern gewaltſam von der Königin los, und ſchleppten ihn, Alles was im Wege ſtand über den Haufen werfend, in das Vorzimmer, wo ſie ihn mit 56 Stichen und Hieben ermordeten.

Noch immer fuhr die Königin in ihren Wehklagen fort, während einige ihrer Frauen in Ohnmacht lagen; als ſie aber erfuhr, daß Rizzio todt ſey, trocknete ſie plötzlich ihre Thränen und ſprach: »Nicht mehr Thränen, ſondern Rache.«

Anfangs wurde ſie von den Verſchwornen in ihrem Palaſte wie eine Gefangene bewacht, dann aber gelang es ihr durch erzwungene Liebkoſungen, ihren Gemal wieder für ſich zu gewinnen, und erfuhr von dieſem Schwächlinge alle ſeine Verbündeten, worauf ſie Rizzios Mörder ſo nachdrücklich verfolgte, daß dieſe nach England entfliehen mußten; jedoch einige davon wurden ergriffen und mit dem Tode beſtraft. Darnley, der ſeine Verbündeten ſo feige und niedrig verlaſſen, wurde jetzt von allen Parteien verachtet, und auch die Königin vergaß ihm den ſchweren Schimpf, den er ihr angethan hatte, nicht wieder.

I. Bd 92.

Frankreich.

Die Flucht der königlichen Familie.

Der Poſtmeiſter Drouet tritt mit einigen Leuten an die königliche Kutſche und verweigert den Reiſenden weiter zu fahren.

Jahr 1791.

Das Jahr 1790 hatte der Monarchie in Frankreich einen empfindlichen Stoß gegeben, das nächſtfolgende Jahr ſollte aber derſelben den letzten Schimmer durch das Dekret der völligen Aufhebung des Adels rauben

Die Jakobiner, welche um dieſe Zeit den größten Einfluß in der National-Verſammlung ausübten, arbeiteten unausgeſetzt an der Vernichtung alles desjenigen, was einſt der Nation heilig und ehrwürdig war, und da man überhaupt den Grundſatz aufgeſtellt hatte, daß alle Menſchen gleich und frei ſeyen, ſo mußte man denſelben auch durchführen.

Lameth, ein Jakobiner, trug in einer Rede an, daß man den Adel und ſeine Symbole abſchaffe, und ſogleich wurde dieſer Vorſchlag mit Enthuſiasmus aufgenommen.

Die darauf Bezug habenden Dekrete wurden von dem geſetzgebenden Körper unverzüglich in die Provinzen abgeſendet, und erregten auch hier eine ungewöhnliche Freude unter den niedern Ständen, dagegen aber Angſt unter dem Adel, der jetzt zahlreich auszuwandern anfing, und größtentheils nach England und Deutſchland flüchtete.

Von der Wegnahme der Sklavenfiguren an der Statue Ludwigs des XIV. ſchritt man zur Vertilgung aller angeblichen Denkmäler »der Knechtſchaft,« zur Ablegung aller von Gütern herrührenden Namen, zum Verbot aller Adelstitel, und ſchloß mit dem Verbote der Wappen und Bedienten-Livreen.

Eine neue geographiſche Eintheilung des ganzen Reiches in 83 gleiche Bezirke (Departements) mit neuen Namen ſollte die Geſtalt des alten Königreichs vollends hinwegrücken, und ſelbſt die Erinnerung an die beſonderen Verfaſſungen und Rechte der einzelnen Provinzen vertilgen.

Eine andere Angelegenheit der Jakobiner beſtand in der Vernichtung der beſtehenden Religion, welche als eine Sammlung des Irrthums und Aberglaubens verſchrieen wurde. Mirabeau, noch immer Mitglied der National-Verſammlung, ſtellte in einer Rede den Satz auf, daß Frankreich den Feſſeln des katholiſchen Glaubens entzogen werden müſſe, und ſeine Rede fand allgemeinen Beifall.

Man fing nun damit an, daß durch ein Dekret alle geiſtlichen Kapitel, die Abteien, Priorate, Klöſter und andere Communitäten, ſo wie alle damit verbundenen Titel und Pfründen aufgehoben, und zum Nutzen des Staates eingezogen wurden. Viele verloren dadurch ihren Lebensunterhalt, und ſo ſah man bald einſt wohlangeſtellte geiſtliche Perſonen in weltlicher Kleidung um den gewöhnlichen Taglohn arbeiten. Jene Prieſter, die man noch beſtehen ließ, mußten einen eigenen Konſtitutions-Eid leiſten, oder eigentlich der Religion abſchwören.

Der König lebte bisher in den Tuilerien gleichſam in dem Stande der Vegetation; man ehrte ihn ſcheinbar noch als den erſten Bürger Frankreichs, und befragte ihn bei manchen Fällen um ſeine Meinung, aber immer in der Vorausſetzung, das Gegentheil derſelben zu veranlaſſen und ſeine beſten Wünſche dem Volke verdächtig zu machen.

Aufſtände und grobes Betragen aller Art waren damals in Paris, ſo wie in den Provinzen an der Tagesordnung, wobei ſich die Behörden gewöhnlich genöthigt fanden, über dergleichen Gräuelthaten ein Stillſchweigen zu beobachten, damit ſie ſelbſt der Rache des Volkes nicht anheimfielen. Indeſſen ſetzte die National-Verſammlung, welche die ganze innere Verwaltung an ſich riß, den König dem Namen nach zu einem bloßen öffentlichen Beamten herab, vertauſchte die Benennungen Prinz und Thronerbe mit dem allgemeinen Namen Verwandter des Königs und Nachrücker, und verpflichtete den König als erſten Beamten, ſich nie weiter, als 24 Stunden von der National-Verſammlung zu entfernen; würde er aber das Reich verlaſſen und auf ergangene Einladung nicht zurückkehren, ſo ſolle es angeſehen werden, als habe er die Krone niedergelegt.

Seine Hoffnung, aus dieſer widerwärtigen Stellung befreit zu werden, ſetzte jetzt Ludwig auf Mirabeau, deſſen ſchon früher angeknüpftes Verhältniß zum Hofe aufrichtig ward, ſeit die demagogiſche Partei, als deren Haupt und Führer Mirabeau galt, durch eine zweite Partei von noch ausſchweifenderen Volksmännern überboten und zu einiger Mäßigung gebracht worden war. Als Wortführer dieſer Partei, die mit furchtbarer Folgerichtigkeit den Begriff Volks-Souverainität unbedingt ins Leben ſetzen wollte, und ihn dadurch bis zu dem Aeußerſten trieb, wo die unumſchränkte Herrſchaft, ja die Willkür des großen Haufens den Fortbeſtand des Staatslebens unmöglich machen mußte, ließ ſich in der National-Verſammlung fortwährend Robespierre, ſo wie im Jakobinerklub Danton, Camille, Desmoulins, Marat und einige Andere minder Bedeutende vernehmen. Wahrſcheinlich hätte Mirabeau dieſe mittelmäßigen Menſchen mit ſeiner überlegenen Kraft im Zügel gehalten, und die Revolu-

tion in eine andere Bahn geleitet; aber im Rathe der Vorſehung war es beſchloſſen, ihn das geſtiftete Uebel nicht wieder gut machen zu laſſen. Ein wüſtes Leben und übermäßige Anſtrengung hatten längſt ſeine Geſundheit zerſtört, als er gegen Ende des Monats März 1791 in eine Krankheit fiel, welche die Aerzte bald für tödtlich erkannten. Sein Tod erfolgte bald darauf, und ſeine letzten Worte waren: »Ich nehme die Thränen der Monarchie mit in das Grab, von nun an werden die Aufrührer ſie vollends zerreißen, und in die Fetzen ſich theilen.«

Nach Vermittlung der auf Mirabeau geſetzten Hoffnungen gab Ludwig dem ſchon früher von ſeinen Umgebungen eingeleiteten Plane, ſich ſeiner drückenden Lage durch die Flucht zu entziehen, größeres Gehör. Nach dieſem Wunſche ſollte er das Königreich verlaſſen, um entweder durch den ausgewanderten Adel oder durch die Mächte, die ſchon lebhafte Theilnahme an ſeinem Unglücke und Abneigung gegen die Grundſätze des neuen Frankreichs ausgeſprochen hatten, in dasſelbe zurückgeführt zu werden. Der Marquis von Bouillé, Gouverneur von Metz, ein ganz königlich geſinnter General, der ſich bisher nur durch ein höchſt vorſichtiges Benehmen auf ſeinem Poſten erhalten hatte, war ſchon von Mirabeau als derjenige bezeichnet worden, durch deſſen Hilfe der Plan ausgeführt werden könne, und Bouillé war auch voll Eifer, mit den unter ſeinem Befehle ſtehenden Truppen Alles zu wagen.

Unter dem Vorwande einer feindlichen Truppenbewegung an der Grenze, errichtete Bouillé bei Montmedy ein Lager, ſtellte Detachements auf der Straße auf, die der König einſchlagen ſollte, um ihn zur Bedeckung zu dienen, und da zu dieſen Anſtalten die Angabe eines Grundes nöthig war, ſo gab man als ſolchen die Beſchützung der zur Zahlung der Armee beſtimmten Kaſſe an.

Die königliche Familie traf ihrerſeits im Geheimen alle Vorbereitungen zur Abreiſe, und nahm einen dem Verdachte durchaus entkräftenden Schein an. Alle Vorkehrungen des Generals waren auf den 19. Juni berechnet; aber der König verſchob an dieſem Tage die Abreiſe, weil Frau von Tourzel, die Gouvernante der königlichen Kinder, ihn und die Königin fußfällig bat, ihre Zöglinge begleiten zu dürfen, und ſo verließ er erſt in der Nacht am 20. Juni verkleidet das Schloß. In einiger Entfernung von dem Carrouſelplatze fanden ſie ein paar gewöhnliche Wagen, mit welchen ſie Bondy auf der Landſtraße nach Lothringen erreichten, wo dann eine große Reiſekutſche bereit ſtand. Das weibliche Gefolge ward in einem zweiten Wagen untergebracht, und die Vorſitze waren von drei als Vorreiter gekleideten Leibwächtern eingenommen. Vermöge eines für eine ruſſiſche Dame ausgeſtellten Paſſes erhielten die Reiſenden überall ohne Weigerung Poſtpferde, und ſo ſchien ihre Entfernung von Paris, als einmal Chalons hinter ihnen lag den glücklichſten Ausgang zu verſprechen.

Der König war ſehr vergnügt bis er zu Sonneville, die Eskorte, die ihm dort in Empfang nehmen ſollte, nicht fand, was ſeine Stimmung durch dieſen Umſtand ängſtlich machte. Er hatte weder daran gedacht den General Bouillé von dem Aufſchube ſeiner Abreiſe zu benachrichtigen, noch in Montmirael, wo ihn eine Ausbeſſerung des zweiten Wagens um mehrere Stunden aufhielt, durch einen der Leibwächter den wartenden Befehlshaber der erſten Eskorte ſeine nahe Ankunft zu melden, der zuletzt der Meinung war, die Abreiſe des Königs ſey verunglückt, und ſich daher auf den nächſten Poſten zurückzog. Die dadurch veranlaßte rückgängige Bewegung der Truppen, die nicht ohne verwirrtes Hin- und Herreiten der Officiere vor ſich ging, und dem Vorwande, daß ein wichtiger Geldtransport geleitet werden ſolle, alle Wahrſcheinlichkeit nahm, vermehrte das Aufſehen, welches die ungewöhnliche Maßregel in der ganzen Gegend erregt hatte. Dabei beging der König die Unklugheit, als er Abends den 22. nach St. Menehould kam, aus dem Wagen heraus zu ſprechen, um die Abfahrt zu beſchleunigen, wo er von dem Poſtmeiſter Drouet, an der Aehnlichkeit ſeines Geſichts mit dem auf den Aſſignaten befindlichen Bildniſſe erkannt wurde. Dieſer eilte daher ſogleich mit einigen jungen Männern nach der nächſten Station Darennes, um daſelbſt die Obrigkeit, ſo wie die Gemeinde in Bewegung zu ſetzen.

Schon waren die mit tödtlicher Unruhe gefolterten Reiſenden daſelbſt angekommen, und hatten durch reichlich geſpendetes Geld die zögernden Poſtillone zum Weiterfahren bewogen; aber Drouet hatte ſich beeilt an der nach Montmedy führenden Brücke einen Wagen mit Hausgeräthſchaften umzuwerfen, wodurch der Weg unfahrbar gemacht ward. Die Leibwächter ſtiegen ab, und wollten das Hinderniß bei Seite ſchaffen, da trat aber Drouet mit einigen Leuten an die Kutſche und gebietet zu halten. Einige die gut bewaffnet waren zeigten ſich jetzt entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, allein Ludwig erſchrack vor dem Gedanken an Widerſtand, und zog es vor, ſich einigen unbewaffneten Bürgern gefangen zu geben, und ihnen in das Haus des Gemeindevorſtehers zu folgen.

Anfangs glaubte er ſich unerkannt, als er aber ſein Unglück gewahr wurde, fiel er den Beamten und andern Umſtehenden um den Hals und bat ſie flehentlich, die Fortſetzung ſeiner Reiſe nicht zu hindern. »Ich bin euer König; ich fliehe vor den Dolchen und Bajoneten der Hauptſtadt, und ſuche in der Provinz, mitten unter meinen treuen Unterthanen die Freiheit und Ruhe, die der Geringſte von euch genießen darf. Ich kann nicht länger in Paris bleiben, ohne dort mit den Meinigen ums Leben zu kommen.« Aber der noch vor Kurzem für den unumſchränkten Gebieter eines Reiches von 30 Millionen Menſchen gehalten ward, ſtand jetzt als ein vergeblich Flehender vor den mit dem Anſehen des Geſetzes bekleideten Gemeinde-Beamten.

Als die National-Verſammlung die Verhaftung des Königs erfuhr, ſandte ſie drei ihrer Mitglieder als Kommiſſäre ihm entgegen, welche die königliche Familie zu Epernay trafen, und ſodann mit ihr nach Paris zurück kehrten.

1. Bd. 93.

England.

Die Hinrichtung der Königin Maria Stuart.

Der Haushofmeiſter Melvil knieet vor ſeiner königlichen Frau und nimmt von dieſer den rührendſten Abſchied.

Jahr 1587.

Die Königin Maria Stuart hatte durch die Ermordung ihres Lieblings David Rizzio einen tödtlichen Haß auf ihren Gemal den Grafen Darnley geworfen, nachdem dieſer an dem Morde Schuld trug, und beſchloß daher ſeinen Untergang.

An des Sängers Rizzio Stelle war in Mariens Gunſt der Graf von Bothwell getreten, einer der mächtigſten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausſchweifend, laſterhaft, ohne Achtung für Sitte, Recht und Religion, und ohne irgend ein ausgezeichnetes Verdienſt. In dem Maße, wie jetzt Maria ihren Gemal vernachläßigte, überhäufte ſie Bothwell mit Würden und Gütern.

Darnley wurde zu Anfang des Jahrs 1567 zu Glasgow ſo plötzlich krank, daß man auf Gift muthmaßte, doch endlich erholte er ſich langſam, und Maria reiſte ſelbſt nach Glasgow, ihn zu beſuchen; ja ſie bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, wo ſie ihm unter dem Vorwande, daß das Geräuſch der Hauptſtadt ſeine Geneſung hindere, ein kleines Landhaus als Wohnung bereitete. Hier blieb ſie acht Tage und mehrere Nächte bei ihm, und pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Am 9 Februar ſagte ſie ihm, ſie wünſche die Nacht im Palaſte zuzubringen, um der Hochzeit einer ihrer Hoffräuleins beizuwohnen, und in dieſer nämlichen Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft geſprengt, und Darnleys Leichnam nicht weit davon auf dem Felde gefunden.

Der offene Unfriede, in welchem Maria mit ihrem Gemale gelebt, erregte jetzt bei Vielen den Verdacht, daß ſie an dieſer niedrigen That einen Antheil gehabt habe; jedoch war allgemein die Ueberzeugung, daß Bothwell das Verbrechen vollführt habe Man ſchwieg wohl öffentlich davon, aber zur Nachtszeit ließen ſich in den Straßen der Hauptſtadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Endlich klagte Graf von Lenox den Bothwell förmlich an, aber Maria ließ den Beſchuldigten im Beſitze ſeiner Würden, ja ſie vermehrte noch ſeine Macht. Bothwell war jetzt immer von Bewaffneten umgeben, was den Grafen Lenox abhielt, in der Gerichtsſitzung zu erſcheinen, die dabei noch ſo übereilt angeſetzt ward, daß es ihm in dieſer kurzen Zeit wohl nicht möglich war, die nöthigen Beweiſe herbeizuſchaffen. Da nun kein Kläger erſchien, ſo ſprachen die Geſchwornen den Angeſchuldigten frei, und unterſchrieben einige Tage darauf eine Urkunde, in der ſie die Königin baten, den Bothwell zu heirathen. Gleich nachher reiſte Maria von Edinburg nach Stirling, wo er an der Spitze von tauſend Reitern erſchien, ſich der Königin bemächtigte und ſie nach ſeinem Schloſſe Dunbar führte. Da Maria bei dieſer Gewaltthätigkeit wenig Ueberraſchung, Schreck und Unwillen zeigte, ſo war es für den Unbefangenen nicht zweifelhaft, daß Alles nur eine Verabredung ſey. Auch verzieh ſie nicht nur dem Räuber, ſondern beſchloß auch die Bitte, die er denen Pairs abgelockt hatte, wirklich zu erfüllen, ohne auf die Warnungen und Abmahnungen des engliſchen und franzöſiſchen Hofes zu achten Alle Umſtände, welche dieſe Vermälung begleiteten, machten ſie in den Augen rechtlicher Männer noch haſſenswerther, denn Bothwell mußte dieſerwegen von einer Gemalin geſchieden werden, die er erſt ſechs Monate vorher geheirathet hatte, und nachdem der Scheidungs-Prozeß unter erbärmlichen Gründen ſchon in vier Tagen beendet war, ſo wurde am 15. Mai 1567 die Vermälung vollzogen.

Zu einer ſolchen Kette von Freveln und Nichtswürdigkeiten ließ ſich Maria durch ihre Leidenſchaft fortreißen, aber dafür hat wohl ſelten ein Weib ſchwerer gebüßt als dieſe unglückliche Königin. Während ſie von Bothwell tyranniſirt wurde, ſtieg der Unwille gegen ſie und ihre Thaten immer höher. Die angeſehendſten Männer verbanden ſich, die Mörder des Königs zur Strafe zu ziehen, und ließen das Schloß des Grafen von Bothwell überfallen; allein diesmal entflohen noch die Verfolgten. Endlich ergab ſich Maria freiwillig den Verbündeten, während ihr Gemal nach einer zehnjährigen Gefangenſchaft eines jämmerlichen Todes ſtarb, ſo wie ſeine Verbrechen ihn verdienten.

Mariens Schickſal war gleichfalls traurig. Im Triumphe von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte ſie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße anhören, und ſich endlich in das Schloß Lochlevin einſperren laſſen, wo ſie mit rückſichtsloſer Strenge behandelt wurde. Hierauf mußte ſie drei Urkunden unterſchreiben, in welchen ſie der Regierung entſagte, den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, zum Regenten ernannte, und bis zu deſſen Ankunft, da er gerade in Frankreich war, einen Regierungs-Ausſchuß einſetzte. Dadurch war ſie alſo förmlich entthront und ihr einjähriger Sohn unter dem Namen Jakob VI. zum König gekrönt.

Aber muthig, wie ſie war, wollte ſie noch einmal ihr Glück verſuchen, und entkam wirklich im Mai 1568 aus dem Verhafte. Gleich darauf rief ſie ihre Freunde zu ihrem Beiſtande, und verſammelte einen Theil des Adels um ſich, da Vielen durch die Entfernung Both-

wells der größte Anſtand gehoben ſchien. Aber Murray, ein Mann von Tapferkeit und Fähigkeiten, gewann ein Treffen gegen ihr Heer, wodurch dasſelbe völlig zerſtreut ward. Bei der Unmöglichkeit, nach Frankreich zu entkommen, gab es für die Königin keinen andern Zufluchtsort mehr, als in das engliſche Gebiet zu flüchten, von wo ſie einen rührenden Brief an die Königin Eliſabeth ſchrieb, in welchem ſie um eine Unterredung mit ihr bat.

Frauen vergeben aber ſelten die ihnen angethane Beleidigung, und ſo hatte auch Eliſabeth nicht vergeſſen, daß Maria ihr einſt den engliſchen Thron hatte ſtreitig machen wollen. Sie erklärte daher, die Königin von Schottland nicht eher ſehen und ſprechen zu können, bis ſich dieſe von der ſchweren wider ſie angebrachten Anklage, der Theilnahme an dem Morde ihres Gatten gereinigt haben würde. Darin bemerkte jetzt Maria, daß ſie auf dem engliſchen Boden gleich einer Gefangenen gehalten werde, und wollte ihr Glück nochmal verſuchen zu entfliehen; allein bald wurde ſie entdeckt und nach Tutbury in die Grafſchaft Staffordshire gebracht, wo ſie den Herzog von Nordfolk, den vornehmſten Edelmann im Reiche, hochgeachtet wegen ſeines tadelloſen Wandels, kennen lernte.

Dieſer ging jetzt mit dem Plane um, Maria zu heirathen, verfuhr aber bei ſeinen Unterhandlungen ſo unvorſichtig, daß Eliſabeth ihn ſogleich gefänglich nach dem Tower bringen ließ, um ihn, ſo wie ſeine Verbündeten, welche Maria befreien wollten, als Empörer hinrichten zu laſſen. Nach dem Tode des ſchottiſchen Statthalters Murray erhob ſich in dem unglücklichen Schottland wieder eine mächtige Partei zu Gunſten der Königin Maria, wobei auch Frankreich und Spanien nicht unthätig blieben für ihre Befreiung zu wirken. Dadurch wurde Eliſabeth in einen Krieg mit Philipp dem II., der einige Zeit für ihren Bräutigam galt, verwickelt, und es entſtanden auch mehrere Verſchwörungen wider ihr Leben, die aber immer entdeckt und beſtraft wurden.

Endlich ereignete ſich, nachdem Maria ſchon achtzehn Jahre unter immer trüberen Ausſichten für ihre Rettung gefangen ſaß, ein Vorfall, der das Schickſal der Unglücklichen entſchied. Ein junger Edelmann, Namens Babington, und mehrere andere katholiſche Engländer verſchworen ſich, Eliſabeth zu ermorden und Maria zu befreien. Aber auch dieſe Verſchwörung ward entdeckt, wobei man noch in den Beſitz von Briefen kam, aus welchen hervorging, daß Maria um das frevelhafte Vorhaben gewußt habe.

Nun waren bei den verſtärkten Beſorgniſſen im Staatsrathe der Königin die meiſten Stimmen dafür, daß Maria zu einer gerichtlichen Unterſuchung gezogen und nach dem Schloſſe Fotheringhay in der Grafſchaft Nordhampton in ſichere Verwahrung gebracht werden müſſe. Bei dem gegen ſie eingeleiteten Rechtsverfahren läugnete ſie nicht ihre Verbindung mit fremden Mächten, wohl aber ihre Mitwiſſenſchaft und Theilnahme an der Babington'ſchen Verſchwörung, und erklärte das Zeugniß ihrer Schreiber für falſch, denen ſie gegenüber geſtellt ſeyn wollte, was ihr aber verweigert wurde.

Nach dem Schluſſe der Unterſuchung ſprachen die Richter zu London das Todesurtheil über die Königin von Schottland aus, und Eliſabeth, obſchon ſie ſich äußerlich ſtellte, als wollte ſie das über Maria gefällte Todesurtheil nicht beſtätigen, unterſchrieb dasſelbe dennoch, und war froh, einer ſo gefährlichen Nebenbuhlerin los zu werden.

Hierauf begaben ſich die Grafen von Shrewsbury und Kent nach Fotheringhay und kündigten am 7. Februar 1587 der unglücklichen Gefangenen an, ſich auf den nächſten Morgen um acht Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das ſchreckliche Wort mehr mit Erſtaunen als mit Entſetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre ſämmtliche Dienerſchaft hereintreten.

Weinend erſchienen die Treuen, knieeten nieder, und baten ſie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen ſie unwiſſend beleidigt habe. Sie gab ihnen dieſe Bitte zurück, verſicherte ihnen, daß ſie allen wohlgewollt habe, gab ihnen Empfehlungsſchreiben an ihre Verwandten in Frankreich mit, theilte den kleinen Ueberreſt ihrer Güter unter ſie aus, und nahm den zärtlichſten Abſchied von ihnen. Dann ſchlief ſie einige Stunden und brachte den Reſt der Nacht im Gebete zu. Am Morgen des traurigen Tages genoß ſie eine Hoſtie, vom Papſte Pius dem V. geweiht, die ſie längſt für den entſcheidenden Augenblick aufgeſpart hatte, und legte dann eine reiche Kleidung an, um recht als Königin zu ſterben. Als ſie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafſchaft in ihr Zimmer und ſagte ihr, daß es Zeit ſey, worauf ſie ſeinen Schritten mit einem ruhigen Geſichte nachfolgte. Vor ihrer Thüre fand ſie die Grafen, welche den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeiſter Andreas Melvil, der ſich jetzt bei dem jammervollen Anblicke ihr troſtlos zu Füßen warf; aber auch dieſen redlichen Diener entließ ſie mit dem ſanfteſten und frömmſten Zuſpruch, küßte ihn und wollte ihn tröſten, weinte aber ſelbſt.

Beim Eintritte in den ſchwarzausgeſchlagenen Saal, in welchem die Blutbühne und viele Zuſchauer verſammelt waren, bedeuteten die Grafen, daß Mariens Diener zurück bleiben ſollen, auf ihr eindringliches Verlangen erhielt ſie aber für einige die Erlaubniß, daß ſie Zeugen ihres Todes ſein dürfen. Bitterer als alles Uebrige, war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten aus Peterborough, der ſie ermahnte mit Ergebung zu ſterben, und dem ſie entſchloſſen ſagte, daß ſie im katholiſchen Glauben ſterben wolle. Hierauf betete ſie für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn und zuletzt auch für Eliſabeth, der ſie Alles verzieh. Dann ließ ſie ſich von ihren Frauen entkleiden, und als einer der Scharfrichter helfen wollte, ſagte ſie lächelnd, ſolcher Diener ſey ſie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr ſchluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf ſie knieend ſelbſt ihr Haupt auf den Block legte, das mit dem zweiten Hiebe vom Körper getrennt war.

So ſtarb Maria Stuart im 46. Jahre ihres Alters und im 19. ihrer Gefangenſchaft, nachdem ſie ihre Vergehungen durch das jammervollſte Geſchick, und einen ſchmachvollen Tod abgebüßt hatte.

1.Bd. 94.

Schweden.

Die Jugendjahre Karl des XII. von Schweden.

Der junge Prinz verrichtet in Gegenwart ſeiner frommen Mutter, knieend ſein Morgen- und Abendgebet.

Jahr 1687.

Karl XII., König von Schweden, war ein Sohn Karl des XI. und einer däniſchen Prinzeſſin Ulrike Eleonora, geboren zu Stockholm im Jahre 1682. Sein Vater, ein für ſein Volk ganz geſchaffener und für deſſen Wohlfahrt ſehr beſorgter Regent, war ſtets redlich, in ſeinem Eifer unermüdlich, in ſeiner Lebensweiſe abgemeſſen und in ſeiner Zucht untadelhaft. Er ſchloß mit allen ſeinen Gegnern Friede und ſuchte durch die Aufmunterung des Handels, der Künſte und Gewerbe ſeinen durch beſtändige Kriege erſchöpften Unterthanen wieder aufzuhelfen, was ihm für die Erziehung ſeines Sohnes keine Zeit übrig ließ.

Dieſe beſchwerliche Sorge blieb alſo völlig ſeiner Gemalin, und er konnte ſie auch keinen beſſern Händen anvertrauen, denn Eleonora war fromm und demüthig und eine in jeder Beziehung liebenswürdige Frau.

Da bei einem einſtigen Herrſcher Religion und Demuth die Hauptbedingniſſe einer glücklichen Regierung ſind, ſo war ſie vorzüglich bemüht ihm eine eifrige Liebe für religiöſe Geſinnungen einzuprägen, und ſuchte ihn als muthmaßlichen Thronerben beſonders davon zu bewahren, daß er ſich ſeiner einſtigen Größe nicht überhebe und keinen Mißbrauch von ſeiner königlichen Gewalt mache, die oft einzelne Perſonen ſo wie ganze Völker zu Unmuth und Klagen verleitet. Seine Bedienung ward daher ſorgfältig gewählt; Niemand, der nicht durch Gottesfurcht und Sittenreinheit ausgezeichnet und bekannt war, durfte in der Nähe des Prinzen ſeyn, oder ohne der Mutter Gegenwart mit ihm ſprechen. Sie ſelbſt unterrichtete den jungen Karl in der ſchwediſchen und deutſchen Sprache (letztere damals die Hofſprache in Stockholm); in der Folge brachte man ihm auch latein und franzöſiſch bei, aber obgleich er es in beiden Sprachen ziemlich weit brachte, ſo konnte man ihn dennoch nie zum Sprechen der Letztern bewegen, dagegen ſprach er das Lateiniſche gerne und fehlerfrei, obgleich nicht zierlich.

Schon in ſeinem fünften Jahre hielt ihm die fromme Mutter zum Leſen der Bibel an, und lernte ihm einige kurze Gebete, die er Morgens und Abends auf den Knieen verrichten mußte, und wobei ſie, den Knaben ſegnend, immer ſelbſt mitbetete.

Von ſeinem fünften Jahre an, hatte man ihm männliche Erzieher gegeben, die jedoch die Weiſung hatten, ihn nie hart anzugreifen, ſondern ihn allein durch den Ehrtrieb zum Fleiße zu reitzen. Auch der Vater war jetzt mehr für ſeine Erziehung beſorgt, und ſchrieb ihm eine ſtrenge und nach der Minute beſtimmte Lebensweiſe vor, von welcher der Prinz nicht abweichen durfte.

Unter den Wiſſenſchaften beſchäftigte er ſich am liebſten mit der Mathematik und Kriegskunſt, ähnlich dem Kaiſer Napoleon, der gleichfalls außer der Geſchichte für die mathematiſchen Gegenſtände eine vorzügliche Neigung hatte, und ſeine für dieſes Fach beſtellten Lehrer ſtets in hoher Achtung hielt. In ritterlichen Uebungen ward er von Keinem übertroffen, ja im Reiten zeigte er eine Verwegenheit, die ihm mehr als einmal faſt das Leben koſtete.

Ein großer Schlag für den lernbegierigen und frommen Karl war der Tod ſeiner würdigen Mutter Eleonora, welche im Jahre 1693 zu Stockholm ſtarb, und vier Jahre ſpäter jener ſeines Vaters.

Nach der letztwilligen Verordnung deſſelben wurde jetzt die Regierung der Großmutter des jungen Königs bis er volljährig ſeyn würde, übergeben, und fünf Räthe ihr an die Seite geſetzt.

Karl ſchien ſich darum nicht weiter zu kümmern, wie er überhaupt ſehr verſchloſſen war; wenig Umgang und noch weniger jugendliche Vergnügungen aufſuchte, und dadurch den fremden Geſandten Anlaß gab nach ihren Höfen zu berichten, der junge König von Schweden ſey ein ſehr mittelmäßiger Kopf, der die Arbeit ſcheue. Aber bald machte einen richtigern Blick in ſein Innerſtes der Kanzleirath Piper, als er ihn bei einer Heerſchau begleitete. Er fand ihn — ſo erzählt man — ungewöhnlich finſter und nachdenkend, und als er ihn fragte, was ihn eben jetzt ſo lebhaft beſchäftige, antwortete der fünfzehnjährige Karl: »Ich denke, daß ich ſelbſt ſchon dieſen braven Leuten Befehle ertheilen könnte, und wünſchte, daß wir Beide nicht länger unter einer Frau ſtünden.« Piper machte jetzt einen ſo klugen Gebrauch von dieſen Worten, daß er den Adel zu dem Vorſchlage bewog, den König für mündig zu erklären.

Dieſer Antrag ging auch bei den zuſammengetretenen Ständen durch, und trotz dem Widerſtreben der alten Regentin wurde die Krönung Karls auf den 24. December 1697 angeſetzt.

Anfangs zeigte Karl keine beſondere Neigung zu den Regierungsgeſchäften, ſondern überließ dieſelben meiſtens dem zum Grafen erhobenen Piper, der auch bis an ſein Ende ſein vertrauteſter Rathgeber blieb. Dieſer Zeitpunkt ſchien den eiferſüchtigen Nachbarn günſtig, um das im Norden übermächtige Schweden zu demüthigen, und bald verbreitete ſich auch die

Nachricht von den feindlichen Rüſtungen, wodurch im ſchwediſchen Reichsrathe Beſtürzung entſtand. Viele ſprachen von Unterhandlungen, vom Nachgeben, von nothwendigen Aufopferungen; aber der junge König, der bisher den Verſammlungen faſt gedankenlos beizuwohnen geſchienen hatte, erhob ſich, und ſagte mit einer Feſtigkeit, welche Alle in Verwunderung ſetzte: »Ich habe den feſten Vorſatz, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden.«

Hierauf ward der Krieg beſchloſſen und das Heer ſo wie die Flotte wurden in Stand geſetzt.

Die Dänen machten den Anfang ihrer Feindſeligkeiten damit, daß ſie ins Holſteiniſche einrückten. England und Holland waren aus Handelsintereſſe Schwedens Freunde und ſandten eine Anzahl Schiffe zu Hilfe, die ſich bald mit der ſchwediſchen Flotte vereinigten, welche von Karlscrona ausliefen.

Der achtzehnjährige Schwedenkönig, der plötzlich den lebendigſten und unternehmendſten Geiſt zeigte, war ſelbſt am Bord des Admiralſchiffs und ging gerade auf Koppenhagen los. Nach einem fruchtloſen Bombardement beſchloß er fünf Meilen von der Stadt entfernt auf Seeland zu landen, was unter dem heftigſten Feuer der Dänen am 4. Auguſt 1700 Abends um 6 Uhr geſchah. Karl ſelbſt ſprang aus dem Schiffe mit dem Degen in der Hand ins Waſſer und drang muthig gegen die däniſchen Batterien vor, während ſeine Soldaten ihm jubelnd folgten und die feindlichen Verſchanzungen eroberten.

Schrecken und Angſt ergriff jetzt die Bürger der Stadt Koppenhagen, da der Kampf zu ungleich und die Bundesgenoſſen zu entfernt waren.

Der gedemüthigte und beſchämte König Friedrich IV. von Dänemark ſah ſich genöthigt um Frieden zu bitten, den er auch ſchnell zu Dravendahl erhielt, nachdem er ſich verpflichtet hatte, dem Bündniſſe gegen Schweden zu entſagen und den Herzog von Holſtein-Gottorp zu entſchädigen. So endigte die erſte Unternehmung Karls, bei welcher er eben ſo viele Einſicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies, und in Folge deren er jene genügſame und harte Lebensweiſe annahm, der er für ſein ganzes Leben treu blieb. So bezog er auf einem Feldzuge trotz der fürchterlichſten Kälte den ganzen Winter hindurch kein Haus und blieb in ſeinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er ſich, wenn die Kälte zu heftig ward, durch glühende Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Brandwein und aß die einfachſte Koſt. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblicke an, als ein Officier ſcherzend geſagt hatte, er ſey ſeit geſtern ſo dick geworden, daß man ihn nicht mehr kenne. Ein für unſere Zeiten höchſt unzierlicher Soldatenrock mit großen meſſingenen Knöpfen bekleidete die lange ſchlanke Geſtalt, und dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reiterſtiefeln und lederne Handſchuhe, deren mächtige Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckendem Ernſt im Blicke, der Stolz, Eigenſinn und Kühnheit zugleich ausdrückte, erkannte man den König; jedoch zeigte er nur dem Feinde dieſe Eigenſchaften, denn gegen ſeine Officiere und Soldaten war er der leutſeligſte Herr. Er entſchuldigte Fehler gern, und duldete es nie, daß von Abweſenden Böſes geſprochen ward; auch belohnte er treue Dienſte königlich. Seine Reden waren meiſtens kurz, aber immer ſinnvoll. Zorn und Mißfallen äußerte er nur durch ein finſteres Zuſammenziehen der Augenbraunen. Weiblichen Umgang mied er faſt ſchüchtern, doch ehrte er das Geſchlecht.

Kaum war der Friede mit Dänemark abgeſchloſſen, ſo ging der junge Held daran, die Angriffe ſeiner andern beiden Gegner Auguſt des II., Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen, dann Peter dem I. von Rußland zurückzuſchlagen. Jener belagerte Riga, dieſer bedrohte Narwa und das um den finniſchen Meerbuſen gelegene Land. Karl ging nun im November auf Narwa los, wo er die Ruſſen mit einer ihm weit überlegenen Zahl in einem befeſtigten Lager fand. Vom Winde und einem dichten Schneegeſtöber begünſtigt, beſchloß er jetzt »in Gottes Namen,« wie er ſagte, den Angriff auf die Verſchanzungen, und ließ durch zwei, die trübe Luft durchfahrende Raketen das Zeichen zur Schlacht geben. Bei dem erſten Feuern des ruſſiſchen Fußvolks ward das Pferd unter ihm erſchoſſen; er warf ſich auf ein anderes und ſagte: »Die Leute wollen mich im Reiten üben.« Sein Weg führte ihn durch einen Moraſt. Hier verlor er wieder ſein Pferd und auch ein Stiefel blieb ſtecken; aber viel zu ungeduldig um ſich mit dem Anziehen aufzuhalten, jagte er im Strumpfe weiter. Der ganz ungeübte verſchüchterte und vom Wetter ſo ſchlecht begünſtigte Feind ſuchte ſein Heil bald in der Flucht und nach einem dreiſtündigen wüthenden Gefechte war der Sieg für die tapfern Schweden entſchieden. Tauſende von blutigen Leichen bedeckten das beſchneite Schlachtfeld, und am andern Morgen ergaben ſich noch 30,000 Mann freiwillig, da ſie hörten, mit welcher Güte der Sieger die am vorigen Tage Gefangenen behandelt habe.

Die Kriegskaſſe, das Gepäck, alle Fahnen, 145 Kanonen, 28 Mörſer und ein großer Kriegsvorrath fielen den Schweden in die Hände. Narwa war außer ſich vor Freuden über dieſen glorreichen Sieg und empfing den achtzehnjährigen Helden unter dem Donner der Kanonen.

Nach ſeinem Einzuge in dieſe Stadt war ſein erſter Gang in die Kirche, wo er Gott knieend für ſeinen Sieg dankte, und die alten Krieger über den frommen Sinn zu Freudenthränen rührte. Als man ihm den Bericht zeigte, den man von dieſem Siege nach Stockholm ſenden wollte, ſtrich der beſcheidene Jüngling mit eigener Hand dasjenige weg, was für ihn zu ſchmeichelnd, und für den Zar zu unrühmlich war.

Für Auguſt dem II. war die Nachricht von der Niederlage ſeines Bundesgenoſſen ein Donnerſchlag; auch Peter erröthete, von einem Knaben beſiegt worden zu ſeyn; doch faßte er ſich ſchnell und ſagte: »Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft ſchlagen werden, aber zuletzt werden ſie uns auch ſiegen lehren.«

I. Bd. 95.

Schweden.

Karl des XII. tapfere Vertheidigung

in ſeinem Lager zu Varnitza bei Bender in der Türkei.

Der Schwedenkönig ſetzt noch den Kampf in ſeinem Hauſe fort, als dieſes ſchon im Brande ſteht und dem Einſturze droht.

Jahr 1713.

Durch die Schlacht bei Pultawa, welche Karl XII. wider den ruſſiſchen Zar Peter im Jahre 1709 verlor, wurde er in eine äußerſt bedrängte Lage verſetzt, die ihm kein anderes Mittel als die Flucht übrig ließ. Vom Dnieper eilte alſo der flüchtige König mit der wenigen Mannſchaft, die ihm noch übrig geblieben, an die Ufer des Bug fünf ſchreckliche Tagreiſen; denn es ging durch unbewohnte Wüſteneien in einer brennenden Sonnenhitze, ohne einen kühlenden Labetrunk, ja ohne einen Biſſen Brods, da alle Lebensmittel bereits verzehrt waren. Endlich kam man am Bug der damaligen Grenze des ruſſiſchen und türkiſchen Reiches, und ſetzte die Türken bei dem Anblicke einer ſtarken Anzahl bewaffneter Reiter (es waren faſt 2000) in nicht geringe Verlegenheit.

Der Statthalter von Oczakow wollte erſt in Konſtantinopel wegen Einlaß eine Anfrage machen, aber der Paſcha von Bender war ein klügerer Mann, und ertheilte, von dem Rufe und den Thaten des Königs ſchon früher in Kenntniß, die Erlaubniß zum Ueberſetzen, was gerade noch zur höchſten Zeit geſchah, denn ſchon waren die nachſetzenden Kalmuken ſo nahe, daß ſie noch 500 Schweden gefangen nahmen, die ſich aus Mangel an Fahrzeugen nicht ſchnell genug einſchiffen konnten.

Bald darauf erſchien ein Aga an der Spitze eines türkiſchen Reiterſchwarms und überbrachte dem Könige ein prächtiges Zelt, Lebensmittel, Wagen und andere Bequemlichkeiten, und begleitete ihn auf das ehrenvollſte nach Bender, wo er von dem Paſcha mit der ausgezeichnetſten Achtung empfangen wurde. In dieſer Stadt wollte man ihm jetzt ein artiges Haus einrichten laſſen, aber Karl wollte etwas Außerordentliches haben, und ſchlug vor der Stadt ein Lager auf, deſſen Zelte ſich durch den Fleiß ſeiner Leute allmälig zu Baraken verwandelten. Da ſich viele Schweden und Polen um ihn einfanden, ſo ſtieg die Zahl derſelben bald auf 1800 Mann, die er mit kriegeriſcher Strenge muſterte. Auch wurden in dieſem ſtattlichen Lager die Betſtunden zur großen Erbauung der ſtaunenden Türken täglich gehalten. Er verſchenkte große Summen, die er müheſam hatte aufborgen müſſen, als ob es Kleinigkeiten wären, an die Janitſcharen und an ſeine Leute und ließ ſeine Freunde mit einer ausgezeichneten Pracht leben, wenn gleich er ſelbſt ſeine einfache Lebensweiſe fortſetzte. Jetzt wäre es dem Schwedenkönige ein Leichtes geweſen, durch Ungarn und Deutſchland in ſeine Staaten zurückzukehren, aber der Gedanke, ſich nach großen Thaten ſeinen Unterthanen als Feldherr ohne Heer wieder zu zeigen und in einer ſchimpflichen Vermummung durch halb Europa zu reiſen, das ihn bisher nur an der Spitze eines weltbeherrſchenden Heeres geſehen hatte, wurde ihm unerträglich. Ein einziger Weg ſchien ihm nur übrig zu ſeyn mit Ehren zurückzukehren, nämlich: durch eben dieſes Rußland, in dem er jetzt geſchlagen worden war, und zwar an der Spitze eines türkiſchen Heeres, das von ihm ſiegen gelernt hätte.

Mit ſeiner gewöhnlichen Beharrlichkeit dieſen romanhaften Plan verfolgend, ſchrieb er von Bender aus an den Sultan Achmet dem III., erzählte ihm kurz ſein Unglück, zeigte ihm die Gefahr des türkiſchen Reiches, wenn Rußland nicht mit vereinter Macht herabgedrückt würde, und forderte ihn auf, ein Trutzbündniß mit ihm zu ſchließen und dem Zar ſogleich den Krieg zu erklären.

Voll Ungeduld wartete er auf eine Antwort, die zuletzt nach einem halben Jahre ſo wenig Beſtimmtes enthielt, daß jeder Andere als der unbeugſame Karl alle Hoffnung, hier jemals etwas zu erlangen, aufgegeben hätte.

Karl ſchickte nun den polniſchen Grafen Poniatowski, den Vater des nachmaligen Königs von Polen, nach Konſtantinopel, um dort heimlich für ihn zu wirken, und dieſer wußte die Miniſter, welche ihm entgegen waren, ſo geſchickt zu entfernen, daß er es endlich dahin brachte, die Pforte zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen.

Schon im Frühjahre 1711 ſetzte ſich das Heer unter der Anführung des Großvezirs Baltadſchi Mehemet gegen das ruſſiſche Heer in Bewegung, welch Letzteres unter dem Befehle des Generals Scheremetew ſtand, doch aber von Peter ſelbſt und ſeiner Gemalin Katharina begleitet wurde. Alles ließ ſich für die Türken glücklich an, und ſchon ſchien Peter dem Untergange nahe, als ſeine Gemalin durch Muth und Klugheit den Frieden herbeiführte, in welchem an Karl gar nicht gedacht wurde. Katharina gab nämlich ihren ganzen Juwelenſchmuck her, und bewog noch viele vornehme Officiere auch von dem ihrigen hinzuzulegen, um einen Talisman für den Großvezier und deſſen Kiaja (Unterfeldherrn) daraus zu bereiten, der einem mitgeſchickten Friedensbriefe Eingang in die Gemüther dieſer beiden Män-

ner verſchaffen ſollte. Die Edelſteine wirkten auch ſchnell mit ihrer blendenden Kraft, denn der Großvezier bewilligte vorläufig einen Waffenſtillſtand von ſechs Stunden, um die vorgeſchlagenen Friedensbedingungen anzuhören, worauf dann in wenigen Tagen ein Friede zu Stande kam, der dem außerordentlichen Vortheile, den die Türken in Händen hatten, durchaus nicht entſprach. Karl, über dieſen unerwarteten Ausgang ſtill und übel gelaunt, entwarf in Bender wieder neue Pläne und bat durch ſeine Agenten die Pforte um Hilfsvölker gegen ſeine Feinde; aber auch Rußlands Agenten waren nicht weniger thätig, und brachten es zuletzt dahin, daß gegen den König von Schweden eine feindſelige Partei im Diwan die Oberhand bekam, worauf der Sultan erklärte, daß Karl die Türkei verlaſſen müſſe.

Karl erklärte dagegen, er brauche, um mit Ehren abreiſen zu können, eine halbe Million Thaler zur Bezahlung ſeiner Schulden, welcher Betrag ihm auch vom Sultane als ein Geſchenk von 1200 Beuteln, d. i. 600,000 Thaler bewilligt wurde; jedoch mit der Bedingung, daß ihm das Geld nicht eher gegeben werden ſolle, als bis er wirklich abgereiſet ſey. Karl ließ aber durch ſeinen Schatzmeiſter dem Paſcha das Geld unter dem Vorwande — daß man doch die Schulden nicht bezahlen könne, wenn man ſchon im Abzuge ſey — ablocken, und begehrte, als der beſorgte Mann nach einigen Tagen die ehrfurchtsvolle Anfrage wegen der Abreiſe machte, noch weitere Tauſend Beutel.

Nachdem darüber das ſchriftliche Anſuchen um die zweiten Tauſend Beutel an den türkiſchen Hof gelangte, war des Sultans Geduld ſo weit erſchöpft, daß er den Befehl gab, den König gewaltſam zur Abreiſe zu nöthigen, und falls er ſich noch weigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen.

Nun rückte ein ganzes Heer mit 10 Kanonen und 2 Mörſern gegen Karls Lager an, jedoch bot man nochmals in Güte dem Könige ein ſicheres Geleit bis Adrianopel an, wo er ſeine Sache mit dem Sultane perſönlich abmachen könne. Karl wollte aber in ſeiner Erbitterung die redlichen Kriegsmänner gar nicht ſehen, und drohte ihnen, die Bärte abſchneiden zu laſſen, wenn ſie ſich nicht gleich entfernen, worauf erſt der Paſcha den Befehl gab, das ſchwediſche Lager mit Sturm anzugreifen.

Die Kanonen donnerten, und in wenig Augenblicken waren auch die Verſchanzungen erſtiegen. Die Schweden ergaben ſich der Uebermacht, nur Karl wollte ſein Haus bis auf den letzten Augenblick vertheidigen. Da die Janitſcharen noch immer ſchonend gegen ihn handelten, ſo gelang es ihm auch noch glücklich in dasſelbe zu kommen, obgleich das Gedränge um ihn ſo groß war, daß er kaum um ſich hauen konnte.

Nun griff er mit ſeiner wenigen Mannſchaft die im Hauſe plündernden Feinde an, trieb ſie hinaus, und tödtete dabei mehrere eigenhändig. Dieſer glückliche Erfolg beſtimmte ihn vom Neuen, Fenſter und Thüren verrammeln zu laſſen, und ſich hartnäckig zu vertheidigen, was ihm auch gelang. Da nun die Türken ſahen, daß ihre Kanonen dem Hauſe wenig Schaden zufügten, ſo warfen ſie brennende Lunten auf das Dach, und ſetzten es dadurch bald in helle Flammen. Aber immer noch wurde aus demſelben fortgefeuert, obſchon eine brennende Latte nach der andern auf die Vertheidiger herabfiel, und die Balken zuſammen zu ſtürzen drohten. Ein Trabant hatte jetzt den Einfall, man könnte ſich vielleicht bis zu einem andern feſten Hauſe durchſchlagen, welches fünfzig Schritte von dieſem brennenden entfernt lag. Dieſer Vorſchlag gefiel dem Schwedenkönige, der ſogleich die Thüren öffnen ließ, und mit einer guten Salve aus Piſtolen von wenigen ſeiner Hausgenoſſen begleitet auf die Türken hinausdrang. Aber jetzt war er verloren, denn er ſtolperte oder verwickelte ſich mit ſeinen Sporren, ſtürzte nieder und ward ſogleich von den Janitſcharen nicht ohne Mühe und Wunden entwaffnet. Man brachte ihn hierauf in das Zelt des Paſcha von Bender, der ihn höchſt ehrerbietig empfing und dann nach einem Dorfe Demotika bringen ließ, wo ihm Naturallieferungen wie früher, nur kein Geld angewieſen wurde.

Indeſſen hatte man ihn in Europa beinahe vergeſſen, und hielt ihn für todt, was er auch wirklich für ſein Volk und die Welt war. Endlich erwachte er aber aus ſeiner Erſtarrung, machte dem Großvezier ſeinen eigenen Wunſch um abzureiſen, bekannt, und brach im Oktober 1714 nach einem fünfjährigen ganz unnützen Aufenthalte in der Türkei von Demotika auf, von wo aus er von einem zahlreichen türkiſchen Gefolge ehrenvoll begleitet wurde.

Unterwegs langten Boten vom Großherrn bei ihn an, welche ihm ein prächtiges mit Gold geſticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenen Griffen, acht ſchöne arabiſche Pferde mit ſilbernem Geſchirre und Steigbügeln und ſechzig Wagen mit allerlei Mundvorrath gefüllt, zum Geſchenke überreichten.

In der Wallachei angekommen, ließ er ſein ſchwediſches Gefolge zurück, und eilte bloß mit den Oberſten Düring und Roſen unter fremden Namen und angeſtrengtem Ritte Tag und Nacht durch ganz unbekannte Gegenden fort. In 14 Tagen legten ſie 280 deutſche Meilen zurück, und langten im November in der Mitternacht vor dem Thore Stralſunds an. Der wachehabende Officier machte Anfangs Schwierigkeit ſie einzulaſſen, da aber der angebliche Kourier gleich vom Aufhängen ſprach, ſo ließ man ihn ein. Trotz dem ungeheuren Barte und der ſchwarzen Perücke, die nebſt einem braunen Rocke ſeine Reiſevermummung ausgemacht hatte, erkannte man ihn ſogleich und verſetzte am frühen Morgen die Stadt in eine allgemeine Freude. Unbeſchreiblich war das Gedränge in den Straßen, als er ſich am zweiten Tage zu Pferde ſehen ließ, und überall begrüßte man ihn jubelnd mit hellem Vivatruf, den er mit freundlichem Danke aufnahm.

Um den guten Bürgern ihre unverſtellte Liebe zu vergelten, erließ er der Stadt auf zehn Jahre die Abgaben und adelte die vornehmſten Rathsherren. Seiner frommen Sitte getreu, fehlte er auch am nächſten Sonntage nicht in der Kirche und erſchien beim Vor- und Nachmittags-Gottesdienſte.

I. Bd. 96.

Karl des XII. letzte Unternehmung und Tod.

Die in der Nacht herbeigeeilten Officiere finden den Schweden-König todt gegen die Bruſtwehre hingelehnt, und die Hand an den Degen haltend.

Jahr 1718.

Als Karl XII. nach ſeinem abenteuerlichen wider Rußland begonnenen Zuge, und ſeinem faſt noch mehr abenteuerlichen fünfjährigen Aufenthalte im türkiſchen Gebiete wieder nach Schweden zurück gekehrt war, fand er das Reich theils in Folge der vielen Kriege, theils ſeiner langen und verderblichen Abweſenheit an Geld und Menſchen erſchöpft, und von ſeiner ehemaligen Höhe tief herab gekommen.

Der mächtige und unermüdliche Zar von Rußland hatte im Verlaufe dieſer Zeit faſt alle ſchwediſchen Beſitzungen an der öſtlichen Küſte der Oſtſee an ſich geriſſen, und beim Ausfluſſe der Newa die neue Hauptſtadt Petersburg gegründet, und war in ſeinem großartigen Plane, ſeinem unermeßlichen Reiche im Norden, Oſten und Süden Meere zu geben, ſchon bedeutend näher gerückt.

Der König von Preußen hatte durch einen Vertrag mit Sachſen und dem Zar einen großen Theil von Schwediſch-Pommern unter dem Namen der Sequeſtration beſetzt, und als Karl nach ſeiner Zurückkunft die Räumung von Stettin verlangte, ohne die dafür aufgewendeten Summen zurückzahlen zu wollen, trat Preußen zu ſeinen Feinden über.

Ferner kaufte Hannover den Dänen die den Schweden weggenommenen Herzogthümer Bremen und Verden ab, wobei in dem deshalb zu Koppenhagen geſchloſſenen Vertrage der König von England und der Kurfürſt von Hannover zugleich Theilnahme an dem allgemeinen Kriege gegen Schweden verſprachen; auch Peter, ſo wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen verbürgten Hannover die neue Erwerbſchaft. Eine ſo ſtarke Verbindung hätte wohl einen reichen und mächtigen König erdrücken können, wie vielmehr den Beherrſcher eines armen Landes, das ſchon einen vierzehnjährigen Krieg ausgehalten, und ſeine ergiebigſten Provinzen verloren hatte. Woher ſollte er friſche Truppen, woher Geld nehmen, da die Finanzen des Reiches aufs Aeußerſte zerrüttet waren? Zwar führte ihm das Schickſal einen Mann entgegen, der für Unterhandlungen und Verwaltung eben ſo viel Einſicht als Gewandtheit beſaß, nämlich den Baron von Görz; aber es erforderte doch Zeit, bevor dieſer ſeine Finanzpläne zur Ausführung bringen konnte.

Zwei preußiſche Heere, verſtärkt durch däniſche, polniſche und hannöverſche Truppen, rückten im Sommer des Jahres 1715 auf Stralſund und Wismar los und ſetzten dann nach der Inſel Rügen über, die ſie unter Begünſtigung eines dichten Nebels glücklich in Beſitz nahmen. Der Verſuch, ſie zu vertheidigen, koſtete dem Schwedenkönige ſeinen Liebling den Baron von Grothuiſen, und ſeinen Reiſegefährten den Oberſten Düring; er ſelbſt kam unter ſein Pferd, das ſich in der Dunkelheit der Nacht zuerſt auf einen ſogenannten ſpaniſchen Reiter ſpießte, und gleich darauf von einer Kanonenkugel getödtet ward. Selbſt Stralſund konnte er nicht länger halten, ſondern mußte ſich heimlich nach Schweden einſchiffen, worauf die Stadt übergeben und von däniſchen Truppen beſetzt ward.

Mit dem Anfange des nächſten Jahres 1716 wollte Karl wieder einen von ſeinen gewöhnlichen Feldzügen eröffnen und zwar hatte er es diesmal den Dänen zugedacht, die er auf dem zugefrornen Sunde zu Schlittſchuhen in Seeland beſuchen wollte; aber das Eis ging früher auf als ſein Heer geſammelt war, und ſo mußte er ſeinen Plan ändern und brach dann in Norwegen ein.

Die faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe, die Klima, Witterung, Wälder und Wege verurſachten, wurden noch durch die außerordentliche Tapferkeit der patriotiſchen Norweger vermehrt. Als am 21. März Chriſtiania beſetzt wurde, fand man die Stadt von den Einwohnern verlaſſen. Die Verbindung mit Schweden war unterbrochen und in Norwegen trafen anſehnliche Verſtärkungen aus Dänemark ein. Karl mußte alſo befürchten, eingeſchloſſen zu werden, und trat daher den Rückweg an. Die überall verſteckten Einwohner thaten jetzt den Schweden dabei unſäglichen Schaden, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. Karl dachte indeſſen Friedrichshall zu erobern, und rückte mit 2500 Mann vor dieſe Feſtung; allein die wackern Bürger verbrannten lieber ihre eigene Stadt, bevor ſie dieſe dem Nationalfeinde überließen, und ſchoſſen noch während des Brandes ſo herzhaft auf das ſchwediſche Lager, daß Karl ſelbſt von einem durch Bomben eingeworfenen Hauſe bis an die Bruſt in Schutt vergraben lag. Zur Vermehrung ſeines Unglücks war faſt um dieſelbe Zeit ſeine Flotte, die dem Heere friſche Lebens- und Kriegsbedürfniſſe zuführen wollte, im Hafen von Friedrichshall überfallen und verbrannt worden.

Da er ſich jetzt in Norwegen nicht länger mehr halten konnte, ſo kehrte er wieder nach vier verlornen Monaten nach Schweden zurück.

Den Winter brachte er zu Lund in Schonnen zu, wo er die Zeit größtentheils mit der gewiſſenhaften Durchſicht aller Kanzleipapiere durchbrachte. Auch ſein Miniſter Görz war nicht weniger thätig, indem er dem mächtigſten der Feinde, nämlich den Zar

von Rußland (der auf Dänemarks Herrſchaft im Sunde, und Englands Beſitznahme von Bremen und Verden eiferſüchtig war), zu einem beſondern Friedensbündniſſe mit Schweden zu lenken wußte. Karl wollte dem Zar alle von ihm eroberten Provinzen, außer Finnland, laſſen, aber dafür ſollte ihm Peter die von Kurhannover genommenen deutſchen Länder wieder erobern helfen, und zugeben, daß Karl die von Dänemark beſetzten wieder nehme, auch von dem letztern Staate eine in Norwegen zu nehmende Entſchädigung erlange. Endlich wollten auch beide Mächte den König Stanislaus in Polen wieder einſetzen. Der Vertrag war dem Abſchluſſe nahe, aber Karl, der unmöglich ſo lange ruhen konnte, unternahm ſeinen früher vereitelten Plan, Norwegen aufs Neue zu erobern. Er theilte ſein Heer, das aus 27,000 Mann beſtand, in zwei Haufen; mit einem ſollte der Baron Armfeld durch Herjedalen auf Drontheim losgehen, mit dem andern wollte er ſelbſt von der Mittagsſeite einfallen Jener brach im Auguſt 1718 auf. Der Zug durch die norwegiſchen Gebirge, ſtand vielleicht an Beſchwerlichkeiten keinem der berühmteſten Heereszüge in der Weltgeſchichte nach.

Kanonen und Laffeten mußten auf den engen Wegen von den Soldaten auf den Schultern getragen werden; mit Reisbündeln mußte man erſt die Sümpfe ausfüllen, durch welche man gehen wollte. Nahrungsmittel fehlten, von dem Pfützenwaſſer ſchwoll Menſchen und Pferden der Leib auf, und die beſtändige Näſſe und Kälte erzeugte täglich neue Krankheiten. Um Brot zu erhalten, mußte man erſt das Getreide ſelbſt auf dem Felde abſchneiden, dreſchen, mahlen und backen, oder röſten, ſo gut man konnte.

Als man bei Drontheim ankam, zeigte ſich die Unmöglichkeit, dieſe von drei Seiten mit Waſſer umgebene Feſtung zu erobern, ſo deutlich, daß man nichts Beſſeres thun konnte als umkehren.

Jetzt war der Winter in ſeiner fürchterlichen Strenge eingetreten, und zum Unglücke führte der Rückweg über ein acht Meilen langes Eisgebirge. Auf dieſen nur von Bären und Raubvögeln bewohnten Höhen, die zu dieſer Jahreszeit (Jänner 1719) wohl nie ein menſchlicher Fuß betreten hatte, kletterten 10,000 abgemattete Schweden unter dem fürchterlichſten Sturme und Schneegewirbel durch ungebahnte Wege, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne hinlängliche Bekleidung umher, und zogen noch ihr Geſchütz hinter ſich nach. Um in dieſer entſetzlichen Lage bei ihren Feinden Mitleid zu finden, ließ man einige däniſche Gefangene los, damit dieſe den Befehlshaber von Drontheim von dieſer Noth unterrichten mögen, und dieſer ſandte auch ſogleich 300 Schlittſchuhläufer mit 150 leichten Schlitten zu Hilfe, aber dieſe kam ſchon zu ſpät. Faſt das ganze Heer war ein Raub der Kälte geworden; ganze Regimenter im Zuge begriffen ſtanden erſtarrt, ganze Haufen lagen im Schnee verſchüttet, andere von den eiſigen Klippen herabgeglitten, lagen in Abgründen, und ſo ſahen von Armfelds Heere kaum 500 Mann ihr Vaterland wieder.

Noch trauriger endete der Zug, den Karl XII. ſelbſt mit dem Hauptheere nach der Mittagſeite von Norwegen unternahm. Erſt zu Anfang des Novembers 1718 ging er über die Grenze und richtete ſeinen Weg aufs Neue nach der Feſtung Friedrichshall. Karl führte die Belagerung mit allem ihm eigenen Muthe und Todesverachtung und eroberte ſelbſt eine Hauptſchanze mit dem Degen in der Hand. Die Arbeiter in den Gräben konnten es ſeinem Eifer immer nicht ſchnell genug machen, ja ſelbſt am Sonntage (11. Dezember), nachdem er Vor- und Nachmittags die Predigten in Tyſtodahl angehört hatte, ging er, trotz der ſchneidenden Nachtluft noch ſpät Abends um 9 Uhr mit dem Oberingenieur Megret und dem General-Adjutanten Siguier, zweien Franzoſen hinaus, um zu ſehen, wie weit man gekommen ſei. Er lehnte ſich über eine Bruſtwehre hin, ſtützte den Kopf auf beide Arme, und ſah den Arbeitern beim Licht der Sterne zu. Aus der Feſtung ward immer noch von Zeit zu Zeit lebhaft kanonirt. Beide Begleiter entfernten ſich nach einander von ihm, und ließen ihn allein. Nach zehn Uhr kam Siguier nebſt einigen Officieren zurück, aber Megret kam ihnen mit der Nachricht entgegen, daß der König — erſchoſſen ſei. Sie fanden ihn rückwärts gegen die Bruſtwehre gelehnt, Kopf und Handſchuhe blutig, und die rechte Hand am Degen haltend. Vermuthlich war er zuerſt mit der Hand nach der Wunde gefahren und hatte dann zum Degen greifen wollen. Alle waren erſchrocken und tief bewegt, nur die beiden Franzoſen nicht, ja Megret ſagte kalt: »Nun iſt das Spiel aus, nun wollen wir heimziehen.«

Da man nicht glauben konnte, daß jene Kugel, die ihn tödtete, aus der Feſtung könne abgeſchoſſen worden ſein, ſo vermuthete man nicht ohne Grund, es habe einer der den König begleitenden Officiere ihn mit einer Piſtole erſchoſſen, wie ſich auch bei einer genauen Unterſuchung des Leichnams ausgewieſen hat, daß es keine andere als eine Piſtolenkugel geweſen ſey. Der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel befahl den Todesfall geheim zu halten, bis er ſeiner Gemalin, der jüngern Schweſter Karls, Ulrike Eleonora, die Thronfolge geſichert hätte, worauf erſt am 26. Februar 1719 die königliche Leiche in der Ritterhalmskirche in Stockholm feierlich beigeſetzt wurde.

So ſtarb in der vollen Blüthe ſeines Lebens — 36 Jahre alt — ein Mann voll ſeltener Kraft, die vom Anfange an, auf das Große gerichtet war, und lieber nichts thun wollte, wenn ſie nicht das Rühmlichſte vollbringen konnte. Wäre das tiefe Bewußtſein ſeines Rechts bei dem Anfange des großen Kampfes nicht durch den Gedanken, die Rache an ſeinen Feinden um jeden Preis vollenden zu müſſen, getrübt worden, und nicht in verderblichen Starrſinn umgeſchlagen, und hätte er in ſeinen Kriegszügen eben ſo viel planvolle Berechnung und ſtrategiſche Einſicht entwickelt, als er ſie durch heldenmüthige Tapferkeit verherrlichte, ſo würde man ſeinen Thaten eine weit größere und reinere Bewunderung zollen können. So aber wurden durch den Mißbrauch, den er von ſeinen Gaben machte, auch die ohnehin nicht großen Kräfte ſeines Landes nutzlos vergeudet, und in ſeinen Sturz verwickelte er auch den der ſchwediſchen Größe.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ueberſicht

der

hiſtoriſchen Federzeichnungen

zu den

Memorabilien des In- und Auslandes.

1. Kaiſer Heinrich IV. erſcheint vor dem Papſte Gregor dem VII., um von dieſem die Löſung des gegen ihn ausgeſprochenen Bannes zu erlangen.
2. Buonoparte vertheilt das neu geſtiftete Ordenszeichen der Ehrenlegion an die Verdienſtvollen.
3. Die junge Chriſtina von Schweden erſcheint in der Verſammlung der Reichsſtände, und wird hier durch die Aufforderung eines ſchwediſchen Bauers zur Königin ausgerufen.
4. Drouet, ein vornehmer Franzoſe, fällt als das erſte Opfer bei dem Ausbruche der ſiciliſchen Vesper.
5. Die Enthauptung der beiden Prinzen Konradin von Schwaben und Friedrich von Baden zu Neapel.
6. Die ſächſiſchen Prinzen Ernſt und Albert werden in der Nacht aus dem Schloſſe Altenburg durch Kunz von Kaufungen gewaltſam hinweggeführt.
7. Die Angelſachſen erſcheinen mit ihren Führern Hengiſt und Horſa in Britanien.
8. Die Gefangennehmung des engliſchen Generals O'Hara durch Napoleon Buonoparte bei Toulon.
9. Die Rechtfertigung über die verwendeten Gelder bei Erbauung des Stammſchloſſes Habsburg.
10. Die Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig zum Chriſtenthume, und die Taufe ſeiner Schweſter.
11. Peter Abälard führt ſeine Gattin Heloiſe in das Kloſter Paraklet als Aebtiſſin ein.
12. Buonoparte läßt die von den Sektionären beſetzte Kirche St. Rochus beſchießen, und rettet durch die Erſtürmung derſelben den Senat.
13. Donna Ignez de Caſtro von ihren Mördern umlauert, kniеet mit ihren Kindern zu den Füſſen des Königs von Portugal, ihn um ſeine Gnade bittend.
14. Gottfried von Bouillon erſtürmt auf ſeinem erſten Kreuzzuge die Stadt Jeruſalem.
15. Buonoparte hält vor dem Beginne der Schlacht bei Kairo eine Anrede an ſeine Truppen.
16. Peter der Große unter den Strelitzen, die wider ſein Leben eine Verſchwörung angezettelt hatten.
17. Friedrich von Preußen zieret ſeine Gemalin mit der Königskrone.
18. Der letzte Gang der Lady Johanna Gray von England zum Blutgerüſte.
19. Die Zertrümmerung des franzöſiſchen Admiralſchiffes L'Orient in der Seeſchlacht bei Abukir.
20. Die Königin Margaretha von Anjou wird auf der Flucht mit ihrem Sohne von Räubern im Walde angefallen, und gibt ſich einem derſelben zu erkennen.
21. Der beſiegte Bajazeth ſchmachtet in einem eiſernen Käfig, während ſeine Gemalin dem Timur als Sklavin dient.
22. Don Carlos wird in der Nacht aus dem Schlafe geweckt, und von ſeinem königlichen Vater dem Herzoge von Feria zur Bewachung übergeben.
23. Die Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn auf dem Marktplatze zu Brüſſel.
24. Der Prinz Wilhelm von Oranien wird durch einen Piſtolenſchuß meuchlings ermordet.
25. Der Biſchof von Augsburg reicht auf dem Schlachtfelde dem Könige Otto dem I. vor dem verſammelten Heere das heilige Abendmal.
26. Die griechiſchen Frauen und Greiſe zünden vor der Einnahme von Miſſolunghi durch die Türken die mit Pulver angefüllten Gefäße und Minen an.
27. Severin prophezeit dem Heruler Odoaker auf ſeinem Zuge nach Italien ſeine künftige Größe.
28. König Stanislaus von Polen bittet auf ſeiner Rettungsflucht einem Müller um die nächtliche Beherbergung.
29. Ambroſius, Biſchof von Mailand, verweigert dem Kaiſer Theodoſius den Eintritt in die Kirche.
30. Hengiſt, der Führer der Angelſachſen läßt den Britenkönig ſammt ſeinen vornehmſten Edelleuten bei einem Verſöhnungsmale ermorden.
31. Der ſchwer verwundete polniſche Held Thaddäus Kosciuszko wird als Kriegsgefangener in das ruſſiſche Hauptquartier gebracht.
32. Roſamunde, die Gemalin des ermordeten Longobardenkönigs Alboin, wird genöthigt den Reſt des von ihr dem Helmichis dargebrachten Gifttrankes zu leeren.
33. Der römiſche Feldherr Druſus wird an der Elbe von einem Weibe mit weiſſagenden Worten zurückgewieſen.
34. Die Bekehrung der Ruſſen zum Chriſtenthume und ihre Taufe.
35. Die gewaltſame Gefangennehmung des Königs Waldemar des II. von Dänemark.
36. König Alfred von England belauſcht als Harfner verkleidet die Dänen in ihrem Lager.
37. Der König Sebaſtian von Portugal wird in der Schlacht von Alkaſſar von einem mauriſchen Officier tödtlich verwundet.
38. Von den angeblichen falſchen Sebaſtianen von Portugal wird der Letzte derſelben ſchimpflich in den Straßen von Neapel zur Schau herumgeführt.
39. König Heinrich II. von England kniеet im Bußgewande vor dem Grabmale des Erzbiſchofs Thomas Becket zu Canterbury.
40. Der ſchwer verwundete Schwedenkönig läßt ſich in der Schlacht bei Pultawa auf einer Tragbahre herumtragen, und ermahnt ſeine Soldaten zur Tapferkeit.
41. Der Hunnenkönig Attila weiſet ſeine Großen auf die aus der Stadt Aquileja fliegenden Störche als eine Vorbedeutung des gewiſſen Sieges.
42. Harold von England ſinkt von einem Pfeile tödtlich getroffen auf dem Schlachtfelde bei Haſtings.
43. Der römiſche Feldherr Varus ſtürzt ſich nach der Hermannsſchlacht im Teutoburgerwalde in ſein eigenes Schwert.
44. Der vom Körper getrennte Kopf des Ali Paſcha von Janina wird in einer feierlichen Audienz dem Sultane überliefert.

45. Der Kampf mit den Löwen vor der Markomannenſchlacht.
46. Die Weſtgothen unter ihrem Anführer Pelagius im Kampfe gegen die Araber in Spanien.
47. Der Triumphzug des Königs Theodorich im römiſchen Purpur.
48. Die Taufe Aethelberts von England.
49. Margarethens Urenkel wird als ihr königlicher Nachfolger von Schweden gekrönt.
50. Das Blutbad zu Stockholm in Schweden.
51. Titus rettet bei der Zerſtörung von Jeruſalem die koſtbaren Tempelgefäße aus den Flammen.
52. Karl der Große zerſtört die von den heidniſchen Sachſen für ein geheiligtes Götterbild gehaltene Irmenſäule.
53. Karl der Große empfängt von dem Papſte in der St. Peterskirche die Kaiſerkrone.
54. Karl der Große beſucht die Lehranſtalten und ermuntert die Schuljugend.
55. Der Zweikampf zwiſchen Wilhelm dem Eroberer, König von England, und ſeinem Sohne Robert.
56. Guſtav Waſa von Schweden kömmt auf ſeiner Flucht in die Gefahr in einer Bauernſtube von den Ausſpähern entdeckt zu werden.
57. Der Schweizerbund im Rüttli.
58. Die Gründung der Stadt Konſtantinopel durch Konſtantin dem Großen.
59. Die Kirchenbuße Kaiſer Ludwig des Frommen.
60. Jagello in der Schlacht bei Tannenberg gegen die deutſchen Ordensritter.
61. Heinrich I. empfängt die Botſchaft der Königswahl am Vogelheerde.
62. Herzog Leopold von Oeſterreich wird bei Morgarten durch einem landeskundigen Manne aus dem Gewühle der Schlacht gerettet.
63. Der morgenländiſche Kaiſer Baſiliskus wird mit Weib und Kinder in eine Ciſterne geworfen und hier dem Hungertode preis gegeben.
64. Beliſar erſcheint nach der Zerſtörung des Vandalenreiches in Afrika im feierlichen Zuge mit ſeinen Gefangenen und den erbeuteten Schätzen vor dem römiſchen Kaiſer Juſtinian.
65. Graf Eckbert von Braunſchweig rettet den zwölfjährigen König Heinrich den IV. aus den Fluthen des Rheines.
66. Arnold Struttbahn von Winkelried fällt von mehreren Spießen durchbohrt in der Schlacht bei Sempach.
67. Ein junger Volksredner fordert die im Palais Royal verſammelte Volksmenge zu revolutionären Bewegungen auf.
68. Heinrich I. verweigert den Abgeſandten aus Ungarn ſchimpflich den geforderten Tribut.
69. Die Erſtürmung der Baſtille durch einen zuſammengerotteten Pöbelhaufen.
70. Ildika ſitzt bei dem erſtarrten Leichname ihres Gemals, dem Hunnenkönige Attila, in tiefe Trauer verſunken.
71. Bonifacius fällt mit ſeiner Axt eine dem Donnergotte geheiligte Eiche nieder.
72. Der Papſt ertheilt der zur katholiſchen Kirche übergetretenen Königin Chriſtina von Schweden den apoſtoliſchen Segen.
73. Die feierliche Eröffnung der Gruft Kaiſer Karl des Großen.
74. Napoleon empfängt als Knabe am Sterbebette ſeines Groß-Oheims deſſen Segen.
75. Die zwei unzertrennlichen deutſchen Freunde Herzog Ernſt und Graf Werner fallen unter den Schwertern der Kaiſerlichen.
76. Konſtantin der Große erblickt auf ſeinem Heerzuge nach Italien am Himmel das Zeichen des Kreuzes von Sonnenſtrahlen umgeben.
77. Der Gothenkönig Alarich erſtürmt Rom und zerſtört einen Theil der Stadt nebſt vielen Denkmälern.
78. Der ohnmächtig zurückſinkenden Königin Carolina Mathilde von Dänemark wird bei ihrem gerichtlichen Verhöre von einem der Kommiſſarien die Hand zur Unterſchrift ihres Namens geführt.
79. Der zum Tod verurtheilte däniſche Miniſter Graf von Struenſee wird aus ſeinem Kerker zur Richtſtätte geführt.
80. Die Bußfahrt Kaiſer Heinrichs des IV. nach Italien, um die Löſung vom Banne zu erwirken.
81. Kaiſer Friedrich I. empfängt von dem Papſte Alexander bei der Zuſammenkunft zu Venedig den Friedenskuß.
82. Der poetiſche Wettſtreit auf der Wartburg in Thüringen.
83. Der Mordverſuch gegen den jungen Peter Zar an den Stufen des Altars.
84. Otto von Wittelsbach erſtürmt die von Räuberbanden beſetzte Veroneſer-Klauſe.
85. Graf Eſſer übergibt in ſeinem Gefängniſſe der königlichen Kammerfrau einen Ring, um dieſen der Königin Eliſabeth von England zum Zeichen ſeiner Reue einzuhändigen.
86. Der proteſtantiſche Biſchof von Glouceſter erleidet an einem Brandpfeiler gebunden den martervollen Feuertod.
87. Ludwig dem XVI. von Frankreich wird von dem Bürgermeiſter zu Paris die dreifarbige Kokarde überreicht.
88. Ludwig XVI. von Frankreich ſchwört der Nation den feſtlichen Eid auf dem Marsfelde.
89. Die Weiber von Weinsberg ziehen, ihre Gatten oder Geliebten auf den Schultern tragend, aus der belagerten Stadt.
90. König Guſtav von Schweden rettet ſich bei Praga von den ihn umringenden Tataren durch ſeine Tapferkeit.
91. Der Gemal der Königin Maria Stuart läßt ihren Günſtling dem Sänger Rizzio an ihrer Seite ermorden.
92. Der Poſtmeiſter Drouet verhindert die Flucht der königlichen Familie aus Frankreich.
93. Der Gang der Königin Maria Stuart von ihren Dienern begleitet zum Blutgerüſte.
94. Andachtsübung des jungen Karl des XII. von Schweden mit ſeiner frommen Mutter.
95. Tapfere Vertheidigung Karl des XII. in ſeinem Lager bei Bender gegen die Türken.
96. Bei der Belagerung von Friedrichsthal wird Karl XII. an eine Bruſtwehre zurückgelehnt, von ſeinen Offizieren in der Nacht todt aufgefunden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ziegler, Anton,

Historische Memorabilien des In- und Auslandes für anziehende Weltbegebenheiten, berühmte Bau- und Kunstdenkmale, ausgezeichnete Groß thaten, Würdigung der Verdienste erlauchter Fürsten und berühmter Männer etc aus mehreren Jahrhunderten gesammelt

Wien 1846

4 H.un. 201 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10007478-4